BALTISCHE

MONATSSCHRIFT

Baltische Monatsschrift.

Zehnter Band.

Riga,
Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung.
1864.

Inhalt
des zehnten Bandes.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Ueber Himmelskunde als Lehrobjekt in Unterrichtsanstalten.

Die beabsichtigte Einführung einer populären Astronomie in die Lehranstalten, zunächst unsrer Ostseeprovinzen, veranlaßt nothwendig eine Erörterung der Frage: was aus dem in unsern Tagen fast zum Unübersehbaren angewachsenen Gebiete der Himmelskunde zur pädagogischen Verwerthung auszuwählen sei; wie sich in methodischer Beziehung der Gegenstand zu gestalten habe, und endlich: welchen Zweck der Vortragende dabei ins Auge fassen müsse. Denn bis jetzt sehen wir uns in der so reichen, ja fast überreichen pädagogischen Literatur vergebens nach einer eingehenden Bearbeitung dieser Fragen um, was allerdings seinen Grund darin hat, daß der Gegenstand überhaupt noch sehr wenig Eingang in den Lehranstalten fand. Wird man doch selbst in den Lectionskatalogen der Gymnasien und der ihnen parallelen Realschulen sich meist vergebens danach umsehen und bei näherer Kenntnißnahme finden, daß die wenigen aus dem Zusammenhange gerissenen Notizen, die man etwa der Astronomie entnahm, nur unter der Aegide der Geographie oder der Physik noch einige Beachtung finden. Ziemlich allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß die Schule, vollends die Volksschule, sich darauf nicht einzulassen habe, daß die Zeit für andre und nothwendigere Dinge nicht geschmälert werden dürfe durch ein Lehrobjekt, das der Schüler doch gründlich zu erfassen nicht im Stande sei, und daß die Bruchstücke, die ihm vielleicht noch zu-

gänglich zu machen wären, ihm nicht viel helfen könnten. Und die meisten Lehrer fanden es ohnehin bequemer, bei den althergebrachten Lehrobjekten stehen zu bleiben und von den Fortschritten, die nicht die Himmelskunde allein, sondern alle Naturwissenschaften im weitesten Sinne tagtäglich machten, für ihre Lehrthätigkeit möglichst wenig Notiz zu nehmen.

In unsern Tagen jedoch läßt es sich nicht länger verkennen, daß im Volke ein Bedürfniß erwacht ist, wie es die frühern Zeiten in dieser Allgemeinheit nicht gekannt haben. Die bessern der populär gehaltenen Schriften über Himmelskunde erleben eine Reihe von Auflagen, wie sie noch vor 30—40 Jahren kein noch so treffliches Werk dieser Art gesehen hätte. Und an den Orten, wo man sich zu öffentlichen Vorträgen über einzelne Wissenszweige versammelt und Männer sich finden, die als Vortragende vor einem solchen Auditorium an ihrer Stelle sind, gehören die astronomischen Vorträge zu den am zahlreichsten und andauerndsten besuchten. Die jetzt so üppig emporwuchernden Vierteljahrs-, Monats- und Wochenschriften, sofern sie überhaupt ernster Belehrung in ihren Spalten einen Platz vergönnen, sind eifrig bemüht auch astronomische Bearbeitungen in ihren Kreis zu ziehen, wohl wissend, daß sie beim Publikum einem im Steigen begriffenen Interesse dadurch entgegen kommen. Ein Umschwung im geistigen Leben des Volks kann aber nicht verfehlen, einen solchen auch in der Schule hervorzurufen; denn wenn es wahr ist, daß die Schule das Leben bilde, so ist es in noch höherem und allgemeinerem Sinne wahr, daß das Leben die Schule bildet.

Und da ein altes und wahres Wort die Forderung stellt, daß man auch von seinem Feinde lernen, ihn beachten und Nutzen von ihm ziehen soll — woher in unsern Tagen die Erscheinung, daß die Bestreiter, sei es der ganzen Astronomie, sei es einzelner Lehren derselben, zahlreicher, ungestümer, ergrimmter als zur Zeit unsrer Väter und Großväter hervortreten? Woher anders, als weil sie Gefahr wittern — die Einen Gefahr für den Schlendrian, der sich bequemer und müheloser in den alten ausgefahrnen Gleisen bewegt und es für etwas sehr überflüssiges erachtet, neue Bahnen zu brechen — die Andern Gefahr für ihr Treiben, das ein Treiben der Finsterniß ist, in der sie das Volk, das nach ihrer Meinung ewig unreife und unmündige, mit aller Macht zu erhalten sich bemühen. Sie fühlen es wohl selbst, wie wenig sie in unsre fortschreitende, ja fortstürmende Zeit passen, aber nur um so unwilliger und verzweifelter geberden sie sich. So lange die Resultate, welche die Himmelskunde aus ihren

mühevollen Untersuchungen zu Tage förderte, ganz oder doch fast ganz auf den engen Kreis der Fachgelehrten beschränkt blieben; so lange das Gewand, in dem sie an die Oeffentlichkeit traten, einen mehr oder weniger gelehrten Zuschnitt hatte, ließen jene Feinde uns gewähren. Das noch im vorigen Jahrhundert ziemlich lebhafte Ankämpfen gegen das Copernicanische System schien mit Mercier, am Ende desselben, verstummt und zu Grabe getragen. Erst als in den dreißiger und vierziger Jahren populäre Schriften sich ins Publikum Bahn brachen, traten auch die Schmitz, Frost, Sachs, Schöpffer, Grange, Zimpel und Consorten aus ihrem Dunkel hervor, anfangs schüchtern und möglichst leise auftretend, allmählig immer kühner, diktatorischer und absprechender. Sie gewahrten mit Schrecken, daß die Naturwissenschaften, in deren Reihe auch die Astronomie erscheint, allmählig zu einer Macht heranwuchsen, der, wenn es so fortging, auch die Gewaltigsten der Erde kein Halt mehr zu gebieten vermochten, und sie versuchten ihre letzten Kräfte, um — wenn es möglich wäre — sie noch einmal zurückzudrängen von der Bühne des Volkslebens in die engen Kreise des eigentlich gelehrten Publikums.

Wir haben nun freilich nicht nöthig sie zu widerlegen, denn sie widerlegen sich unter einander selbst. Sie haben nichts mit einander gemein als den Ingrimm gegen wahres und gründliches Wissen und im Uebrigen sind ihre Systeme, falls sie ein solches aufzustellen versuchen, so himmelweit verschieden, so gänzlich unverträglich mit einander, daß man annehmen muß, sie kennen sich gegenseitig gar nicht. Wohl aber nehmen wir Akt von der Thatsache und schließen aus ihr auf eine allseitig erwachte Theilnahme, die uns nur willkommen sein kann, denn sie ist uns Bürge dafür, daß eine öffentliche Besprechung unsers obigen Themas ein zeitgemäßes Unternehmen sei.

Ganz und gar hat es an einer solchen Theilnahme wohl zu keiner Zeit gefehlt. Die Himmelslichter haben dem Menschen, vom Anbeginn seines Geschlechts an, eben so geleuchtet, wie sie es noch heute thun und durch alle Zeiten hin thun werden. Jahrtausende hindurch waren sie für ihn das einzige Mittel, seine Zeit zu messen und einzutheilen; das einzige, sich auf der weiten Erde zurecht zu finden. Nie hat eine Seefahrt bestanden ohne alle Astronomie; und wenn wir heut überall gebahnte auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Wege finden, wenn Leuchtthürme und Landmarken, Compaß, Uhr und Kalender, und wie vieles Andre noch, uns die Sache erleichtern und den unmittelbaren Recurs an den Sternenhimmel in den

meisten Fällen entbehrlich machen, so mögen wir doch nicht vergessen, daß die Astronomie und die mit ihr verschwisterten Naturwissenschaften es waren, die alle diese Dinge erst möglich machen und zu unsrer Bequemlichkeit herstellen konnten. Es würde geradezu einen Stumpfsinn verrathen, wollte man ein Wissen, das einen so tiefgreifenden und so ausnahmslos wohlthätigen Einfluß auf alle unsre Lebensverhältnisse geübt hat und noch täglich übt, für entbehrlich, nutzlos und überflüssig betrachten und es theilnahmlos bei Seite setzen. Ein solcher Stumpfsinn aber hat nie allgemein geherrscht, selbst bei den Völkern nicht, die man uns als rohe Wilde zu betrachten gewöhnt hat. Vielmehr haben grade sie, die unsrer Buchstabenschrift wie aller andern Culturmittel entbehrten und ihre unmittelbare Abhängigkeit von der sie umgebenden Natur weit mehr als wir empfanden, dem Sternenhimmel eine größere Beachtung geschenkt, als wir jetzt zu thun pflegen. Die Jäger- und Hirtenvölker der Vorzeit, die Araukanen, Tahitier und Neuseeländer der Gegenwart kannten und benannten die Planeten wie die hellern Fixsterne, formten sich Sternbilder, bestimmten ihre Zeit und richteten ihren Weg bei den nächtlichen Streifzügen durch die pfadlosen Thäler nach dem Kreuz des Südens wie nach dem Polaris und dem Wagen des Nordens, und gewöhnten sich schon in frühester Jugend, die Himmelslichter als Leitsterne zu betrachten und zu gebrauchen. Zeugniß dessen sind uns Homer und Hesiod, sind uns die heiligen Bücher, wie nicht minder die Berichte der Reisenden in ferne Länder. — Eben so hat es zu allen Zeiten und bei allen Völkern einzelne hervorragende Geister gegeben, die nicht bei der Erscheinung als solcher stehen blieben, sondern die noch unerforschten Geheimnisse des Firmaments zu durchdringen versuchten und sich nicht abschrecken ließen durch die großen Schwierigkeiten, die sich im Laufe der Untersuchung nicht verminderten, sondern unabsehbar vermehrten. China's und Indiens, Babylons und Egyptens früheste Geschichte in einem ihrer wesentlichsten Theile ist eine Geschichte dieser Versuche, und daß sie auch die Unermeßlichkeit des großen Ganzen schon ahnten, lehren uns unzweideutige Aussprüche. So singt z. B. Hesiod:

> Wenn neun Tage und Nächte dereinst ein eherner Amboß
> Fiele vom Himmel herab, am zehnten käm er zur Erde;

(wozu, nach Galle's Berechnung, 77,000 geographische Meilen gehören).

Ein Streben und Bewußtsein dieser Art konnte wohl zeitweilig verdunkelt, nie jedoch ausgelöscht und vernichtet werden; es erwachte

wieder und in unsern Tagen wäre es ein eitles Bemühen, es zum Entschlummern zu bringen.

Wenn wir demnach die erste der obigen Fragen: was soll aus dem weiten Gebiete der Himmelsforschung der heranwachsenden Generation auf ihren verschiedenen Stadien geboten werden, getrosten Muthes zu beantworten versuchen, so drängt sich sogleich eine Vorfrage auf: was kann geleistet werden? Wo sind die Lehrer zu finden, die das, was der Fassungskraft des Schülers erreichbar wäre, in didaktischer wie in methodischer Beziehung so darzustellen und zu verarbeiten wissen, daß es wirklichen Eingang in das Verständniß, nicht blos in das Gedächtniß des Zöglings finde? Und zweitens: wie steht es mit den Apparaten, deren dieser Unterricht, sei er auch noch so elementar, nicht gänzlich entbehren kann und die in brauchbarem Zustande zur Hand sein müssen, wenn der Lehrer sich nicht auf jedem Schritte in empfindlichster Weise gehemmt sehen soll? Und wenn nun eine besondere Gunst der Umstände an einem oder dem andern Orte diese nicht zu übersehenden Bedenken durch ein glückliches Zusammentreffen gehoben hätte, wenn Lehrer und Lehrmittel in erwünschter Weise zur Verwendung ständen — kann ein so ausnahmsweise glücklicher Einzelfall maßgebend sein für alle Lehranstalten derselben Kategorie?

Es möge in dieser Beziehung bemerkt sein, daß von einem eigentlich astronomischen Unterricht nur da die Rede sein könne, wo Mathematik und Naturwissenschaft überhaupt den ihnen nach Maßgabe des allgemeinen Charakters der Anstalt gebührenden Platz finden. Wo dies nicht oder noch nicht der Fall ist, kann der Anfang nicht mit Astronomie gemacht werden. Die Frage, wie weit sie zu führen ist, resp. geführt werden kann, wird stets nach Maßgabe des Standpunkts, den Mathematik und Naturwissenschaft überhaupt in der Anstalt einnehmen, beantwortet werden müssen. Je gründlicher und umfassender der Unterricht in den genannten Zweigen und namentlich den erstern ertheilt wird, desto weiter wird man den hier in Rede stehenden ausdehnen können. Wo beispielsweise die Elementarmathematik nicht die absolute Grenze bildet, sondern Algebra, Trigonometrie, die Lehre von den Kegelschnitten und die Anfangsgründe der Differentialrechnung Aufnahme finden können, da wird man in der Astronomie bis zu den Keplerschen Gesetzen, incl. ihrer Anwendung zu den Bahnberechnungen, und der Berechnung der Oerter aus den Elementen fortschreiten können. Da nun nicht jede Anstalt sich ein solches Ziel stecken kann (und gewiß vermögen es nur wenige, selbst in ihren Oberklassen) so wird man sich auch

in den Anforderungen im Betreff des astronomischen Unterrichts mehr beschränken müssen.

Denn so gewiß es wünschenswerth ist, daß der in Rede stehende Unterricht in möglichst vielen Lehranstalten Platz greifen und daß die Zahl derselben mit der Zeit immer zunehmen möge, ebenso gewiß ist es, daß ein bloßes Scheinwissen und Scheinverstehen bei keinem Gegenstande nachtheiliger sei als bei diesem. Der Zögling glaubt etwas zu wissen und inne zu haben, das er doch in Wahrheit nicht hat; es verleitet ihn dieser Dünkel zu einem selbstgefälligen Hin- und Herreden über astronomische Gegenstände, das nur das mitleidige Lächeln des Sachkenners hervorruft, und wenn es sich zur Anmaßung steigert, in seine Schranken zurückgewiesen zu werden verdient. Die Gründlichkeit des Wissens besteht nicht darin, Alles zu wissen, sondern darin, daß man das, was man weiß, recht und ganz wisse; daß man die Grenzen kenne und anerkenne, über die es nicht hinausreicht. Freilich ein Satz, der nicht von der Astronomie allein gilt, der aber in keinem Wissenszweige mehr und häufiger verkannt und übersehen wird, als grade in der Himmelskunde.

Wir haben damit denen, die der Einführung dieses Unterrichtszweiges in Lehranstalten abhold sind, allerdings nicht unerhebliche Zugeständnisse gemacht, und es ist unsre volle Ueberzeugung, daß man, will man anders redlich verfahren, in den Zugeständnissen so weit gehen müsse. So weit, jedoch nicht weiter, und namentlich nicht bis zu der Folgerung: also lasse man die Sache lieber ganz bleiben. Vielmehr ziehen wir daraus nur den Schluß, daß man auch hierin Maß halten müsse, und daß Maßhalten schwer sei, sagte schon der alte Periander. Wir wollen es indeß doch versuchen, und der Verfasser, der in allen seinen Schriften, auch wenn ihr nächster Zweck kein specifisch-pädagogischer war, doch diesen Gesichtspunkt nie aus dem Auge verlor, glaubt einige Berechtigung zu diesem Versuche beanspruchen zu dürfen. Nochmals also: was soll von der Himmelskunde gelehrt werden; von wem, und mit welchen Mitteln?

Der leichteste Theil, mit dem in allen Fällen der Anfang gemacht und mit dem schon in einem frühen Lebensalter des Schülers vorgeschritten werden kann, ist die Astrognosie (Himmelsschau). Zur eigentlichen Grundlage dient der Sternenhimmel selbst, eine sichre Führung gewähren in unsern Tagen Himmelsgloben und Himmelskarten in allen Formaten und zu allen Preisen. Wir sehen hier natürlich ab von den nur für die Fachgelehrten bestimmten Karten mit ihren Hunderttausenden von größten-

theils dem bloßen Auge unsichtbaren Sternen: selbst die Karten in Argelanders Uranometrie und andre auf gleicher Stufe stehende, welche alle einem guten freien Auge sichtbaren Sterne enthalten, dürften für das, was wir hier beabsichtigen, noch zu ausführlich erscheinen, so angelegentlich wir sie auch für das Selbststudium des Lehrers empfehlen möchten. Am zweckmäßigsten für den Unterricht sind diejenigen Karten, welche die Sterne als weiße Punkte auf schwarzem Grunde darstellen, nur die augenfällig sichtbaren (etwa 600 an dem bei uns sichtbaren Himmel) enthalten, allen Bilderprunk, wie nicht minder alle Strahlenkränze vermeiden, die Größe der Sterne nur durch die des kleinen weißen Kreises andeuten und außer diesen nur die Namen der Bilder und etwa einiger wenigen Einzelsterne enthalten. Alle Bezifferung, alle sonstigen durch Zeichen ausgedrückten Bemerkungen, die nur der Fachgelehrte gebraucht, bleiben weg, denn alles dies erschwert die bequeme Uebersicht, verwirrt den Schüler ganz unnöthigerweise und ist bei Nacht doch nicht sichtbar. Nur die einzelnen Buchstaben, die das Herkommen längst fixirt hat, mögen, unter Voraussetzung einer zweckmäßigen Auswahl, ihren Platz neben dem Sternpunkte finden. Am angemessensten für unsre heimischen Zonen giebt man drei Karten: die eine in Kreisform, enthaltend die nicht untergehenden Sterne, wobei auf einige Grade der Ausdehnung nichts ankommt, da man ohnedies nicht für jeden Breitengrad besondere Karten veröffentlichen kann; die beiden andern in Zonenform, enthaltend alle auf- und untergehenden Sterne der Sommer- und Winterhälfte des Himmels. Von den nie aufgehenden Sternen des Südhimmels braucht bei diesem ersten Unterricht noch keine Rede zu sein; daß jedoch der Lehrer darum wisse und bei sich darbietender Veranlassung auch Auskunft geben könne, setzen wir voraus.

Mit dem ersten Blatte beginnt man, da die betreffenden Sterne in jeder heitern Nacht ohne Unterschied der Jahreszeit sichtbar sind. Man zeigt zuerst den Polarstern und macht auf die Kennzeichen aufmerksam, die zu seiner sichern Wiederauffindung dienen. Dann wird man darauf hindeuten, daß 4 Constellationen in Beziehung auf den Polarstern einander in Kreuzform gegenüberstehen, und zwar bei Annäherung der Frühlingsnachtgleiche in den ersten Abendstunden so: Capella oben nahe dem Scheitelpunkt, Wega unten am Nord-Horizont, der große Bär im Nordosten, Cassiopeja im Nordwesten. Sechs Monat später ist das Bild vollständig umgekehrt: Wega oben, Capella unten u. s. w. Diese (mit Inbegriff des Polarsterns als Hauptsterns des kleinen Bären) 5 Constellationen geben

nun Richtpunkte ab für die andern hieher gehörenden Bilder, von denen jedoch nur Drache, Cepheus, Perseus und Andromeda erwähnt zu werden brauchen, da die übrigen als wenig augenfällig, für jetzt noch wegfallen können.

Auf dem zweiten und dritten Blatte sind vor allem die 12 Zodiakalbilder hervorzuheben. Man beginnt am besten in den beiden ersten Monaten des Jahres, wo in den Abendstunden vom Widder bis zum Löwen und etwa noch Jungfrau herum die Bilder des nördlichen Theils der Ekliptik bequem sichtbar sind. Die andre Hälfte, bis zu den Fischen, wird man Anfang September am besten sehen (freilich wird man im höhern Norden vom Scorpion, Schützen und Steinbock kaum noch etwas wahrnehmen). Zu diesen Zodiakalzeichen, verbunden mit den oben erwähnten Circumpolarbildern, finden sich nun Richtpunkte und Leitlinien genug, um die noch übrigen Bilder sicher auf- und wiederzufinden: für diese erste Stufe mögen genügen: Orion, kleiner und großer Hund, Bootes, Krone, Herkules, Ophiuchus, Schlange, Pegasus, so wie da wo sie noch sichtbar sind: Hase, Taube, Becher, Wasserschlange. — Wir haben alle zu unscheinbaren und schwieriger aufzufindenden Sternbilder hier übergangen; 30 bis 35 genügen für den ersten Unterricht vollkommen, und wenn nun noch einige Eigennamen der hellern Sterne wie Sirius, Capella, Regulus u. s. w. hinzukommen, so ist für Orientirung am Himmel für's Erste genügend gesorgt.

Die Planeten, deren wir eigentlich nur 4 besonders augenfällige an unserem Nachthimmel zählen, kommen hier nur so weit in Betracht, als es darauf ankommt, sie als solche zu erkennen, um sie nicht mit Fixsternen zu verwechseln, wozu einige hinreichend bekannte Kennzeichen genügen.

Kaum wird es nöthig sein hier ausführlich über die Methodik sich zu verbreiten. Unmittelbare Himmelsschau ist und bleibt das Beste und gleichzeitig am raschesten zum Ziele Führende. Wo die besonderen Verhältnisse der Anstalt dies nicht gestatten oder räthlich erscheinen lassen, müssen natürlich Globus und Sternkarte die materielle Grundlage bilden; die letztern sind leichter in der für Schulklassen erforderlichen Größe zu beschaffen als erstere und auch des bequemeren Gebrauches wegen vorzuziehen.

Mathematische Vorkenntnisse werden hier eigentlich noch gar nicht vorausgesetzt. Wohl aber wird es förderlich sein, wenn Augenmaß-Uebungen vorangegangen sind und wenn sie bei dieser Himmelsschau mitgenommen werden. Die Begriffe Pol, Aequator, Ekliptik, Frühlings-

und Herbstnachtgleiche, Süd- und Nordhalbkugel, Tagbogen u. s. w. ergeben sich hier gleichsam von selbst, wenn der Lehrer mit ihnen vertraut ist und überhaupt die Gabe eines guten Vortrags besitzt.

Alles dies ist natürlich propädeutisch und sogar nur im weitern Sinne des Wortes zur Astronomie zu zählen. Aber es wird nicht nur beim Schüler das lebhafte Verlangen erzeugen, mit allen diesen Dingen sich noch näher bekannt zu machen, sondern ihm auch selbst in dem Falle, daß man ganz auf dieser untersten Stufe stehen bleiben und auf alles Weitere verzichten müsse, von mannigfaltigem Nutzen sein. Es bedarf dies hier keiner näheren Ausführung. Man frage nur den Landmann, den nächtlichen Hüter des Viehes und Andere, deren Beruf sie unter den freien Sternenhimmel führt: sie werden es euch sagen was er ihnen sei. Sie erfreuen sich einer sichern Leitung, wo andere in Rathlosigkeit und Ungewißheit umherirren und weder Zeit noch Ort kennen; sie haben sich, oft ganz autodidaktisch, gewisse Kennzeichen gemerkt und die Sterne sich gruppirt, daher man denn auch unter diesen Leuten eigene Sternbildernamen antrifft, die man vergebens auf den Sternkarten suchen würde.

Sobald man in der Elementargeometrie so weit gekommen ist, die einfachen Figuren zur Anschauung und richtigen Bestimmung und Benennung bringen zu können — und so viel vermag wohl jede Anstalt — so lasse man am Himmel selbst oder auf der Karte Beispiele zu rechtwinklichten, gleichschenklichten und gleichseitigen Dreiecken, Quadraten, Oblongen, Rhomben, Polygonen u. dgl. aufsuchen. Das giebt gleichzeitig Veranlassung zu einer sehr erwünschten Repetition des Früheren.

Beim weiteren Fortschreiten zu den eigentlichen astronomischen Hauptsätzen wird man sich zunächst eine Erklärung der Mondphasen so wie der Mond- und Sonnenfinsternisse zum Ziele setzen. Jedoch um dahin zu gelangen, wird eine allgemeine Belehrung über die Bahnen und Bahnebenen vorauszuschicken sein. Hier schon von der elliptischen Form und was sich weiter daran knüpft, ausführlich zu sprechen ist nicht erforderlich. Daß die Bahnen nahezu kreisförmig sind und in sich selbst nach Ablauf einer bestimmten Periode zurückkehren, wird in dieser Beziehung genügen. Sehr wichtig dagegen erscheint eine angemessene Darstellung der Raumverhältnisse. Das Flachbild genügt hier nicht, man muß zu Modellen, wenn auch sehr einfachen, wie sie sich z. B. schon aus zwei Blättern Pappe herstellen lassen, seine Zuflucht nehmen. Die Begriffe Neigung, auf- und niedersteigender Knoten u. dgl. sind hier un-

umgänglich nothwendig, sie sind es eben so sehr auf jedem Punkte des weiter fortschreitenden Unterrichts. Kann man ausführlichere und genauer gearbeitete Modelle, sogenannte Planetarien und Lunarien anwenden, so ist es desto besser: ein kundiger Lehrer wird sich indeß auch ohne sie zu helfen wissen. Kleine auf eine Axe gesteckte Kugeln, auf einem hinreichend starken, die Bahn repräsentirenden Draht um eine Leuchte oder je nach Erforderniß um eine nicht leuchtende Kugel herumgeführt, werden alles versinnlichen, was hier wesentlich ist. Es kommt in der That, auch bei dem weiter fortschreitenden Unterrichte, alles auf diese Grundanschauungen der Raumverhältnisse an; entbehrt können sie nicht werden, wenn man auch nur diejenigen Erscheinungen, an denen unser Mond participirt, zum richtigen Verständniß bringen will; und die Vernachlässigung und Nichtbeachtung der dritten Dimension auf dieser Stufe des Unterrichts rächt sich für das weiterhin Folgende.

Bei der Darstellung und Erklärung der Phasen des Mondes begnüge man sich nicht, nur sie selbst im allgemeinen vorzuführen, sondern beachte auch den Zusammenhang mit der Tages- oder Nachtzeit, wo der Mond im Meridian steht, oder bestimmter: wo er sich auf halbem Wege zwischen Auf- und Untergang befindet, und versäume nicht darauf aufmerksam zu machen, daß nicht allein die Erde Mondschein, sondern in ganz analoger Folge der Mond Erdschein genieße, was eine natürliche Erklärung für das aschgraue Licht im dunkeln Theile der Mondscheibe darbietet.

Der Unterschied zwischen periodischem und synodischem Mondesumlauf wird sich bei dieser Gelegenheit ebenfalls am angemessensten zur Anschauung bringen lassen; alles Weitere über die Ungleichheiten seines Laufes, über Erdnähe und Erdferne, Libration u. dgl. muß einer späteren Belehrung vorbehalten bleiben.

Dagegen ist eine möglichst eingehende Belehrung über Mond- und Sonnenfinsternisse hier ganz an ihrer Stelle. Dem Lehrer müssen die Bedingungen klar werden, unter denen sie möglicher resp. nothwendiger Weise eintreten, und man kann ihn, wenn man das, was oben über die Raumverhältnisse gesagt worden, genügend erörtert hat, diese Bedingungen in ihrer allgemeinsten Gestalt selbst berechnen lassen. So wird er die Möglichkeit der Vorausberechnung einsehen und in dem, was der große Haufe als mysteriöse Prophezeihung anstaunt, das naturgemäße Ergebniß einer gelösten Rechnungsaufgabe erblicken. Und dies ist jedenfalls die Hauptsache, wichtiger als alle noch so interessanten Erzählungen und poe-

tätirenden Schilderungen dieser Vorgänge, die man immerhin mittheilen möge, aber nur in der Voraussetzung, daß die Hauptbedingungen zum klaren Verständniß gebracht sind.

Bei wirklich sichtbarem Eintreten solcher Himmelsbegebenheiten mache man im Voraus auf die näheren Umstände aufmerksam und erläutere sie durch graphische Darstellungen. Hat es der Lehrer verstanden, in seinen Schülern ein lebendiges Interesse für die Himmelskunde zu erwecken, so wird es einer besonderen Aufforderung, diese Vorgänge aufmerksam zu betrachten, kaum bedürfen.

Wie überhaupt beim gesammten Unterrichte, so halte der Lehrer sich auch bei diesen Darstellungen mit strenger Consequenz an die Ausdrucks- und Darstellungsweise des Copernicanischen Systems. Es würde nur verwirren, wenn man einzelne Lehren, die allenfalls noch nach einem andern System erklärt werden könnten, nach dem ptolemäischen oder irgend einem andern, das in der Folge doch nicht beibehalten werden kann, erklären wollte, was überdies nicht nur schwieriger, sondern auch unvermeidlich unvollkommener wäre. In der einfach großartigen Ordnung des wahren Systems, in dem sich Alles erklärt, Alles in leicht begreiflicher Weise aus einander entwickelt, liegt für jeden Denkenden der überzeugendste Beweis der Wahrheit desselben: die zahlreichen Einzelbeweise, die unsere Zeit noch vermehrt hat, sind meistens nur bei weiter vorgerückter Kenntniß richtig zu verstehen und zu würdigen und müßten also doch von jedem Andern auf das Wort der Gelehrten geglaubt werden; wogegen die Ordnung und Folgerichtigkeit des ganzen Systems sich viel einfacher, allgemein begreiflicher und für jeden überzeugender darstellt.

Treten Zweifel gegen eins und das andere, z. B. die Bewegung der Erde, die Meßbarkeit der Entfernungen fremder Weltkörper u. dgl. auf, so gebiete man ihnen kein Stillschweigen und beseitige sie nicht durch Scheinbeweise oder ungenügende Erklärungen, sondern bleibe in allen Fällen streng bei der Wahrheit und wo die Vorkenntnisse nicht ausreichen die Zweifel gründlich und vollständig zu heben, verweise man auf spätere Belehrung.

An die Erklärung der Mond- und Sonnenfinsternisse lassen sich als Corollarien noch die Erklärung anderer Phänomene, wie Merkurs- und Venusdurchgänge, Sternbedeckungen, Verfinsterungen der Jupiterstrabanten u. s. w. anknüpfen; man versäume nicht auf diese Analogie aufmerksam zu machen.

Als nächster Gegenstand bieten sich nun die Erscheinungen der Pla-

neten; ihre Oppositionen, oberen und unteren Conjunctionen, Ausweichungen, Stillstände, Rückgänge u. dgl. sowie ihre Phasen dar. Wenn gleich hier für das allgemeine Verständniß auch ein Flachbild genügt, so wird doch ein Modell, in welchem auch auf die Neigung der Bahnen Rücksicht genommen ist, die Sache jedenfalls besser und vollständiger erklären, und z. B. auch die Durchschlingungen der scheinbaren Bahn darstellen können, was alles das Flachbild nicht vermag. Es sei hier im allgemeinen bemerkt, daß man wohl daran thut, bloß fingirte Beispiele ganz zu vermeiden. Denn z. B. eine beliebige Distanz und eine gleichfalls beliebige, nicht nach Keplers Regel aus jener berechnete Umlaufszeit könnten leicht ganz irre führen, möglicher Weise gar keine Rückgänge erscheinen lassen u. dgl. mehr. Die besten Beispiele zur Verdeutlichung geben Venus für die untern Planeten, dargestellt nach ihrem wirklichen, den Bahnelementen entlehnten Distanzen und Umlaufszeiten, die man übrigens etwas abrunden, und z. B. für die Umlaufszeiten sich begnügen kann, nur ganze Tage aufzusetzen und in der Zeichnung auszudrücken. Wollte man die extremen Planeten wählen, so würde das Verhältniß der Halbmesser ein sehr ungleiches, was für die Darstellung unbequem ist und die Bewegungs- und Stellungsverhältnisse weniger deutlich zur Anschauung bringt. Die elliptischen Bahnen genau als solche zu zeichnen, würde man sich zwar gestatten können, nothwendig ist es jedoch nicht, und es hieße die Schwierigkeiten ohne Noth häufen, wollte mann hier schon die elliptische Gestalt der Bahnen mit in die Erklärung hineinziehen. Daß die Bahnen nicht vollkommen kreisförmig sind, weiß der Schüler bereits, und wollte man z. B. für die Erdbahn eine Ellipse zeichnen, deren Abweichung vom Kreise deutlich in die Augen fiele, so würde man sich von der Wahrheit weit mehr entfernen, als wenn man einen genauen Kreis für die Erdbahn gezogen hätte. — Dagegen gilt auch hier die bei Gelegenheit der Mondphasen gemachte Bemerkung, daß man alles, was sich aus den gegenseitigen Stellungen als allgemein gültige Folgerung ableiten läßt, auch wirklich ableite. Die von diesen Stellungen abhängigen Nachtzeiten der Erscheinung, die Phasen, die bei den untern Planeten einen vollständigen, bei den obern nur einen unvollständigen Cyclus durchlaufen, ebenso der verschiedene Glanz des Planeten, sein veränderlicher Durchmesser u. s. w., was alles sich mit Leichtigkeit aus dem richtig dargestellten und zur klaren Anschauung gebrachten Grundverhältnisse ergiebt, finde hier seinen Platz. Ebenso die synodischen Umlaufszeiten und ihre Ableitung aus den

periodischen. Hier wie bei manchen andern sich darbietenden Gelegenheiten, gebe man die Endresultate nicht fertig hin, sondern lasse sie von dem Schüler berechnen, oder auch die Formel selbständig finden, wonach die Rechnung zu führen ist. Ist er bis zu den Decimalbrüchen und der Proportionslehre gelangt (NB. nach bildender Methode) so wird er sich in diesen verhältnißmäßig leichten Relationen zurechtfinden und durch einige Uebung heimisch werden. Man unterlasse nicht daran zu erinnern, daß das geschichtliche Verfahren das umgekehrte war: daß man aus den beobachteten synodischen Umlaufszeiten die wahren periodischen ableitete.

Vielleicht wird es einigen Tadel finden, daß bisher noch gar keine direkte Rücksicht auf die Ellipticität der Bahnen genommen worden ist. Allein der kleine Vortheil, der in der ganz genauen Beachtung der thatsächlichen Verhältnisse zu liegen scheint, würde in pädagogischer Beziehung durch einen sehr reellen Nachtheil erkauft werden, auf den schon oben hingedeutet worden ist. Eine Schwierigkeit wird gewiß nicht dadurch vermindert, daß man noch eine zweite hineinträgt. Daß die Bahnen nicht vollkommene Kreise sind, ist gleich zu Anfang erwähnt worden: die genauere Bestimmung ihrer Form wird erst dann in das Verständniß eingehen können, wenn die rein mathematische Behandlung der Ellipse vorausgegangen ist. Denn alles oder doch fast alles, was in der Kegelschnittlehre von ihr ausgesagt wird, kommt in der Astronomie zur praktischen Anwendung und Verwerthung. Dann aber vergesse man nicht, daß die Mitberücksichtigung der Excentricität nur dann zu wirklich genaueren Resultaten führen kann, wenn gleichzeitig auch die Neigung der Bahn die erforderliche Beachtung findet, also das Raumverhältniß, und nicht bloß die Figur im Flachbilde, eingehend betrachtet wird. Ein Beispiel, der Wirklichkeit entnommen, möge dies verdeutlichen. Wenn der praktisch-astronomische Rechner die Excentricität der Venusbahn verabsäumen und sie ganz kreisförmig um die Sonne als Mittelpunkt sich bewegen lassen wollte, so würden daraus Fehler im berechneten geometrischen Orte hervorgehen, die bis zu 2 Grad in Länge steigen können. Wollte er dagegen statt ihrer die Neigung der Bahn vernachlässigen, so würden Fehler bis zu 10 Grad in Breite die Folge davon sein. Und gleichwohl ist die Neigung der Venusbahn noch eine mäßige, und wir kennen jetzt Planeten mit 8- bis 10-fach stärkerer Neigung. Copernicus wußte nichts von Planetenellipsen, und die rohen Beobachtungen seiner Zeit konnten ihn auch nicht darauf führen;

erst Kepler war diese wichtige Verbesserung vorbehalten. Aber hätte Copernicus auch die Neigungen unbeachtet gelassen, er wäre nicht der Schöpfer seines Systems geworden.

Es folgt aus dem Gesagten, daß man in solchen Anstalten, wo der mathematische Unterricht nicht über die Lehren der Planimetrie, das Rechnen nicht über die elementaren Operationen hinauskommt (die Regeldetri, mit der so viel werthloser Prunk getrieben wird, zähle ich mit zu diesen Elementen) man auch in den astronomischen Grundlehren nur bis zu dem vorstehend behandelten Gegenstande kommen kann. Nur das, was man Topographie des Himmels genannt hat und worin die geschichtlich-beschreibende Methode an ihrer Stelle ist, kann und wird noch mit Nutzen hinzugefügt werden. Allerdings hat gerade hier die Analysis ein ganz besonders reiches Feld vor sich: der Saturnsring, die Jupitersmonde, die Relationen zwischen Abplattung, Rotation und Dichtigkeit und vieles Andere boten und bieten ihr fortwährend die interessantesten Probleme, aber nicht Probleme für Schulklassen. So wird man sich hier meistens damit begnügen müssen, die Thatsachen hinzugeben, wie die Beobachtung und die auf sie gegründete weitere Untersuchung der Fachgelehrten sie ermittelt haben. Der Gegenstand wird in ähnlicher Weise zu behandeln sein, wie die Geographie. Wohlverstanden jedoch, daß man nicht die freilich bequeme Methode derer nachahme, die in der Geographie nichts anders geben als Breiten- und Längengrade, Quadratmeilen und sodann eine Nomenclatur: mit einem Wort ein Knochengerüst, dem weiter nichts fehlt als Fleisch und Blut. Es würde wenig frommen, wollte der Lehrer z. B. die Namen aller Planetoiden (76 zu Anfang des Jahres 1863) nebst den zugehörigen Zahlen der Tabelle dem Gedächtniß und nur diesem einprägen. „Was soll ich damit", wird der Schüler — vielleicht nicht sagen, jedenfalls aber denken. Es genügt in dieser Beziehung, aus dem jetzt so reichen Material einzelne Beispiele zweckmäßig auszuwählen, um an ihnen gewisse eigenthümliche Verhältnisse, die das Planetensystem charakterisiren, zur Anschauung zu bringen. Hier ein Specimen zu dem eben Gesagten:

Wenn man die Elementensysteme der Planeten, mit Zuziehung ihrer Rotationen, Gestalt, Masse und Dichtigkeit überschaut, so zeigt sich erstens deutlich ein Zerfallen in drei charakteristische Gruppen: die innere, mittlere und äußere, oder 1) Merkur bis Mars; 2) die Planetoiden; 3) Jupiter bis Neptun, und ihre Charakteristik:

1) Mittelgroß, wenig abgeplattet, sehr dicht, in etwa 24 Stunden

rotirend, mit deutlich wahrnehmbaren Atmosphären, unbegleitet (mit einer Ausnahme, der Erdmond) ihre Bahnen einander ganz einschließend. Mäßige Excentricität und Neigungen.

2) Sehr klein, zahlreich; die Bahnen in einander verschlungen. Starke Excentricitäten und Neigungen. — Das Individuelle der einzelnen Glieder uns fast unbekannt, da ihre geringe Größe, verglichen mit ihrer Entfernung von uns, den Beobachtungen nicht günstig ist.

3) Sehr groß, wenig dicht, stark abgeplattet, rasch rotirend (10 Stunden etwa), mondenbegleitet; die Bahnbewegung kaum oder gar nicht schneller als die Rotation. Neigung und Excentricität fast noch geringer als in der ersten Gruppe, daher wie in dieser alle Bahnen einander völlig einschließend.

Diese Analogien innerhalb der einzelnen Gruppen treten aber noch charakteristischer auf in den Planetenpaaren, deren bis jetzt drei bekannt sind:

1) Erde und Venus; 2) Jupiter und Saturn; 3) Uranus und Neptun. Hier nun zeigen sich: die Größe gleich oder doch nahe kommend; ebenso Tageslängen, Abplattung, Dichtigkeit, sonstige physische Eigenthümlichkeit. Das Verhältniß der Umlaufszeiten nahezu ein einfaches Rationalverhältniß*), nämlich 13:8 bei Erde und Venus; 5:2 bei Saturn und Jupiter; 2:1 bei Neptun und Uranus. Von den älteren Planeten stehen nur Merkur und Mars ohne einen solchen Genossen, vereinsamt am Himmel.

So betrachtet, gewinnt die Topographie des Planetensystems ein ganz anderes und höheres Interesse, und nur der Umstand, daß erst die neueſten Zeiten uns in den Stand gesetzt haben, eine so merkwürdige Gruppirung wahrzunehmen und sie in ihren Einzelnheiten kennen zu lernen, ist schuld daran, daß selbst in neueren Schriften nur wenig und in den ältern gar nicht von ihr die Rede ist. Vielmehr behalf man sich mit der blos äußerlichen Unterscheidung zwischen innern und äußern Planeten, in der nach der obigen Darstellung die Erde selbst gar keine und Mars eine falsche Stelle fand; eine Eintheilung bloß subjectiver Natur, nur gegründet auf den zufälligen Umstand, daß wir gerade von der Erde aus das Ganze anschauen.

*) Dieser Umstand ist von höchster Wichtigkeit und wird weiterhin noch in einer andern Beziehung zur Sprache kommen. — Das „nahezu" (nicht völlig) ist wohl zu beachten.

Besitzt die betreffende Anstalt ein optisches Hülfsmittel in einem guten Fernrohr (eine nur mäßige Dimension desselben wird hier immer angenommen werden müssen) so wird den gereifteren Schülern Manches von dem, was die Topographie des Planetensystems darbietet, am Himmel selbst zur Anschauung gebracht werden können. Nicht Weniges zwar wird unerreichbar bleiben: Saturnsmonde und Marsflecke werden stärkere Fernröhre erfordern, als hier zu Gebote stehen können; aber die Mondoberfläche, der Saturnsring, die Venusphasen, die Jupitersmonde u. dgl. werden zugänglich sein und dem Lehrer wird es Freude machen zu sehen, mit welcher Lust dann der Schüler das aufnehmen wird, was der astronomische Unterricht bietet. „Viele Propheten und Könige wollten sehen was ihr sehet, und haben's nicht gesehen" kann hier dem Zöglinge unserer Tage mit Wahrheit zugerufen werden.

Doch ein Objekt muß hier namhaft gemacht werden, das die Schüler am besten nicht sehen; ich meine die Sonnenflecke, der Gefahr wegen, die ihrem Auge dabei droht. Auch das beste Blendglas kann plötzlich springen. Der erfahrene Astronom ist auf einen solchen Vorgang gefaßt und weiß, was er augenblicklich zu thun hat, um sich vor Schaden zu wahren. Man müßte die Knaben nicht kennen, wenn man dies mit Zuversicht von ihnen erwarten wollte. Will der Lehrer ihnen dennoch das Fernrohrbild der Sonne zeigen, so projicire er es auf einer Wand oder einem ausgespannten weißen Papier, so daß der Blick ins Fernrohr ganz vermieden wird. Auch so noch wird die Warnung, das Sonnenbild nicht zu lange oder in zu großer Nähe zu betrachten, durchaus nicht überflüssig sein. Auch bediene man sich nie der hin und wieder noch vorhandenen alten, nicht-achromatischen Fernröhre. Sie waren die eigentlichen Augenverderber und tragen die Schuld, daß mehr als ein Astronom das Schicksal Galiläi's theilte und im Alter erblindete. Hinweg also mit ihnen!

Auch bedingen solche Uebungen durchaus einen kundigen, mit der neuen Wissenschaft vertrauten und mit ihr fortschreitenden Lehrer. Es wird Fragen in Fülle geben: sie heischen Beantwortung, und der Lehrer muß dazu gerüstet sein. Es wird dann seinem Ansehen nicht schaden, wenn er viele nicht beantworten, aber getrost hinzufügen kann, daß noch niemand eine sichere Antwort für sie habe. Der Zögling wird dann freilich die Astronomie nicht als ein Fertiges und Abgeschlossenes ansehen, das soll er aber auch nicht. Er soll es fühlen oder mindestens doch ahnen, welch' bescheidenen Umfang unser gegenwärtiges Wissen vom Univer-

fum habe gegenüber der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit dessen, wir noch nicht wissen — möglicher Weise aber einst wissen werden.

Möge also der Lehrer sich nie verleiten lassen, Ungewisses als Erwiesenes, Hypothesen als ausgemachte Lehrsätze hinzugeben. Er scheue sich nie die Grenze zu bezeichnen, wo unser sicheres Wissen aufhört und das weite Gebiet der Muthmaßungen beginnt. Aber er stelle auch andererseits nichts als noch unentschieden hin, was bereits der wahren Wissenschaft angehört, sei es auch, daß er noch nicht im Stande ist, die Gründe für solche Behauptungen seiner Zuhörerschaft zum vollen Bewußsein zu bringen.

Wie weit man überhaupt zu gehen habe mit diesen Schilderungen, ob z. B. auch Kometen, Doppelsterne, Nebelflecke u. s. w. Erwähnung finden sollen und können, hängt von Zeit und Umständen ab. In den meisten Lehranstalten wird die Stundenzahl, die der Astronomie eingeräumt werden kann, möglichste Beschränkung gebieten, und wenn man in den speciellen Erörterungen, von denen wir oben ausführlicher gesprochen haben, nicht weiter als zur allgemeinen Darstellung des scheinbaren Planetenlaufes gehen kann, so wird es ohnedies wohlgethan sein auch dem bloß beschreibenden Theile engere Grenzen zu ziehen. Allgemeine Regeln darüber aufzustellen erscheint wohl überflüssig.

Doch auch unsere Erde ist ein Planet, und keiner der unbedeutenden. Es würde inconsequent sein, nicht auch ihrer, und zwar vorzugsweise, hier zu gedenken; gewährt uns doch der Umstand, daß wir selbst sie bewohnen, bedeutende Vortheile rücksichtlich der Schärfe und Sicherheit mehrerer der wesentlichsten Bestimmungen. Häufig findet man sie als besondres Kapitel, genannt m a t h e m a t i s c h e (oder auch astronomische) Geographie, in den Lehrbüchern der Erdkunde mit aufgenommen; und wo die Umstände die Einführung eines astronomischen Cursus noch durchaus nicht gestatten, dürfte dies auch ihre richtige Stelle beim Unterricht sein. Aber an sich betrachtet muß doch gesagt werden, daß man nicht wünschen kann, es möge dies auch in Zukunft so bleiben. Die S c h i e f e d e r E k l i p t i k (und ohne sie kann man doch unmöglich etwas Gründliches über Zonen, Jahreszeiten, Tageslängen u. dgl. geben) erscheint hier herausgerissen aus einem System, das sie einfach und naturgemäß darstellt, und mit ihr noch vieles Andre. Besser ist es jedenfalls, diese „mathematische Geographie" in den astronomischen Cursus, wo ein solcher besteht, mit aufzunehmen, da ganz analoge Verhältnisse doch jedenfalls in demselben behandelt werden müssen,

und die bisherige Aegide ganz augenscheinlich nur ein Nothbehelf war und nur als solcher zu rechtfertigen ist.

Die Tellurien, Lunarien und ähnliche Vorrichtungen sind gegenwärtig so verbreitet und zu so mäßigen Preisen zu beziehen, daß wohl nicht leicht von dieser Seite eine Schwierigkeit eintreten kann.

Hier wäre nun noch des weitern Fortganges zu gedenken, der diesem Unterricht gegeben werden kann, wo den oben erwähnten Bedingungen rücksichtlich des mathematischen Unterrichts ganz oder nahezu entsprochen wird. Unsrer, dem Reellen und Praktischen sich je länger desto mehr sich zuwendenden Zeit fehlt es an solchen Anstalten nicht und ihre Zahl wird noch zunehmen. Die Zeiten sind vorüber wo, wie noch vor 40 Jahren in Baierns Gymnasien, von 32 wöchentlichen Lehrstunden den beiden klassischen Sprachen 24 und allen übrigen Gegenständen zusammengenommen 8 zugetheilt waren und Thiersch bei den darüber geführten öffentlichen Verhandlungen erklärte: jede wesentliche Abänderung dieses Thatbestandes würde der Todesstoß für die Philologie sein (wobei ihm freilich entgegnet wurde, daß sie dann diesen Todesstoß auch verdiene). Genug, wir leben in andern Zeiten und Jeder, mag er es nun beglückwünschen oder beklagen, weiß und fühlt es, daß die Zeiten andre geworden sind. So wird es denn auch nichts Ueberflüssiges genannt werden können, wenn ich hier den weitern Fortgang bezeichne, der dem Unterricht in der Himmelskunde unter Voraussetzung obiger Vorbedingungen gegeben werden kann. Ich erinnere hier noch, daß zum richtigen Verständniß der Modificationen, welche die Erscheinung der Himmelskörper durch die Atmosphäre unsrer Erde erfährt, nöthig ist, daß die Physik bis zur Lehre von der Luft gelangt sei und gleichzeitig über Barometer, Thermometer und Aehnliches den erforderlichen Aufschluß gegeben habe. Das Galiläische Fallgesetz einerseits und die Keplerschen Theoreme andrerseits waren die Stufen, auf denen es Newton gelang, zu der Höhe emporzusteigen, die uns mit solcher Bewunderung erfüllt. Und dieser historische Verlauf ist gleichzeitig derjenige, der auch in pädagogischer Beziehung jedem andern vorzuziehen ist.

Das Fallgesetz nebst dem daraus abgeleiteten Pendelgesetze (das letztere läßt eine bequemere Versinnlichung zu), die Modificationen desselben durch Luftwiderstand und andre Ursachen, die nach Höhe und geographischer Breite verschiedenen Längen des Sekundenpendels führe der Lehrer vor; auch kann dabei des aus den Fallversuchen hergeleiteten Beweises für die Axendrehung der Erde Erwähnung geschehen. Nur hüte

man sich in diesem wie in ähnlichen Fällen, die Sache so darzustellen, als hätte gleichsam die ganze gelehrte Welt auf diese Fallversuche warten müssen um sich von der Wirklichkeit der Axendrehung zu überzeugen.

So ist der Weg gebahnt, um von der bloß terrestrisch dargestellten Gravitation zur kosmischen fortzuschreiten und die drei Keplerschen Gesetze zu erörtern. Bei dem ersten, der elliptischen Form der Planetenbahnen, macht sich die Darstellung am einfachsten, und es wird das Interesse des Schülers lebhaft anregen, wenn er gewahrt, auf wie einfach großartige Weise Kepler durch consequente Bearbeitung der Tychonischen Beobachtungen zu dem Schlusse gelangte, daß Mars eine elliptische Bahn beschreibe, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht*). Doch auch das zweite und dritte gestatten eine Darstellung, die dem mit Trigonometrie und Curvenlehre vertrauten Schüler nicht unzugänglich ist. Wie mit Hülfe dieser Gesetze aus den Bahnelementen die von der Sonne aus gesehenen Oerter, und von diesen aus weiter durch die Coordinaten- oder irgend eine andre Methode die geocentrischen gefunden werden, ist an geeigneten (aber nicht fingirten, die in der Astronomie nirgends taugen) Beispielen zu zeigen; und da dem Schüler schon anderweitig bekannt ist, daß im allgemeinen jede Rechnung eine Rückwärtsrechnung (in der Schulsprache Probe genannt) zuläßt, so wird ihm auch die Möglichkeit, den angegebenen Weg rückwärts zu machen und aus den von uns beobachteten Oertern die Elemente der Bahn abzuleiten, klar werden. Selbst diese Bahnbestimmungen auszuführen muß zwar der Schüler und in den meisten Fällen auch der Lehrer als zu hoch für seinen Standpunkt unterlassen, allein es genügt auch an dieser zum Bewußtsein gebrachten allgemeinen Möglichkeit.

Dagegen ziehe man alle jene reichen und interessanten Consequenzen, welche das zweite Keplersche Gesetz (die Proportionalität zwischen a^3 und t^2) zu ziehen gestattet. Dadurch wird die Genauigkeit der Relativzahlen, wo-

*) Ohne die Beobachtungen Tycho's, die bei weitem genauesten und sorgfältigsten seiner Zeit, hätte Kepler seine drei Gesetze und namentlich dieses erste gar nicht finden können. Tycho, der von vielen als Hauptgegner des Copernicus angesehen wird (was er durchaus nicht war) hat durch seine genaueren Beobachtungen mehr als irgend ein andrer Astronom dazu beigetragen, dem Copernicanischen System den entscheidenden Sieg zu verschaffen. — In der That aber hat Copernicus nie einen begeisterteren, feurigern Verehrer gehabt als Tycho de Brahe, wie man sich schon aus dem prächtigen lateinischen Gedicht überzeugen kann, in welchem er das System des Copernicus besingt und worin es z. B. heißt: „Lange Jahrhunderte werden vergehen, bevor die Welt einen so großen Mann wieder erblicken wird“.

durch die Entfernungen bestimmt werden, begreiflich; und der Schüler wird zu der Einsicht kommen, daß es, um alle jene Relativzahlen in absolute zu verwandeln, nur Einer durch die Beobachtungen zu erhaltenden Grundbestimmung (der mittlern Entfernung der Sonne von der Erde) bedürfe.

Nun führe man ihm an der Hand der Geschichte die Bemühungen vor, die sich die Ermittelung jener Grundbestimmung zum Ziele setzten, lasse ihn wahrnehmen, worin der Grund des Mißlingens lag und wie man schließlich eine seltne Himmelsbegebenheit mit Erfolg benutzt hat, um zur Kenntniß dieser wichtigen Zahl zu gelangen.

So hat der gereiftere Zögling das Planetensystem der Sonne in allen seinen Hauptbeziehungen kennen gelernt. Die Nebenbeziehungen (wie Störungen, widerstehendes Mittel u. dgl.) gehören nicht für die Schule, sondern höchstens für die Universität und die mit ihr auf gleichem Niveau stehenden Fachschulen. Sagen mag man es dem Schüler immerhin, daß jenseit dessen was er kennen gelernt, noch gar vieles liege, zu dessen Verständniß ein ganz andrer und höherer Standpunkt erforderlich sei.

Die Analogie der Planetenbahnen mit denen der Monde, Kometen u. s. w. (auch der Doppelsterne kann hier im allgemeinen gedacht werden) wird sodann in der Darstellung keine Schwierigkeit haben. Allerdings aber wird man bei der Analogie, die überhaupt nicht weiter geht als bis zu den nothwendigen Consequenzen des allgemeinen Gravitationsgesetzes, nicht stehen bleiben, sondern auch der besondern Eigenthümlichkeiten gedenken, die jede dieser Kategorien aufzeigt: bei Kometen der langgestreckten, vom Kreise sehr weit sich entfernenden Bahn; bei den Monden, namentlich dem unsrigen, der eigenthümlichen an die Umlaufszeit gebundenen Rotation; bei den Doppelsternen des Umstandes, daß hier gar nicht so bestimmt ein Glied als Hauptkörper, das andre als Begleiter erscheint und wir darüber nicht selten ganz in Ungewißheit bleiben.

Des Mondes und seiner Phasen, so wie der ihn treffenden wie der von ihm veranlaßten Finsternisse ist zwar schon Anfangs Erwähnung geschehen. Da dies jedoch nur rücksichtlich der allgemeinsten Grundverhältnisse möglich war, so wird es wohlgethan sein, bei dieser nochmaligen Erwähnung wieder darauf zurückzukommen, und wenn der Lehrer es sich zutraut, auch der hauptsächlichsten und am leichtesten genetisch zu erklärenden Ungleichheiten seines Laufs zu gedenken. Am wichtigsten wegen der daraus zu ziehenden Folgerungen ist das Zurückweichen der Knoten bei der Bahn unsers Mondes, aus der sich die so sehr verschiedene Culminationshöhe in

den verschiednen Jahrgängen nach 19-jähriger Periode ergiebt; ferner die Rückkehr der Finsternisse auf dieselben Jahrestage nach Ablauf der 19 Jahre (die nur näherungsweise stattfindet) wobei der Umstand, daß 19 Sommerjahre 235 synodischen Perioden gleich sind, ebenfalls zu erwähnen ist. — Hier ist auch der Ort, des früher gebräuchlichen Mondjahrs und seiner kalendarischen Fixirung zu gedenken.

Eine Belehrung über die mannigfachen Anwendungen der Astronomie auf Nautik, Geographie, Zeitrechnung und Zeitbestimmung, Kalender u. s. w. kann den Beschluß machen.

Soll sich der Lehrer auch auf die in verschiedenem Gewande auftretenden abergläubischen Meinungen rücksichtlich eines geheimen Einflusses der Weltkörper (wie Planetenregierung, Kometenfurcht u. s. w.) einlassen, sie widerlegen und auf das Unheil hindeuten, das sie angerichtet haben? Ja und Nein, je nach Umständen. Vieles davon ist ganz oder so gut als ganz vergessen; der alte astrologische Wust ist zu Grabe getragen — requiescat in pace. Der Lehrer hat nicht die mindeste Ursach ihn wieder heraufzubeschwören, ja auch nur historisch seiner zu erwähnen. Wo dies sich anders verhält (und namentlich die Kometomantie dürfte noch nicht überall zu den „überwundenen Standpunkten" zu zählen sein) wird auch ein andres Verfahren an seiner Stelle sein. Die darauf bezüglichen Fragen der Schüler werden schon von selbst zu erkennen geben, nach welcher Richtung hin gewirkt werden müsse. Auf weitläuftige Erörterungen lasse man sich nicht ein; das Trügerische und Haltlose solcher Vorstellungen läßt sich an wenigen Beispielen zeigen, und ist der Lehrer selbst nur seiner Sache sicher, so werden es auch bald die Schüler sein.

Längst wäre die Menschheit frei von solchen Absurditäten, wenn es nicht eine Partei gäbe, die ihren gemeinen Vortheil darin findet, die Leute in Furcht und Angst zu erhalten. Schmach ihrem teuflischen Beginnen! Schmach jener Berliner Zeitung, die vor kaum einem Jahrzehend äußerte, ein wenig Kometenfurcht könne dem Volke gar nicht schaden, und jenen Wiener Pfaffen, die bei Gelegenheit der totalen Sonnenfinsterniß von 1851, statt auf die in Gottes Natur geoffenbarte Größe und Herrlichkeit des Schöpfers hinzuweisen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre — Prozessionen veranstalteten „um die Folgen des unglücklichen Naturereignisses abzuwenden", was freilich für sie und ihre Partei lukrativer sein mochte. Wenn dergleichen in Zeiten allgemeiner Unwissenheit geschah, so läßt sich noch eine Entschuldigung dafür finden; wenn aber in unsern Tagen, wo jeder Gebildete es

besser weiß, sich dennoch Elende finden, die gegen dieses eigne bessere Wissen die Massen bethören und ängstigen, so kann nur Schande und Verachtung ihr Loos sein.

Doch ich spreche ja nicht zu ihnen, sondern zu redlichen und gewissenhaften Männern, die ihre Pflichten gegen Gott wie die gegen ihre Mitmenschen kennen und denen das wahre Wohl der ihnen anvertrauten Jugend am Herzen liegt. — Nicht Zornesruthen und Unglücksverkünder sind jene Himmelslichter, die am Firmament erglänzen, sondern Boten und Verkünder der Macht und Weisheit ihres Urhebers; und so muß der Schüler sie anschauen lernen, was sicher der Fall sein wird, wenn der Lehrer den Gegenstand richtig zu behandeln versteht.

Es wird nicht erforderlich sein, über die Methodik, über das **Wie** des Unterrichts, hier noch weitläufige Auseinandersetzungen folgen zu lassen. Daß ich einem mechanisch-äußerlichen Treiben, einem nur auf Anfüllung des Gedächtniß hinarbeitenden Lehrsysteme das Wort nicht reden könne, wird Jeder schon aus dem Bisherigen ersehen haben. Die Seelenkräfte nicht einseitig, sondern harmonisch bilden soll jeder Unterricht, soll vor allem ein solcher, der einen so erhabenen Gegenstand behandelt. Allerdings muß Positives gegeben werden, und dies um so mehr, als nicht in allen Beziehungen ein innerer nothwendiger Zusammenhang nachzuweisen ist, und wo er stattfindet, nicht immer dem Verständniß des Schülers eröffnet werden kann, da er ein zu hohes Maß von Kenntnissen voraussetzt. So innig daher auch die Astronomie mit der reinen Mathematik verbunden ist und so nothwendig sie dieser Grundlage bedarf, so kann dennoch die Methode, welche in dieser angewandt wird, nicht ganz und auf allen Punkten maßgebend sein für den Vortrag der Himmelskunde. Vergebens waren die Anstrengungen der sogenannten Naturphilosophie, das Weltsystem gleichsam a priori zu construiren. Hegel, der philosophische Heros, machte ein großes Fiasco mit seinen „nicht mehr als sieben Planeten“ und noch unglücklicher war er am Fixsternhimmel, wo er nichts zu bewundern aber viel zu tadeln fand. Freilich haben sich nach ihm viel kleinere Geister durch dieses alles nicht abschrecken lassen, aufs Neue in ähnlicher Weise vorzugehen, aber ohne Beachtung zu finden — weil ohne sie zu verdienen. So wird der Lehrer allerdings nicht selten in dem Falle sein, den Stoff einfach hingeben zu müssen, wie dies eben in allen Erfahrungswissenschaften der Fall ist, aber er wird jede sich darbietende Gelegenheit

ergreifen, diejenigen Consequenzen, die auf dem Standpunkte des Schülers gezogen werden können, auch ziehen zu lassen.

Distanzen vom Centrum aus den wahren Umlaufszeiten, synodische aus den periodischen und umgekehrt, Dichtigkeiten aus Masse und Volumen und in weiterer Entwickelung daraus die Fallhöhen auf den einzelnen Globen, die Fallgesetze und Pendellängen und so vieles Andre, namentlich wenn der Schüler einfache trigonometrische Verhältnisse zu handhaben versteht und Logarithmen gebrauchen kann, sind treffliche Uebungsaufgaben, die ein um so größeres Interesse erwecken müssen, wenn er sich sagen muß, daß seine Zahlen reellen Verhältnissen entsprechen und nicht bloß willkürlich gewählte Exempel sind.

An die Lehrer der einfachen Arithmetik möchten wir hier die Bitte richten, sich etwas mehr als gewöhnlich geschieht, der Decimalbrüche anzunehmen und die sogenannte Regeldetri als das anzufassen was sie ist, als Proportionenlehre; und an die Autoren der Rechenbücher, sich dasselbe gesagt sein zu lassen und bei der Wahl ihrer Uebungsbeispiele nicht immer und ewig nur in der Materialbude zu verkehren.

Doch eine wichtige Frage ist noch zu behandeln: welchen Zweck soll der Lehrer im Auge haben? mit andern Worten: wozu soll der Schüler sich mit Astronomie beschäftigen? Die Einwürfe, welche nicht Wenige gleich beim Anblick der Ueberschrift in Bereitschaft hatten, sind uns stets gegenwärtig gewesen; wir glauben sie hinreichend zu kennen und sicher zu sein, bei ihrer Besprechung, resp. Widerlegung nicht Streiche in die Luft zu führen. Wozu also soll der Schüler Astronomie treiben? Fehlt es etwa der Schule an Lehrgegenständen und müßte man nicht grade umgekehrt wünschen, ihre Zahl noch vermindern zu können? Werden die Lehrer in andern Zweigen des Wissens geneigt sein ihre Stundenzahl zu vermindern der Astronomie zur Liebe, und kann man es ihnen billiger Weise zumuthen? Wird man bei dem meist sehr mäßigen Etat der Lehranstalten die äußeren Mittel finden? und sind sie nicht ohnehin schon für andere Lehrzwecke genug und übergenug in Anspruch genommen? Und schließlich: was soll der Schüler anfangen mit der doch jedenfalls unfertigen Himmelskunde, die er aus der Schule mitbringen kann? Zu einem Astronomen ex professo wird man ihn ja doch nicht machen, und so wird es andre Dinge geben, die für ihn wichtiger sind, und die er im täglichen Verkehr des Lebens viel besser ausnützen kann. Wozu also diese so transcendente Wissenschaft? wozu in Schulen Astronomie?

Und hinter denen, die diese Sprache führen, stehen noch Andre, die die Himmelskunde unsrer Tage nicht allein für unnütz, sondern für direkt schädlich erachten. Sie fürchten Gefahr, wenn die Erde um die Sonne läuft, denn Josua hat in der Schlacht bei Gibeon Zeit genug gefunden, seinem Herrn eine ganz andre Theorie zu entwickeln. Sie fürchten Gefahr bei den Jahrmillionen, die wir (und nicht minder die Geologen) in Anspruch nehmen, denn wo bleiben dann die 24-stündigen Schöpfungstage? Sie fürchten Gefahr, wenn der Unermeßlichkeit des Universums gegenüber die Erde zum Staubpünktchen herabsinkt, diese Erde, die sie, wenn es irgend möglich wäre, ganz allein als die Welt darstellen möchten! So viel Arbeit dem lieben Gott aufzubürden und sie ihm so lange aufzubürden, wäre ja doch ganz unbillig; und müßte man dann nicht besorgen, daß er uns, die wir in der uns umgebenden allgemeinen Verderbniß ohnehin nur ein kleines Häuflein auf Erden bilden, zuletzt ganz übersehe und vergäße über der Masse der Geschäfte?

Ja fürchtet sie nur, diese Gefahr, denn ihr fürchtet sie mit Recht. Ihr, die ihr nach dem Ausspruche des Heilandes schwere und unerträgliche Lasten bindet, sie dem Volke auf den Rücken legt, sie selbst aber mit keinem Finger berührt; ihr die ihr euch da am wohlsten fühlt, wo das Volk in seiner Einfalt, resp. Dummheit, nur von euch allein die Orakelsprüche vernimmt und für alles Andre blind und taub ist, damit es willig bleibe nicht die Erdengüter allein, sondern auch noch seiner Seele Seligkeit mit dem Ertrage seines sauren Schweißes euch zu bezahlen. — Euch droht große und ernste Gefahr, denn die Himmelskunde, im Einklange mit ihren Schwestern, den gesammten Naturwissenschaften, wird einst ein Ende machen eurem Treiben. Verbietet also die Astronomie wie nicht minder alle wahren und echten Wissenschaften; verbietet aber auch das Einmaleins, ingleichem Lesen und Schreiben. Verriegelt alle Pforten, durch die ein Hauch frischer Luft, schließt alle Fenster, durch die ein Strahl des Lichtes einzudringen vermöchte, um alles dieses für euch monopolisiren zu können! Und seht euch jetzt nach einem neuen Haupte um, denn er, der einst, in den Hallen der Wissenschaft lehrend, die Wissenschaft bekämpfte und ihre „Umkehr“ forderte — er ist nicht mehr. Mit diesem guten Rathe seid entlassen; ich bin nicht gewillt hier noch länger mit euch zu verhandeln, denn euch bekehrt Niemand, und für alle Andern ist genug gesagt.

Eine andre und ausführliche Antwort haben wir denen zu geben, die nicht unter der Fahne einer exclusiven Partei kämpfend, gleichwohl die oben

formulirten Bedenken nicht unterdrücken können; Bedenken wie man ihnen überall begegnen wird, wo es sich um Einführung eines neuen, bisher nicht in den Plan aufgenommenen Lehrgegenstandes handelt. Zunächst wird uns Jeder das Zeugniß geben, daß wir in allem bisher von uns zur Sprache gebrachten nur das Mögliche und Ausführbare im Auge hatten, und daß wir fern von der Anmaßung sind, allgemein gültige Schemata aufzustellen. Nur Winke und Fingerzeige wollten wir denen bieten, die in den Fall kommen könnten davon Gebrauch zu machen. Wir können eine Beeinträchtigung andrer Wissenschaften um so weniger wünschen und anempfehlen, als wir ja überall darauf dringen, daß der Schüler nur dann einen weitern Fortschritt in der Himmelskunde mache, wenn er auch in andern Zweigen des Wissens auf den entsprechenden Standpunkt gelangt ist. Indeß e i n e Stunde wöchentlich findet sich wohl überall noch heraus, und wo ein richtiger Gang innegehalten, wo Lust und Liebe zur Sache Lehrende wie Lernende beseelt, wird diese auch wohl genügen; womit nicht gesagt sein soll, daß ein Mehreres, wo es zu erlangen ist, nicht im hohen Grade wünschenswerth sei. Wenn man ferner eine Ueberhäufung mit Lehrobjekten befürchtet, so bedenke man, daß Astronomie, so weit in Schulen davon die Rede sein kann, im Grunde nichts andres ist als eine neue und interessante A n w e n d u n g anderweitig erworbener, namentlich mathematischer Kenntnisse, und dem Docenten der Mathematik, der seinen Gegenstand nicht b l o ß als ein exercitium ingenii betrachtet, wird eine solche Anwendung gewiß nur willkommen sein; statt in der Himmelskunde eine Beeinträchtigung seines eigentlichen Lehrobjekts zu erblicken, wird er vielmehr sich freuen, den Schülern einen Blick eröffnen zu können in das, was die Mathematik dem Menschengeschlecht geworden ist und mit jedem Tage mehr wird.

Und die Lehrmittel? Sie können, wenn man will, sehr luxuriös und kostspielig, sie können aber auch auf ein so bescheidnes Maß beschränkt werden, daß von einer Schwierigkeit der Beschaffung nirgend die Rede sein kann. Jeder strecke sich eben nach seiner Decke. Es ist z. B. im höchsten Grade wünschenswerth, daß jede über den ersten Elementarunterricht hinausgehende Schule ein Fernrohr besitze und eine Aufstellung für dasselbe, die den Schülern eine direkte Anschauung dessen, wovon die Lehrstunde gehandelt, möglich macht. Wollte man aber mit Einführung dieses Unterrichtszweiges so lange warten, bis überall diesem Wunsche ausreichend entsprochen ist, so dürfte man wohl ad calendas graecas warten müssen.

Wenn Mitchell in Cincinnati (Nordamerika) eine große und wohlausgerüstete Sternwarte, mit einem Refractor, größer als der Dorpater, ganz allein durch eine Subscription bei seinen Mitbürgern realisirte (denn der Staat hat nicht einen Cent dazu hergegeben und ward auch nicht darum angegangen) sollte es eine eitle Hoffnung sein, weit bescheidnere Wünsche, wenn sie in rechter Art vorgestellt werden, auf dieselbe Weise auch in unsrer Hemisphäre verwirklicht zu sehen?

Und endlich wissen wir sehr wohl, daß wir keine fertigen Bessel und Gauß aus unsern Lehranstalten entlassen werden; wir wissen aber auch, daß Aehnliches von allem, was wir in der Schule lehren, gesagt werden muß. Die Humboldt und Ritter haben in unsren Schul- und Gymnasialklassen gleichfalls das nicht werden können, was sie der Welt geworden sind. Die Schule muß sich überhaupt nie das Ansehen geben wollen, als könne sie irgend eine Wissenschaft oder Kunst erschöpfend behandeln oder, wie man noch immer hören muß: „fertig machen". Denn selbst die Koryphäen des Wissens haben es erkannt und anerkannt, daß weder das längste Menschenleben bei glücklichster äußerer Lage, noch der größte Scharfsinn und eisernste Fleiß es zu diesem „Fertigwerden" bringt, und so fordre man es auch nicht von der Schule, schaffe vielmehr Ausdrücke wie fertig werden, ausstudiren (zuweilen hört man gar von überstudiren) gänzlich ab, wenn man nicht etwa bloß einzelne Aufgaben damit meint, die im besten Falle so weit fertig gemacht werden können, als eben das gegenwärtige Bedürfniß erheischt.

Des mannigfaltigen Gebrauches, den die Himmelskunde auf jeder erreichten Stufe von ihren Lehren machen kann, ist im Vorstehenden schon mehrfach gedacht worden. Es ließen sich diese Beispiele noch sehr vermehren und damit möglicher Weise selbst Diejenigen zufrieden stellen, die von allen Wissenszweigen und so auch von der Astronomie fordern, daß sie, ähnlich wie einst unter den Händen des Midas alles zu Gold wurde, allermindestens doch zu eßbarem Brote werde. Aber wir wollen das hier lieber bei Seite setzen. Wozu auch immer und wiederholt sagen, was schon so oft gesagt und in so vielen Büchern ausführlich zu lesen ist. Wenn durch unsre genaueren Ephemeriden, Mondstafeln u. dgl. Tausende von Menschenleben erhalten werden, die außerdem in Schiffbrüchen untergegangen wären, so freuen wir uns dessen — denn wen sollte dies nicht erfreuen! Den wahren und eigentlichen Werth unsrer Wissenschaft setzen

wir aber weder darin noch in so vielen andern höchst nützlichen und angenehmen Dingen, sondern in dem, was sie dem Geiste des Menschen ist.

Denn der ewig ungestörte, ewig unerschütterliche Gang der großen Weltenuhr, diese schon von den großen Alten ahnungsvoll als Harmonie der Sphären bezeichnete herrliche Ordnung, diese Einheit bei so reicher Mannigfaltigkeit — wo wäre Der zu finden, dessen Gemüth sich nicht erwärmt, dessen Geist sich nicht erhoben fühlte wenn alles dies ihm vorgeführt wird! Mag er auch das innere Räderwerk dieser Weltenuhr noch nicht zu durchschauen im Stande sein — ganz darin heimisch zu werden ist ja nur Wenigen vergönnt: er kann sich des Gefühles nicht erwehren, daß hier eine Macht walte, die unendlich hoch über ihm steht. Wenn man Copernicus gegenüber von seinem System sprach, so unterbrach er die Sprechenden mit der Entgegnung: „Nicht mein System, sondern Gottes Ordnung"! — Wenn Kepler nach mehr als zwanzigjähriger höchst mühsamer Untersuchung endlich dahin gelangt ist, seine berühmten drei Gesetze vollständig entwickelt zu haben und sie klar vor seinem Geiste stehen — eine Freude, von der wohl Wenige sich einen rechten Begriff bilden können — so schließt er seine Darstellung mit den Worten:

> „Ich sage Dank, Herr und Schöpfer, daß Du mich erfreut hast durch Deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke Deiner Hände. Ich habe den Ruhm Deiner Werke den Menschen offenbart, so viel mein beschränkter Geist Deine Unendlichkeit fassen konnte. Ist etwas von mir vorgebracht worden, das Deiner unwürdig ist, oder habe ich eigne Ehre gesucht, so verzeihe mir gnädiglich".

Und Newton? Seine Biographen versichern, daß er jedesmal, wenn er den Namen Gottes aussprach oder aussprechen hörte, demüthig das Haupt neigte. „Aeußerliches", höre ich hier rufen, „wenn nicht gar Heuchelei!" Aber seine biblischen Untersuchungen, von denen Mehreres uns erhalten ist, seine häufigen Unterhaltungen mit theologischen Collegen und mehr als dies alles, sein ganzer so reiner und musterhafter Lebenswandel, waren diese auch Aeußerliches?

So die Koryphäen unsrer Wissenschaft. Sollen wir diesen leuchtenden Beispielen noch mehrere anreihen? Wir verweisen statt dessen auf die Geschichte, wir fragen die Gegner, wo die Beweise zu finden sind für die Anmaßung, Selbstüberhebung, Dünkel u. dgl., die man ihnen so gern offen Schuld gäbe, die man aber nur versteckt anzudeuten wagt. Nein,

die Wissenschaften verdienen die Vorwürfe und Verdächtigungen nicht, die von einer gewissen Seite her über sie gehäuft werden, als ob sie dem Menschen das Göttliche entfremdeten, ihn wohl gar zum Atheisten machten — diese Beschuldigungen entbehren alles und jedes Grundes und die Astronomie ist es vor allem, welche die rechten geistigen Früchte zeitigen kann.

Denn wenn gleich der von Gott uns angewiesene Wohnort, unsere Mutter Erde, genugsam für die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers Zeugniß giebt, so fehlt es doch andererseits nicht an Wahrnehmungen, in denen unser beschränkter Blick Unvollkommenheiten zu sehen glaubt und die der Pessimismus von jeher dazu benutzte oder doch zu benutzen versuchte, den Glauben an eine allwaltende Vorsehung wankend zu machen. Wir wollen den Materialismus unserer Tage nicht geradezu mit dem Atheismus identificiren und diejenigen nicht nachahmen, die mit diesem Vorwurf sogleich bei der Hand sind und Jeden zum Atheisten stempeln, der ihrem eigenen Credo nicht unbedingt und in allen Punkten beipflichtet — aber das kann nicht verkannt werden, daß die kühnen Behauptungen von der Ewigkeit der Materie, von der Zufälligkeit und Planlosigkeit der Erscheinungsformen, wie wir sie z. B. bei Büchner finden, verbunden mit dem Negiren alles selbständig Geistigen, so nahe an den Abgrund des Atheismus führen, daß die meisten Derer, die von der Dreistigkeit jener Behauptungen betäubt, ihnen nichts entgegenzusetzen wissen, dem Hineinsturz allerdings nicht leicht entgehen dürften. Eine betrübende Aussicht, die es dadurch noch mehr wird, daß Büchner und seine Geistesverwandte (wenn diese Bezeichnung gestattet ist bei den Leugnern des Geistes) keine Scheu getragen haben, die Naturforschung als ihre Bundesgenossin darzustellen und deren Ergebnisse in einer Weise auszubeuten, der man wenigstens das Verdienst der Neuheit nicht absprechen kann. Ein solches Verfahren ist recht sehr dazu angethan, so Manchen zu bestechen, der nicht Scharfblick genug besitzt, die Täuschung zu durchschauen, und der folglich die Complicität der Naturforschung mit dem Materialismus auf Treue und Glauben annimmt. „Habt ihr die Seele gefunden?“ fragt hochtrabend der Materialist. „Nein“, entgegnen die Naturforscher. „Folglich ist sie auch nicht vorhanden, denn ich weiß sehr wohl, daß kein noch so versteckter Winkel von euch undurchforscht ist. Ihr seid also meine Zeugen“. Und sofort erklärt er die Acten für geschlossen. Ganz ebenso mit Laplace, als Napoleon ihn fragte, ob er die Existenz eines Gottes annehme. „Ich bin noch nie gezwungen gewesen, diese Hypothese in meine Untersuchungen

einzuführen". „Nun da haben wir ja den Atheisten, ruft man uns von entgegengesetzter Seite zu. Das also ist das Endziel eurer Forschung; das der Lohn eurer mühseligen Arbeiten! Thut übrigens was ihr wollt; wir werden uns von euch und euren Verbündeten, den Materialisten, unsern persönlichen Gott nicht rauben lassen".

So steht nun die Naturforschung zwischen zwei Feuern: zu Hülfe gerufen von denen, deren Gemeinschaft sie nicht mag; und zurückgestoßen von der Gegenpartei, mit der sie so gerne nicht nur Frieden, sondern einen Bund schlösse, allerdings nur unter Wahrung gegenseitiger Selbständigkeit. Was wird sie thun? wohin wird sie sich wenden?

Sie wird den Standpunkt, den sie eingenommen, zu vertheidigen wissen gegen offene wie gegen versteckte Feinde, selbst wenn letztere unter der Maske der Freundschaft einzudringen versuchen. Sie wird von der Höhe, die sie gegenwärtig, und zwar nach Ausweis der Geschichte zum ersten Male erreicht hat, nicht herabsteigen, nicht umkehren, wie man ihr zumuthet, im Gegentheil noch größere Höhen erstreben, sich aber auch keiner Genossenschaft schuldig machen, die andere, ihr fremd bleibende Zwecke verfolgt. Das allein ist ihrer würdig und nur so vermag sie der Menschheit die Dienste zu leisten, die diese von ihr zu erwarten berechtigt ist.

Der Materialismus kann, so wie er sich gestaltet hat, weder vom einseitig theologischen, noch vom abstrakt spekulativen Standpunkte aus mit entscheidendem Erfolge bekämpft werden. Die Dogmen und Postulate des erstern erkennt er nicht an; den Spekulationen des letztern setzt er andere Spekulationen mit gleich gutem oder gleich schlechtem Rechte entgegen, ohne daß bei dem Hin- und Herwogen des Kampfes etwas Reelles als sicheres Resultat herauskäme. Will die Naturforschung den Streit aufnehmen, so wird sie keinen dieser beiden Wege einschlagen, sondern sie wird sich auf den Boden der Thatsachen stellen müssen, und um so mehr als der Materialismus es versucht hat, von diesen Thatsachen Akt zu nehmen und seine eigene Folgerungen dadurch zu stützen. Wollten wir schweigen, so würde nach dem alten qui tacet consentit eine stillschweigende Anerkennung unsererseits daraus gefolgert werden.

Dahin aber soll und darf es nicht kommen. Der Geist als solcher, apriorisch gesetzt und so betrachtet, ist allerdings kein Gegenstand unserer Forschung und kann es nie sein, da er sonst eben nicht Geist wäre. Daraus aber, daß wir, die nothwendigen Schranken unserer Wissenschaft anerkennend, es uns versagen auf fremde Gebiete überzugreifen, darf nach

richtigen logischen Prinzipien nicht gefolgert werden, daß wir ihn negiren, und noch viel weniger, daß wir auch den weitern Consequenzen zustimmen, die Jene mit so merkwürdiger Keckheit ziehen und die allerdings einen Atheismus involviren, der den Namen mit Recht verdiente und nicht bloß den Orthodoxen, die mit dieser Beschuldigung äußerst freigebig sind, sondern in den Augen der ganzen Welt als solcher erscheinen müßte.

Wenn wir nach dem Obigen nicht mit abstrakt-philosophischen Spekulationen, sondern mit Thatsachen diesen Consequenzen gegenüber treten wollen, so kann es dem Verfasser nicht beikommen, alleinstehend sich ein Mandat für sämmtliche Naturwissenschaften zu ertheilen. Er hat für die Astronomie das Wort ergriffen, er wird auch hier dessen eingedenk sein.

Die Austheilung der Massen im Weltraume und speciell im Planetensysteme, ist keine symmetrische; die Größen wachsen nicht mit den Entfernungen, die Rotationen stehen in keiner durch eine Formel ausdrückbaren Beziehung zu den Umlaufszeiten u. s. w. Ebenso müssen wir häufig, wenn man uns nach dem Zwecke dieser oder jener Veranstaltung z. B. des Saturnsringes fragt, offen gestehen, daß wir ihn nicht zu ergründen vermögen, und uns begnügen darauf hinzudeuten, daß eben die Naturverhältnisse jedes Weltkörpers eigenthümlich sind und ebenso auch wol die Bedürfnisse ihrer Bewohner. Denn daß dieser Ring nicht, wie man früher wohl annahm, seinem Planeten durch den Reflex des Sonnenlichts wesentlich mehr Licht spende, hat dahin modificirt werden müssen, daß er dem Saturn ganz unverhältnißmäßig mehr Licht raubt als spendet und daß wir Erdbewohner, wenn ein ähnlicher Ring unsern Planeten umgäbe, sehr übel daran sein würden. Und so in vielen andern Fällen, wenn nach dem Wozu gefragt wird. Nur ausnahmsweise können wir eine bestimmte, für den besondern Fall passende Antwort ertheilen.

Und ebenso muß gesagt werden, daß alle jene sinnreichen, die künftigen Entdeckungen anticipirenden Analogien sich entweder gar nicht oder doch nur etwa so realisirt haben, wie die Idee des Columbus, der Indien suchte und statt dessen Amerika fand. Die fatale Lücke zwischen Mars und Jupiter wollte schon Kepler 1597 vorahnend durch einen Planeten ausfüllen, und volle zwei Jahrhunderte hindurch adoptirten fast alle Astronomen diese Vermuthung. Sie ist realisirt, aber wer hätte ahnen können in welcher Weise! — Lamberts kosmologische Ideen fanden sehr vielen Beifall und in ihnen harmonirte alles vortrefflich: die Mondensysteme ein Modell im Kleinen des Sonnensystems, jeder Fixstern eine

solche von Planeten umkreiste Sonne, diese Sonnensysteme abermals ein Modell für größere Fixsterngruppen und so immer weiter hinauf. Doch das einzige, was als positive Entdeckung registrirt werden kann, die Doppelsterne in ihrer eigenthümlichen gegenseitigen Stellung, passen schon gar nicht recht zu Lamberts Analogien, von den größern Partialsystemen will sich nur an sehr wenigen Punkten etwas zeigen, das möglicher Weise zu ihnen gehört, und alles deutet dahin, daß es für alle jene Millionen Sonnen nur ein einziges großes System giebt, aber ganz und gar nicht nach dem Modell des Sonnensystems construirt.

Nun rühmen sich die Bestreiter der Gottesidee, in ihren vordern Reihen die Koryphäen des Materialismus: „Seht ihr es nun, wie es mit euren Harmonien beschaffen ist? Das Gravitationsgesetz ist allerdings gemeingültig, denn es ist eben kein anderes denkbar und wir hoffen einst noch den Beweis zu führen, daß euer Gott es gar nicht anders hätte machen können. Im Uebrigen aber ist ja alles der reine, baare Zufall. Die Massen hätten sich ballen können wie sie wollten, und es wäre eben so gut gegangen. Gebt uns nur Materie, und wir wollen euch eine beliebige Welt daraus bauen. Die Materie aber ist ewig und hat nie eines Schöpfers bedurft".

Ganz wohl. Die absolute Nothwendigkeit des Gravitationsgesetzes, wie die Ewigkeit der Materie wollen wir zwar nicht acceptiren, doch aber fürs erste nicht bestreiten, sondern auf sich beruhen lassen, da die Astronomie von ihrem Standpunkte aus weder entscheiden kann, ob die Welt von Ewigkeit her bestehe, noch auch die andere Frage, ob sie für die Ewigkeit gebaut sei. Eins aber habt ihr doch übersehen bei eurer zusammengewürfelten, wie bei eurer beliebig construirten Welt — die gegenseitigen Wirkungen. Das Gravitationsgesetz in seinem wahren und allgemeinen Ausdrucke weiß gar nichts von Haupt- und Nebenkörpern, nichts von specifischen Centren der Attraction, sondern es lautet:

Jeder materielle Theil übt auf jeden andern materiellen Theil eine anziehende Wirkung aus, die sich quantitativ verhält wie die Masse des anziehenden Theils dividirt durch das Quadrat der Entfernung.

Nur in dieser Form ist es allgemeines Weltgesetz, und nur so gefaßt und in bestimmten Formeln analytisch entwickelt, entspricht es den Beobachtungen in genügender Weise. Die Annahme von Centralpunkten, die ausschließlich anziehen, und secundären Körpern, die nur angezogen werden, ist ungenau und unzulässig. Zwischen den Weltkörpern in ihres streng

gegenseitigen Beziehung giebt es nur Schwerpunkte, die zwar auch gleichzeitig Massenpunkte sein können, aber gar nicht nothwendig sein müssen, und es auch in der That sehr häufig nicht sind.

Und unter diesen Verhältnissen ist die Anordnung der Massen nichts weniger als gleichgültig, oder man müßte auf dauernde Verhältnisse ganz und gar verzichten und es darauf ankommen lassen, daß das Ganze schon nach kurzer Zeit wieder in Trümmer stürzte, in einen einzigen große chaotischen Klumpen sich vereinigte und ein tohu vabohu darstellte, aus der denn der unglückliche Baumeister wieder eine neue Welt bilden könnte, der ein ähnliches Schicksal bevorstände. Soll dies nicht der Fall sein, so müssen in jedem besondern Falle, für wie immer geformte, größere oder kleinere Massen und Massencomplexe

1) entsprechende Tangentialbewegungen hinzutreten, die in Verbindung mit der Gravitation erst eine Bahn construiren, in der geregelte Bewegungen stattfinden. Weder die Richtung dieser Tangentialbewegungen, noch ihre Geschwindigkeit ist rein willkürlich; sie ist ferner eine ganz andere für Planeten- als für Kometenbahnen, und nicht minder verschieden für geschlossene und für ins Unendliche verlaufende Bahnen;

2) müssen die einzelnen Systeme, um in ihrem besondern Haushalt von andern Systemen nicht so stark beeinflußt zu werden, daß ihre innere Ordnung darunter litte, in so beträchtlichen Entfernungen von einander stehen, daß ihr Halbmesser nur ein sehr kleines Verhältniß zu jenen hat. In unserm Sonnen- und dem zugehörigen Planetensystem sind diese Entfernungen stets einige hundertmal größer als die Halbmesser. Der Mond der Erde hat $^1/_{400}$ der Entfernung der Sonne von uns; Jupiters äußerster Trabant $^1/_{250}$ der geringsten Entfernung des Jupiter vom Saturn. So in allen Fällen. Es müssen ferner

3) die einzelnen Massen von andern, nicht zu ihrem System gehörenden Massen eine desto größere Entfernung haben je größer und potenter sie selbst sind, und dies muß, da die Entfernungen sehr veränderlich sind, auch von der geringsten noch gelten.

Dies sind nun nicht naturnothwendige, dem Zufall anheimzustellende Consequenzen des Gravitationsgesetzes, wohl aber sind es unerläßliche **Bedingungen** des Fortbestehens und der Stabilität. Wären sie nicht planmäßig geregelt, so würde eine Form- und Regellosigkeit, wie das Gewühl eines Marktes oder das Durcheinandertreiben der aufgeregten Staubtheilchen die unausbleibliche Folge sein.

Somit können wir den Ausspruch: gebt mir nur Materie und ich will euch eine Welt daraus bauen, weder vom bewußt- und vernunftlosen Zufalle, noch von einem beschränkten Verstande wie dem unsrigen gelten lassen, sondern nur allein von einer Intelligenz, die das Universum als Ganzes wie in allen seinen Einzelnheiten mit einem Blick gleichzeitig zu überschauen und zu durchschauen vermag.

Aber noch mehr. Nicht allein sollte jedes einzelne, größere wie kleinere System seine Integrität, unbeeinträchtigt von andern Systemen, dauernd bewahren, sondern auch die Einzelmassen, die es constituiren, so gegen einander abgemessen sein, daß nachtheilige, verderbliche Wirkungen für irgend welches Einzelglied nicht eintreten können. Dies ist nun nicht allein durch die vorstehend ad 3 formulirte Bedingung, sondern in unserm Sonnensystem, dem einzigen, das wir genau genug durchforscht haben um uns bestimmte Rechenschaft von seinen Einzelbeziehungen geben zu können, durch ganz specielle Anordnungen erreicht, unter denen die wichtigsten folgende sind:

α) Da die Einzelglieder nach Masse und Volumen so überaus verschieden sind (Jupiter hat z. B. eine Billion mal so viel Masse als Hestia), so war es nothwendig Sorge zu tragen, daß aus dieser Ungleichheit keine Gefahr für die Ordnung des Ganzen wie jedes einzelnen Gliedes erwachse. Dies ist dadurch bewirkt, daß die Bahnen der massenhafteren Planeten auch nur geringe Excentricitäten und Neigungen haben. Je kleiner dagegen die Volumina und Massen, desto unbeschränkter der Spielraum für diese Elemente. Jupiters Bahn ist sowohl gegen die seiner Nachbarplaneten, als auch gegen die Grundebene des Ganzen noch nicht um 2° geneigt und ihre Excentricität $0,_{048}$. Bei Merkur, dem kleinsten der alten Planeten, steigt die Neigung schon auf 7°, die Excentricität auf $0,_{206}$. Bei den noch weit kleineren Planetoiden endlich treffen wir auf Neigungen bis zu 34° und auf Excentricitäten bis zu $0,_{338}$. Endlich die am wenigsten potenten Weltkörper, die Kometen, sind in beiden hier in Rede stehenden Beziehungen ganz unbeschränkt; wir kennen ganz und gar keine Schranke weder für ihre Neigungen noch für ihre Excentricitäten, und bei ihrer völligen Unschädlichkeit war dies gestattet. Wer in diesen speciellen und mit so unverkennbaren Bestimmtheiten sich manifestirenden Anordnungen nur einen Zufall erblicken will, muß diesem Zufall göttliche Weisheit zuschreiben, und wenn er dies thut, so werden wir um die bloße Parole nicht mit ihm streiten.

β) Die Rechtläufigkeit aller Planetenbahnen, großer wie kleiner, war nothwendig, wenn die gegenseitigen Wirkungen, genannt Störungen, nicht eine gefährliche Höhe erreichen sollten; sie ist thatsächlich für alle fast schon auf die Zahl 100 angewachsene Planeten effectuirt. Da jedoch Kometen keine irgend merklichen Störungen ausüben, so war für sie diese Uebereinstimmung auch nicht nöthig. Und wir kennen unter beiläufig 240 Kometenbahnen fast genau die eine Hälfte rechtläufig, die andere rückläufig. Eine merkwürdige Ausnahme machen jedoch die sogenannten innern Kometen (bis jetzt 9), welche im größten Theile ihres Laufes dieselbe Region einnehmen, die den Planetoiden angewiesen ist. Diese sind sämmtlich rechtläufig, auch nicht übermäßig stark (nicht über 44°) geneigt. Wir durchschauen die Absicht nicht ganz, es ist jedoch wahrscheinlich, daß ihr dauernder Aufenthalt in den innern Regionen Rücksichten nöthig machte, die nicht erforderlich waren bei den übrigen Kometen, die diese Regionen rasch und in kurzer Zeit durchschneiden und während des größten Theils ihrer Umlaufsperiode in sehr großen Entfernungen weilen.

γ) Um eine noch bessere Compensation und Ausgleichung der gegenseitigen Wirkungen zu erzielen, bestehen in unserm Sonnensystem die oben bereits erwähnten Planetenpaare. Die sechs größten Massen, $^{1999}/_{2000}$ des Ganzen einnehmend, sind zu drei großen Paaren gruppirt und neben einander gestellt. Vermöge des eigenthümlichen Verhältnisses ihrer Umlaufszeiten, das einem einfachen Rationalverhältniß sehr nahe kommt ohne es jedoch ganz zu erreichen, compensiren sie in großen Perioden gegenseitig die Wirkungen, welche sie auf die anderen, auch die nicht paarweis gruppirten Körper, ausüben. Denn diese Wirkung gestaltet sich so, daß z. B. Jupiter die Geschwindigkeit Saturns beschleunigt, während seine eigene sich verlangsamt und umgekehrt, daß eben so Jupiters Excentricität mit der des Saturn wechselsweise zu- und abnimmt, und alles dies äußerst langsam während sehr großer Perioden. Dadurch aber balanciren sich die von ihnen auf andere Planeten ausgeübten Störungen zum weitaus größten Theile, nämlich diejenigen Wirkungen, die auf die Bahnelemente sich erstrecken und eine sehr lange Zeit in gleichem Sinne fortdauern, folglich ohne eine solche Compensation zu gefährlicher Höhe anwachsen könnten. Die beiden andern Planetenpaare sind in dieser Beziehung noch weniger untersucht, es ist aber nicht daran zu zweifeln, daß ein ganz ähnliches Resultat durch sie erzielt werde.

Unsere specielle Kenntniß des nähern Verhältnisses dieser Planetenpaare datirt aus jüngster Zeit. Laplace hat nur ein hierher gehöriges Moment, die sogenannte große Gleichung zwischen Jupiter und Saturn, in seiner Mécanique céleste untersucht, so wie Airy das Planetenpaar Erde = Venus. Wir dürfen aber wohl diese interessante Folgerung aus dem Newtonschen Gravitationsgesetze als eine der glücklichsten astronomischen Errungenschaften bezeichnen. Sie gewährt uns einen Einblick in den Plan des Weltenschöpfers, wie kein ähnlicher jemals dem Geiste des Erdenbewohners vergönnt gewesen ist, und sie kräftigt im hohen Grade die Ueberzeugung vom Walten einer weisen Vorsehung.

Wohlgeordnet, fest geregelt, dauernd sichergestellt, keines gewaltsamen Eingriffes, keines Nachhelfens und Nachbesserns bedürftig — das ist die Charakteristik unseres Sonnensystems. Und so erklärt sich die oben citirte Antwort Laplace's auf Napoleons Frage. Sie ist vollkommen richtig; auch wir bedurften und bedürfen der Hypothese von einer nachbessernden, einhelfenden, Thätigkeit Gottes nicht und werden ihrer nie bedürfen. Das Universum ist ein Uhrwerk, aber kein solches, wo man den Verfertiger zu Hülfe ruft, weil es nicht mehr recht gehen will. Unser Gott thront über Zeit und Ewigkeit und bei ihm ist kein Wechsel, und je tiefer wir in seinen Werken forschen, desto mehr werden wir in dieser Ansicht bestärkt.

Wir haben uns begnügt den Thatbestand, auf den allein wir uns berufen und auf dem wir sicher fußen, in einigen seiner wesentlichen Beziehungen darzustellen. Deklamatorische Interjectionen, wie man sie bei ähnlichen Veranlassungen häufig antrifft, erachten wir für nutzlos. Aber wir fragen diejenigen, auf deren Einwürfe wir hier zu antworten versucht haben, ob sie diese Zweifel und Einwürfe jetzt noch als zulässig erachten, und ob es nicht ihrerseits wohlgethan gewesen wäre, ehe und bevor sie sich auf die Naturforschung für ihre Skepsis beriefen, zuvor die Thatsachen selbst, wie anerkannte Forscher des betreffenden Faches sie aufgestellt haben, etwas genauer und mit unbefangenem Auge anzusehen. Die nöthige Vorsicht möge auch der genialste Autor nicht verabsäumen.

Unsern Lesern aber, die uns bis hierher folgten, schließlich noch die Versicherung, daß wir weit davon entfernt sind, uns einer gründlichen und erschöpfenden Einsicht in die Pläne und Zwecke des Urhebers der Welt rühmen zu wollen. Es sind selbst in Beziehung auf unser Sonnensystem nur einzelne Akkorde der großen Harmonie, die wir noch einigermaßen zu vernehmen im Stande sind, während die Fixsternwelt in ihrem Innern

für uns noch fast ganz ein Geheimniß ist. Aber so sehr wir auch die große Unvollkommenheit unseres Wissens fühlen und anerkennen, so erhebend ist uns doch der Gedanke, daß die Astronomie es sei, die uns einen so hohen Geistesgenuß verschafft, wie kaum irgend eine andere der verschwisterten Wissenschaften es vermöchte. Und dieser geistige Genuß ist es in den wir ihren wahren und eigentlichen Werth setzen müssen und der ohne allen Vergleich höher steht als alles, was sie in materieller Beziehung geleistet hat und der Zukunft in noch weit reicherem Maße zu leisten berufen ist.

Mädler.

Fragmente zur Geschichte Suworows und der Coalition vom Jahre 1799.

Aus englischen Gesandtschaftsberichten.

Aus der ganzen Revolutionszeit sind noch für keine Epoche sowohl die kriegsgeschichtlichen, wie insbesondere die diplomatischen Actenstücke der handelnden Mächte mit der gleichen Ausführlichkeit und Vollständigkeit zusammengestellt und verarbeitet worden, wie in dem vor sieben Jahren unter dem Titel: „Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich im Jahre 1799“ erschienenen Werke des Generals Danilewski und des Obersten Milutin. Ueber die allen wichtigern Ereignissen vorausgehenden oder sie begleitenden Umstände, sowie über die ihnen zu Grunde liegenden Motive können wir uns aus den urkundlichen Beilagen eine wenig zu wünschen übrig lassende Kunde verschaffen. Nichtsdestoweniger üben zumal unserer Zeit so nahe liegende Begebenheiten von welthistorischer Bedeutung einen unwiderstehlichen Reiz auf uns aus, das schon oft Behandelte immer aufs Neue wieder vorzunehmen, und wenn uns irgendwo die Gelegenheit zu einer weitern Ausbeute sich darbietet, begnügen wir uns ungern mit dem bloßen Aufnehmen und Aneignen des von Andern Gefundenen, vielmehr pflegt der historische Forschungstrieb erst dann sich befriedigt zu fühlen, wenn es ihm gelingt, die bisherigen Resultate durch anderweitige, ergänzende Zeugnisse bestätigen oder berichtigen zu können.

So habe denn auch ich während meines letzten Aufenthalts in London, im Herbst 1861, nicht versäumt, aus den im dortigen State-Paper-Office aufbewahrten Gesandtschaftsberichten über einige Hauptpunkte der Geschichte der Coalition vom Jahre 1799 und namentlich über die Beziehungen Rußlands zu Oesterreich mich genauer zu instruiren. Auch von dessen englischen Correspondenzen ist Manches und sehr Schätzenswerthes, soweit es seinen Weg in die russischen Archive gefunden hatte, bereits von Miliutin mitgetheilt worden. Anderes, namentlich alles was nur zu vertraulichen Eröffnungen des englischen Cabinets bestimmt war, kann selbstverständlich auch nur aus den englischen Archiven zur Oeffentlichkeit gelangen. Hieher gehört insbesonder eine Reihe höchst interessanter Auslassungen der englischen Gesandten und Geschäftsträger über das, was sie im Verkehr mit dem Oberbefehlshaber der österreichisch-russischen Armee, dem Generalfeldmarschall Suworow, von seiner Auffassung und Beurtheilung der ganzen militairischen und politischen Sachlage vernehmen, und sodann darüber, wie ihnen selbst seine Persönlichkeit, seine unmittelbare Umgebung und die Beschaffenheit der russischen Armee überhaupt erschien. Diese Berichte enthalten einen neuen, nicht unbedeutenden Beitrag zur Selbstcharakteristik des außerordentlichen Mannes, welcher an der Neige des Jahrhunderts, am Spätabend seines thatenreichen Lebens ganz Europa in staunende Bewunderung und Verwunderung setzte. Soweit die Berichterstatter ihr eigenes Urtheil hinzufügen, lassen sie Suworows großen Verdiensten eine bereitwillige Anerkennung zu Theil werden, wenngleich sie auf dem aus den sonderbarsten Eigenthümlichkeiten zusammengesetzten Bilde des russischen Helden neben den Lichtseiten die Schattenseiten mitunter in etwas zu greller und fast schonungsloser Weise hervorheben. Am schwersten trifft ihn der Vorwurf des Mangels durchgreifender Energie, wo es galt durch strenge Zucht und Disciplin die freilich in der äußersten Noth sich befindende russische Armee von räuberischen Ausschreitungen abzuhalten und vor völliger Auflösung zu bewahren. Indessen werden wir, auch wenn man zu Suworows Entschuldigung das „Noth kennt kein Gebot“ will gelten lassen, zur Rechtfertigung seiner Tadler doch nicht unbeachtet lassen dürfen, daß selbst russische Offiziere, wie namentlich der so ausgezeichnete General Derfelden mit der Maxime des Feldmarschalls, um den Preis einer allzuweit gehenden Nachsicht die Liebe seiner Soldaten sich zu erhalten, sich nicht einverstanden erklären konnten.

Im Uebrigen findet sich, wenn wir von diesen Detailschilderungen den

Blick auf den Gang der Ereignisse im Großen und Ganzen zurückwenden, daß in Bezug auf die Gründe des unglücklichen Umschlags, welchen die anfangs so günstige Lage der Coalition erlitt, die englischen Berichterstatter mit dem Feldmarschall vollständig einer Meinung waren. Der Egoismus der österreichischen Politik machte einen gedeihlichen Ausgang des in Deutschland unter dem Erzherzog Karl glorreich begonnenen (März) und in Italien seit Suworows Ankunft (April) mit den überraschendsten und unerwartetsten Erfolgen fortgesetzten Feldzugs unmöglich. Diesem entschlossenen, kein Hinderniß scheuenden Feldherrn half es nichts, daß er die unverständigen ihn in seinem Kriegslauf hemmenden und vielfach beengenden Befehle des Wiener Hofkriegsraths möglichst zu umgehen suchte. Denn nicht bloß die strategische Kurzsichtigkeit der ihn meisternden Behörde trat ihm in den Weg. Das österreichische Cabinet wollte überhaupt nicht in seinen geheimen, auf Eroberungen in Italien ausgehenden Absichten von der dies Mal in der That großmüthigen Politik Rußlands, oder bezeichnender des Kaisers Paul, sich durchkreuzt sehen. Namentlich um die dauernde Aneignung der festländischen Besitzungen des vertriebenen Königs von Sardinien, Karl Emanuel IV., war es Franz II. zu thun, während Suworow aus eigenem Herzensdrang und im Auftrag seines Kaisers die Wiederherstellung dieses Fürsten aufs eifrigste sich angelegen sein ließ. Der in Franz II. Namen gebietende, ränkevolle Staatslenker Oesterreichs, Baron Thugut, glaubte des Restes der noch in Oberitalien unter französischer Gewalt stehenden Ortschaften auch ohne den Beistand des lästig gewordenen Bundesgenossen sich bemächtigen zu können. Er ergriff daher mit Freuden die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, unter einem schicklichen Vorwand den russischen Feldherrn mit sammt den ihm untergeordneten Truppen seiner Nation von diesem Kriegsschauplatz wieder zu entfernen.

Bereits im Mai war von England aus das Ersuchen an den Kaiser Paul gestellt worden, auch nach Holland ein russisches Truppencorps zu senden, um in Verbindung mit einem englischen dieses in commercieller Beziehung für die großbritannischen Interessen besonders wichtige Gebiet der französischen Herrschaft zu entziehen und in der Voraussetzung, daß bis zu dem Zeitpunkt, wo dieses Unternehmen in Angriff genommen würde, die Gunst der Verhältnisse in Italien und in der Schweiz den Verbündeten eine Verminderung ihrer dortigen Streitkräfte gestatten werde, kam man überein, daß dann die österreichischen unter dem Erzherzog Karl stehenden Truppen aus der Schweiz zunächst nach Schwaben und dann weiter am

Rhein sich hinunterziehen, die russischen Truppen in Italien aber, in Verbindung mit einem zweiten unter Korsakow aus Böhmen herbeikommenden russischen Hülfscorps, für sich allein den Kampf mit den Franzosen in der Schweiz auf sich nehmen sollten. — Auf diesen Vorschlag ging nun, sobald er an das österreichische Cabinet gebracht wurde, Thugut ohne Widerrede ein, ja er trug für die noch nicht reif gewordene Ausführung dieses Planes mit so unüberlegter Hast Sorge, daß er dadurch nicht nur die Russen dem Verderben preisgab, sondern zugleich auch den Grund legte zu den Schicksalsschlägen, die am härtesten schon im folgenden Jahr Oesterreich selbst trafen.

Den entscheidenden Befehl Italien zu verlassen und nach der Schweiz zu gehen richtete der Kaiser Franz an Suworow unter dem 17. August, zwei Tage nachdem Korsakow in Schaffhausen angelangt war. Schon am 7. hatte der Erzherzog Karl die Weisung erhalten, nach Schwaben abzuziehen. Alle Vorstellungen von Seiten Suworows, daß ein vorzeitiger Rückzug der Russen aus Italien, bevor Tortona gefallen und auch die genuesische Riviera erobert sei, unfehlbar den Franzosen wieder das Uebergewicht verschaffen und den Besitz Italiens gefährden werde und daß ein unvorbereitetes Einrücken seiner Truppen in die Schweiz unmöglich gute Früchte bringen könne, blieben unbeachtet. Ebenso wenig vermochten die wiederholten Vorstellungen Korsakows und des englischen Gesandten Wickham bei dem Erzherzog Karl, diesen dazu zu bewegen, die unheilvollen Vorschriften des Wiener Hofs nicht zu befolgen; er mochte es um so weniger auf sich nehmen, auf eigene Verantwortung denselben zuwider zu handeln, da er persönlich durch das schroffe Benehmen Suworows sich vielfach verletzt fühlte und deshalb wo möglich der Nöthigung zu einer gemeinschaftlichen Action mit demselben zu entgehen suchte. Die merkwürdigen Geständnisse, die er über diese Lage der Dinge machte, verdienen wörtlich wiedergegeben zu werden. So berichtet Wickham — Schaffhausen den 15. August — er habe Tages zuvor, in der Nähe von Kloten, dem Hauptquartier des Erzherzogs, mit diesem eine lange Unterredung gehabt, in deren Verlauf er seine anfängliche Zurückhaltung immer mehr aufgegeben: „Er nahm mich bei Seite und fing selbst an über die Befehle zu sprechen, die er vom Wiener Hof erhalten; er sagte mir, diese wären so positiv und ausführlich, daß es ihm, wenn er sich nicht eines directen Ungehorsams gegen den Befehl des Kaisers schuldig machen wolle, unmöglich sei, sie nicht zu befolgen. Er sagte, er sähe es mir an, ich sei überzeugt, daß Umstände eingetreten wären, welche die Ausführung dieser Befehle unzweckmäßig und sogar höchst ge-

fährlich machten, daß insbesondere die Vertheidigung des Rheins und Schwabens unmöglich sein würde, wenn die Russen in der Schweiz eine Niederlage erlitten, und daß dann selbst Italien wieder gefährdet sein möchte. Hierauf fügte er hinzu, daß er, wie er das früher häufig in ähnlichen Fällen gethan habe, auch jetzt kein Bedenken getragen haben würde, diesen veränderten Umständen gemäß zu handeln, *wenn nur die Befehle, die er erhalten, rein militärischer Art gewesen wären*, man habe ihm aber ausdrücklich eingeschärft, daß diese neue Bestimmung seiner Armee *ganz und gar auf politischer Zweckmäßigkeit* beruhe, von deren Inhalt man ihn jedoch nicht in Kenntniß gesetzt habe, so daß er, wenn er das Allerbeste, nach seiner schlichten Art die Sachen anzusehen, ausführen wollte, möglicher Weise all die politischen Combinationen seines eigenen Hofs und die der übrigen in diesen Krieg verwickelten großen Mächte zerstören könnte".

Auf ähnliche Weise äußerte sich der Erzherzog gegen Wickham, in einer andern Unterredung, die er mit diesem am 27. August hatte. Wickham berichtet hierüber — Zürich den 28. August: „der Erzherzog sprach mit mir sehr ausführlich über die schlimmen Folgen des Marsches, den er nach Schwaben zu unternehmen im Begriff stehe, doch habe er nicht die Befugniß, damit länger zu zögern, und jetzt sagte er mir zum ersten Mal, daß er auf Grund seiner eigenen Ueberzeugung vom ersten Anfang (des Feldzugs) an sehr stark für einen Angriff auf die Schweiz eingenommen gewesen sei, daß er, als General Jourdan an den Rhein zurückgetrieben worden, dem Kaiser einen derartigen Vorschlag gemacht, daß er aber den peremtorischen Befehl erhalten habe, von diesem Versuch abzustehen, und daß nichts als die Wiederholung solcher Befehle ihn nach der Einnahme von Zürich (6. Juni) abgehalten hätte vorzudringen. Se. Kgl. Hoheit schloß mit den Worten, daß wenn man für den nächsten Feldzug ihm nicht eine selbständigere Stellung (larger discretion) gäbe, er sicher das Commando über die Armee niederlegen werde".

Ueber den ganzen Zusammenhang dieser höchst mißlichen Lage der Dinge hatte Wickham nicht gesäumt, bereits am 22. August in einem vertraulichen Schreiben*) dem Feldmarschall Suworow ausführliche Auskunft zu geben. Dasselbe wurde diesem in seinem Hauptquartier zu Asti am 29. August durch den Obristlieutenant Clinton überbracht. Zugleich bestürzt und aufgebracht über den Inhalt der ihm mitgetheilten Nachrichten

*) Es ist vollständig abgedruckt bei Miliutin V, 362—64.

ließ nun seinerseits Suworow sofort gegen den Ueberbringer mit unumwundener Offenherzigkeit über die Erfahrungen sich aus, die er in den letzten fünf Monaten hinsichtlich der österreichischen Politik zu machen gehabt habe. Wickham hat in seine Depesche an Lord Grenville, datirt Schaffhausen den 12. September, Clintons Bericht über das, was er aus dem Munde Suworows vernahm, aufgenommen, in folgender Fassung: Suworow bat Clinton sich zu setzen, mit Aufmerksamkeit zuzuhören und ihn nicht zu unterbrechen; er wolle ihm sowohl von allem, was ihm, seitdem er das Commando der Armee übernommen, von Seiten des Wiener Hofes widerfahren sei, als auch von seinen eignen Plänen und Absichten in Bezug auf die Führung des künftigen Feldzugs eine ausführliche und vertrauliche Auseinandersetzung geben und darüber solle dann Clinton Wickham als Antwort auf seinen Brief Bericht erstatten. Hierauf nahm auch Suworow Platz. Er schloß die Augen, die er nur von Zeit zu Zeit wieder öffnete, um zu beobachten, ob der Obristlieutenant aufmerksam sei, und sprach fast zwei Stunden lang ohne Unterbrechung, sehr langsam, aber mit großer Ordnung, Klarheit und Präcision, mit außerordentlichem Nachdruck und oft mit sichtlicher Erregung. Der Inhalt dessen, was er sagte, kann in Folgendem zusammengefaßt werden:

„Man habe ihn wie Cincinnatus vom Pfluge geholt, um ihm vornehmlich die Führung eines Krieges anzuvertrauen, dessen Zweck ihm Herzenssache sei, der darauf angelegt gewesen sei, sowohl nach militärischen, wie nach politischen Grundsätzen geführt zu werden, die er durchaus billigte; daß jedoch seine Erwartung in Bezug auf diese beiden Punkte grausam getäuscht worden sei. Der Kriegsrath zu Wien habe durch den ihm vorgeschriebenen Feldzugsplan ihn darauf angewiesen, bis zur Eroberung der Festung Mantua, die als der Hauptzweck dieses Feldzugs zu betrachten sei, auf die Vertheidigung der Adda sich zu beschränken. Er aber habe während seines ganzen Lebens es sich zur Regel gemacht, so zu handeln, wie er selbst es im Dienst seines Souverains für das Ersprießlichste (the most beneficial) halte, und da er überzeugt sei, daß die ihm ertheilten Instructionen, weit entfernt ersprießlich zu sein, für beide Kaiserliche Majestäten und für die Sache, die sie führten, nur sehr nachtheilig sein könnten, so habe er ohne Bedenken es auf sich genommen, denselben nicht Folge zu leisten; er habe also die Adda überschritten, den Feind angegriffen und vernichtet und in Folge dieses Sieges sich alsbald in den Besitz des ganzen mailändischen Gebietes sowie der Stadt Mailand selbst

und des Castells gesetzt, in welchem er hinreichende Vorräthe von Artillerie und Munition gefunden, um ohne die Belagerung von Mantua aufzugeben, weitere offensive Maßregeln ergreifen zu können. Dieser günstige und glückliche Umstand sowie der Zustand der Verwirrung, in welchem der Feind sich befunden, hätten ihm erlaubt in Piemont vorzudringen und die Eroberung dieses Landes und all seiner starken Festungen zu unternehmen. Er habe dann, nachdem die Stadt Turin auf Capitulation sich übergeben, mit seiner Artillerie sich an die Belagerung der Citadelle gemacht. Ganz Piemont sei bereit und beflissen gewesen, ihn aufzunehmen, die piemontesischen Truppen wären fast regimenterweise von den Franzosen desertirt und hätten sich überall thätig erwiesen, das Vordringen der Alliirten zu fördern; man hätte da ganz leicht 10,000 piemontesische Soldaten zusammenbringen und mit der Armee vereinigen können, und wenn man diese Regimenter einzeln unter die Russen und Oesterreicher vertheilt hätte, würde man in Bezug auf ihre gute Führung und Treue nichts zu besorgen gehabt haben. Die von ihm bei seinem Eintritt in das Land erlassene Proclamation sei so gut aufgenommen worden, daß er sich zu der Annahme berechtigt halte, man würde ihre guten Wirkungen vor den Thoren von Lyon wohl gespürt haben. Er habe eine vollständige Auseinandersetzung über den Zustand des Landes nach Wien gesendet und darin nachdrücklich die sofortige Rückberufung des Königs und der königlichen Familie sowie die Wiederherstellung der alten Regierung als eine nicht nur an sich gute und gerechte Maßregel anempfohlen, sondern zugleich als eine solche, die wahrscheinlich auf die allgemeine Sache die beste Wirkung ausüben werde. — Dieser Ansicht habe man anfangs beigepflichtet und demzufolge den König von Sardinien eingeladen, in seine Hauptstadt zurückzukehren, doch habe man sehr bald in Wien andere Entschließungen gefaßt und bevor noch dieser Monarch habe abreisen können, habe man ihm zu verstehen gegeben, daß er für jetzt nicht daran denken dürfe in seine Hauptstadt zurückzukehren und Se. Kgl. Hoheit der Herzog von Aosta, welcher bereits Alessandria erreicht hatte, erhielt auf dem Wege nach Turin die Weisung, in ersterer Stadt zurückzubleiben. Piemont werde jetzt von einem österreichischen, in Turin eingesetzten Commissair als ein erobertes Land regiert. Dieses ganze Verhalten des Wiener Cabinets habe offenbar in diesem Lande die schlechtesten Wirkungen hervorgebracht und würde wahrscheinlich die schlechtesten Folgen für die Sache der Alliirten und insbesondere für die Interessen des Hauses Oesterreich nach sich ziehen. Während dieser Vorgänge

und während er mit der Deckung der Belagerung von Turin und mit den Vorbereitungen zu den Belagerungen von Alessandria und Tortona beschäftigt gewesen, habe er sich plötzlich bei der Annäherung Macdonalds links wenden müssen. Ohne bei den Umständen dieser Affaire und der darauf folgenden Schlacht an der Trebia zu verweilen (in welcher, wie er sagte, die Franzosen mehr als 30,000 Mann im Felde hatten und ebenso geschickt als hartnäckig kämpften), könne er doch nicht unterlassen zu erwähnen, daß er auf dem Schlachtfelde den positiven Befehl aus Wien erhalten habe, die Belagerung der Citadelle von Turin aufzugeben und sich auf die Vertheidigung des Po's zu beschränken. Glücklicher Weise habe ihn indessen die durch einen Courier überbrachte Nachricht von der wirklichen Uebergabe der Citadelle eines neuen Actes des Ungehorsams überhoben. Der außerordentlich große Vorrath von Artillerie, den er in dieser Festung gefunden, habe ihn in den Stand gesetzt, die Blokaden von Alessandria, Serravalle und Tortona sofort in regulaire Belagerung zu verwandeln. In Folge dieser entschiedenen und kräftigen Maßregeln wären die beiden erstgenannten Plätze in seine Hände gefallen. Darauf habe er seine Operationen gegen Tortona gerichtet und zugleich, behufs eines Angriffs auf die Franzosen, Vorbereitungen zu einer Vorwärtsbewegung ins Gebirge getroffen, doch sei ihm hier der Feind zuvorgekommen und habe ihn zu der Schlacht genöthigt, welche mit dem Siege bei Novi geendigt. Um diesen zu verfolgen, habe er Maßregeln zum Marsch gegen Genua auf den 17. getroffen, doch habe ihn, dies auszuführen die Langsamkeit der Oesterreicher verhindert. Hierauf habe man den ursprünglichen Plan, nach dem Col di Tenda zu marschiren und Coni einzuschließen (wodurch man die Position der Franzosen bei Savona hätte umgehen und ihre Verbindung mit Frankreich abschneiden können), wieder aufgenommen und nachdem man die zur Führung eines Offensivkrieges im Gebirge nothwendigen Vorbereitungen getroffen, sei er eben zum Aufbruch bereit gewesen, als er die Nachricht von Oberst Strauchs Niederlage und von den Verlusten in den kleinen Cantons erhalten. Die kritische Lage, in welche durch dieses Mißgeschick (eine natürliche Folge von der Unthätigkeit der Armee des Erzherzogs) das Milanese versetzt worden, habe ihn genöthigt nicht nur seinen Marsch aufzugeben, sondern auch den General Kray mit 10,000 Mann zum Schutz dieser Landschaft abzusenden. General Kray aber sei, da er auf seinem Marsch gefunden, daß Oberst Strauch im Stande gewesen sei, eine sehr starke Position am Fuß des St. Gotthard zu nehmen und daß der Feind nicht

stark genug zu sein scheine, um denselben anzugreifen und in die Ebene hinabzusteigen, sofort mit seinen Truppen zurückgekehrt. Hierauf habe man den Plan gegen den Col di Tenda zu marschiren wieder aufgenommen und sei ihn auszuführen im Begriff gewesen, als ein vom 17. August datirter, positiver Befehl*) des Kaisers von Deutschland an ihn gelangt sei sofort mit all' seinen Russen nach der Schweiz zu gehen und den Oberbefehl über die gesammten russischen Streitkräfte zu übernehmen, die Vertheidigung von Italien aber, welches jetzt, nachdem man alle Festungen genommen, als gesichert angesehen werden müsse, den Oesterreichern zu überlassen. Er habe es zwar nicht für recht gehalten — zumal da er damals in Erfahrung gebracht, daß es die Absicht des Erzherzogs sei, die Schweiz zu verlassen, auch ohne nur zuvor die Ankunft der Verstärkungen aus Italien abzuwarten — in dem Ungehorsam gegen diesen Befehl soweit zu gehen, die von ihm beabsichtigte Expedition doch noch auszuführen, aber er habe doch gezögert, den Theil desselben zu befolgen, welcher ihn geheißen, sofort nach der Schweiz zu gehen. Er habe deshalb einen sehr starken Brief an den Kaiser geschrieben. (Eine Copie davon, die er mir zuzusenden befohlen, hätten die österreichischen Stabsoffiziere Sorge getragen, nicht an mich gelangen zu lassen). In diesem vom 28. August datirten Brief**) habe er sehr ausführlich die wahre Lage der Dinge geschildert und das Gefahrvolle der Maßregeln, die man zu nehmen im Begriff stehe. Unter Andern habe er hervorgehoben, „daß Italien nicht als gesichert angesehen werden könne, bevor man Tortona, Coni und Nizza noch nicht genommen habe, — daß wenn er in dem gegenwärtigen Augenblick den erhaltenen Befehlen gehorchen müßte, man nicht nur die beiden letztgenannten Plätze in den Händen des Feindes zu lassen sich genöthigt sehen würde, sondern daß man dann auch die größte Gefahr laufe, die Belagerung von Tortona aufheben zu müssen; denn der Feind, dessen Hülfsquellen mit seinen Niederlagen sich zu vervielfältigen schienen, habe seit der Schlacht von Novi sich verstärkt und könne ihm eine Mannschaft entgegen setzen, die, wenngleich auf drei verschiedene Punkte vertheilt, im Ganzen nicht weniger als 50,000 Mann betrage. Die ganze russische Macht aber, die er nach der Schweiz bringen könne, belaufe sich auf kaum 15,000 Mann und entbehre noch dazu allen zu einem Gebirgskrieg erforderlichen Bedarfs. Seiner Meinung nach würde eine zweimonatliche Frist ihn hinreichend in den Stand setzen, durch

*) Bei Miliutin V, S. 380—82.

**) Miliutin V, S. 383.

die Einnahme von Coni und Nizza Italien auf dieser Seite vor Gefahren zu schützen. Nach Ablauf dieser Zeit werde man die russischen Truppen in der Schweiz verwenden können, aber man setze Alles aufs Spiel, wenn er, bevor dieses Ziel erreicht sei, den Befehl, den er erhalten, ausführen müßte. Wenn jedoch nach Ablauf des von ihm bezeichneten Zeitraums Seine Kaiserliche Majestät noch bei diesem Plan beharre, so müßte die in der Schweiz zu verwendende Armee versehen werden mit einer Reserveartillerie, mit Munition; Pontons und mit einer Menge anderer Artikel, an welchen sie einen absoluten Mangel leide und ohne welche die Truppen den von ihnen verlangten Diensten nicht gewachsen sein würden".

Der Marschall bemerkte hierauf, daß in Bezug auf diesen Feldzug die Sicherstellung Italiens und die Vertreibung der Franzosen aus der Schweiz, durch wen immer sie vollzogen werden möchte, das Aeußerste sei, was man erwarten könne. Er wolle jetzt nicht auf den Plan des nächsten eingehen und beschränke sich darauf zu sagen, daß um ihn in den Stand zu setzen, denselben so auszuführen, wie er seiner Meinung nach entworfen werden müsse, man ihm 90,000 oder 100,000 Mann guter Truppen zur Verfügung stellen müsse. Die ganze russische Streitkraft werde beim Beginn des Winters kaum mehr als 45,000 Mann betragen und die Nothwendigkeit, daß er in der Schweiz bis zur Eröffnung des Feldzugs eine Verstärkung von noch 20,000 Mann Truppen dieser Nation erhalte, müsse den Höfen von London und Petersburg in den stärksten Ausdrücken vorgestellt werden. Er verweilte einige Zeit bei diesem Punkt, indem er aber und abermals, was er gesagt hatte, wiederholte, und schloß mit der Versicherung, daß mit 90,000 oder 100,000 Mann er sich stark genug fühlen würde, um den großen Plan, zu welchem, wie er meinte, man sich entschlossen habe, in Ausführung zu bringen.

Nicht weniger instructiv als obige Depesche Wickhams ist nachfolgende des Generallieutenants Lord Mulgrave, welcher im Auftrage seines Hofes zu Suworow sich begeben hatte, um mit ihm über die bevorstehenden militairischen Operationen in Berathung zu treten:

Alessandria, d. 12. September 1799.

Lord Mulgrave beginnt mit der Bemerkung, er sei am 9. September um 7 Uhr Morgens in Alessandria angelangt und habe da erfahren, daß Suworow Tags zuvor nach der Schweiz aufgebrochen, auf das falsche Gerücht aber von Veranstaltungen des Feindes zum Entsatz Tortonas mit seinen Truppen wieder zurückgekehrt sei, höchst verstimmt über den Zeit-

punkt, in welchem, und über die Art, wie man ihn des Oberbefehls in Italien enthoben habe. Dann fährt er folgendermaßen fort: „Ich hatte zu einer geheimen und vertraulichen Conferenz mit ihm (Suworow) keine Gelegenheit bis gestern Abend, wo er in einer zweistündigen Unterhaltung sich mir in der allerungezwungensten Weise eröffnete. Er begann mit den Worten, daß man ihn aus seiner Zurückgezogenheit abberufen habe in einem sehr vorgerückten Lebensalter, wo seine Wohlhabenheit (ample fortune) und die als Anerkennung seiner Dienste von seinem Souverain ihm erwiesenen Auszeichnungen ihn über die Verlockungen irgend welcher Motive der Selbstsucht und über das Jagen nach irgend einem Gegenstand des Ehrgeizes erhoben hätten; daß er bei Annahme der schwierigen Stellung, in welche man ihn versetzt, sich nur könne leiten lassen von dem eifrigsten Wunsche für die Emancipation Europas und seine Befreiung von der ausgedehnten Herrschaft einer rohen und ehrgeizigen Regierung, die den Anspruch auf den Namen einer Republik mache, in der That aber nichts als eine Tyrannei der gemeinsten Art und der niedrigsten Gesinnung sei. Unter solchen Eindrücken auf sein Herz (with these impressions on his heart) flößten seine Zuneigung zu seinem Souverain und sein Glaube an seinen Gott ihm die Hoffnung und die Erwartung von Eroberungen ein. In einer solchen Stimmung fände er sich versetzt inmitten von Personen, die in sehr verschiedenen Verhältnissen unter dem Einfluß von sehr verschiedenen Motiven ständen. Er fähe sich umgeben von den Schmeichlern und Spionen Thuguts, Leuten, mit denen er (Thugut) machen könne, was er wolle, Creaturen seiner Macht, die keine anderen Existenzmittel hätten, als ihre Gehalte, keine andere Aussicht auf Beförderung, als seine Protection und Fürsprache und abgesehen von solchen Männern im Obercommando und unmittelbar unter ihm, Suworow, selbst, habe er auch eine Armee vorgefunden, die abergläubisch dem Defensivsystem ergeben sei und sich sogar davor fürchte, auch nur ihre glücklichen Erfolge zu verfolgen, wenn anders dieses System ihnen solche zu erlangen gestatte. Dazu habe er es mit einem weitern Widerstand der Regierung in Wien zu thun, die jeder Unternehmung abgeneigt, Eroberungen zu machen ihn hindere. Doch sei er, bei all diesen Hindernissen, die man den von ihm zur Befreiung Italiens getroffenen Maßregeln in den Weg gelegt, glücklich genug gewesen, dem Einfluß des Wiener Hofes entwischen zu können, indem er mit seinen Eroberungen jenseits der Grenzen von Thuguts successiven Verboten sich möglichst beeilt habe. So habe er, als er die Weisung erhielt, sich schlech-

terdings auf die Belagerung von Mantua zu beschränken, bereits den Po überschritten gehabt. Aehnlich habe es sich mit der Uebergabe der Citadelle von Turin verhalten. Dabei fügte er lachend hinzu, er habe damals gemeint, daß es zu spät sei, die ihm zugekommenen Befehle, so peremtorisch sie auch gelautet, zu befolgen. Nach der Schlacht von Novi sei es seine Absicht gewesen, Genua zu befreien und mit Coni die Eroberung von Italien zu beendigen. Erstere Unternehmung würde sich leicht und mit geringem Verlust haben ausführen lassen, da die eine Hälfte der feindlichen Armee aus Conscribirten bestehe, unter welchen sich viele rohe und noch nicht einmal militairisch eingekleidete Bauern befänden, nun aber, da der Befehl erlassen sei, zuvörderst die Belagerung von Coni vorzunehmen, werde eine Frist von zwei Monaten den Conscribirten die Form und in gewissem Grade auch die Eigenschaften von Truppen geben und ein weiterer Aufschub bis zum nächsten Frühjahr werde sie zu vollkommenen Soldaten machen. So sei durch die Scharfsichtigkeit des Wiener Kriegsraths und die droiture Thuguts die Ausführung seines Planes, Italien zu befreien, zurückgehalten und verhindert worden im Moment der Erfüllung, und ihn selbst nöthige man beim Schluß des Feldzugs in ein ihm völlig fremdes Land aufzubrechen, um dort mit einer unzureichenden Macht den Schwierigkeiten zu begegnen, welche die ebenso zuversichtliche als unverantwortliche Unthätigkeit der Armee des Erzherzogs geschaffen habe. Als ich ihm darauf erwiederte, Se. Kgl. Hoheit habe mir versichert, daß er Befehle aus Wien habe, nicht in Action zu treten, antwortete er: „warum habe er ihnen gehorcht? Wie ist es möglich, daß nach den zwei Siegen, die er gewonnen und nach den Fortschritten, die er gemacht, ein Prinz von Geblüt sich so weit erniedrigen konnte (s'abaisser), sich so heillosen Befehlen zu unterwerfen; er mußte entweder sein Commando niederlegen, oder es mit Ehren führen (with credit)“. Ich ersuchte hierauf Se. Excellenz, mir seine Ideen über die künftig zu ergreifenden Maßregeln mitzutheilen und fügte hinzu, daß ich mich bemühen würde, die Annahme derselben in Wien, meinen Instructionen entsprechend, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern. Er antwortete: „Meine Ideen sind mit wenig Worten diese: die Armee des Erzherzogs muß sofort in die Schweiz zurückkehren, weil sonst die Befreiung dieses Landes nicht ins Werk gesetzt und die Eroberungen in Italien nicht gesichert werden können. Die Operationen müssen unter meiner Direction stehen, nicht unter dem Wiener Kriegsrath; nur in Bezug auf die geringfügigeren Details, das Herbeischaffen von Zufuhr 2c. mag

er vermittelnd eintreten; wenn er aber noch etwas über militairische Operationen verlauten läßt, werde ich sofort das Commando niederlegen und der Kaiser, mein Herr, wird seine Streitkräfte zurückziehen". Dies hat er mich als seine Forderung und als seinen Entschluß kund zu thun. Er fügte hinzu, daß es wohlangemessen sein möchte, über den Charakter und über die Beziehungen der Personen, mit welchen ich es in Wien zu thun haben würde, mir einige Andeutungen zu geben. Er nahm eine Feder und schrieb die Skizze, von welcher Nachfolgendes eine Copie ist. Ew. Lordschaft wird darin die Charaktersonderbarkeit des Schreibers erkennen und die Unmöglichkeit des Versuchs sie zu übersetzen: *)

„Despôt Thugut, a poor Satellite Dedreichstein (Graf Dietrichstein), qui le Gouverne, lui même Jacobiné par Oudenarde Françoise, est gouverné par Turpini, Coloredo, qui n'a jamais fait la guerre, se fait fort de souscrire des projets. Lamverti (Lamberti) Médiateur. R.**) est du parti.

Au centre seul appartiennent les influences; il doit diriger les ailes, comme le coeur les membres. Les susdits Sires ne doivent se meler dans nuls operations et principalement les empêcher par la sombre cellule de T. et par la menée fourbe et Jacobinique de leurs espions, où il se trouve des Généraux commandans, la pluspart ou Mercenaires ou paracites; içi est compris l'ignorant Hof-creigs-rath (Hofkriegsrath) estropiant aux Rênes de Th.

Les lâches defensives ne sont que pour les forteresses, elles requierent plus de monde et sont percées par l'ennemi dans leurs points faibles: ainsi souffrit à la fin l'Archiduc Charles, ainsi dernièrement est chassé Jellachich, de sorte que Hotze perds la tramontane et Kors. pourra tomber bientot dans la même malaise. Si même les 20,000***) de S— (Suworow) percerai par St. Gothard, il pourroit avoir tout Massena contre eux, ne sachant où trouver les autres; même dans le succès — remarque — on est obligé de faire passer par le Lac de Como l'Artillerie de campagne, la Grosse et les Bagages par Verone, pour ne pas faire courir le monde à toute la troupe par Tirol.

Nous y voila! en Italie ce n'est pas fini, l'armée si affaiblie par

*) Ich halte es für das Richtigste, obigen Entwurf unverändert wiederzugeben, ohne die mit unterlaufenden ganz unverständlichen Worte und Phrasen wegzulassen.

**) Der russische Gesandte, Graf Rasumowski.

***) Darunter 4000 Kavallerie.

le depart des Russes. En Suisse il n'y en aura que 50,000 hommes; passe: de 20,000 Suisse il n'en est au moment que 1500, de 10,000 Bavarois on promet 2400. Voudroit on jouer un autre Cuberon — ? Grace à Thugut!"

Fortsetzung. Verona, d. 14. September 1799.

Lord Mulgrave berichtet unter vorstehendem Datum weiter, er habe in Mortara Suworow, sobald dieser ihn vor sich gelassen, nachdem er von der Suite erfahren, daß der Kaiser Paul demselben den Titel eines „Fürsten von Italien" verliehen, zu dieser neuen Würde beglückwünscht. „In seiner Antwort nahm der Marschall Gelegenheit mir mitzutheilen, daß er zu gleicher Zeit eine Andeutung von den wohlwollenden Absichten des Kaisers von Rußland gegen den König von Sardinien erhalten habe. Se. Kaiserl. Majestät habe diesem Fürsten 300,000 Rub. zu beliebiger Verfügung übersendet und ihm zugleich die Zusicherung gegeben, daß er entschlossen sei, auf die Wiederherstellung des Königs in die Regierung seiner Staaten zu bestehen und sich jedem Versuch, der gemacht werden möchte, ihn derselben zu berauben, zu widersetzen; auch habe Se. Kaiserl. Majestät dem Herzog von Aosta die Erlaubniß ertheilt, bei seiner Armee in Dienst zu treten. Ich will diese Depesche nicht mit der Erzählung von der Behandlung beschweren, welche der Herzog von Aosta von den österreichischen Befehlshabern zu erleiden gehabt hat, denn ohne Zweifel wird Ew. Lordschaft die Details von diesem außerordentlichen Benehmen von dem Minister Sr. Majestät in Turin viel genauer und ausführlicher erfahren haben, als ich dieselben wiederzugeben im Stande sein würde."

Die folgenden Berichte versetzen uns in den Zeitpunkt, wo Suworow, nachdem er unter den heldenmüthigsten Kämpfen zu Anfang October das schweizer Gebiet geräumt und in das Vorarlbergsche sich zurückgezogen hatte, noch einen letzten Versuch machte, mit dem Erzherzog Karl, welcher von Manheim in das Quellgebiet der Donau zurückgekehrt war, behufs der Wiederaufnahme des Angriffs auf die Franzosen sich zu verständigen. Als aber diese Verhandlungen erfolglos sich zerschlugen, zog er hinter den Lech sich zurück, von wo er zu Anfang des folgenden Jahres auf Befehl seines Kaisers von jeder weitern Theilnahme am Kriege sich lossagte und seine Truppen nach Rußland zurückführte.

Nr. 27. Wickham an Lord Grenville. Wangen d. 17. October 1799.

Wickham hatte am 12., 13. und 14. October mehrere Conferenzen mit dem Marschall Suworow, über die er Folgendes berichtet: „Suworows

Neffe, Fürst Gortschakow, ein junger Mann von 22 oder 23 Jahren, der, wie es scheint, sehr mäßig begabt und noch weniger unterrichtet ist, zeigte mir die ganze Correspondenz des Marschalls mit dem König von Sardinien und dessen Ministern und berichtete über die Beziehungen des Marschalls zum Wiener Hofe. Während unserer Unterhaltung (am Abend des 12.) kam der Marschall häufig zu uns heraus. Er wiederholte vielfach, was Gortschakow gesagt hatte und verweilte besonders bei dem harten Schicksal des Königs von Sardinien. Er sprach die Befürchtung aus, daß nicht Herrn von Thugut seine Intriguen bei dem Petersburger Hof gelingen möchten, welchem er das Anerbieten gemacht habe, Se. Kgl. Hoheit, den Palatin von Ungarn unmittelbar nach seiner Vermählung zu einem souverainen, von der Gewalt (of the hand) des österreichischen Hofes völlig unabhängigen Fürsten in Italien zu machen. Er beklagte sich bitter über das Benehmen des Wiener Hofs und besonders darüber, daß derselbe den Lauf seiner Eroberungen unterbrochen und die russische Armee nach der Schweiz geschickt habe. Er erklärte, daß wenn er, ehe er Tortona verlassen, meinen Brief vom 10. September*), welcher die Schwierigkeit seines Unternehmens auseinandersetzte, erhalten hätte, er demselben sicherlich sich nicht unterzogen haben würde." —

„Am 13. speiste ich bei dem Marschall um 8 Uhr Morgens. Sein ganzes Benehmen war hier ein so außerordentliches, daß obgleich ich schon früher davon gehört hatte, ich, wenn ich nicht selbst so klare Beweise von der Stärke seines Verstandes gehabt hätte, ihn ohne Zweifel für einen Mann hätte halten müssen, der den Verstand verloren hat. Seine Kniee waren wie von Alter gekrümmt, was nicht der Fall war, als ich ihn den Abend zuvor geschäftlich sah. Die Hände und den Kopf hängen lassend, ging er wie ein alberner Mensch im Zimmer herum. Dabei sprach er zu Jedermann unsinniges Zeug, gelegentlich mit einigen boshaften und beißenden Bemerkungen über alle möglichen Gegenstände untermischt und mit besonders scharfen bezüglich der Oesterreicher und des Wiener Cabinets. Die Mahlzeit, die ganze Art des Anrichtens und vor allem die aufwartende Dienerschaft waren dermaßen schmutzig und ekelhaft, daß der General Jellachich, wiewohl ein Kroat, es nicht über sich bringen konnte, auch nur einen Mund voll zu essen, was der Marschall ernstlich übel nahm, oder

*) Vergl. Wickhams Brief vom 9. September bei Milliutin V, S. 371.

doch wenigstens übel zu nehmen die Miene annahm. — Nach der Mahlzeit, die bis drei Uhr dauerte, ging er sofort zu Bett. Er stand erst vor 4 Uhr auf und ließ bis 5 Uhr niemand vor sich. Auf solche Weise geht ihm regelmäßig der beste Theil des Tages verloren."

„Am Abend kam Se. Kais. Hoheit der Großfürst Constantin von Hohen Ems an. Er hatte eine mehrstündige Conferenz mit dem Marschall, bei welcher nur die russischen Generale gegenwärtig waren. Am andern Morgen früh ließ der Marschall mich zu sich bitten, „in Betreff einer besondern Angelegenheit". Während ich in dem Vorzimmer wartete, sagte man mir, daß er in der Nacht eine Vision gehabt habe, die ihn von der projectirten Unternehmung in die Schweiz abhalten werde. Ich hatte vorher erfahren, daß der Großfürst schlechterdings darauf bestanden habe, daß er sie aufgebe. Als ich in seine Stube getreten war, legte er eine Charte von der Schweiz auf den Tisch, und nachdem er mir gesagt hatte, die Armee befände sich in einem so schrecklichen Zustande, daß sie unfähig sei, eine offensive Operation auszuführen, setzte er mir die Lage von Schaffhausen auf der Charte auseinander. Er sagte mir, daß er sofort dorthin marschiren würde, um sich mit dem General Korsakow zu verbinden und dann unter der Bedingung, dem Erzherzog einen Angriff auf die Schweiz vorzuschlagen, daß derselbe seinen vollen Theil an dieser Operation auf sich nähme, daß er aber, wenn der Erzherzog das nicht wolle, sofort seine Armee in die Winterquartiere verlegen werde, entweder in Deutschland oder vielleicht in Italien. Diese letzten Worte sprach er sehr leise aus, und indem er sofort, offenbar in der Absicht, hierüber nicht weiter befragt zu werden, auf einen andern Gegenstand überging, fing er einen langen Discurs über die gegenwärtige Sachlage an, der gegen zwei Stunden dauerte. Im Verlauf desselben sprach er von den Principien und der Natur der französischen Revolution, von der Zusammensetzung der feindlichen Armee, von der Art der Kriegführung gegen die Franzosen und von der Nothwendigkeit, nicht in ihr Land einzudringen, ohne eine die Bewohner zu beruhigen suchende Proclamation, auf eine Weise, welche zeigte, daß er sein Thema tief durchdacht hatte. Dann sprach er von der österreichischen Armee, ihren Vorzügen und Mängeln auf eine Weise, die mich überraschte und mir zeigte, daß er nicht nur auch diesem Gegenstand die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt, sondern daß er sich sein Urtheil ohne den geringsten Grad von Vorurtheil gebildet hatte. Er sprach mit den wärmsten Ausdrücken von den Truppen und von der ordnungsmäßigen inneren Einrich-

nung der Armee. Er sagte viel Gutes von den Generalen und Offizieren, mit deren Benehmen er fast immer allen Grund gehabt habe, zufrieden zu sein. Er fügte hinzu, daß wenn die Truppen gut befehligt würden, sie alle guten Eigenschaften der Russen hätten ohne deren Fehler und daß es nur der Thorheit und der Schwäche des österreichischen Cabinets zuzuschreiben sei, wenn diese Armee nicht schon längst die Welt erobert habe (their army would before this have conquered the world)."

„Hierauf kam er auf die piemontesischen Angelegenheiten zu sprechen, die ihm aufs tiefste zu Herzen gehen. Er wiederholte dabei die scandalöse Geschichte von der Zusammenkunft des Generals Zach mit dem Grafen St. André, die Ew. Lordschaft ausführlich in Herrn Jacksons Depeschen finden wird. Schließlich drückte er mit großem Nachdruck den Wunsch aus, daß ich meinem Hof anempfehlen möchte, den König von Sardinien vor der, wie er es nannte, allerabscheulichsten Unterdrückung und Tyrannei, die ein christlicher König je erlitten hat, zu schützen. Während dieses ganzen Discurses gab er die evidentesten Beweise eines so starken und kräftigen Geistes und eines so klaren und gesunden Verstandes, als stünde er noch in der Blüthezeit seines Lebens. Sobald er fertig war, dankte er mir, daß ich ihn nicht unterbrochen hatte, indem er hinzufügte, daß es mir freistände, ihm nun meinerseits zu sagen, was mir ihm mitzutheilen beliebte, oder ihm über das, was ich gehört, meine Bemerkungen zu machen."

„Am Abend kam ich wieder zu dem Marschall. Er empfing mich mit der größten Aufmerksamkeit und Güte, aber erst, nachdem der Fürst Gorschakow ihm versichert hatte, daß ich nichts dagegen einwenden würde, daß er am folgenden Tage marschiren wolle, ohne die Antwort des Erzherzogs abzuwarten. Sobald ich mit dem Marschall allein war, sagte ich ihm, nachdem ich ihm für die mir am Morgen gemachten Mittheilungen gedankt hatte, es wären noch zwei von ihm unbeantwortete Punkte übrig, in Bezug auf welche ich nothwendig noch einige Auskunft erhalten müßte, ehe ich an meinen Hof schreiben könnte. Der erste betreffe die Frage hinsichtlich der baierischen Truppen; der zweite die von ihm erwähnte Möglichkeit, seine Winterquartiere in Italien zu nehmen. Sofort begann er von allerlei seltsamen Geschichten zu sprechen, die mit diesen Gegenständen nicht das Mindeste zu thun hatten, kurz er versuchte es, wo nur irgend möglich, eine directe Antwort zu umgehen. Endlich, nachdem ich sehr nachdrücklich von dem kritischen und gefährlichen Zustande gesprochen hatte, in welchen die Angelegenheiten der Alliirten in diesem Lande gerathen seien,

wobei ich hinzufügte, daß ich mir weder selbst eine Meinung über das, was nun zu thun sei, bilden, noch meinen Hof, sich eine solche zu bilden in den Stand setzen könnte, wenn er sich nicht vollständiger aussprechen wolle, lachte er von Herzen und sagte in der allerbesten Laune: „merken Sie nicht, daß wenn ich ihre beiden Fragen offen beantworte, ich Sie in den Besitz meines ganzen Geheimnisses setze? Indessen da ich sehe, daß Sie durchaus auf eine Antwort versessen sind, so will ich Ihnen eine geben, die, wenn auch kurz, doch vollständig und deutlich sein soll. 1) Ich wünsche nichts mit Euren Schweizern oder Euren Baiern zu thun zu haben; gebt sie beide dem Erzherzog; was ich brauche, ist das, was ich in diesem Jahre hatte, wovon ich einen so guten Gebrauch gemacht habe und wessen man mich so ungerechter Weise beraubt hat, ich meine eine österreichisch-russische Armee: ohne die kann ich nichts machen, denn meine Russen, wiewohl in vielen Beziehungen die besten Truppen der Welt, sind nicht dazu angethan, aus eigenem Antrieb (by themselves) zu handeln, und meine Offiziere sind alle so unwissend, daß ich mit ihnen nichts machen kann. Ich habe von der Geschicklichkeit und militairischen Kenntniß der österreichischen Stabsoffiziere solchen Nutzen gezogen und ich weiß so gut, daß ich nichts der Art weder bei den Schweizern noch bei den Baiern finden kann, daß ich, so lange noch eine Möglichkeit vorhanden ist, meine alte Stellung wieder einzunehmen, mit dem Gedanken mich nicht befreunden kann, mit irgend einem Hülfscorps agiren zu müssen und der Oesterreicher zu entbehren. Wenn Ihr Hof dies bewirken kann, so wird mich das sehr glücklich machen und der allgemeinen Sache wird damit ein wesentlicher Dienst geleistet werden. 2) Ich wünsche nach Italien zurückzukehren, weil weder meine Truppen noch meine Offiziere für diesen Krieg in der Schweiz gemacht sind. Ich habe an den Kaiser geschrieben, um ihn um die Erlaubniß zu bitten, meine Armee dorthin zu führen. Schreiben Sie an Ihren Hof und an Sir Charles Whitworth (den englischen Gesandten in Petersburg) um meiner Bitte mehr Nachdruck zu geben. Ich wünsche in Frankreich auf dem Wege nach der Dauphiné einzudringen. Lassen Sie den Erzherzog, verstärkt von Ihren Schweizern und Baiern, von der Schweiz und der Franche Comté aus mich unterstützen."

„Ich versuchte es dann, seines Marsches nach Schaffhausen zu erwähnen, aber ich fand bald, daß er eben so wenig hiervon, wie von den Räubereien und Plünderungen seiner Truppen etwas wissen wollte, die er

nach dem was ich seit meinem Hiersein gesehen und gehört habe, wenigstens duldet, wenn er nicht, nach der Maxime, daß er durch seine Nachsicht in dieser Beziehung sich die Liebe seiner Truppen erwirbt, und daß er sie dadurch dahin bringt, sich in jeder noch so verzweifelten Lage, wenn er ihrer Dienste bedarf, für ihn aufzuopfern, geradezu sie dazu aufmuntert. Noch an demselben Abend erhielt ich von dem Marschall die anliegende mit B bezeichnete Note, die ich Ew. Lordschaft als einen Beweis dafür schicke, wie verliebt er in seinen italienischen Plan ist, und zugleich als eine seltsame Probe von der Art, wie er in Geschäften sich benimmt. Sie wurde mir offen von seinem diensthuenden Adjutanten überbracht. Am folgenden Morgen, zwei Stunden vor Tagesanbruch hat der Marschall seinen Marsch nach Schaffhausen angetreten."

Nr. 30. Wangen, d. 17. October 1799.

„Als Ergänzung zu dem, was ich in meiner Nummer 27 beigebracht, erlaube ich mir Ew. Lordschaft noch einige weitere Bemerkungen über den Charakter und das Benehmen des Feldmarschalls Suworow sowie über den Zustand der russischen Armee mitzutheilen. Ich hatte Gelegenheit, mich viel mit den Offizieren zu unterhalten, welche meistentheils im Hauptquartier des Marschalls sich befinden. Diejenigen, welche der Marschall am meisten begünstigt, sind sein Neffe Fürst Gortschakow, Fürst Bagration, ein junger georgischer Edelmann, welcher die Avantgarde der Armee befehligt, und General Schweikowski, ein schon älterer Offizier (of some standing), den ich mich erinnere, im Jahre 1785 in der Schweiz gesehen zu haben. Dieser Herr hat von seinem frühern hiesigen Aufenthalte sich eine gewisse allgemeine Kenntniß des Landes erworben, alle andern aber, mit denen ich hierüber sprach, waren in Bezug auf die Lage und Beschaffenheit desselben (it's points and bearings) so unwissend, als hätten sie die ganze Zeit über in Persien sich befunden. Sie hatten auch nicht den geringsten Begriff von der Natur und der Bedeutung der respectiven Positionen, welche der Feind während ihres Marsches eingenommen hatte. Mit einem Wort, sie schienen mir alle diese Fragen, als der Aufmerksamkeit russischer Generale nicht würdig, ihren Wegweisern (guides) und den sie begleitenden schweizerischen und österreichischen Offizieren überlassen zu haben. Ich fand, daß sie alle ohne Ausnahme auf der Nothwendigkeit bestanden, sich sofort in sichere Winterquartiere zu begeben, und jede Bemerkung, die ich machte, um sie von dieser Lieblingsidee abzubringen, wurde mit unverhohlenem Mißfallen aufgenommen. Ich fand, daß der verworrene Zu-

stand der Armee ihnen zwar nicht gleichgültig war, aber sie machten diesen Umstand nur als einen Grund mehr für den sofortigen Rückzug in die Winterquartiere geltend. Alle aber stimmten darin überein, daß was die Aufführung der Truppen betreffe, diesen Gegenstand niemand gegen den Marschall zu berühren wagen dürfe."

„Ich habe bereits erwähnt, daß es mich überrascht hat, weder den General Derfelden, noch den General Rosenberg im Kriegsrath gegenwärtig zu sehen. Ich muß jetzt hinzufügen, daß ich auch während der drei Tage, die ich in Feldkirch war, weder den einen noch den andern im Hauptquartier gesehen habe und das ist um so auffallender, da sie beide alte Soldaten sind, die sich vielfach im activen Dienste befunden, und die beide, besonders aber General Derfelden, einen großen Antheil an allen Hauptsiegen des Marschalls gehabt haben. General Rosenberg gilt für einen sehr braven Mann von nicht außerordentlichen Talenten und Kenntnissen, der jedoch mit den allgemeinen Grundlagen seines Faches (with the general outline of his profession) sehr wohl vertraut ist. Sein Verhalten im Muottathal war ein für ihn gewiß sehr ehrenvolles und hat gezeigt, daß er ein Mann ist, der in Momenten drohender Gefahr große Geistesgegenwart besitzt. General Derfelden genießt selbst unter den Oesterreichern des Rufes eines ausgezeichneten Offiziers. Er ist vorzüglich in dem Zweige seines Faches so gut beschlagen, in welchem die Russen im allgemeinen völlig unwissend sind, ich meine die innere Ordnung und Einrichtung einer Armee (the internal regulation and oeconomy of an Army). General Hotze, der die russische Armee, bei welcher er selbst viele Jahre lang diente, durch und durch kannte, hat mir oft gesagt, daß mit Ausnahme von den Generalen Fersen und Lascy (von welchen weder der eine noch der andere hier ist) General Derfelden der einzige Mann sei, den man einen wirklich des ganzen Dienstes kundigen Offizier nennen könne. Ich habe mich bemüht, den Grund zu erfahren, warum man ihn bei Seite gesetzt hat, und finde, daß er das hauptsächlich seinen Bemühungen zu verdanken hat, Disciplin und Ordnung wieder herzustellen und Raub und Plünderungen in der ihm untergebenen Division der Armee zu verhindern, ein System, welches zu dem des Marschalls in directem Gegensatz steht und ihn bei den Truppen sehr unpopulair gemacht hat. Auch fürchten die jungen Leute ihn, und wo nur irgend möglich, gehen sie ihm aus dem Wege. Der Marschall hatte anfangs ihn, da er der ältere Generallieutenant ist, beordert, das Commando über Korsakows Armee zu

übernehmen, hernach aber hat er sich bestimmen lassen, einen andern Entschluß zu fassen. Fürst Gortschakow hat mir selbst gesagt, daß Derfeldens Ernennung eine Beleidigung für seinen Bruder sein würde, welcher bei Zürich, am 25. vorigen Monats an der Spitze von Korsakows Avantgarde sich ganz besonders ausgezeichnet habe, und er drückte seine Verwunderung darüber aus, wenn der Marschall so wenig auf das Interesse seines eigenen Neffen bedacht sein sollte. Nach dieser Unterredung überraschte es mich keineswegs, als ich hörte, daß die Ernennung des Generals Derfelden unterblieben sei."

„In Italien zog der Marschall, so lange die beiden Armeen beisammen waren, seine russischen Generale überhaupt niemals zu Rathe, ja, er trug kein Bedenken, ihnen offen und in Gegenwart der Oesterreicher zu sagen, sie wären zu unwissend, als daß man sie über irgend etwas, was es auch sei, um Rath fragen könne. Erst seitdem er Italien verlassen, hat er ihnen einige Mittheilungen über militairische Angelegenheiten gemacht, aber auch jetzt hat er die beiden einzigen Männer, welche befähigt sind, ihm einen gesunden Rath zu geben, völlig von seinen Berathungen ausgeschlossen. Ich habe den General Derfelden nicht selbst gesehen, aber mit dem Grafen Stackelberg (dem russischen Gesandten in der Schweiz) hat er sehr offen gesprochen und ihm das abschreckendste Bild von dem Zustande der Armee entworfen, wobei er sich bitter darüber beklagte, daß der Marschall diese Zuchtlosigkeit dulde und hinzufügte, daß er selbst sich sofort von dieser Armee zurückziehen wolle, die nun, da sie sich selbst überlassen sei, bald der Gefahr ausgesetzt sein werde, sich mit Schmach zu beladen und sowohl ihre Ehre wie ihren Ruf zu verlieren. Auf Grund dieser Ueberzeugung hat er (wiewohl man ihn hierüber nicht um Rath gefragt) auf das allerentschiedenste sich dahin ausgesprochen, daß die Armee sofort in die Winterquartiere verlegt werden müsse, denn er ist der Ansicht, daß dieselbe für den activen Dienst durchaus untüchtig sei und daß ihr totaler Ruin erfolgen müsse, wenn sie Angesichts eines wachsamen und unternehmenden Feindes sich selbst überlassen würde. Ich glaube, daß der Graf Stackelberg den Inhalt dieser Unterredung dem Grafen Woronzow (Gesandten am Londoner Hofe) vertraulich mitgetheilt hat."

„Nach den Beobachtungen, die ich selbst in Bezug auf den Marschall zu machen Gelegenheit hatte, bin ich überzeugt, daß man sein gegenwärtiges Verhalten guten Theils dem Gefühl seines eigenen Unvermögens (inability), das zu thun, was zu thun er für angemessen hält, zuschreiben

muß, eine Lage, in welcher er unter der russischen Regierung von Jugend auf sich oft befunden haben muß. Die sehr starken Ausdrücke der Zufriedenheit, in welchen er über die Ordnung und Oekonomie, die bei der österreichischen Armee herrsche, gegen mich sich ausließ, lassen mich nicht daran zweifeln, daß er die russischen Truppen auf demselben Fuß zu sehen wünscht, und seine Gereiztheit, wenn dieses Gegenstandes gedacht wird, muß man wahrscheinlich seiner Ueberzeugung, daß das zu erreichen unmöglich ist, zuschreiben. Sollte man nicht ebenso annehmen dürfen, daß er seinen Truppen nur darum nach Willkür zu hausen erlaubt, weil er überzeugt ist, daß sie sonst bei dem kargen Sold, den sie erhalten, und bei dem Mangel an Ordnung und Oekonomie in der Armee nicht existiren könnten. Ich wenigstens zweifle nicht, daß, wenn er es mit einem andern Material zu thun gehabt hätte, sein Verhalten ein ganz anderes gewesen sein würde und daß, seinem natürlichen Charakter nach zu urtheilen, er bei einer anders organisirten Armee sich als ein strenger und unnachsichtlicher Unterstützer der guten Ordnung und Disciplin gezeigt haben würde. Seine Gewohnheit, so früh zu speisen und Nachmittags so lange zu schlafen, ist mit dem Verhalten, welches bei militairischen Operationen im Felde oder auf einem Marsch beobachtet werden muß, schlechterdings unverträglich, und in der That hat er, von der Zeit an, wo er mit der italienischen Armee sich vereinigte, weder jemals einen Posten visitirt, noch eine Position recognoscirt. Alle Pläne zu einem Angriff oder Marsch wurden von den österreichischen Stabsoffizieren entworfen und Abends zuvor ihm zur Genehmigung vorgelegt. Er selbst war selten bei der Ausführung zugegen und zeigte sich selten der Armee."

„Ich halte dies für die unglücklichste Seite in seinem Verhalten, weil es den österreichischen Generalen einen so schönen Vorwand giebt, dagegen zu remonstriren, daß er nicht wieder das Commando über sie erhalte, und in diesem Punkte wenigstens wird der österreichische Minister die ganze Armee unterstützen, wiewohl ich nicht bezweifle, daß sie unter dem Befehl des Marschalls Suworow, trotz all' seiner Fehler, größere Dinge ausgeführt haben würde, als unter dem Commando des Erzherzogs."

„Bei den Mittheilungen, welche ich Ew. Lordschaft über diesen wichtigen Gegenstand gemacht, über den ich leicht noch viel ausführlicher mich auslassen könnte, habe ich mich bemüht, so viel wie möglich auf von mir selbst beobachtete Thatsachen mich zu beschränken. Ew. Lordschaft gebe

ich anheim, daraus Ihre eigenen Schlüsse zu ziehen, und der Weisheit der Räthe Sr. Majestät, auf die besten Gegenmittel gegen diese unzweifelhaft sehr großen Uebelstände bedacht zu sein. Doch kann ich es nicht unterlassen, meine eigene Meinung entschieden dahin auszusprechen (wiewohl mir all' die Folgen nicht entgehen, die aus ihr sich ergeben und namentlich, daß dadurch alles in die Hände des Wiener Hofs gegeben wird), daß man jede Hoffnung gegen Frankreich, auf welchem Punkte es auch sei, mit einer russischen Armee agiren zu können, ganz und gar aufgeben muß. In der That sind die Elemente, aus welchen die russische Armee zusammengesetzt ist, so beschaffen, daß man sie alles in allem genommen, in keiner andern Hinsicht, als nur der Zahl der Mannschaft nach, eine Armee nennen kann. Sie enthält eine Anzahl starker, unverzagter Soldaten und soweit die regimentalen Obliegenheiten gehen, gut geschulter Regimenter, aber weiter nichts. Diese Regimenter würden als Hülfstruppen in der österreichischen Armee sind vorzüglich, wenn man sie bei solchen Gelegenheiten brauchte, wo die österreichischen Truppen weniger willig zur Action sind, die Gesammtheit (der österreichischen und russischen Truppen) in demselben Maße den Franzosen überlegen machen, als die Franzosen durch ihre militairische Geschicklichkeit und ihre Kenntnisse sich den Russen, wenn diese allein agiren überlegen gezeigt haben. Wenn der Kaiser von Rußland Scharfblick genug hat, um die Nothwendigkeit dieser Maßregel einzusehen und wenn er, trotz des sich dagegen erhebenden Geschreies und Widerstandes, die zur Ausführung derselben erforderliche Weisheit und Großmuth hat, so dürfen wir in der That auf dieser Seite der Alpen für den nächsten Feldzug uns den besten Hoffnungen hingeben. Wenn er diese Einsicht nicht hat, so sehe ich nichts als Niederlagen und Mißgeschick voraus und zum Schluß einen schmachvollen österreichischen Frieden. Ich hatte einmal die Hoffnung, daß man durch Erhöhung des Soldes der (russischen) Truppen, durch Hinzufügung einer Anzahl ausländischer Offiziere zu den verschiedenen Departements, sowie durch eine völlig neue Einrichtung der Magazine und des Commissariats es würde möglich machen können, die Armee auf einen respectabeln Fuß zu setzen, aber nach dem, was ich in diesen letzten zehn Tagen gesehen, bin ich überzeugt, daß dieses ganze System so von Grund aus defect und schlecht ist, daß man namentlich wegen der elenden Beschaffenheit des Offizierkorps und der vielen Intriguen im Hauptquartier, alle derartigen Hoffnungen bei der gegenwärtigen Sachlage aufgeben muß. Außerdem ist jetzt zu einer solchen Operation keine Zeit,

da während ihrer Ausführung der Feind sich in den Stand gesetzt sehen würde, ungestraft nach Holland und Flandern aufzubrechen."

Wangen, d. 18. October 1799.

„Die allgemeine Unwissenheit der höhern Offiziere und der völlige Mangel eines brauchbaren Stabes ist jetzt, nach der Schlacht von Zürich kein Geheimniß mehr und wird ganz Europa bekannt werden. Es giebt, weil man geschickte Offiziere nicht auf eimal schaffen kann, für dieses Uebel kein anderes Heilmittel, als sofort eine Auswahl unter Ausländern zu treffen, wozu der französische Emigrantenadel und vielleicht sogar der österreichische Stab eine hinreichende Zahl darbieten würde. Unter den Oesterreichern giebt es gegenwärtig nicht wenig vortreffliche Offiziere, die im höchsten Grade unzufrieden sind und die leicht durch die Zusicherung des Ranges, des Ansehens, des Vertrauens und der Unterstützung, welche den Talenten und resp. Stellungen, in die man sie versetzen würde, entsprächen, sich versucht fühlen könnten, in irgend einen andern Dienst überzugehen. Man darf sich indessen nicht verhehlen, daß der Widerwille (repugnance), in die russische Armee einzutreten, unter allen österreichischen Offizieren sehr groß ist und daß der Gedanke, je nach der Laune des Kaisers ihrer Stellen wieder beraubt werden zu können, für sie ein starkes Hinderniß sein wird, ihre gegenwärtigen Anstellungen nicht um der russischen willen aufzugeben."

„Es ist leicht einzusehen, daß die ganze Beschaffenheit und die Ausdehnung des russischen Reiches die Aufrechthaltung einer so großen Armee verlangen, daß das Finanzministerium wohl kaum im Stande sein möchte, dieselbe mit den für das Ganze wünschenswerthen Soldzahlungen und Gehalten, sowie mit einem Commissariat und einer Verwaltung nach dem österreichischen System auszustatten. Uebrigens bezweifele ich nicht, daß eine nach dem gegenwärtigen System besoldete und unterhaltene Armee vollkommen dazu tauglich sein mag, die Feinde, mit welchen Rußland es hauptsächlich zu thun hat, zu überwinden und dem Reiche die nützlichsten und glänzendsten Eroberungen zu machen und sicherzustellen. Aber gegen die großen Mächte Europas würde sie, wiewohl sie im Stande sein mag, Raubzüge zu unternehmen oder gelegentlich selbst einen großen und entscheidenden Sieg zu gewinnen, einen langen und erfolgreichen Krieg wahrscheinlich nicht aushalten. Es scheint daher schlechterdings nothwendig zu sein, entweder wenigstens einen Theil der für die europäischen Operationen bestimmten russischen Armee für die Dauer nach einem andern System

zu organisiren oder doch einen erhöhten Sold und eine regelmäßige Administration solchen Theilen derselben zu geben, welche einige Zeit in Italien, Deutschland, den Niederlanden oder Frankreich verwendet werden sollen, wo die Bewohner wegen der Oekonomie, der vortrefflichen innern Administration und guten Aufführung der österreichischen Armeen den Aufenthalt einer russischen Armee kaum für etwas anderes als eine Calamität ansehen. Aber alles dieses ist eine Sache, die Zeit erfordert, und während man sie vorbereitet, kann man, so weit ich sehe, nichts anderes thun, als was ich Lord Grenville an die Hand gegeben habe, nämlich, daß ansehnliche russische Corps einer jeden der österreichischen Armeen als Hülfstruppen beigegeben werden müßten."

„Dies würden etwa die Umrisse von dem sein, was ich dem Grafen Woronzow schreiben werde, wobei ich nicht ermangeln werde, in Bezug auf den gegenwärtigen Souverain, die großen Verdienste seiner Armee und den Charakter der Russen überhaupt die nöthigen Complimente hinzuzufügen. Dann wird es bei ihm stehen, zu entscheiden, welchen Gebrauch er davon machen will."

Nr. 41. Wickham an Lord Grenville. Augsburg, d. 31. Oct. 1799. — „Außer den Beweisen von dem außerordentlich lebhaften Temperament des Marschalls, die ich eben gegeben und denjenigen, welche ich in einer andern Depesche — (Nr. 42 *) — anführen werde, habe ich von Personen aus seiner unmittelbaren Umgebung gehört, daß er in seiner Leidenschaftlichkeit über die Maßen auffahrend ist, daß er nicht den geringsten Widerspruch oder Widerstand gegen seine Ansichten erträgt und daß, wie sie glauben, dem extravaganten Benehmen, welches er stets öffentlich und sehr oft auch im außeramtlichen Verkehr (in private) an den Tag legt, die bestimmte Absicht zu Grunde liegt, zu verhindern, daß er nicht durch seine Leidenschaftlichkeit die Herrschaft über sich verliere, was unfehlbar der Fall sein würde, wenn er in einer Gesellschaft, in welcher andere Personen die Freiheit hätten, ihre Meinung so gut wie er selbst auszusprechen, auf eine ernsthafte Unterhaltung sich einlassen müßte. Aber trotz seines außerordentlich heftigen Temperaments scheinen doch diejenigen, welche ihn häufig sehen, die Wirkungen davon nicht zu fürchten, weil sein Zorn selten andauert und er nachher gegen die, welche davon betroffen wurden, ungewöhnlich freundlich zu sein pflegt. Von den Personen seiner unmittelba-

*) Der Inhalt der Depesche Nr. 42 die gleichfalls vom 31. October datirt ist, bezieht sich auf den Großfürsten Constantin und Suworows Verhältniß zu denselben.

ren Umgebung wird er sehr geliebt, und ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß er außerordentlich aufmerksam gegen sie ist, und er läßt sich keine Veranlassung entgehen um ihnen seine Dankbarkeit für ihre Dienstfertigkeit und ihre Ergebenheit auszudrücken. Er hat sicherlich gegenwärtig, was auch seine Anhänger dagegen sagen mögen, große Furcht vor den Franzosen (the is — — most extremely afraid of the French), und ich habe bemerkt, daß wenn er ernsthaft spricht, er es nie versucht, sie zu unterschätzen. Dies ist die wahre Geschichte (real history) von seinem ängstlichen Verlangen, eine österreichisch-russische Armee unter seinem Commando zu haben, und wiewohl er, als er zuerst nach Feldkirch kam, mir aus seiner wirklichen Meinung über diesen Punkt ein Geheimniß machte, so supponirt er doch selbst jetzt nie die Möglichkeit, die Franzosen mit den Russen allein zu schlagen." — —

„Obristlieutenant Clinton hat gegen Ew. Lordschaft der Erklärung des Marschalls gegen ihn erwähnt, daß 300,000 Russen ohne die Oesterreicher nicht im Stande sein würden (be sufficient) die Franzosen aus der Schweiz zu treiben. Zu demselben Endzweck hat er mit mir gesprochen und mich aufs dringendste gebeten, ich möchte wieder sowohl an den Lord Minto, wie an Sir Charles Whitworth schreiben, daß sie nichts unterlassen sollten, ihm wieder das Commando über eine österreichisch-russische Armee zu verschaffen und der Graf Stackelberg hat mir im engsten Vertrauen gesagt, daß der Marschall genau dasselbe auch ihm gesagt und dabei aller möglichen Argumente und sogar einiger kleinen Kunstgriffe sich bedient habe, um ihn zu überreden, an den Kaiser zu schreiben, daß die Russen allein nicht ausreichten (were not competent) die Befreiung der Schweiz zu unternehmen. Dabei habe er zugegeben, daß er nicht die Courage habe, das selbst zu schreiben, und in der That habe ich Grund zu fürchten, daß er auch über viele andere wesentliche Punkte es nicht gewagt hat, seine eigene Meinung seinem Herrn gegenüber auszusprechen. So weiß ich, daß er einen sehr pomphaften Bericht über das, was seine Offiziere in den kleinen Cantons verrichtet, an seinen Hof gesendet hat, worin er über einige seiner Generale in den übertriebensten Ausdrücken sich ausläßt, obgleich er die möglichst schlechte Meinung von ihnen hat und er denselben nicht das Commando über ein Regiment, das gegen die Franzosen marschiren soll, anvertrauen würde, wenn es nicht von einem österreichischen Offizier dirigirt wird. Auf den Erzherzog ist er wegen einiger Kundgebungen der Mißachtung (marks of disrespect),

die ihm von Sr. Königl. Hoheit widerfahren sind, und die er für absichtliche hält, sehr aufgebracht, besonders, weil der Erzherzog es versäumt hat, ihm den Titel Hoheit und Monseigneur zu geben, den er jetzt von Jedermann erwartet, und weil derselbe ihn nur russischer Feldmarschall und nicht österreichischer und russischer nennt, wie man ihn bisher bezeichnet hat. Ich bin in der That geneigt anzunehmen, daß diese letztere Unterlassung von Seiten Sr. Königlichen Hoheit eine absichtliche gewesen ist, da derselbe, wie ich früher gegen Ew. Lordschaft zu erwähnen Veranlassung hatte, selten eine Gelegenheit unbenutzt läßt, um es auszusprechen, wie sehr er die außerordentliche Unzufriedenheit theilt, welche alle österreichischen Generale darüber empfunden haben, daß dem Marschall das Commando über die österreichische Armee übergeben worden ist."

Nr. 50. Wickham an Lord Grenville. Augsburg, d. 13. Dec. 1799. — „Endlich schrieb ich ihm (Suworow) den als très confidentielle bezeichneten Brief, von welchem ich den eingeschlossenen (von uns oben mitgetheilten) Auszug übersende. Da der Marschall nie (on any occasion whatover) einen Brief selbst liest oder schreibt, so wußte ich, daß es unmöglich sei, zu vermeiden, daß er nicht von seinem Neffen gelesen werde. Ich übergab daher, aus der Noth eine Tugend machend, denselben dem älteren Fürsten Gortschakow, indem ich ihm dabei das strengste Geheimniß anempfahl. Etwa eine Stunde darauf und noch bevor der Marschall ihn zu Gesicht bekommen, hatte ich, als ich in eine Stube trat, wo man mich nicht erwartete, den Verdruß, den Fürsten darauf zu ertappen, daß er meinen Brief las und zwei russischen Offizieren commentirte."

„Wäre an der (russischen) Armee nichts als ihre Unwissenheit zu tadeln, so stünde es mit ihr doch nicht so ganz hoffnungslos, aber unter den Offizieren ist ein solcher Grad von Corruption und ein solcher Mangel an Zuverlässigkeit (want of principle) vorherrschend, wie es mir, als ich zuletzt schrieb, noch nicht bekannt war. Dazu kommen die vielen Privatcorrespondenzen mit dem Hof, die es unmöglich machen, irgend eine wesentliche Reform anders durchzuführen als vermittelst eines jungen thätigen Vorgesetzten (chief), welcher selbst das Ganze überwachen kann und welcher mit einer großen Kenntniß seines Faches eine Charakterfestigkeit vereinigt, wie sie zu meinem größten Bedauern unter dem gegenwärtigen Souverain nicht zu finden ist und von der, nach den überzeugenden Beweisen, die ich gesehen, der Marschall eben so wenig, als irgend ein anderer Offizier seiner Armee besitzt. General Derselden hat sich von dem

Dienste zurückgezogen, nachdem er dem Marschall einen Brief voll der bittersten Vorwürfe geschrieben, der mit den Worten schließt, „daß die Ehre eines Soldaten befleckt werde, wenn man unter einer solchen Bande von Räubern, wie den Truppen, die der Marschall befehlige, lebe.“ Die Neffen des Marschalls haben dafür Sorge getragen, diesen Brief zu unterdrücken. Der Marschall hat uns endlich verlassen (ich bediene mich keines zu starken Ausdrucks) unter den Verwünschungen des ganzen Landes, wenngleich, wie ich überzeugt bin, unter stärkeren, als er und seine Armee sie wirklich verdient haben, unter stärkeren, als ihre Excesse nach sich gezogen haben würden, wenn nicht die äußerste Unwissenheit und Insolenz der Offiziere hinzukäme und die Weigerung derselben, auf Gründe und Vorstellungen irgend welcher Art zu hören. So z. B. verlegten sie in diesen Tagen trotz aller Gegenvorstellungen 800 Mann in ein Dorf, in welchem sonst nur eine einzige Compagnie liegt, drei große Dörfer dagegen in der unmittelbaren Nachbarschaft blieben ganz und gar frei. Unter mehreren starken Beschwerden, die man über die russische Armee in Wien erhoben hat, zeichnet sich besonders die von Vorarlberg durch ihre kräftige und kühne Sprache aus. Der Kaiser wird darin angefleht, „die Klagen seiner getreuen Unterthanen zu erhören, diese Räuber und Plünderer für immer von ihnen zu entfernen und sie vor der Ankunft eines andern solchen Schwarmes von Barbaren zu beschützen, welche den ganzen Ertrag der Landschaften, in welchen sie sich befänden, zu Grunde richteten.“ Diese Vorstellung hat einen um so stärkern Eindruck gemacht, da sie von einem sehr braven, der guten Sache ergebenen Volke und aus der Mitte der treuesten unter den erblichen Unterthanen Sr. Kaiserl. Majestät ausgegangen ist. Sie ist sicherlich nicht, wie man angenommen hat, auf Anstiften des österreichischen Ministeriums verfaßt worden, da sie während ich in Linden war, zu einer Zeit, wo der Wiener Hof nicht einmal eine Ahnung davon haben konnte, daß der Marschall die Absicht habe, nach Vorarlberg zu gehen, geschrieben wurde.“

Ernst Herrmann,
Professor in Marburg.

Die landärztlichen Verhältnisse Livlands.

Der Verfasser dieses Aufsatzes will es versuchen, dem Publikum Einsicht zu verschaffen in die vielfachen Uebelstände, die aus der mangelhaften oder unzweckmäßigen Organisation unseres Medicinalwesens auf dem flachen Lande entspringen. Indem er eine Darstellung der allgemeinen Sachlage beabsichtigt, muß er, um Mißverständnissen vorzubeugen, vor allem erklären, daß er gerne zugiebt, es könnten einzelne der angeführten Mißverhältnisse in manchen ärztlichen Bezirken vielleicht weniger hervortreten oder auch gar nicht vorhanden sein, unbeschadet der strengen Richtigkeit und durchschnittlichen Gültigkeit sämmtlicher herbeigezogenen Data. Er lebt der Ueberzeugung, jeder landische College werde hier nur aufgestellt finden, was auch er durch factische Belege meistens erhärten könnte, und die dunkle Schilderung, welche hier gegeben wird, sei eben nur aus dem Leben gegriffen.

Die Einrichtung der livländischen Landarztstellen ist in der That so unzweckmäßig, daß man sagen muß, jeder Landarzt übernehme eine zwar beschwerliche aber fast nutzlose Function, die dennoch relativ große Kosten verursacht: — eine Einrichtung, bei der es dem Arzte wie dem einsichtigen Laien klar werden muß, daß die zur Honorirung des Ersteren ausgeworfenen Gelder verschwendet sind und seine Kunst und Wissenschaft fast brach liegen. Wir gedenken den Beweis für diese Behauptung, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, durchzuführen.

Die Zahl der Landärzte in Livland ist zu gering, denn wir haben ihrer kaum 60 bei einer ländlichen Bevölkerung von etwa 800,000 Köpfen.

Dazu kommt noch, daß mehrere dieser Aerzte in den kleinen Städten unseres Landes wohnen und nur deren nächste Umgebung zu besorgen pflegen. So kommen denn durchschnittlich 12,000 Landbewohner auf einen Arzt. Jeder Verständige wird zugeben müssen, daß dies ein schreiendes Mißverhältniß ist, besonders wenn er berücksichtigt, über wie große Räume die Bevölkerung Livlands ausgebreitet ist, da kaum 1000 Menschen auf die Quadratmeile wohnen. Zwischen mit Aerzten versehenen Districten befinden sich große Landstrecken, von wo aus man nur im Nothfall die Aerzte anderer Gebiete aufsucht und im Uebrigen sich auf den lieben Gott, alte Weiber und einige Hausmittel verläßt. Der Unbemittelte ist hier besonders hülflos, denn in seiner Macht steht es nicht, den Arzt zu erreichen.

Leider liegt uns kein statistisches Material vor über die Flächenausdehnung der Bezirke aller angestellten Aerzte, indessen sind namentlich in neuerer Zeit mehrere Anstellungen auf Grundlage einer Regierungsverordnung vom 5. Sept. 1859 erfolgt, wonach jede männliche Revisionsseele jährlich 10 Kop. zur Besoldung des Arztes beiträgt, die Gutsbesitzer aber eine der Zahlung der Gemeindeglieder entsprechende Summe. Da man nun das Jahreshonorar auf 800—1000 Rub. fixirt, so würde der ärztliche Bezirk 4—5000 Seelen enthalten müssen. Bekanntlich aber überwiegt bei uns die weibliche Bevölkerung; wir werden daher mit den Weibern und den in der letzten Revision nicht miteinbegriffenen Kindern immerhin 9—12,000 Menschen annehmen dürfen. Rechnen wir demnach durchschnittlich 11,000 auf den ärztlichen Bezirk, so giebt das bei 60 Landärzten 660,000 Personen, die mit relativer Sicherheit auf ärztliche Hülfe recurriren können; über 100,000 aber, denen dieselbe nur sehr ungewiß in Aussicht steht. —

Der Arzt bewegt sich in allen Schichten der Bevölkerung. Bald betritt er die Parquets des herrschaftlichen Schlosses, bald stolpert er über die hohe Schwelle der Bauernstube, wo in stinkendem, die Augen beizendem Rauche ein apathischer Patient in ebenso apathischer Umgebung seinen Besuch entgegennimmt. Dort, im Schlosse, gilt er nicht selten als ein in gesellschaftlicher Beziehung Untergeordneter; hier in der Hütte als Einer, aus der feindlichen Klasse der Herren, der sein Amt nur um seiner selbst willen verwalte. In der ersteren Beziehung hört man sehr oft sagen: „der Landarzt muß sich zu stellen wissen.“ Mir hat es immer scheinen wollen, daß dies leicht zu sagen aber schwer auszuführen ist. Die Sicherheit und Unabhängigkeit der Stellung unserer großen Grundbesitzer verleitet

sie unwillkürlich dazu, den Arzt, der sich verpflichtet hat, ihnen im betreffenden Falle seine ärztliche Hülfe angedeihen zu lassen, als ihren Diener anzusehen. Sie denken: ich besolde ihn wie alle meine Untergebenen, folglich gehört er in dieselbe Kategorie. Die freie Praxis ist auf dem Lande so unbedeutend, daß wir nicht von ihr zu leben vermögen; sie bleibt immer nur eine Beihülfe, ohne unsere feste Gage könnten wir nicht bestehen, diese zahlen uns die Grundherren, wir sind insofern von ihnen abhängig. Aber so wenig der Maler der Diener Desjenigen wird, für den er ein Bild malt, ebenso wenig der Arzt Dessen, den er heilt. Zu einer schwierigen Heilung, gar einer Lebensrettung steht das Honorar in gar keinem commensurabeln Verhältniß, und da während eines Jahres im Umfang jedes Gutes schwierige Kuren vielfach vorkommen müssen, so darf auch die Jahresgage des Landarztes nicht als Dienstlohn angesehen werden. Die angemessene Stellung des Arztes sollte von Haus aus gegeben, nicht erst mühsam zu begründen sein. Was aber versteht man eigentlich darunter, wenn man sagt, der Arzt müsse sich zu stellen wissen? — Einfach dieses, daß er fest und selbstbewußt auftrete und sich allerwege in Respekt setze. Von seiner Geschicklichkeit ist dabei am wenigsten die Rede. Es liegt aber andrerseits den über Anstellung und Entlassung des Arztes entscheidenden Personen, wenn sie nicht zu den wahrhaft humanen und gebildeten gehören, sehr nahe, den fest und selbstbewußt Auftretenden baldmöglichst zu entlassen und lieber einen weniger tüchtigen Nachfolger zu wählen, wenn dieser nur sonst genehm und in allen Dingen fügsam zu sein Aussicht giebt. So steht es um die gesellschaftliche Stellung des Landarztes, während der Prediger, der auf seinem Pastorate selbst als ein kleinerer Gutsherr sitzt, viel höher geachtet wird, eben seiner Unabhängigkeit wegen. Denn sage doch niemand, daß es um seines Amtes willen sei! Ist denn des Arztes Amt ein weniger wichtiges? In Momenten hoher Gefahr leuchtet seine Wichtigkeit einem Jeden ein, und dann ist der Arzt nicht mehr der Diener!

Arzt und Gutsverwaltungen sollten Hand in Hand gehen, um die Lage der ländlichen Bevölkerung zu bessern. Kaum aber versucht es der Arzt, Dinge vorzubereiten, deren Ausführung einigermaßen in den Bereich der gutsherrlichen Obergewalt hinüberstreifen könnte, so wird er wohl nur selten nicht auf ernstliche Hindernisse stoßen. In unserer Praxis haben wir es hauptsächlich mit den Bauern zu thun; wenn uns aber die ganze Eigennatur derselben schon bei unserer Function als Heilkünstler feindselig

5*

oder passiv widerstrebend in den Weg tritt, so richten wir als Sanitätsbeamte vollends nichts aus, weil die Unterstützung der Gutsverwaltungen für Sanitätsmaßregeln schwer zu erlangen ist. Man sieht bezügliche Anträge wol gar als eine Impertinenz des Arztes an, mit seinen persönlichen Ideen durchdringen zu wollen. „Da müßte denn doch — denkt man — erst ein obrigkeitlicher Befehl kommen; wer sonst kann dergleichen Belästigungen auflegen?“ Und so ist es denn wol das Gerathenste, dem Ausspruch eines alten Collegen zu folgen, der mir einmal sagte: „wenn du klug bist, verfeinde dich nicht mit den Gutsverwaltungen; du kennst noch die Chikanen nicht, denen du dich aussetzest.“

Reden wir jetzt von den Beziehungen des Landarztes zu der bäuerlichen Bevölkerung! — Unser Bauer hat gute Anlagen und zweifelsohne werden wenige Jahrzehnte ihn so weit bringen, daß er seinen Platz mit Ehren ausfülle. Noch aber ist sein Geist gebannt in einen engen Kreis von Vorstellungen, die sich nicht über die Grenzen der zu bebauenden Scholle und die Erhaltung des Lebens in karger und rauher Art erheben. Feind jeder Neuerung, klebt er noch mehr am Althergebrachten als der deutsche Landbewohner. Nichts verlangt er, als sicheren Erwerb, um sich einer Art rohen Wohlstandes zu erfreuen. Aber selbst wenn er für seine Verhältnisse reich geworden ist, d. h. einige tausend Rubel besitzt, strebt er nicht nach höherer Bildung, sucht er nicht feinere Lebensgenüsse, ja verbirgt er wol ängstlich seine Schätze. Er weiß mit seinem Reichthum nichts anzufangen und lebt fort nach alter Weise, genau so wie der unbemittelte Nachbar. Der Fortschritt in der Intelligenz, welcher sich mit dem Besitze einstellt, richtet sich nur auf größere Befähigkeit in den alten Grenzen. Neues, Besseres anzunehmen, daran hindert ihn vorzüglich das tief eingewurzelte Mißtrauen, um nicht zu sagen der Haß gegen Diejenigen, von denen allein Belehrung und Hülfe kommen kann, gegen die Deutschen.

Auch der Arzt ist ein Mitglied der herrschenden Race, das Honorar eine Abgabe mehr, vom Gutsherrn angeordnet, um einen Deutschen auf des Bauern Kosten zu bereichern, so denkt der Bauer. Darum nimmt er wol auch freiwillig kaum einen Arzt. Laßt ihm die Wahl, und er ist bestimmt gegen die Anstellung. Abneigung Neues anzunehmen, und Geldgeiz wirken dabei zusammen. Denn baares Geld auszugeben ist ihm ein Gräuel, auch in noch so kleinem Betrage, und hier noch mehr, da er den Nutzen der Ausgabe nicht begreift. Quacksalber und alte Weiber sind ihm lieber, als „der große Doktor“, wie er den studierten Arzt nennt — jene dagegen

„kleine Dokters." — Ist freilich der Doktor einmal angestellt, so muß gezahlt werden, und in diesem Falle kommen denn auch Patienten, denn für sein Geld muß man etwas haben, nur muß die Arzenei unentgeltlich verabfolgt werden, sonst zeigt sich dennoch niemand.

Unsere ärgsten Feinde sind die Quacksalber, die großes Unheil anrichten und durch die dummen und abergläubischen Bauern überall begünstigt werden, so daß sie nur schwer auf frischer That zu ertappen sind; denn Patienten und Pfuscher halten eben fest zusammen. Man schaudert, wenn man erfährt, daß einem Typhuskranken ein Bierglas heißen Branntweins mit Pfeffer eingegossen, einer Augenkranken ein Auge mit einer Stopfnadel ausgestochen, einer Schwindsüchtigen im letzten Stadium mehrmals Blut abgezapft wurde, ꝛc. Das sog. Besprechen, das Kneten des Unterleibes bei gewissen Frauenkrankheiten, das Eingeben von Branntwein, den der sog. Anbläser behaucht, sind Hauptmittel, sowie auch Schießpulver in Branntwein, Feuerschwamm, Terpentin, gestoßenes Glas und Pfeffer, promiscue für die verschiedensten Krankheiten angeordnet. Man glaube übrigens nicht, daß der Patient diese Kuren billig bezahlt, das Honorar in Geld berechnet, ist meist viel mehr werth als theure Arzeneien. Die Gutsverwaltungen kümmern sich sehr wenig um solche schädliche Subjecte; oft läßt man sich sogar von der Rücksicht beeinflussen, daß der Pfuscher Familienvater oder daß er ein tüchtiger Arbeiter sei. Wahrlich, solange man also verfährt, solange privilegirt man auch den Todtschlag oder die bleibende Gesundheitsschädigung mit einer Fahrlässigkeit, die kaum weniger straffällig ist als das Treiben der Pfuscher selbst. „Wenn gestorben sein muß, kann es doch niemand hindern!" Das ist ein Lieblingswort unserer Bauern. Welches denkende Volk wird so reden? Kann man diesen Ausspruch der Gottergebenheit oder muß man ihn nicht vielmehr dem rohesten Fanatismus zuschreiben?

Ein unterdrücktes, in Elend, Köperschwäche und Gedankenarmuth versumpftes Volk sieht im Tode sein Ziel; er beendet ja für immer das tägliche Ringen um die Existenz. Ein solches Volk kennt keine Furcht vor dem Tode, es kennt nur die Furcht vor dem Verlust der Arbeitskraft, denn wer nicht arbeiten kann, mag ins Elend gehen. Wo ein Kranker Verstümmelung, Lähmung, Erblindung zu befürchten hat, da hört man Vater und Mutter sagen: „möchte er doch sterben," und den Kranken ihnen ruhig beipflichten. Er wird nicht mehr arbeiten können und niemand ist da, der ihn später ernähren kann und will. Die Kinder lassen den

schwer erkrankten alten Vater hülflos sterben, während der Arzt dicht neben ihrem Hause wohnt; der Tod erspart ihnen den Streit, wer den Alten ernähren soll. Die Eltern selbst wünschen zu sterben, um den Kindern nicht zur Last zu fallen. Solche Scenen spielten einst, man kann sagen, täglich, in den Hütten unseres Landvolks. Sie sind jetzt seltener geworden; Wohlhabenheit und Intelligenz führen eine andere Sprache, und hoffentlich sagt nach 20 Jahren kein lettischer Bauer mehr, die ärztliche Hülfe ablehnend: „kad jamirst tad jamirst“ (wenn der Tod kommen soll, so kommt er).

Vorerst die Arbeit und dann die Gesundheit! lautet des Bauern widerspruchsvoller Wahlspruch, und manchmal auch: Vorerst das Vergnügen und dann die Gesundheit! — So kann ich z. B. einen Fall anführen, wo eine Mutter bei strenger Winterkälte ihre beiden an bösartiger Halsbräune erkrankten Kinder zu einer Hochzeit mitnahm. Die Hochzeit wurde drei Tage lang gefeiert, das eine Kind starb am zweiten, das andere am dritten Tage des Festes.

Der Kranke kommt wohl selten früher zum Arzt, als bis ihn die Krankheit durchaus am Arbeiten hindert; denn man muß erst zusehen ob's nicht von selbst besser wird. Auch hat er zumeist erst einige kleine Dokters heimgesucht, bevor er dann schließlich, wenn gar nichts helfen will, den großen Doktor mit einem recht eingerissenen, oft schon unheilbar gewordenen Uebel in Verlegenheit setzt, welchem dieser nun auf jeden Fall abhelfen soll, sonst verdient er ja seinen Namen nicht.

Es ist irgendwo auf gutsherrlichem Entschluß eine neue Arztstelle gegründet worden, der Bauer zieht es vor zu versuchen, ob er nicht den Arzt dadurch los werden kann, daß er ihn gar nicht besucht. Unterdeß geht das Sterben im Gebiet rüstig vorwärts und das untrügliche Kirchenbuch weist nach Jahresfrist eine größere Mortalität nach als früher. — „Was ist das für ein Arzt!“ ruft unwillig der Gutsherr, „es sind ja laut Kirchenbuch mehr Menschen gestorben als früher!“ Oder auch, am Schluß des Jahres verlangt der Gutsherr vom Arzte die Liste der von ihm behandelten Patienten und sieht erstaunt nur 20 angeführt. — „Das Gut zahlt über 100 Rubel S. für 20 Patienten, das geht nicht so weiter!“ — Facit: der Arzt taugt nichts; „leben Sie gefälligst wohl mein Bester!“ — Niemand denkt dabei daran, daß es uns unmöglich ist, den ganzen Wust uns feindlicher Anschauungen der Bauern, selbst im Laufe einiger Jahre auszurotten und daß vor allem die eingewurzelte Macht der Gewöhnung, ohne Arzt auszukommen, überwunden werden muß.

In manchen Gegenden erschweren außer den Pfuschern auch deutsche autodidaktische Heilkünstler unsere Existenz mit dem famenſen Baunscheidtismus und der Meinung, durch Nadelstiche sämmtliche körperliche Gebrechen aus den Leibern ihrer Nebenmenschen herausstichelu zu können. Anderwärts leistet eben so Großes der Kobold, unter welchem Generalnamen alle Induktionsapparate paradiren, oder Jünger Schroths und Prießnitzens verjagen alles Leid durch Wasser und altes Weißbrod, oder Bocks Buch vom kranken und gesunden Menschen begeistert eine intelligente Dame zu Heilkünsteleien, oder es sind die homöopathischen Streukügelchen, welche Menschen und Vieh fast vom Tode erwecken. — Armer Aeskulap! Du stehst allein, einer ganzen feindseligen Bevölkerung gegenüber, die den Nutzen deiner Anstellung gar nicht einsieht. „Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens".

Und plötzlich fällt es den Bauern ein zu sagen: „Wir wollen den Doktor nicht mehr! er hat zwar seine Pflicht gethan, wir können nicht über ihn klagen, aber wir wollen nun einmal nicht, wir vermögen ohne ihn auszukommen, die Kopfsteuer ist hoch, die Pacht ist hoch, da ist der Doktor überflüssig". — Die Gemeinde hat durch den Mund ihrer Richter ihre unmaßgebliche Meinung ausgesprochen, der Herr theilt das dem Doktor auf die höflichste und bedauerndste Art mit; was ist da zu machen? Vergebens stellt man die Widersinnigkeit und Ungerechtigkeit dieses Entschlusses vor, die Bauern sind ja freie Leute, es existirt kein positives Gesetz, das den Arzt in diesem Falle schützt. Weder der Verlust an Einnahme noch die Gefahr für unsere ganze Stellung wird in Betracht gezogen, auch nicht der unverdiente Schaden, den wir an unserem Rufe erleiden können. Die Umgegend erschöpft sich in Vermuthungen und Gerüchten über den Grund der Aufsage und eine andere Gemeinde findet es ungemein bequem, uns baldigst ebenso mitzuspielen.

Meines Erachtens nach dürfte eine Kündigung nur stattfinden auf Grundlage einer Klage auf Pflichtverletzung, absichtlicher Vernachlässigung der Kranken und überhaupt wegen derjenigen ärztlichen Kunstfehler und Vergehungen, die im Strafgesetzbuch vorgemerkt sind und deren Strafe daselbst festgesetzt ist. Die Klage aber sollte einer Commission von Sachverständigen zur Untersuchung überwiesen werden. Wie darf man den Bauern die Entscheidung über des Arztes Existenz überlassen? Man erniedrigt damit einen wissenschaftlich gebildeten Mann zum Sklaven einer rohen und dummen Menge, vor deren Laune und Willkür er in steter

Angst leben muß. Ueber die Tüchtigkeit seines Knechtes und seiner Viehmagd steht dem Bauern ein entscheidendes Urtheil zu, aber nicht über den Werth seines Arztes. Glaubt er sich wirklich vernachlässigt, schlecht berathen, nun so bringe er seine Klage an passender Stelle vor, wo gerechte Richter über deren Gültigkeit entscheiden mögen. Des Bauern Einsicht geht nur bis zum Begriff des Erwerbs, in seinen Augen ist die ärztliche Wirksamkeit nur Erwerb, er tritt an den Arzt heran mit der Forderung, daß ihm dieser für sein Geld helfe, ihm dafür helfen müsse; ja er begreift nicht einmal des Arztes Geschäft, denn letzterer ist für ihn nur ein Vertheiler oder Verkäufer von Arzeneien. Es ist kaum möglich ihm begreiflich zu machen, daß jeder concrete Krankheitsfall eine besondere Behandlung, besondere Mittel verlangt, daß das Uebel erst erkannt werden muß, um behandelt zu werden und daß es des Arztes Geschicklichkeit ist, welche die Krankheit heilt. Ein Bauer kauft sich Arzenei, er bewahrt sie sorgsam auf und reicht sie nach langer Zeit einem andern Erkrankten, der ein ganz anderes Leiden hat. Irgend ein Arzt hat ihm vor Jahren etwas verschrieben, er bringt das leere Fläschchen zu uns und bittet um dieselbe Arzenei. Er nimmt ein Mittel entgegen und entfernt sich, ohne die Gebrauchsanweisung abzuwarten; es ist ja bezahlt, es ist Medizin, es muß wohl helfen, in Tropfen oder Löffeln. Der Unterschied zwischen Arzt und Apotheker ist ihm fremd, denn er ist gewohnt, den Arzt Medizin austheilen zu sehen, das bischen Befragen ist Nebensache — das ist Kopfarbeit, die er nicht sieht und folglich nicht begreift; Behorchen und Beklopfen stehen schon mehr im Ansehen, da arbeitet der Arzt doch und beim Arzeneibereiten noch mehr. Demzufolge wird er Sie auch erstaunt ansehen, wenn Sie von ihm außer dem Preise der Arzenei noch ein Honorar für ärztliche Bemühung verlangen, eine solche existirt seiner Ansicht nach gar nicht. So gilt ihm auch die jährliche Zahlung von 10 Kop. pro männliche Revisionsseele nur für die Arzenei und es empört ihn nicht wenig, wenn am Ende des Halbjahrs außerdem noch eine Apothekerrechnung für das Gebiet erscheint. Uebernehmen Sie eine langwierige Kur in freier Bauerpraxis im Gebiete eines nicht zu Ihrem Bezirke gehörigen Gutes, so können Sie sich häufig darauf gefaßt machen, nicht einmal die angewandten Arzeneien ersetzt zu erhalten, wenn Ihnen die Kur unvollständig oder nicht rasch gelingt. Der Kranke fordert seine Genesung von Ihnen und können Sie diese nicht ermöglichen, so sind Sie ein Pfuscher, der keinen Anspruch auf Bezahlung hat. Besitzt nun aber der Bauer erst das Bewußtsein eines Entscheidungs-

rechtes über Beibehaltung oder Entlassung des Arztes, so wird er des Arztes Gönner und Beschützer, der Aufmerksamkeit verlangt, und sein anmaßender Herr, der ihm tölpelhaft und unverschämt Vorschriften geben will über die Ausübung seiner Kunst.

Freilich soll uns Landärzte der aristokratische Deutschenstolz am fernsten liegen; am wenigsten an uns sei es, die Bauern als halbthierische Geschöpfe zu behandeln, grobe Vernachlässigungen zu verschulden, ein rauhes und hartes Betragen anzunehmen. Wir sollen ihn emporheben, nicht ihn erniedrigen. Es gehört Geduld und Menschenliebe dazu, um den Bauern zu ertragen, aber man lernt es und soll nicht müde dabei werden. Nur abhängen sollte man nie von ihm, sonst wird seine Dummheit zur Frechheit und hinter all den Absurditäten, die er verlangt und die er begeht, steht endlich noch, wenn wir ihm nicht nach dem Sinne handeln, die Aussicht unsere Stellung einzubüßen.

Nachdem wir im Vorhergehenden versucht haben, das Verhältniß des Arztes zur ländlichen Bevölkerung zu schildern, werfen wir jetzt die Frage auf: entsprechen die Leistungen des Arztes seinen eidlichen Verpflichtungen? Ohne Zweifel — er leistet viel weniger als er leisten müßte. Enorme Zeitvergeudung und übergroße Anstrengung sind für ihn unvermeidlich, der Vortheil, den das Publikum aus seinem Wirken zieht, ist unverhältnißmäßig gering. Die Tourfahrten, die schlechte Einrichtung der landischen Apotheken und der Mangel an Krankenhäusern verhindern eine ausgiebige Erfüllung der ärztlichen Pflichten.

Betrachten wir zuerst die Tourfahrten. — Mehrere benachbarte Gutsbesitzer treten zusammen und stellen einen Arzt an für ihre Höfe und Bauergemeinden, derselbe erhält in dem also gegründeten ärztlichen Bezirk eine Wohnung angewiesen, es wird ihm die Verpflichtung auferlegt, die Gutshöfe in regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen zu besuchen und an dem betreffenden Tage die sich auf dem Hofe einfindenden Kranken der zugehörigen Bauergemeinde ambulatorisch zu behandeln. — Dort, wo sehr viele Güter in den Verband getreten sind, so daß 10—12 Tage vergehen, bevor der Arzt seine Tour beenden kann, besucht er jedes Gut oft erst wieder nach 3 Wochen, meist aber ist die Pause eine 14-tägige; eine achttägige kann sie nur dort sein, wo wenige, sehr große Güter ihn besolden. Die zwischen den Tourtagen liegende freie Zeit bleibt zu seiner Verfügung,

doch muß er in schweren Fällen auch während derselben unentgeltlich seinem Bezirke dienen.

Auf einigen Gütern befinden sich angestellte Krankenwärter, vornehmlich weiblichen Geschlechts, sog. Krankenfrauen, die dem Arzte bei Bereitung und Austheilung von Arzeneien und sonstigen Handleistungen behülflich sein sollen.

Der Arzt tritt seine Tourfahrt an, mehr oder weniger Kranke finden sich auf dem Gute ein, er hat sie zu befragen, zu untersuchen und ihnen die Arzenei zu verabfolgen, die er selbst, aus dem vorhandenen Medikamentenvorrath bereiten muß, denn jene angestellten Krankenwärter sind nur eine seltene Ausnahme. Bei dem Krankenexamen stößt er auf große Schwierigkeit. Die Ursachen, den Ursprung und den Gang der Krankheit bis zum Augenblicke des Examens aus den Aussagen des Patienten zu ergründen wird oft unmöglich, wenigstens sehr mühsam sein, denn viele Kranke sind zu stupid, um richtige Angaben zu machen, andere leiten das Uebel von ganz unsinnigen Ursachen her, vom Behexen und ähnlichen abergläubischen Vorstellungen, manchen mangelt es an Gedächtniß. Dann kommen ferner aus den Gesinden nicht wenige Leute, um nicht für sich selbst, sondern für daheim gebliebene Kranke Arzenei zu verlangen. Häufig ist der Bote ein kleiner Bube, nach dessen Bericht man für mehrere, nie gesehene Patienten Medikamente schicken soll. Der Bericht ist natürlich hier so unsinnig und dürftig, daß man mit gutem Gewissen kein differentes Mittel geben darf, abgesehen davon, daß der Bote häufig die Mittel verwechselt und sämmtliche Verordnungen vergißt oder verdreht, so daß Peter, der das Fieber hat, flüchtige Salbe trinkt und Jurka sich mit Chinin gegen Rheumatismus einreibt.

Muß einmal eine wichtige chirurgische Operation vorgenommen werden, so reicht die bestehende Einrichtung nicht aus. Es ist unmöglich, daß der Arzt sie ohne Assistenz anderer Aerzte unternimmt, die, selbst beschäftigt, nicht erscheinen können. Ein passendes Local, genügende Ueberwachung während der Nachbehandlung sind nicht vorhanden, der Arzt selbst kann dieselbe nicht übernehmen weil er seine Tour abfahren muß; schließlich kommt der Patient ins Kreishospital und die Gemeinde hat eine Ausgabe zu tragen, die oft mehr beträgt als das jährliche Honorar für den Gebietsarzt.

Während der Tour ereignet es sich ferner, daß auf einem, oder auf mehreren Gütern keine oder nur wenige leichte Patienten anzutreffen sind —

unterdeß giebt es aber anderswo gefährliche Kranke in großer Anzahl. Der Arzt vergeudet also in diesem Falle kontractlich seine kostbare Zeit. Er kann sich nicht damit beruhigen, daß er im Laufe des Jahres einigen Menschen das Leben rettet, er könnte und sollte weit mehr darin leisten. Wenn ihm schwere Kuren gelingen so wird dies viel häufiger in seiner freien Zeit geschehen können als während der Dejour auf einem Gute, wo er doch im besten Falle nur einen sehr allgemein skizzirten Kurplan hinterlassen und gar nicht auf eintretende, erschwerende Zufälle bedacht sein kann.

In vorkommenden schweren Fällen hat sich der Arzt in die Gesinde zu begeben, die Bauerschaft des betreffenden Gutes schickt ihm eine Equipage zu solcher Fahrt. Hiebei erduldet der Arzt die schwersten Strapatzen. Bei guter Schneebahn bedauert er nur den Zeitverlust, der aus der Langsamkeit unserer Bauerklepper entspringt, wodurch eine Entfernung von ein, zwei Meilen zu einer Tagereise wird, und selbst bei schlechtem Winterwege und Schneesturm ist der Schlitten immer noch ein erträgliches Fahrzeug; zu einer Tortur wird aber die Fahrt im Frühjahr und im Herbst auf grundlosem Wege, wenn man gezwungen ist auf dem primitiven Bauerkarren zusammengekauert zu sitzen und in Wind und Regen Stunde auf Stunde sich im langsamsten Schritt durch den tiefen Koth dahinschleppen zu lassen, jeden Stoß, den der Wagen erhält, im ganzen Körper empfindend. Steif, zerschlagen, durchnäßt, langt man spät abends wieder zu Hause an und kann zufrieden sein, wenn man nicht noch eine tüchtige Erkältung mit in den Kauf bekommen hat. Gerade Frühling und Herbst aber bringen die meisten Krankheiten; manchmal entbehrt der Arzt 3, 4 Nächte hinter einander der Ruhe; seine Gesundheit muß unter der Anstrengung leiden. Es wäre wohl den Gutsverwaltungen anzuempfehlen für ein einigermaßen bequemes Fahrzeug und tüchtige Pferde zu sorgen; leider geschieht das selten genug. Es kommt wol auch vor, daß aus Princip eine schlechte Equipage geschickt wird, „um den Arzt nicht zu verwöhnen“!

Die Krankenfrauen und Pfleger, deren einzige Kenntniß von medizinischen Dingen nur aus beiläufigen Belehrungen des Arztes und aus ihm abgesehenen Unwesentlichkeiten entstanden sein kann, richten mehr Unheil als Nutzen an. Die freie Zeit zwischen zwei Tourtagen giebt ihnen hinreichende Gelegenheit zu pfuschen, der Schlüssel zum Arzeneivorrath ist in ihren Händen und man wünscht, daß er ihnen gelassen werde, damit sie im Nothfall etwas Unschädliches verabfolgen. Wer Gelegenheit hat einen Blick in den kolossalen Unsinn ihrer Begriffe zu thun, muß dies verwerflich nennen,

Die Brocken, die sie von des Arztes Aeußerungen gesammelt, kneten sie sich nach ihrer Weise zusammen und mischen noch ihren Aberglauben in das wirre Gemenge. Ihre dünkelhafte Unbildung stempelt sie nun selbst zu Heilkünstlern und treibt sie womöglich an, dem Arzt im Stillen zu opponiren. Dem Bauern wird die Krankenfrau allmälig eine wichtigere Person als der Arzt; sie geht bereitwillig auf seine absurden Ansichten ein, die von den ihrigen nicht sehr verschieden sind, und sie steht sich wohl dabei, denn ihre Vorraths- und Speisekammer ist stets gefüllt. Das unsinnige, beim Landvolk so beliebte Aderlassen und Schröpfen bei den heterogensten Krankheiten und auch ohne dieselben aus bloßer Gewohnheit ist diesen Pfuschern ganz willkommen, denn einmal halten sie es selbst für plausibel und sodann bringt es ihnen etwas ein. Dieser Unsitte der überflüssigen Blutentziehung glaube ich mit allem Rechte das übermäßige Verkommen von Hysterie, Bleichsucht und Blutarmuth zuschreiben zu können, denn bei der ohnehin kargen und mehr auf vegetabilische Diät angewiesenen Lebensweise unserer Bauern muß das Siechthum sicher dadurch befördert werden. Nur selten wird man einen schwerern, nicht sogleich anfangs vom Arzte behandelten Fall dieser Art antreffen, bei welchem nicht schon Blut entzogen wurde.

Man wird mir einwenden, wir müßten selbst Discipel halten, die von uns ausgebildet, unter unserer Anleitung wirken; wer aber bezahlt die Kost und den Lohn des Discipels? der Arzt ist zu arm dazu und sonst thut es niemand.

Auf den Gütern existiren Arzeneischränke. Nicht selten hat man beim Antritt einer Stelle viel zu thun, bevor man einen Wust von obsoleten, aber dem Eigenthümer lieben Hausmitteln eigener Fabrik aus dem Schrank verdrängt und eine, wenn auch nicht luxuriöse aber genügende Sammlung wirksamer Medicamente zur Stelle schafft. Noch vor kurzer Zeit gaben die Besitzer aus ihren Mitteln das Geld zur Anschaffung der Medicamente her, neuerdings aber, mit dem Weitergreifen der Pachtverhältnisse schafft sich dies allmälig von selbst ab, und mit Recht. Einestheils steigt die Wohlhabenheit des Landvolks factisch und augenscheinlich, so daß die Gemeinde recht gut diese Ausgabe bestreiten kann, anderntheils ist es desto unbilliger, diese Last den Gutsherren aufzubürden, je freier die Stellung des Bauern wird. Wo aber die alte Einrichtung abgeschafft ist, da trat leider noch keine neue, auf gesetzlicher Basis begründete an ihre Stelle; es herrscht vielmehr die größte Willkür. Die Gutsherren sagen: „wir

halten keine Arzeneien mehr für das Gebiet"; dieses dagegen würde am liebsten weder Arzeneien noch Arzt haben. Die Gutsherren verlangen jetzt häufig, daß der Arzt die Apotheke auf eigene Rechnung und Gefahr übernehme und als Garantie für Schaden, gewisse Procente auf den Kostenpreis aufschlage. Wir können aus eigener Erfahrung versichern, daß dies Unternehmen stets zum Schaden des Arztes ausschlägt, denn setzt er die von der Krone den Apotheken gestatteten Procente an, so kann, wo theure Mittel passen, kein Bauer bei längerer Krankheit die Arzenei bezahlen; nimmt er einen mäßigen Durchschnittspreis, so verliert er gewiß dabei, denn der Absatz ist zu klein. Diese Einrichtung ist außerdem noch für den Arzt bedenklich, denn sie kann sehr leicht Anlaß zu unerquicklichen Conflicten mit den Bauern geben. Den Gemeinderichtern bietet der apothekernde Arzt eine erwünschte Gelegenheit, ihn bei der Gemeinde verhaßt zu machen; sie weigern sich nämlich aufs Bestimmteste, halbjährlich oder jährlich Apothekenrechnungen summarisch aus der Gebietskasse zu zahlen. Die Rechnung ist genau specificirt, nach Datum des Arzeneiempfangs, Gesinde, Vor- und Familiennamen des Empfängers, also in voller Ordnung, es handelt sich nun darum, daß die Summe auf die Kopfzahl männlicher Revisionsseelen repartirt und bei den Abgabenzahlungen im Herbst und Frühjahr den einzelnen auf ihre Quote zugerechnet werde. Dies würde die Kranken daran gewöhnen, jedes Mal Hülfe zu suchen, denn es käme auf jeden Mann im Gebiete nur ein Betrag von einigen Kopeken; allein das paßt nicht zu den Ideen der Richter. Der Bauer ist ein engherziger Egoist; er beneidet den bemittelten Gebietsgenossen, der viel Arzenei gebraucht hat und nun so wenig zahlen soll. Ob ihn selbst vielleicht im nächsten Jahr dasselbe Loos trifft eine lange Krankheit durchzumachen, ist noch sehr zweifelhaft; er sieht wohl überhaupt nicht so weit, ihm behagt nicht eine noch unerprobte Einrichtung für lange Zeit voraus. Was geht der Arme ihn an, die Magd oder der Knecht, die während einer einzigen Krankheit schon durch den Zeitverlust ihre dürftigen Verhältnisse ganz zerrüttet sehen und die eine hohe Rechnung gar noch in Schulden stürzt, so daß sie wohl die einzige Kuh verkaufen müssen! Was kümmert es ihn, daß andere ärmere Leute von dem traurigen Beispiele zurückgeschreckt, nun lieber unter Qualen sterben als sich durch die Apotheke ruiniren lassen!

Wir sind leider überzeugt, daß der Widerstand, den die Richter dem Vorschlage einer allgemeinen Repartition der Arzeneirechnung entgegensetzen,

ein versteckter, feindseliger Angriff auf den Arzt ist. Wohl bekannt mit der Deckungsweise ihrer Gemeindeglieder, haben sie begriffen, daß die Repartition zur Folge hätte, die Stellung des Arztes zu den Gemeinden zu befestigen. Um dem entgegenzutreten, beschließen sie, daß jeder Kranke die entnommene Arzenei sogleich baar bezahle. Durch diese Aenderung fällt der officielle Charakter einer repartirten Abgabe, die mit den gesetzlichen Abgaben eingetrieben würde, natürlich weg und damit der wohlthätige Zwang, den der Bauer noch in vielen Dingen nicht entbehren gelernt hat. Der Richter weiß sehr gut, daß sich seine Brüder nur im äußersten Nothfalle zu solchen Ausgaben entschließen werden, denn wie schon bemerkt, baares Geld auszugeben ist ihnen verhaßt. Beträgt eine einmalige Zahlung gar 30—50 Kop., was doch bisweilen vorkommt, so ist das Individuum, welches eine so theure Medicin bezahlen mußte nicht allein abgeschreckt, sondern erzählt noch gleich 10 und 20 anderen, wie theuer der Doctor ist und die Armen kommen schon gewiß nicht mehr; aber ebensowenig der größte Theil der Wohlhabenden. Zugleich wirkt der Umstand sehr nachtheilig, daß bisher die Gutsapotheken unentgeltlich Arzenei lieferten und auch viele Prediger und Arrendatoren den Bauern nur für einen schönen Dank halfen, um so mehr wird der Doktor verhaßt, der baar Geld nehmen muß und es heißt: „wer wird zum Doktor gehen, da muß man ja bezahlen"! So zieht es selbst ein reicher Wirth vor 10 und 20 Werst zu einem Prediger zu pilgern, der die Medizin umsonst vertheilt, während vielleicht der Arzt in nächster Nähe zu finden wäre. Ferner verbreiten sich die Bekanntmachungen sehr langsam im Gebiete; und es geschieht daher oft, daß Leute ohne Geld zum Arzte kommen, der dann jedes Mal sein Geld verliert, denn nachträglich zu zahlen fällt niemanden ein. Andere nehmen absichtlich kein Geld mit und meinen: „Wenn die Medizin geholfen haben wird, werde ich bezahlen". Wie peinlich und jedem Ehr- und Standesgefühl zuwiderlaufend sind aber die Verhandlungen, die der Arzt mit dergleichen Subjekten zu pflegen gezwungen wird!

Von dem Augenblicke an, wo die neue Apothekeneinrichtung getroffen ist und dabei halbjährliche Zahlungen aus der Gemeindekasse, mit späterer Eintreibung der Rechnung von den Einzelnen stattfindet, vermindert sich der bei freier Arzenei bestandene große Zulauf von Patienten ganz bedeutend; aber er steigt mit der Zeit wieder, denn eigenthümlicher Weise scheint es, daß die Leute, wenn sie nur nicht gleich bezahlen müssen, vor der Zahlung keine unüberwindliche Scheu haben. Tritt aber die augenblickliche Zahlung

in Kraft, so wird der Arzt fast gar nicht mehr besucht. Das ist es, was die Richter erreichen wollten. Der Arzt ist nun verhaßt geworden; die Leute glauben, er speculire zu seinem Vortheil auf ihre Unkosten; er empfängt ja seine Jahresgage, und da sein Amt ihrer Meinung nach im Medizingeben besteht, so scheint es ihnen klar, daß sie ihre Arzenei doppelt bezahlen sollen. Womit endet schließlich die wohlgelungene Machination? damit, daß die Richter zum Gutsherrn gehn und diesen im Namen der Gemeinde darum bitten, den Arzt zu entlassen, dieser nütze durchaus nichts, da niemand zu ihm gehe. Und allerdings zeigen des Arztes Notizen, daß die Leute die Wahrheit reden, aber sie klären den Gutsherrn nicht darüber auf, daß eine böswillige und dem Gebiete selbst schädliche Intrigue der geringen Frequenz zu Grunde liegt.

Etwas ganz Anderes geschieht, wenn gesetzlich eine jährliche Repartition auf alle Gemeindeglieder festgestellt wird. Jeder einzelne weiß dann, daß seine Abgabe sehr gering sein wird und unterzieht sich, wenn erforderlich, viel williger der ärztlichen Behandlung, hinter welcher nicht mehr als drohendes Gespenst eine lange Apothekerrechnung steht. Es ist daher nothwendig, überall diese Einrichtung zu treffen, damit Jedem geholfen werden könne, auch wenn er arm ist und damit dem Arzte ein Heer von Aergernissen und Widerwärtigkeiten erspart bleibe. Es könnte aber auch noch ein anderer Modus angewendet werden. Denn würde jede männliche Seele jährlich etwa 15 Kop. pränumerando zahlen, so könnte man eine Apothekerkasse gründen. Der Arzt hätte die im Verlaufe des Jahres behandelten Kranken in der schon früher angegebenen Art zu notiren und am Jahresschluß die specificirte und summirte Rechnung einzureichen, worauf das Gemeindegericht sofort den Betrag auszahlte. Bei mäßigem Tarif würde die Zahlung von 15 Kop. pro Revisionsseele hinreichen. Nach einer Reihe von Jahren ergäbe sich eine Durchschnittssumme, die als jährliches Fixum hinzustellen wäre. Bei so geregelter Einrichtung wüßte der Arzt, daß er stets auf pünktliche Tilgung seiner Auslagen rechnen und vom Droguisten und Apotheker die Medicamente zum en gros Preise mit bedeutendem Rabatt beziehen könnte, was wiederum dem Bauern zu gute käme. Eine noch größere Preisermäßigung in den Ansätzen der Jahresrechnungen träte freilich ein, wenn die Summen gleich mit dem Beginne der neuen Einrichtung eingetrieben würden, so daß der Medicamentenbedarf von vorn herein für baares Geld beschafft würde, da zwischen Baar- und Zielpreisen ein großer Unterschied zu Gunsten der ersteren herrscht.

Ich glaube wohl, daß manchem Leser diese Auseinandersetzungen kleinlich erscheinen werden, es ist aber nicht zu übersehen, daß hier Eines vom Andern abhängt, daß diese scheinbar sehr unbedeutenden Dinge für die Wohlfahrt der Landärzte und des Landvolkes von großer Bedeutung sind. Obwohl ein Jeder von uns auch bei der Beseitigung der uns drückenden Uebelstände interessirt ist, so ist es der Bauer doch noch mehr, freilich ohne daß er es selbst weiß und begreift. Es liegt doch gewiß auch gegen seinen Willen in seinem Interesse, daß er einen Arzt habe, der möglichst zu jeder Zeit für ihn sorgen kann, und eine Apotheke, die ihm wenig kostet und alle nöthigen Mittel enthält. Es ist die Pflicht der Gebildeten und Mächtigen, für die Rohen und Dummen zu denken und zu sorgen, selbst gegen deren kurzsichtigen Willen.

Die Anschaffung der Medicamente bleibe dem Arzte überlassen und es mögen ihm gewisse Procente für die Bereitung der zu vertheilenden Arzeneien berechnet werden. Diese Procente sollen verwandt werden zur Besoldung und Beköstigung eines tüchtigen Discipels. Namentlich bei sofortiger Baarzahlung würde sich der Einkaufspreis so niedrig stellen, daß ein Aufschlag von 35—40% auf die Arzeneien sehr wenig in's Gewicht fiele, denn ebenso viel würde der Rabatt bei der Baarzahlung betragen. Man könnte dabei dem Bauern die Arzenei immer noch ebenso billig abgeben, als wenn man die Medicamente auf Credit nähme. Mit 150 bis 200 Rubel ließe sich aber ein Discipel sehr gut im Hause des Arztes beköstigen und erhielte noch eine ausreichende Gage von dieser Summe.

Dem Discipel fiele auf den Tourtagen die Bereitung der Arzeneien zu und der Arzt hätte mindestens die Hälfte Zeit gewonnen, die er jetzt auf die widerliche, seinem Amte gar nicht zukommende Bereitung der Arzeneien verwenden muß. Das Medizinmachen läßt uns gar nicht dazu kommen die Kranken recht genau zu untersuchen, wenn ihrer Viele vorhanden sind, die Zeit reicht nicht aus. Mit dieser Modification läge in den Tourfahrten doch noch etwas Sinn, hätten dieselben doch noch etwas praktischen Nutzen, den man ihnen unter den jetzigen Umständen vollkommen absprechen muß. Es ist geradezu eine Schande für unser Livland, daß seine Landärzte dazu gezwungen sind, Tour zu fahren — eine so verwerfliche, sophistische Verpflichtung zu übernehmen. Muß der Arzt sich nicht in innerster Seele bewußt sein, daß durch dieselbe seine Stellung unwürdig wird, weil sie unwahr ist? Von dem tourfahrenden Arzte kann man behaupten, er sei den größten Theil seines Lebens angestrengt damit beschäf-

tigt, Equipagen und Pferde abzunutzen und unfreiwillig meterologische Beobachtungen anzustellen. Wenn der tourfahrende Arzt seine Gage empfängt, so mag er sich sagen: „dies Geld kann ich allenfalls annehmen für die täglichen Angriffe auf meine Gesundheit, die mein fahrendes Leben mit sich bringt, aber kaum dafür, daß ich meine Pflicht als Arzt erfüllt habe“. Denn wenn er sein dürftiges, flüchtiges Wirken überblickt, muß er sich als Mensch, Mann von Ehre, Diener der Wissenschaft und des Staates zugestehen, daß er den Eid, den er vor Gott dem Staate leistete nicht hält, daß er bereit ist ihn auch für die Zukunft zu brechen. Ihn aber klage ich nicht an; ich klage die Lässigkeit an, durch die bei besserer Einsicht dennoch das Alte, das Verrottete fortbestehen darf.

Die Rigasche Zeitung veröffentlichte vor einiger Zeit in ihrem Feuilleton einen Aufsatz über landärztliche Verhältnisse. Der Verfasser dieses Aufsatzes sagt in demselben unter Anderem: „kein Arzt sollte eine Stelle auf dem Lande annehmen ohne Hospital“! — Wenn dieser Ausspruch als pium desiderium hingestellt ist, so mag er gelten; es läge aber eine gewaltige Unkenntniß unserer landischen Verhältnisse ihm zu Grunde, wenn er etwa ein Tadel derjenigen Collegen sein sollte, die bisher ohne Hospital auskamen oder neue Stellen übernahmen, mit denen kein Krankenhaus verbunden ist. Solange kein einmüthiger Geist unter den Aerzten existirt, der sie alle zu dem Entschlusse führt, jetzt und künftighin dergleichen Stellen nicht zu übernehmen, solange halte ich es für den Einzelnen, dem am Fortkommen in seinem Berufe gelegen ist, nicht allein für eine Thorheit, sondern sogar für eine Pflichtverletzung, sich von der Annahme dieser Posten zurückzuziehen. Für eine Thorheit, weil nach dem Zurücktreten des Einen doch zehn Andere um die Stelle concurriren würden, und für eine Pflichtverletzung, weil ein Mensch der unsere Verhältnisse kennt, sehr gut wissen muß, daß für jetzt noch gar nicht die Rede von einer durchgreifenden Aenderung derselben sein kann und es daher unsere Pflicht ist, in ihnen, wie sie einmal sind, nach Kräften zu nützen. Es wird bei unserer Berufsarbeit auch dieses unsere Aufgabe, das Volk allmälig einsichtiger und die höhern Stände opferfreudiger machen zu helfen. So viel ist jedoch wohl gewiß, daß noch sehr lange Zeit vergehen muß, bevor unsere Bestrebungen in dieser Richtung zum Ziele führen, daher mag man es wohl keinem von uns verübeln, daß er sich umschaut nach einer Macht, die fördernd und ordnend in unsere Angelegenheiten eingreift.

Schon lange hören wir davon reden, daß eine weit größere Zahl von Aerzten bei uns angestellt werden solle, aber es dürfte dies wohl kaum geschehen, bevor nicht die Staatsregierung selbst sich der Sache annimmt. Wir sehnen uns nach einer solchen Stütze, wir hoffen darauf. Möchte doch jeder Landarzt von der Krone angestellt werden, möchten auch die schon vorhandenen künftighin direkt von der Krone abhängen und weder vom Edelmann noch vom Bauer! Wir brauchen eine sichere und unantastbare Existenz, um wahrhaft ausgiebig nützen zu können; bei den bestehenden Verhältnissen ist eine solche unmöglich; wir leiden unter der Willkür und wünschen ein schützendes Gesetz. Wollte die Staatsregierung von Grundherren und Bauern eine bezügliche Steuer erheben, so wären die Mittel zu einer pekuniär verbesserten Lage der Aerzte, zur Fundirung und Erhaltung des Hospitals und der Apotheke unschwer gefunden. Die Summen flössen in eine Kasse zu Riga, aus welcher sodann sämmtliche Ausgaben bestritten würden. Daß auch die Gutsbesitzer als solche beigezogen werden, scheint nur billig; denn wer am meisten genießt, sollte auch für das allgemeine Beste einen verhältnißmäßigen Theil beitragen. Die übrige Bevölkerung müßte eine repartirte Steuer tragen, die mit den Kronsabgaben zugleich entrichtet würde. Was hat es für einen Sinn, daß die Gutsherren für ihre Bauern, namentlich für ihre Pächter, deren Verhältniß zu ihnen sich jeden Augenblick lösen kann, den Arzt wählen? Ueber seine Tüchtigkeit steht ihnen doch wahrlich kein Urtheil zu; hier spielt persönliche Begünstigung leicht die größte Rolle. Die Universität prüft den Arzt, sie giebt ihm das Zeugniß der Tüchtigkeit, dies muß respectirt werden; der Staat stelle ihn an; erweist er sich im Laufe der Jahre als untüchtig, so ist ja für uns eine Medizinalbehörde da, diese mag die Beschwerden untersuchen, gegründeten gerecht werden, ungegründete aber mit aller Strenge des Gesetzes zurückweisen und den Arzt schützen. Nicht einmal der Einwurf ist stichhaltig: „die Gutsherren wählen den Arzt, weil sie die Bauern kennen und wissen, wer ihnen paßt.“ Dem Prediger stände das noch eher zu; er ist es, der, wenn er treu seine Pflicht übt, mit dem Bauern vertraut sein muß. Prediger und Arzt müssen Hand in Hand gehen, sind sie doch beide Aerzte, der Seele und des Leibes, und wie oft giebt es ein Zusammentreffen auf dem Gebiete des Seelenlebens, wo die Pflichten beider sich verschmelzen und ergänzen. Derjenige Arzt kennt seine Pflicht noch lange nicht, der nicht weiß, daß er auf die Seele seiner

Bauern gar sehr einwirken muß, der sich nicht angelegen sein läßt Rath, Belehrung, Aufklärung zu verbreiten.

Die Idee, der Herr habe uns anzustellen, geht aus der ererbten Anschauung hervor, die Leute seien noch immer eine Appertinenz der Scholle, wie vor 1819; allein diese patriarchalische Art paßt jetzt nicht mehr. Der Gutsherr hat für die Bauern nicht mehr zu sorgen wie für sein Hausgesinde; die Schlußfolgerung wird Jedem unzweifelhaft sein. Wir Aerzte wollen Staatsdiener sein, um bei Erfüllung strenger Pflichten auch des gesetzlichen Schutzes theilhaft zu werden, um über die bisherige, ebenso unwürdige als unwirksame Stellung hinauszukommen und den festen Boden einer wirklichen Amtsthätigkeit zu gewinnen.

Daß die jährliche Abgabe nicht mit 10 Kop. pro männliche Revisionsseele bestritten werden könnte, ist wohl klar; doch maßen wir uns nicht an, hier finanzielle Vorschläge zu machen. Nur wird soviel zu sagen sein, daß sie groß genug werden muß, um die Bezirke der einzelnen Aerzte ansehnlich zu verkleinern, denn unserer Meinung nach ist es wichtig, daß der Arzt viel zu Hause sei, nicht daß er viel fahre. Hospital und ärztliche Wohnung sind möglichst ins Centrum des betreffenden Wirkungskreises zu verlegen, damit auch die am entferntesten Wohnenden es nicht zu weit haben. Um eine schnelle und allgemeine Errichtung dieser Gebäulichkeiten zu erzielen, schieße die Krone ein genügendes Kapital vor, dessen Zinsen und Tilgungsprocente in die jährliche Abgabe mit hineinzuziehen wären. Der Grund und Boden werde auf ewige Zeiten durch die Gemeinden von dem Besitzer desselben zu einem durchschnittlichen Taxationswerthe erworben, Baumaterial stellen die Güter gegen Entschädigung, Arbeitsleistung die Gemeinden unentgeltlich, die übrigen Kosten werden aus dem Kronsfonds bezahlt*).

*) Dem hier entwickelten Vorschlage, das Landarztwesen in alle Wege „Krons" zu machen, vermögen wir nicht zuzustimmen. Der Staat kann und soll nicht Alles einrichten und Alles verwalten, nicht in jeder Hinsicht befehlen und bevormunden; eine gewisse Selbstthätigkeit der Communen, Provinzen und der bürgerlichen Gesellschaft als solcher muß ihm zu Hülfe kommen. Die Erfahrung aller Länder lehrt, daß gewisse Dinge von den zunächst dabei Betheiligten immer — oder doch wenigstens auf die Länge — am besten gehandhabt werden, dem Staat aber nur die allgemeinste Regelung und Ueberwachung derselben zuzumuthen ist. Auch die „Krone" ist in ihren Thaten und Erfolgen bedingt durch das gegebene Menschenmaterial; es ist eitle Illusion, daß sie, wenn sie nur wolle, innerhalb einer armen und ungebildeten Bevölkerung die vollkommenste der Welten her-

Das Hospital habe eine gesunde, gegen Nord- und Nordostwinde geschützte und trockene Lage, womöglich in der Nähe eines fließenden Wassers. Es wird je für weibliche und männliche Patienten eines therapeutischen und eines chirurgischen Zimmers bedürfen, ferner eines Badezimmers, eines Trocknenraums zur Desinfection inficirter Kleidungsstücke u. dgl., eines Zimmers für Augenkranke, zweier für Syphilis-Kranke, eines Zimmers für den Feldscheerer und eines für die Hebamme. Im Zimmer des Feldscheerers könnte zugleich die Apotheke stehen, es könnten daselbst Operationen gemacht und Krankenuntersuchungen vorgenommen werden. Die Krankenräume könnten für je 8 Betten eingerichtet werden, was fürs Erste vollkommen ausreichen dürfte.

Der Feldscheerer müßte in einer Kronsfeldscheerschule gebildet sein, die vielleicht mit der Zeit durch eine solche für Landfeldscheerer ersetzt werden könnte, was doch am Ende in Riga, wo die großen Hospitäler reichliches praktisches Material bieten, nicht so schwer zu erreichen wäre, wenn einmal die Mittel dazu durch steigenden Gemeinsinn beschafft würden. Der Feldscheerer wäre dann der Gehülfe des Arztes, dessen Fortbildung letzterem obläge, und der außer der Krankenpflege im Hospital mit der Zeit denn auch die Bereitung der Arzneien unter Aufsicht des Arztes übernehmen könnte. — Weibliche Krankenpflegerin würde eine examinirte Hebamme sein. Wenn man Gelegenheit hat zu erfahren, wie viele Bauerweiber durch rohe Handleistung und Pflege im Wochenbett, fehlerhafte Hülfe bei der Entbindung zu Grunde gehen oder ein sieches Leben davontragen, so muß sich der Wunsch nach einer tüchtigen Hebamme fürs Land aufdrängen. Wir könnten hier schauerliche Beispiele anführen. Doch nicht nur der Bauer hat unter dem Mangel an guten Hebammen zu leiden, ebenso der deutsche Landbewohner; die städtischen Hebammen sind schwer und nur für starke Geldopfer zu erlangen, und will es das Unglück, daß sich die Entbindung um mehrere Tage verzögert, so müssen sie sich nothgedrungen entfernen und die Frau den Fäusten unwissender alten Weiber überlassen.

Nur mögen die Subjekte zu künftigen Feldscheerern und Hebammen durch den Arzt aus dem Landvolke gewählt werden. Solche Leute machen

---

stellen könne. Gerade in laufender Zeit ist in unseren Provinzen der Wunsch lebendig geworden, daß in gewissen Beziehungen den Gemeinden mehr Selbstbestimmung als bisher eingeräumt werde; bei dem Medicinalwesen wird die entgegengesetzte Art des Wünschens wenigstens nicht in's Extrem gehen dürfen. D. Red.

keine großen Ansprüche an Gage und Verpflegung, kennen die Art der Bauern und passen, nachdem ihnen die nöthigen Kenntnisse beigebracht sind, am besten.

Wir möchten doch wohl wissen, wer eigentlich, wenn eben nicht die Krone die Sache in die Hand nimmt, die Hospitäler gründen soll? Etwa die Grundbesitzer? Warum ist's denn bisher nicht geschehen? Die Bauern? Man stellt ihnen da eine aprioristische, für sie rein theoretische Forderung, für deren Nützlichkeit in praxi sie noch gar keine Beweise haben. Der Bauer ist vorweg praktisch, wenn ihm der Nutzen sonnenklar, handgreiflich wird, dann entschließt er sich etwas zu thun, früher nicht. Aus purer Menschenliebe wird er keine Hospitäler bauen, sondern nur — sobald er mit seinen Begriffen so weit gekommen sein wird — um durch schnelle Herstellung der Gesundheit den Ausfall an Arbeitskraft, der durch Krankheit entsteht, möglichst zu reduciren. Fangen wir das Ding etwa so an, wie es wohl einige unserer Collegen mit lobenswerther Consequenz thun, daß sie schwere, namentlich chirurgische Fälle zu sich ins Haus nehmen, so daß der Patient unter den Augen der Angehörigen genest, so ist das allerdings ein Beweis ad oculos, allein es müssen schon sehr auffallend glückliche Erfolge erzielt werden, um auf diesem Wege den Bauern die Nützlichkeit des Lazarets zu beweisen, und bevor auf diese allerdings praktische aber für den Arzt aufopferungsvolle Art die Idee genug Eingang und Beifall gewinnen dürfte, um das Gebiet zu bedeutenden Geldopfern behufs Fundirung und Erhaltung des Hospitals zu veranlassen, würden im besten Falle Jahre vergehen.

Es fragt sich ferner: Was soll an die Stelle der Tourfahrten treten? Für chronische Fälle ist das Hospital da, und bei günstiger Jahreszeit würden wol auch die meisten acut Erkrankten dahin transportirt werden können; chirurgische Kranke nicht immer. Doch auch dieses wäre oft möglich, wenn bei schweren Verletzungen der Arzt selbst den Transport mit Sorgfalt anordnet und vorläufige Verbände macht. Leichtere Kranke könnten ganz gut zum Arzt gehen, namentlich wenn er bestimmte Stunden angiebt, wo er täglich zu sprechen ist, deren Fixirung sich nach der Arbeitszeit der Leute richten müßte; er soll nur, wie schon gesagt, recht viel zu Hause sein; jede Fahrt ist Zeitvergeudung und nur der Nothfall rechtfertigt sie. Unsere Erfahrung lehrt uns, daß Leute, die wissen, daß der Arzt an bestimmten Tagen daheim ist, ihn viel lieber dort aufsuchen als auf dem Tourtage erwarten, wenn sie es auch viel weiter zu ihm haben, einfach

weil sie einsehen lernen, daß er sie dort sorgfältiger zu besorgen im Stande ist, ferner weil sie ihre Zeit einigermaßen nach Belieben wählen können, nicht zu reden davon, daß wer heute krank ist, etwa am Tourtage gesund war. Kommt man ihrem Bedürfniß durch ihrer Beschäftigung und Lebensweise möglichst angepaßte Sprechstunden entgegen, so thut man jedenfalls einen großen Schritt zur Annäherung. Vor allem muß der Arzt den Sonntag opfern, da dieser für Bauern freie Tag ihnen Muße gewährt, für ihre Gesundheit zu sorgen. Der Sonntag wird immer die meisten Kranken ins Haus bringen und darum bestimme man ihn ein für allemal zur ambulatorischen Praxis.

Möglichst freundlich und geduldig sein, unwesentlichem Geschwätz gewähren und sich nicht zu Grobheit, Zorn oder gar Spott hinreißen lassen, den der Leite durchaus nicht verträgt, mache man sich zur Hauptregel. Wenn man sich durch manchen Unsinn, manche täppische Rede, manche Belehrung, die der Patient oft dem Arzte zu geben sich gedrungen fühlt, beleidigen ließe, käme man aus dem Aerger nicht heraus. Die Kunst gleichmüthig zu bleiben, besteht darin, den Charakter der Leute zu studieren, sich objectiv zu halten und zu übersehen, was naives Ergebniß der Rohheit ist.

In hygienischer Beziehung ist noch Alles zu thun. Wo man nur immer kann, belehre man. Wir haben es uns nicht verdrießen lassen, sobald Krätzkranke kamen, die man so zahlreich findet, ihnen das Wesen der Krankheit und deren Heilungsmethode zu erklären und die Freude gehabt, daß sich die richtige Anschauung im Gebiet verbreitete, was zwar nur ein kleiner Schritt zum Besseren ist, aber doch immer einer.

Bei der Vaccination ist es nicht damit abgemacht, daß alljährlich Listen der Vaccinirten und Revaccinirten der competenten Behörde übersandt werden, denn diese Listen sollen die Namen aller Individuen enthalten, die nach der Vorschrift in diesem Jahre geimpft werden mußten. Man täuscht sich aber sehr, wenn man glaubt, daß dies wirklich der Fall ist. Die Mütter mit den Impflingen und die zu revaccinirenden Confirmanden stellen sich zu dem Impftermine nie vollzählig auf dem Gutshofe ein, sie erwarten erst einen zweiten Boten, der sie nach dem lettischen Ausdruck „antreibt." Viele beachten den Befehl gar nicht, bis die Gutsverwaltung es müde wird, neue Boten in die Gesinde zu schicken und die Widerspenstigen in Ruhe läßt. Zu der Inspection, 8 Tage nach der Impfung, erscheint wiederum die Hälfte der Geimpften nicht; einige Nachzügler kommen dann wohl noch ein paar Tage später, dann ist aber die Lymphe nicht

mehr zum Einsammeln tauglich, weil die Pusteln schon viel Eiter enthalten. Die Gewinnung guter Lymphe ist überhaupt sehr schwierig, denn auch unter einer größern Zahl geimpfter Kinder finden sich nicht viele, die gute, ausgebildete Pusteln haben. Viele Mütter kratzen die in der Bildung begriffenen Pusteln ihrer Kleinen auf, andere waschen gleich nach der Impfung die Einschnitte aus, wodurch denn der Zweck der letzteren meist vereitelt wird. Noch andere wollen das Weiterimpfen von Arm zu Arm und das Einsammeln der Lymphe entweder gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maße zugeben, indem sie glauben, daß dadurch ihrem Kinde Kräfte entzogen werden oder daß es in der Folge erkranken müsse. Letztere irrige Meinung rührt davon her, daß sich, mag man nun die Pusteln anritzen oder nicht, das Allgemeinbefinden der Kinder fast durchschnittlich erst vom neunten bis zum elften Tage krankhaft verändert zeigt; Fieberbewegungen, Unruhe, Schlaflosigkeit, großer Durst stellen sich alsdann bei den Kindern ein; die Pusteln und der sie umgebende Hof vergrößern sich und werden härter, die Achseldrüsen schwellen an, der Schmerz wird lebhafter; die Bauerweiber beziehen diese Symptome aber nicht auf den natürlichen Verlauf der Impfung, sondern glauben das Aufstechen sei daran schuld. Wenn gar noch, was bei scrophulösen Kindern mitunter vorkommt, die Impfstellen geschwürig werden, so entsteht ein Zetergeschrei bei allen Weibern des Gebietes und unsere gute Sache sinkt um 100 Procent. Mir scheint es nun, daß man dies ganze verwerfliche Treiben sehr bald ausrotten könnte, wenn man für jede einschlagende Widersetzlichkeit eine ansehnliche Geldstrafe dictirte; denn damit trifft man den Bauern auf seiner verwundbarsten Stelle.

Ich muß übrigens nach dem, was ich erlebte, meine Ueberzeugung bekennen, daß die Revaccination in ihrem jetzigen Umfange durchaus nicht ausreicht, denn ich habe gerade in den letzten Jahren Gelegenheit gehabt, gegen ausgedehnte Blatternepidemien in meinem Bezirke zu wirken. Ich habe gesehen, daß kein Lebensalter von der Krankheit verschont blieb; ich habe auch beobachtet, daß die Vaccination bei Greisen beiderlei Geschlechts so trefflich anschlug wie bei kleinen Kindern. Ich habe endlich die Epidemien von einer Intensität und Ausbreitung, von einer Tödlichkeit gefunden, die nicht schlimmer gedacht werden können, so daß in der That die Massenhaftigkeit der Erkrankungen und die schrecklichen Erscheinungen der Einzelnfälle an die Zeit erinnerten, wo Jenners Entdeckung noch nicht gemacht war. Dies alles hat aber meinen Glauben an die Wirksamkeit

der Vaccination durchaus nicht erschüttert; ich sagte mir ganz einfach: in diesen Gebieten ist man seit langer Zeit höchst nachlässig mit der Impfung gewesen und das sind die Folgen des Schlendrians und der falschen Sicherheit. Meines Erachtens wäre eine allgemeine Impfung aller Bauern durchaus nothwendig und müßte in nicht allzugroßen Zeiträumen wiederholt werden, während zugleich die jetzige Einrichtung unter genauer Controle fortzubestehen hätte.

Beiläufig erwähne ich hiebei der Schwierigkeit, die sich dem Sammeln statistischer Krankheitsdaten entgegenstellt. Eine Epidemie in ihrem ganzen Umfange nach Zahl der Erkrankten, Verstorbenen und Genesenen zu registriren ist unmöglich. Der Arzt kann nicht von Gesinde zu Gesinde fahren und an Ort und Stelle das Nöthige notiren, die Gutsverwaltung verläßt sich auf die Berichte der Gesindewirthe und diese, denen die Procedur zwecklos und unsinnig vorkommt, geben an, was ihnen gutdünkt. Bevor also nicht auch hier Zwang und Geldstrafen als antreibende Agentien wirken, sind die Berichte von sehr zweifelhaftem Werth, weil entschieden ungenau. Ueber die Zahl der vorkommenden Todesfälle giebt nur das Kirchenbuch den richtigen Ausweis; tourfahrende Aerzte erfahren nicht einmal immer ob ihre auf der Tour behandelten Patienten genesen oder sterben, und die Mehrzahl des Landvolks beschließt überhaupt ohne alle ärztliche Sanction ihre irdische Laufbahn. Dennoch sind statistische Krankheitstabellen werthvoll, da mit der Zeit durch Reihen von richtigen Angaben, verbunden mit übersichtlichen ärztlichen Berichten ein Gesammtbild der endemischen und epidemischen Krankheiten erhalten werden könnte: eine anschauliche Darstellung der Krankheitsverhältnisse unserer Provinz. Man wüßte dann etwas von dem Einfluß des Bodens, der Bewässerung, der Erhebung über dem Meere, der Höhenzüge, der Windrichtung, der Vegetation, der Culturstufe einzelner Distrikte auf die Vertheilung und den Intensitätsgrad der Krankheiten und es wäre damit zugleich eine Basis zum Beginn einer allgemeinen Hygieine ermöglicht.

Die Anzahl der Gerichtsärzte im Lande erscheint zu gering. Der Kreisarzt kann unmöglich mit Präcision alle seine Obliegenheiten erfüllen, dazu ist sein Distrikt viel zu ausgedehnt. Wenn z. B. bedeutende Epidemien oder große Viehseuchen seine Anwesenheit in einem entfernten Orte seines Kreises erheischen, kann er nicht zugleich an einer andern Stelle sein, wo seine Anwesenheit auch nothwendig ist. Wenn im Sommer irgendwo ein Mensch unter verdächtigen Umständen plötzlich stirbt

und die Todesursache nicht ermittelt werden kann, so wird die Leiche oft tagelang nach der Kreisstadt unterwegs sein müssen, um daselbst vom Kreisarzt obducirt zu werden, welcher darnach ein vielleicht folgenschweres Gutachten über die Todesursache ausstellen soll. Schon der Transport selbst bringt in der heißen Zeit Veränderungen hervor, die oft eine richtige Untersuchung und Schlußfolgerung verhindern; die Verwesung muß schnell vorschreiten und organische Gifte werden durch die Verwesung schnell zersetzt. Etwanige Zeugen haben eine weite Reise zu unternehmen, wo es verlangt wird. Dies sind nicht geringe Uebelstände; ich glaube, daß zu ihrer Hebung nichts geeigneter wäre, als jeden Landarzt für seinen Bezirk zum Gerichtsarzt zu machen, indem man von ihm das Attestat einer erneuerten Prüfung in den gerichtsärztlichen Fächern verlangte und ihm einen bezüglichen Termin stellte, der nicht zu kurz wäre, um sich mit Muße vorzubereiten. Die Disciplinen sind ihm ja nicht fremd, es bedarf nur einer umfassenden Repetition. Er wäre dann förmlich auf diese Branche seiner Funktion zu vereidigen. Die Behörde, auf deren Requisition er die einschlagenden Amtsgeschäfte vorzunehmen hätte, müßte das Kirchspielsgericht seines Bezirkes sein. Hiermit wäre aller Zeitverlust vermieden und jede Untersuchung könnte rasch und genau gemacht werden. Dem Kreisarzt läge dann die oberste Controle ob; speciell als praktischer Gerichtsarzt hätte er nur in der Kreisstadt und dem ihr zunächst liegenden Bezirk zu fungiren. Jeder Landarzt erhielte durch diese Einrichtung eine gewichtige Autorität und könnte sanitätspolizeiliche Maßregeln leichter als bisher ins Leben rufen und fördern.

Um dem Arzt Gelegenheit zu geben, auf der Höhe der Wissenschaft zu bleiben, müßte er etwa alle 4 Jahre auf mehrere Monate eine gute Universität beziehen. Während seiner Abwesenheit vikarirt für ihn sein Nachbar oder ein junger Anfänger. Es könnte den eben von der Landesuniversität abgehenden jungen Aerzten ein solches Vikariat zur Pflicht gemacht werden und sie hätten den positiven Nutzen davon, sofort in praxi ihre Kenntnisse zu erproben. Das Publikum würde dadurch nicht Schaden leiden, da die jetzige medicinische Ausbildung in Dorpat mit Recht ausgezeichnet genannt werden kann. Natürlich müßte die Reihenfolge der zur Studienreise verpflichteten Aerzte in der Weise angeordnet sein, daß zu gleicher Zeit nur Aerzte aus weit von einander entfernten Bezirken reisen, damit nicht fühlbare Lücken entstehen. Der allgemeine Fonds muß eine Summe zu diesem Zwecke jährlich bereit halten. Man

verlernt auf dem Lande viel, denn man hat selten Muße zum Studium und, einmal gefesselt, keine Gelegenheit, das Neue aus eigener Anschauung kennen zu lernen; das Sehen ist aber für uns Hauptsache.

Weit entfernt sind wir davon, für die vorgeschlagenen großen Vortheile nicht auch ein ebenmäßiges Aequivalent vom Landarzte zu verlangen. Dies bestehe in der strengsten Pflichterfüllung. Der Kreisarzt mache alljährlich Inspectionsreisen zu den ihm untergebenen Aerzten, er veranstalte jedesmal eine genaue Inspection aller vorhandenen Einrichtungen, übe eine strenge Controle über die gerichtsärztlichen Geschäfte, das Hospital, die Krankennotirungen des einzelnen Arztes. So würde das ganze Institut volle Ordnung und Gesetzmäßigkeit gewinnen und das Publikum dahin gebracht werden, mit Vertrauen sich einer so soliden und geregelten Einrichtung hinzugeben.

Schließlich noch eine Frage an meine ländischen Herren Collegen. Sollten wir nicht im Stande sein einen Pensionsfonds für altersschwache oder durch Kränklichkeit functionsunfähige Landärzte zu gründen? Wenn einmal die Zeit kommt, wo wir nicht mehr arbeiten können, so sorgt niemand für uns oder es bietet sich uns wenigstens für unsere alten Tage keine Ruhe, die doch wahrlich jeder von uns wohl verdient hätte. Man sagt: „die meisten alten Landärzte sind weit hinter dem Standpunkte der heutigen wissenschaftlichen Medizin zurückgeblieben.“ Die Thatsache ist zuzugeben aber kein Vorwurf daraus zu machen. Unsere Landesuniversität Dorpat besitzt die tüchtigste medicinische Facultät Rußlands, welche ungemein große Anforderungen an die Schüler stellt und von ihnen eine Vertrautheit mit allen medicinischen Disciplinen und Hülfswissenschaften verlangt. Fast jeder junge Arzt besucht nach vollendetem Cursus schließlich noch ausländische berühmte Hochschulen, da jetzt das Reisen viel wohlfeiler geworden und von den außerordentlichen Paßschwierigkeiten befreit ist. Noch vor zehn Jahren hielt es nicht halb so schwer als heute, in Dorpat ein gutes Doctorexamen zu absolviren; vor 20 Jahren machte man ein solches jedenfalls noch viel leichter. Eine Menge neuer Disciplinen sind erst in letzter Zeit selbständig geworden, andere haben eine große, namentlich praktische Ausbildung erfahren. Unleugbar ist es sehr wichtig für den Arzt mit diesen neuen Wissenschaften vertraut zu sein, aber um sie zu erlernen muß er doch Gelegenheit dazu haben; und gerade bei den wichtigsten z. B. pathologischer Anatomie, Perkussion und Auskultation, der Lehre vom Augenspiegel u. s. w. ist auf theoretischem Wege durch Handbücher nichts wirklich

Werthvolles zu erringen, sondern nur durch praktischen Unterricht, Uebung und lebendige Anschauung. Wie soll aber wohl ein alter Landarzt, an seine Stelle gebunden und ohne Mittel Universitäten zu besuchen, zu solchen Kenntnissen gelangen? wie überhaupt auch nur die Zeit gewinnen sich eingehend mit medicinischer Lektüre zu beschäftigen? Es gehört jedenfalls viel Energie und Elasticität des Geistes dazu, um nach beschwerlichen Tagesfahrten, nach vielfachem täglichen Aerger, bei der ganzen abspannenden Misère, die wir vorhin geschildert, noch Nächte durch den neuen Errungenschaften der Wissenschaft nachzugehen, wenn der müde Körper und müdere Geist nach Ruhe verlangen. Es kommen wohl auch Tage und Wochen, wo die Praxis gar keinen freien Augenblick gewinnen läßt, und doch ist es ein Erfahrungssatz, daß schwierige Disciplinen sich nicht stoßweise, sondern durch tägliches, allmäliges Studium wirklich nutzbringend bewältigen lassen. Die Landpraxis ist aber wahrlich so mühselig, abstumpfend und verflachend, daß man es keinem alten Landarzte verargen kann, wenn er damit zufrieden ist, seine täglichen Berufsarbeiten zu erfüllen und durch sie zugleich für sich und die Seinen den Lebensunterhalt zu erwerben.

Das Publikum weiß den Werth unserer neuen Errungenschaften zu schätzen und mit allem Rechte, da dieselben in der That sehr wichtig sind; es verlangt die bestmöglichste Hülfe und zieht natürlich den Arzt vor, von welchem diese zu erwarten steht. Kommt nun ein junger tüchtiger Arzt in eine Gegend, die bis dahin von einem alten, schon anerkannt schwachen Collegen versorgt wurde, so erlebt dieser oft genug die Kränkung übergangen zu werden. Die praktische langjährige Erfahrung allein schützt ihn nicht davor; es giebt mehr als einen Fall, wo sie ihn aufs evidenteste im Stiche lassen kann, wo dagegen die klaren und logischen Erfolge des jüngeren Collegen, auch das Publikum ebenso evident darauf hinweisen, bei wem die bessere Hülfe zu finden sei. Der alte Arzt kann nun leider in solchen speciellen Fällen seine Untüchtigkeit nicht einmal sich selbst wegleugnen, das Publikum aber wird gleich geneigt sein, den bisherigen Helfer im allgemeinen zu verdammen und zu verwerfen. Nach und nach verliert der alte Mann seine Praxis. Ein Gut nach dem andern kündigt ihm, Familie auf Familie zieht sich von ihm zurück und er kann froh sein, wenn man ihm schließlich die Bauernpraxis als eine Art von Gnadenbrot läßt; denn für die Bauern, denkt man, sei er doch noch gut genug. Vermögen für seine alten Tage hat er nicht erworben, das ist bei uns nicht

möglich; karge, elende Jahre sind für die Zukunft seine Aussicht und sein Lohn für ein langes Leben voll schwerer Mühen.

Nicht Wenige verdammen einen jungen Arzt, der sich, wie man sagt, in die Praxis seines älteren Collegen eindrängt. Wo aber im speciellen Falle die Untüchtigkeit jenes einleuchtet und im Verlauf der Behandlung voraussichtlich schaden muß, da wäre es sehr falsch, sehr gewissenlos, zurückzutreten; es wäre das eine Pflichtverletzung, die keine Rücksicht auf Collegialität entschuldigen dürfte. Sobald sich die Ueberzeugung aufdrängt, daß ein Arzt durch Altersschwäche oder unheilbare Krankheit seine Pflichten ungenügend versieht, sollte man ihn seiner Stelle gänzlich entheben und am allerwenigsten ihm noch die Bauernpraxis lassen, als ob der Bauer nicht dieselben Ansprüche an ihn zu stellen hätte wie die höhern Stände.

Es wäre die einmal bestimmte und fast vorauszusehende Entlassung jedes altersschwachen oder durch Krankheit unfähigen Arztes eine große Wohlthat, sowohl für das Publikum als auch für uns selbst, wenn man uns die Garantie böte, dann mit einer ausreichenden Pension bis zu unserm Tode ohne Nahrungssorgen existiren zu können. Es fielen Kränkungen und Zurücksetzungen von selbst weg, man würde bis zum letzten Tage der Amtsführung freudig fortarbeiten, denn eine ehrenvolle und natürliche Ruhezeit folgte der Arbeit. Unter den jetzigen Umständen ist aber leider nicht daran zu denken, daß sich das landische Publikum für eine Pensionirung unter den besagten Umständen interessiren würde. So tief gesunken ist die Werthschätzung eines Landarztes in Folge der hier besprochenen Verhältnisse, daß man es gar nicht begreift, wie er Ansprüche auf eine Pension habe. Seine ganze Stellung ist zu schief, zu erniedrigend. Erkennt ja doch alle Welt, daß er sein Lebelang nicht das leistet, was er eigentlich leisten sollte. Freilich bedenkt niemand dabei, daß die unsinnigen Einrichtungen dies verschulden und nicht er, daß er geradezu gezwungen wird, seine Pflichten mangelhaft auszuüben. Gedankenlos verdammt der Unverstand die Wirkung einer selbstverschuldeten Ursache und ist froh, Selbstsucht und Geiz durch sophistische Trugschlüsse beschönigen zu können. So haben wir vor der Hand gewiß keine Hoffnung, vom Publikum Unterstützung in dieser Angelegenheit zu erhalten.

Sollte aber ein so drängender Nothstand, der jedem von uns als drohendes Gespenst vor Augen steht, sollte ein so sicher zu erwartendes Elend nicht uns selbst zu einer einmüthigen und nachhaltigen Unternehmung anregen? Ich schlage vor, daß von den 60 Landärzten Livlands ein jeder

25 Rub. jährlich in eine Hülfskasse zahle, zu deren Verwaltung ein Ausschuß aus unserer Mitte zu wählen wäre. Es kämen so jährlich 1500 Rub. zusammen; sie müßten auf Renten angelegt werden. Ist ein Arzt zu pensioniren, so soll er von dem vorhandenen Gelde unterstützt werden und zwar, falls die Zahlung schon in den ersten Jahren nach der Gründung zu machen ist, so viel als möglich von den Zinsen, und wo diese nicht ausreichen, vom Kapital. Es würden aber natürlich, solange das Kapital noch gering ist, auch die Pensionen nicht bedeutend sein können. Voraussichtlich werden nie viel Pensionen auf einmal zu zahlen sein, das Kapital wird daher auch trotz der Pensionen anwachsen und wir werden mit der Zeit dennoch unsern Zweck erreichen, alte und hülflose Aerzte von der sehr prekären Gnade des Publikums unabhängig zu machen und ihnen ein sorgenfreies Alter zu bereiten. —

Wenn die Wahrheit eine schwer verdauliche Speise ist, so wird es um so nöthiger sein, daß Viele sich um ihre Zubereitung bemühen. Wir schließen also mit der Bitte um Beachtung und weitere Ausführung der hier zur Sprache gebrachten hochwichtigen Angelegenheit.

Livländische Correspondenz.

Das Dorpater Tagesblatt ist nicht mehr. Ich enthalte mich aber ihm eine Nänie zu schreiben, weil ich die Hoffnung seines Wiederauflebens noch nicht aufgeben mag. Sollte denn die ganze Steigerung unserer publicistischen Bethätigung, welche dieses Blatt an sich dargestellt und bei seinen Concurrenten hervorgerufen hat, nichts als eine fieberhafte Ueberanstrengung gewesen sein? Sollte soviel Geist und Muth zuviel sein für unseren schwach gehenden Puls? Und auch die falsche Geistreichigkeit, diese Liebhaberei für das Aparte und die Abneigung gegen den gesunden Menschenverstand als eine vermeintliche Trivialität — warum nicht selbst auch dergleichen gerne mit in den Kauf nehmen, falls man in der Lage ist, außer dem Nöthigsten auch noch einigen Luxus zu bestreiten?

Daran aber liegt es eben! Das Eingehen des Dorpater Tagesblatts ist ein Zeugniß unserer innern und äußern Armuth. Menschen, Geld, Bildung, Thatkraft — von allem haben wir noch zu wenig. Es ist ein mühseliges Sichdurchschlagen, und des Lebens Ueberfluß scheint uns nicht gewährt zu sein. Das Dorpater Tagesblatt geht ein wegen mangelnder materieller Unterstützung, weil nicht genug Lese- und Abonnementsbedürfniß im Lande ist oder nicht genug Parteiinteresse, um eine Zeitung durch Actienzeichnung oder ähnliche Mittel zu halten. Nicht jede Zeitung ruht auf einer so breiten Inseratenbasis als die schon 87-jährige Rigasche. Wenn aber dieser Grund auch nicht wäre, so könnte es leicht einen andern geben, aus dem eine Zeitung bei uns einginge oder wenigstens von ihrer

Höhe herabsänke. Unsere Armuth äußert sich nämlich auch in dem Mangel an geschickten Redacteuren und Mitarbeitern. Es ist eben die Frage, ob das Dorpater Tagesblatt eine mit Nothwendigkeit aus dem Zeitbedürfniß hervorgehende Erscheinung war oder nur die paradoxe That eines Mannes, und wie Viele sich etwa finden ließen, die das Unternehmen in mehr oder weniger gleichkommender Manier fortzuführen vermöchten. Ist es nicht bei uns immer dasselbe, wie man gesagt hat, in den Umfang eines Saales zusammenzufassende Häuflein von solchen Personen, welche nur überhaupt über ihre nächste Erwerbs- oder Geschäftsgrenze hinauszudenken pflegen? Und wie wenige von Diesen fühlen gerade den Beruf zur Schriftstellerei in sich!

Selbsterkenntniß ist auch etwas werth. Beherzigen wir also das Schicksal des Dorpater Tageblatts, um uns wieder einmal unsere Ohnmacht zu vergegenwärtigen und, was etwa in dieser Hinsicht an Dunst und Nebel in der Luft war, zu zerstreuen!

Was namentlich die Praxis unserer Zeitungen angeht, so wünsche ich ihnen vor allem, daß sie die Illusion, große Parteiorgane zu sein, von sich abthuen. Es versteht sich von selbst, daß sie zu der verlorenen Unschuld der aus ausländischen Blättern nachgedruckten Novellen und der originalen Neujahrsgedichte weder zurückkehren sollen noch können; es wird nicht verlangt, daß sie gesinnungslos seien, sondern nur, daß sie sich auch andererseits nicht versteigen. Ein entwickeltes Staatsleben gestaltet sich gleichsam zu einem großen Turnier, bei welchem Erde, Luft und Sonne zwischen den Parteien getheilt sind. Jede Partei hat ein fertiges System, in welches alle alten und alle neu aufkommenden Fragen von selbst sich einordnen. Adiaphora giebt es da selten oder gar nicht. Ganz anders in unserer provinziellen Beschränktheit! Wer für die Freigebung des Güterbesitzrechtes ist, der ist darum nicht gehalten, etwa auch für die Einführung von Geschworenengerichten zu sein; die verschiedenen Stücke unseres öffentlichen Lebens haben noch wenig Zusammenhang. Es wird daher an unsern Zeitungen gefallen, wenn sie fest und exclusiv sind nur bei gewissen, schon reiflich durchgearbeiteten Fragen, wie z. B. der des Güterbesitzrechtes, nicht aber in allen und jeden von Haus aus einen prononcirten Standpunkt haben zu müssen glauben, also nicht unvermittelt-fremde Maßstäbe gebrauchen und sich nicht die Illusion eines noch unmöglichen politischen Systems machen. Was statt des fertigen Systems auch unter unsern Verhältnissen ohne Zweifel zuzugeben, ja zu verlangen ist, das wird

in einer vorläufigen Orientirung aus allgemeinen Prämissen, so zu sagen in einem — Zuge des Herzens, zu bestehen haben, welcher redactionelle Herzenszug aber nicht stark genug sein soll, um bei neu auftauchenden oder in irgend einer Hinsicht noch nicht gehörig abgeklärten Fragen die Discussion abzuschneiden. Daß man ja „in einem andern Blatte“ schreiben könne, ist eben auch nur eine Vorstellung nach fremder Norm; denn erstens giebt es bei uns überhaupt nur so wenige Zeitungen, daß man möglicher Weise mit seiner Meinung in keine hineinpassen könnte, und zweitens hat jedes unserer Blätter seinen local begrenzten Leserkreis, den vielleicht diese oder jene Frage gerade nicht angeht.

Als ein Beispiel redactioneller Liberalität, wie sie den gegebenen Verhältnissen angemessen ist, verdient die vor ein paar Jahren in der Revalschen Zeitung geführte Polemik über den „Esthen und seinen Herrn“ genannt zu werden. Der Redaction fehlte nicht der eigene Herzenszug in dieser Sache; sie war aber nicht so fertig mit derselben, daß sie die Discussion überhaupt für überflüssig gehalten hätte, und sie konnte es nur für wenig zweckdienlich erachten, wenn gewisse Meinungsäußerungen, statt in der Revalschen Zeitung selbst, etwa im wenig gelesenen „Inlande“ Platz fänden. Sie ließ also die Geister Estlands auf einander platzen, sprach selbst von Zeit zu Zeit ein passendes Wort dazwischen und decretirte — da die Gemüther sich zu sehr zu erhitzen begannen — einen 14-tägigen Waffenstillstand, nach welchem sie selbst die neue Campagne mit einem wohl erwogenen Artikel wieder eröffnete. Das Resultat war, daß das estländische Publikum wirklich etwas gelernt und sich mehr verständigt als erbittert hat, die Revalsche Zeitung aber an Achtung und Einfluß bei allen Theilen gewann. —

Man darf neugierig sein, ob die Moskausche Zeitung zu dem Aufhören des Dorp. Tagesbl. etwas zu sagen haben wird. Da ihre Beweisstücke zur Verklagung der Kur-Est-Livländer großentheils in Artikeln dieses Blattes bestanden, so könnte sie ja, wenn sie wollte, jetzt den Schluß ziehen, daß ihr darin doch nicht der rechte Meinungsausdruck des „Landes“ vorgelegen habe. Aber vor dergleichen Folgerungen, welche die aufgestachelte Nationalleidenschaft zu besänftigen geeignet wären, wird sie sich hüten. . . . Das würde ihr am wenigsten passen. . . .

Redacteure:
Th. Böttcher. A. Faltin. G. Berkholz.

Erinnerung an Galiläi.

Vortrag, gehalten in der Aula der Universität Dorpat am 15. Februar 1864*).

Als ich im Dogenpalaste zu Venedig in die Gallerie trat, in welcher die Büsten ausgezeichneter Venetianer stehen, und der Führer nach gewohnter Weise seine Demonstration anfangen wollte, unterbrach ich ihn sogleich mit der Bemerkung, er möge mir zuerst Marco Polo, Galiläi und Paolo Sarpi zeigen; denn was die vielen Helden zu Lande und zu Wasser gethan haben, ist längst und zwar größten Theils durch die Erbärmlichkeit ihrer eigenen Nachkommen zu Grunde gegangen, es sei denn, daß man noch die Nachwehen des Druckes dahin rechne, welchen sie auf die besiegten Völker ausübten; was dagegen jene drei Männer auf geistigem Gebiete thaten, ist dauernd. Marco Polo erweiterte unsere Kenntniß der Erde mehr als ein früherer oder späterer Reisender; Galiläi lehrte uns die Beschaffenheit des Weltgebäudes kennen und zeigte, wie man die Natur studieren müßte; Sarpi vertheidigte Venedigs Kirchenfreiheit. Alle drei aber wurden von den Zeitgenossen verkannt oder verfolgt. Marco Polo wurde allgemein verspottet und erhielt den Beinamen il Millione, weil er von den großen Städten Asiens sprach, ja auf den Maskeraden erschien lange Zeit

*) Als der Vortrag angekündigt war, wußte ich nichts von der Aufforderung der Universität Pisa zu dieser Feier. Tiraboschi, Libri u. A. geben den 18. Februar als Geburtstag, ich nahm den 15., wie ihn Viviani, der erste Biograph Galiläi's giebt; die Universität, welche die Acten genauer kannte, forderte zum 18. auf. Die Aufforderung kam erst am 15. hier an, so daß ich nichts mehr ändern konnte.

eine Figur, welche seinen Namen führte und die unglaublichsten Dinge erzählen mußte; Galiläi wurde ein Opfer der Inquisition und wenn Paolo Sarpi auch nicht auf Geheiß Roms ermordet sein mag, die Mörder fanden wenigstens Schutz im Kirchenstaate.

Es sind heute 300 Jahre, seitdem Galiläi in Pisa geboren wurde, und da wir hier versammelt sind das Andenken dieses Tages zu feiern, so will ich einige der wichtigsten Resultate seiner Arbeiten mittheilen; was ich hier gebe, ist nur eine dürftige Skizze, da eine ganz genaue Schilderung seiner Arbeiten und Schicksale ein ausführliches Buch erfordern würde.

Der Vater Vincenz Galiläi war in der alten Literatur sehr bewandert und ein eben so ausgezeichneter theoretischer als praktischer Musiker. In den alten Sprachen und der damals gewöhnlichen Logik machte der Sohn schnelle Fortschritte; daneben beschäftigte er sich viel mit der Construction von Maschinen, Musik und Malerei; letztere zog ihn so an, daß er oft sagte, er würde Maler geworden sein, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte.

Der Vater, welcher bald nach der Geburt des Sohnes nach Florenz gezogen war, hatte den Sohn zum Handel bestimmt, gab aber die Idee auf, als er die schnellen Fortschritte in allen Wissenschaften sah, und so wurde G. am 5. Novbr. 1581 in Pisa als Studiosus der Medizin immatrikulirt. Bei dem Studium der Philosophie kam er auch auf die damalige Physik, mit der er sich früher beschäftigte, als er Mathematik kennen gelernt hatte. Eine Lampe, welche in der Kathedrale zu Pisa vom Winde bewegt wurde, zeigte ihm, daß die Schwingungen in derselben Zeit erfolgten, mochten die Bögen groß oder klein sein*), so kam er auf die Gesetze des Pendels, die ihm in der Folge beim Messen der Zeit von so großer Wichtigkeit wurden.

Durch einen zufälligen Umstand wurde G. mit der Mathematik bekannt und diese zog ihn dergestalt an, daß er alle übrigen Studien versäumte. Der Vater war damit unzufrieden, indem er glaubte, der Sohn könne als Arzt die übrigen Geschwister weit leichter unterstützen, mußte aber endlich der Neigung des letztern nachgeben. G. studirte nun vorzugsweise den Archimedes, von dessen Schriften er so eingenommen war, daß er sagte, er wolle in Zukunft keinen andern Führer haben, als den Geometer von Syrakus. Mehrere seiner Arbeiten wurden von den Kennern sehr gelobt, aber ungeachtet dessen schlug der Großherzog von Tos-

*) Bekanntlich zeigte Huygens, daß dieses Gesetz nur nahe richtig wäre.

cana eine Unterstützung des Sohnes ab, um welche der Vater gebeten hatte. So verließ G. die Universität ohne den Doktorgrad erhalten zu haben, aber die bedeutendsten Geometer, mit denen er in Correspondenz stand, wie Clavius, Ortelius, Riccoboni u. a. achteten ihn sehr hoch. Besonders schätzte ihn der Marquis del Monte, welcher sich vergeblich bemühte, ihm eine Professur zu Bologna zu verschaffen. Erst 1589 erhielt er auf Verwendung des Marquis die Professur der Mathematik zu Pisa mit einer dürftigen Besoldung.

Gleich nach seiner Ankunft in Pisa entwickelte er die Gesetze des freien Falles der Körper, indem er davon ausging, daß die Geschwindigkeiten sich in jedem Augenblicke verhielten, wie die seit dem Anfange der Bewegung verflossenen Zeiten und daraus die übrigen Sätze ableitete. Indem er gegen allgemein angenommene Sätze des Aristoteles auftrat bildete sich eine lebhafte Opposition, durch Versuche bestätigte er seine Behauptungen, er hatte dazu alle Glieder der Universität eingeladen, und als nun Theologen und Philosophen sahen, daß sie nicht mehr mit Gründen ausreichen konnten, erhob sich ein gewaltiges Pfeifen und Zischen, der beste Beweis, daß er Recht hatte. In seinen Vorlesungen behandelte er außer diesen Gesetzen auch die Bewegung auf der schiefen Ebene, die Oscillationen des Pendels u. s. w. und legte so den Grund zu der Dynamik.

G. war nach der damaligen Sitte italienischer Universitäten in Pisa auf 3 Jahre angestellt. Nach Ablauf dieser Zeit ließ man ihn gehen, wie es scheint deshalb, weil sein Urtheil über eine Maschine, welche Johann v. Medicis, ein unehelicher Sohn von Cosmus I., construirt hatte, nicht günstig war. Er nahm deshalb einen Ruf nach Padua an, wo er seine Vorlesungen am 7. December 1592 anfing. Mit großem Beifall las er über Fortification, Gnomonik und Mechanik; er ließ darüber zwar nichts drucken, aber seine Hefte wurden von andern publicirt. In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Padua scheint er auch das Thermometer construirt zu haben, doch machen auch Andere auf die Entdeckung desselben Anspruch. In dieser Zeit erfand er den Proportional-Zirkel, ein Instrument, welches viele Operationen erleichtert, die gegenwärtig bei allgemein verbreiteter Kenntniß der Logarithmen sicherer durch sie gelöst werden. So viele Instrumente dieser Art auch von Padua aus nach andern Gegenden gingen, gab er doch erst 1606 eine Beschreibung derselben heraus. Ein Mailänder Balthasar Capra publicirte 1607 in Padua ein Werk über ein ähnliches Instrument und gab sich für den Erfinder aus. Auf

G's. Klage wurde die Sache näher untersucht. Capra erschien als Plagiator und seine Schrift wurde confiscirt. G. wies in seiner Klageschrift darauf hin, daß der unbedeutende Capra wohl nicht der eigentliche Verfasser des ganzen Machwerks wäre, sondern ein Lehrer desselben. In einer spätern Schrift (dem Saggiatore) nennt G. diesen Simon Marius aus Gunzenhausen in Hessen, der auch noch in der Folge sich mehrere Entdeckungen von G. anzueignen suchte.

Eben dieser Capra und Simon Marius führten ihn zu einem andern Streite, der tiefer in die Philosophie jener Zeit eingriff. Im Schlangenträger erschien plötzlich ein Stern und G. hielt darüber im Jahre 1604 vor mehr als 1000 Zuhörern mehrere Vorlesungen. Man glaubte ziemlich allgemein, der Stern wäre ein Phänomen der Gegenden unter dem Monde, aber G. suchte nachzuweisen, daß es ein wahrer Stern wäre und daß die obern Regionen des Himmels keineswegs so unveränderlich wären, als Aristoteles und seine Anhänger behaupteten. Die Schriften von Cremonino, Capra und einem auch in der Folge mehrmals als Gegner auftretenden Lodovico delle Colombe sind längst vergessen.

Mit dem Jahre 1609 begann eine neue Reihe von Arbeiten, die zwar seinen Namen bei Mit- und Nachwelt verherrlichten, aber auch vorzugsweise Ursache seiner späteren Verfolgungen war. Im April oder Mai, wo G. eben in Venedig war, verbreitete sich dort die Nachricht, daß in Holland dem Prinzen Moritz von Nassau ein Instrument überreicht wäre, mit welchem man entfernte Gegenstände eben so deutlich sehen könnte, als ob sie in der Nähe wären. Nach Padua zurückgekehrt, dachte G. eine ganze Nacht über die mögliche Einrichtung desselben nach und am folgenden Morgen war das nach ihm benannte Fernrohr ausgeführt. G. mußte nach Venedig kommen, um es zu zeigen, und der Senat war so eingenommen von dieser Entdeckung, daß er auf Lebenszeit mit Verdoppelung seiner Besoldung angestellt wurde. Späterhin fügte er das Mikroskop hinzu.

G., welcher das Instrument immer vollkommener machte, richtete es sogleich gegen den Himmel. Der Mond, welcher ihn sein ganzes Leben beschäftigte, zeigte helle und dunkele Flecken, er erkannte die hellen Punkte als Berge, deren Höhe die auf der Erde vorkommenden mehrfach übersteigt. Die gleichförmig dunkler gefärbten Theile verglich er mit Meeren. Das aschfarbene Licht auf der dunklen Mondfläche kurz vor oder nach dem Neumonde leitete er vom reflectirten Erdlichte ab. Dabei hob er zugleich hervor, daß man nicht daran denken dürfe, daß auf dem Monde Bewohner

vorkämen, die denen der Erde ähnlich wären: den auf einem Himmelskörper, wo der Tag 14 Tage daure, müßten viele Erscheinungen anders sein als bei uns. Gegen Ende seines Lebens entdeckte er noch die Libration des Mondes.

G. zerfällte gleichzeitig die Milchstraße in einzelne Sterne und sah mit Hülfe des Fernrohrs Sterne, wo das Auge keine erblickte. Neben dem Jupiter fand er mehrere kleine Sterne, welche er bald als Trabanten erkannte und deren Umlaufszeiten er nicht lange nachher bestimmte, wie er in einem Briefe an Kepler vom 4. Mai 1612 sagt. Der Saturn erschien ihm dreiköpfig, da sein Fernrohr nicht ausreichte, um ihm den Ring als solchen zu zeigen. Endlich erkannte er die Aenderung in der Lichtgestalt der Venus und folgerte daraus, daß sie sich um die Sonne drehe. Die Sonnenflecken zeigte er mehreren Freunden in Padua, Florenz und Rom, aber als Entdecker derselben werden auch Scheiner und Fabricius angegeben; während aber Scheiner glaubte, daß es dunkle Körper wären, die an der Sonne vorüberzögen, sagte G., daß sie zur Sonne selbst gehörten.

G. theilte diese Entdeckungen im Nuncius sidereus mit, nur berührte er die Sonnenflecken nicht. Die Trabanten des Jupiter nannte er medicëische Gestirne; auf ihre Entdeckung machte auch der oben erwähnte Simon Marius Anspruch, welcher sie brandenburgische Gestirne nannte, doch beginnen seine Beobachtungen mit demselben Tage als die von Galiläi, ähnlich wie Scheiners Beobachtung der Sonnenflecken mit der von G. ganz gleichzeitig gewesen ist. Aus allen seinen Beobachtungen folgerte er, daß die Planeten dunkle Körper wären, welche von der Sonne ihr Licht erhielten, wie dieses schon Kepler vermuthet hatte und wie er es in einem Briefe an letzteren vom 26. März 1611 auseinandersetzt.

Groß war das Aufsehen, welches diese Entdeckungen machten. Während G. von Vielen hochgestellt wurde, traten auch Gegner in Menge auf. Nach Aristoteles war ja am Himmel alles rein und unveränderlich, die Erde wurde, um einen Ausdruck von G. in einer seiner Streitschriften zu gebrauchen, als der Schmutzhaufen des Weltalls angesehen; die Planeten bewegten sich in den ihnen von Ptolemäus angewiesenen Sphären, die wie die Schaalen einer Zwiebel in einander geschoben waren. Die Milchstraße wurde von frommen Christen als der Weg angesehen, auf welchem der heilige Johann v. Compostella über den Himmel gegangen war, und nun zerfiel sie in Sterne. Der Mond sollte eine polirte Kugel sein, eine Gestalt, welche Aristoteles für die vollkommenste hielt und die also auch einem

reinen Himmelskörper zukommen müßte. Obgleich nun manche Gegner die Realität der Erscheinungen nicht leugnen konnten, so meinten sie doch, der Mond bleibe immerhin eine vollkommene Kugel, die hellen Punkte wären nicht Bergspitzen, welche die allgemeine Kugelgestalt beeinträchtigten, sondern die dunkelen wären Vertiefungen; ein Einwand, der ungefähr eben so lautet, als wenn derjenige, der in einem Gebirge den Kamm durchwandert, sagen wollte, dort gäbe es keine Berge, sondern nur Thäler, an sich aber bildeten die Bergspitzen eine Ebene. Andere meinten, diese Unebenheiten möchten wohl vorhanden sein, aber der Mond wäre noch von einer durchsichtigen vollkommen kugelförmigen und polirten Hülle umgeben, ähnlich wie in einer Glasflasche Körper von sehr unregelmäßiger Gestalt verwahrt sein könnten. Doch meint G., daß wenn zu Noahs Zeit etwa das Meer über allen Gebirgen stehen geblieben wäre, so würde ein entfernter Beobachter die Unebenheiten der Erde nicht so deutlich sehen, als wir die auf dem Monde vorkommenden. Was endlich die mehr oder minder vollkommene Gestalt der Körper betrifft, so käme es doch auf die Bestimmung der letzteren an; handele es sich etwa um rollende Körper, so wäre die Kugel dazu am vollkommensten, dagegen zur Construction einer Mauer wären Kugeln die schlechtesten Steine. In den Kreis dieser Discussionen wurden auch die Sonnenflecken bald gezogen. Die Sonne in ihrer Reinheit und in ihrem Glanze wurde von den Schulen als das Abbild der Jungfrau Maria angesehen und jetzt schrieb G. ihrer Oberfläche Flecken zu.

Wäre G. in Padua geblieben, wo er eine gute Stellung hatte und sehr geschätzt wurde, so würde es ihm wahrscheinlich möglich gewesen sein, diese Arbeiten in Ruhe fortzusetzen, denn Venedig erhielt sich damals dem päpstlichen Stuhle gegenüber sehr selbständig und der Staats-Secretair Paolo Sarpi war sein Freund; dieser stellte selbst Untersuchungen über physikalische Probleme an, die nicht publicirt, aber handschriftlich in Venedig aufbewahrt wurden, wo sie bei einem Brande im Jahre 1769 verloren gingen. Weshalb er aus dem freien Venedig nach dem von Pfaffen beherrschten Toscana ging, ist nicht recht klar. Die Italiener pflegen dem von Norden kommenden Reisenden wohl zu sagen, erst in Florenz beginne Italien, und so mag es sein Wunsch gewesen sein, in sein Vaterland zurückzukehren. Doch bin ich auch geneigt, hier an reine Eitelkeit zu denken, welche wir leider gar oft bei ausgezeichneten Gelehrten finden. Obgleich ihn die Mediceer gehen ließen, als er keine Stellung hatte, dedicirte er

seine Schriften dem Großherzoge; geht man aber die Geschichte solcher Dedicationen an Fürsten durch, so ist es entweder Eitelkeit der Verfasser oder ein Streben nach Belohnungen, sei es an Geld oder an Orden oder Titeln, weshalb sich ja die Mehrzahl der Fürsten solche Dedicationen oder Zusendung von Büchern verbeten hat *). Eben dahin rechne ich die Bezeichnung: mediceische Gestirne. Es scheint als ob G. selbst den Anfang der Unterhandlungen gemacht habe. Er erbot sich zu Arbeiten über den Schall, Licht und Farben, Ebbe und Fluth, Kräfte der Thiere, Artillerie und Fortification. Ausdrücklich verlangte er aber den Titel Filosofo, indem er bemerkt, er habe sich mit der Philosophie eben so viel Jahre beschäftigt, als er Monate gebraucht habe, um die Mathematik zu erlernen. So wurde er am 10. Juli 1610 zum Filosofo e Matematico primario del Serenissimo Gran Duca di Toscana ernannt, mit einer Besoldung, die etwa die Hälfte von der in Padua betrug. In Venedig war man damit sehr unzufrieden und Sarpi sagte ihm voraus, daß die astronomischen Fragen bald in religiöse verwandelt werden würden.

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Florenz schrieb er eine Arbeit über die schwimmenden Körper, bei der wir uns nur darüber wundern müssen, daß die Abhandlung von Archimedes über das specifische Gewicht, welche er erweiterte, von den Philosophen so ganz ignorirt war **). Er zeigte darin die Gesetze der Hydrostatik, wie sie später als wichtig erkannt sind und sagte, daß Körper nur dann schwimmen können, wenn ihr specifisches Gewicht kleiner ist als das der Flüssigkeit; er fügte hinzu, daß ein Schiff sehr gut auf einer Wassermenge schwimmen könne, welche weit weniger wöge als das Schiff selbst.

Gegen diese Arbeit, die so sehr mit der herrschenden Philosophie in Widerspruch stand, traten heftige Gegner auf. Er antwortete nicht, dieses that sein Schüler und Freund Castelli auf eine scharfsinnige Weise. Dieser Castelli, Benedictiner-Mönch und später Abt in Rom blieb ungeachtet aller sogleich zu erzählenden Anfeindungen von Seite der Kirche sein Freund

*) Es kommen in dieser Hinsicht lächerliche Geschichten vor. Vor Jahren, wo ich in Leipzig in Gesellschaft mehrerer Verlags-Buchhändler war, erzählte einer derselben, er habe einmal sechs verschiedene Dedicationen bei demselben Buche drucken müssen.

**) In den neueren Schriften über Geschichte der Philosophie wird auch die der Physik bei den Alten vorgetragen. Man sollte doch erwarten, daß wenn die Geschichte der Vorstellungen über die Natur der Dinge gegeben wird, Archimedes erwähnt werde, aber er wird ganz übergangen.

und noch im Jahre 1640 schrieb er ihm einen Brief voll Innigkeit, worin er auf sein unglückliches Geschick anspielt. Aber der Orden des heiligen Benedict zeichnete sich stets vor den übrigen aus; mochte er auch zu Zeiten an dem Verfall der Kirche Theil nehmen, stets finden wir früher und später unter den Mönchen des Monte Christo Männer, die von Liebe zur Wahrheit beseelt waren, und noch gegenwärtig gehören die von den Benedictinern geleiteten Schulen zu den besten Oesterreichs.

Frühzeitig hatte G. das System des Copernicus als das richtigere erkannt. Schon 1597 wurde er von Kepler zur Bearbeitung aufgefordert, er verließ dieses aber, um nicht von der großen Zahl Bornirter (Stultorum) verlacht zu werden. Seine astronomischen Arbeiten nöthigten ihn mehrmals zu dieser Frage, doch suchte er eine nähere Discussion stets zu vermeiden. Während Kepler die Beobachtungen Tycho's bearbeitete und im Jahre 1618 die drei nach ihm benannten Gesetze fand, welche die wahre Bewegung der Himmelskörper zeigen, ging der Lärm in Italien los. Zwar hatte G. bei seiner Anwesenheit in Rom vielen hochgestellten Geistlichen seine Entdeckungen durchs Fernrohr gezeigt und von 4 Jesuiten, welche der Cardinal Bellarmin zur Prüfung aufforderte, überzeugten sich drei von der Realität des Gesehenen. Obgleich er bei seiner Abreise von Rom viele Freunde zurückließ, blieb auch eine Menge Feinde und Neider zurück. Diese wollten schon jetzt einen Angriff auf den Gegner der so innig mit der Kirchenlehre verbundenen Philosophie machen, es unterblieb zunächst, da er an Castelli und Andern eifrige Vertheiger fand. Aber bald erklärten sich die Dominicaner, die Herren der Inquisition, in Florenz offen gegen ihn. Der Pater Baccini predigte zuerst öffentlich gegen ihn und seine Predigt, in welcher er zu beweisen suchte, daß die Geometrie eine teuflische Kunst sei und daß die Mathematiker aus allen Staaten als Ketzer verbannt werden müßten, fing mit den Worten des Lucas an: Viri Galiläi quid statis adspicientes coelum? und unaufhörlich wurden die Worte der Bibel: terra in aeternum stat und die bekannte Stelle im Buche Josua über den Stillstand der Sonne wiederholt. Predigten der Art sind auch oft genug in der Folge vorgekommen, aber ich muß ausdrücklich hinzusetzen, nicht bloß bei Katholiken. In dem reformirten Gröningen wurde ebenfalls eine wüthende Predigt über die Gottlosigkeit der Mathematik gehalten, weil Johann Bernoulli sich bei einer theologischen Disputation über die Auferstehung des Fleisches die bescheidene Frage erlaubt hatte, mit welcher Masse die letztere erfolge, ob nur mit derjenigen,

welche der Mensch zuletzt besaß, oder, da der Körper nach wenigen Jahren aus ganz andern Theilen besteht, mit der ganzen Masse, welche er je besessen hätte. Und wie oft wird von den Kanzeln gegen die profanen Wissenschaften gedonnert, es ist dieses um so leichter möglich, da unter den Zuhörern meistens nur sehr Wenige sind, welche von der Sache einen Begriff haben *).

Galiläi antwortete auf diese Angriffe nicht öffentlich, aber Briefe, welche er an Freunde schrieb, wurden bald bekannt und erbitterten um so mehr. In diesen Briefen voller Geist war er oft bitter, aber wenn man die Albernheiten liest, die vielen seiner Arbeiten entgegengehalten wurden, müßte man sich sehr wundern, wenn er ruhig geblieben wäre. Waren nun gleich viele Geistliche für die Bewegung der Erde, so war der römische Hof doch dagegen, daß die Erklärung der Bibel in andere Hände als die der Zunftgenossen käme, waren ja ohnehin die Angriffe von den Dominicanern ausgegangen, Leuten, welche um so höher zu stellen waren, als sie um dieselbe Zeit viele Ketzer verbrennen ließen, deren confiscirtes Vermögen der Kirche zufiel. Der Papst war ziemlich bornirt, ja sogar ein Gegner der Wissenschaften und natürlich stellte sich ein jeder seiner Hofleute ebenso, wofern er es nicht schon von Natur war.

Gegen Ende des Jahres 1615 begab sich G. nach Rom, um sich gegen die mancherlei Angriffe zu vertheidigen. Hatte er bis dahin nie etwas über das Weltsystem im Ganzen publicirt, so suchte er es doch mündlich zu erläutern, doch waren die meisten Leute bei der damals in Rom herrschenden Luft zurückhaltend. Endlich am 5. März 1616 wurde die von einem hohen Geistlichen herrührende und einem Papst dedicirte astronomische Schrift des Copernicus von Nichtastronomen für falsch erklärt und so lange verboten, bis sie verbessert wäre, und somit hatte die Ignoranz einen glänzenden Sieg davongetragen. G. wollte sich zwar noch vertheidigen, aber der Großherzog, dessen Bruder zum Cardinal ernannt war, forderte ihn zur Rückkehr nach Florenz auf.

---

*) Während die Naturforscher über die Entwickelungstheorie von Darwin sehr abweichende Ansichten haben, sind die Theologen, freilich ohne Kenntniß der Thatsachen, sehr schnell damit fertig und so wurde am Bußtage 1864 in mehreren Kirchen dagegen gedonnert. In der That ein treffliches Thema an einem Tage der dazu bestimmt ist, daß der Mensch sich sammle! Bei Vielen wird dadurch doch nur dieses Insichgehen vertrieben und Personen, welche es mir erzählten, setzten hinzu, sie würden nie wieder an solchem Tage in die Kirche gehen.

Im Jahre 1618 erschienen drei Kometen, von welchen der eine groß war. Es war das erste Mal, daß diese Körper durch ein Fernrohr beobachtet werden konnten. Schon Tycho de Brahe hatte aus seinen Messungen geschlossen, daß der Komet von 1572 kein Gebilde unserer Athmosphäre wäre, wie Aristoteles gesagt hatte, sondern ein Stern, und folgerte dieses aus der geringen Größe seiner Parallaxe, denn mochte er hoch am Himmel stehen oder dem Horizonte nahe sein, er behielt mit Rücksicht auf seine eigene Bewegung stets einerlei Abstand von demselben Fixsterne. Der Jesuit Grassi, Astronom des Collegio Romano, gab dem größeren Kometen des gedachten Jahres einen Abstand von der Erde größer als den des Mondes und hielt die Kometen für planetenähnliche brennende Körper. Galiläi war während der ganzen Zeit seines Erscheinens bettlägerig und konnte ihn nicht selbst beobachten, erhielt aber von seinen Freunden genaue Nachrichten, und forderte sie zu mancherlei Untersuchungen auf. Die mancherlei Ansichten, welche dabei ausgetauscht wurden, theilte Guiducci in einer Rede in der Akademie zu Florenz mit; darin wurden Tycho und Grassi in Betreff ihrer Ansichten über die große Entfernung der Kometen kritisirt und die Meinung ausgesprochen, die Kometen wären Dünste, die im Raume verbreitet, zu uns das Licht der Sonne reflectirten; daraus erkläre sich der Mangel einer Parallaxe, ebenso wie wir solche nicht beim Regenbogen sehen, daraus auch die Veränderungen in der Gestalt des Schweifes und Kernes, ähnlich wie die Veränderungen in dem Ansehen der Nordlichtsstrahlen, welche Galiläi von reflectirtem Sonnenlichte ableitete. Sollten die Kometen planetarische Körper sein, so wäre nicht zu begreifen, weßhalb einige sich nach Osten, andere nach Westen bewegten, und wir müßten dann nach der Ansicht des Ptolemäus eben so viele Sphären annehmen, als Kometen erscheinen.

Gegen diese Rede trat Pater Grassi unter dem Namen Sarsi mit einer Abhandlung auf, welcher er den Titel Libra, die Wage, gab, Galiläi antwortete darauf in einer Schrift il Saggiatore, die Probierwage. Hat Sarsi meine Meinungen, sagt er in der Einleitung, auf einer gewöhnlichen Wage abgewogen, so will ich eine feinere wählen, um die seinige zu prüfen. Sarsi sagt zwar, er habe den Titel Wage auch deshalb gewählt, weil der Komet im Sternbilde der Wage erschienen wäre, aber er zeigte sich zuerst im Skorpion und so hätte S. den Titel „astronomischer Skorpion" wählen sollen; dieses ist allerdings ein giftiges, die Menschen angreifendes Thier, ich weiß aber, daß dieses Thier durch Peitschen un-

schädlich gemacht wird und dieses werde ich thun. Die Arbeit ist mit ungemein viel Witz und Scharfsinn geschrieben, Satz für Satz wird geprüft und eine Menge von Behauptungen widerlegt. So hatte Grassi gesagt, die Kometen bewegten sich so schnell, daß sie entzündet würden, und stützt sich dabei auf die Behauptung des Aristoteles, daß durch die Bewegung Wärme entstände, wobei er viele Stellen aus alten Dichtern anführt, wornach die Helden Pfeile mit solcher Schnelligkeit abschießen, daß sie brennend beim Feinde ankommen; hätten wir nun, meint Galiläi auch nicht mehr so kräftige Menschen als jene Heroen, so hätten wir Wurfmaschinen, und Grassi möge den Versuch damit machen; ebenso könne er untersuchen, ob Eier dadurch gar gekocht würden, wenn man sie im Kreise herumschleudere, wie dieses die Alten von Babylon behaupteten.

Die Schrift wurde von der Akademie der Lyncei in Rom herausgegeben und erschien 1623. Um diese Zeit wurde der Cardinal Barberini zum Papst gewählt, der sich Urban VIII. nannte, und diesem die Schrift dedicirt. Er war stets Freund von Galiläi gewesen; letzterer, welcher sich zur Beglückwünschung nach Rom begab, wurde freundlich aufgenommen und erhielt bei seiner Abreise ein Schreiben an den Großherzog, worin die Kenntnisse und die Frömmigkeit Galiläi's hervorgehoben werden.

So geistreich und scharfsinnig der Saggiatore ist, so vertheidigt Galiläi darin eine Ansicht, von welcher wir jetzt wissen, daß sie unrichtig ist*); diese Schrift ist es auch wohl, welche ihm vorzugsweise schadete. Bei dem früheren Streite waren die Dominikaner betheiligt, die Jesuiten mehr auf seiner Seite. Jetzt wurde auch dieser Orden erbittert und er trug darauf an, die Schrift zu verbieten, hauptsächlich wegen des Misbrauchs einer Bibelstelle. Grassi hatte nämlich behauptet, die Vergrößerung desselben Fernrohrs ändere sich mit der Entfernung des gesehenen Gegenstandes; da wir nun durch das Fernrohr dort Sterne erblicken, wo das bloße Auge keine sieht, so müssen wir in diesem Falle eine unendlich große Vergrößerung annehmen. Indem Galiläi das Absurde dieser Ansicht zeigt, fügt er hinzu, der Ausdruck unendlich groß werde oft für große Zahlen gebraucht, selbst Christus benutze ihn auf diese Weise, wenn er sagt, Stultorum numerus est infinitus, denn da die Welt erst eine endliche Zeit

*) Bei diesem Streite mußte eine Ansicht über das Weltgebäude vorkommen; interessant ist es zu sehen, wie der Eine das System des Copernicus nicht annehmen will, der Andere es vertheidigen möchte, aber als der Bibel widersprechend nicht darf, zwischen den Zeilen erkennt man seine wahre Meinung.

existire, so würde nie eine unendlich große Zahl herauskommen, wenn auch alle Menschen zusammenaddirt würden, die gelebt hätten *).

Sein letzter Aufenthalt in Rom bestärkte ihn in dem Vorsatze, eine Arbeit über das Weltsystem zu vollenden, mit deren Plan er seit vielen Jahren beschäftigt war. Nach Vollendung desselben begab er sich 1625 und 1630 nach Rom, um mit dem Papste und den Cardinälen darüber zu sprechen. Sie sollte von der Akademie der Lyncei gedruckt werden, aber der Tod ihres Präsidenten, des Fürsten Casi, war Ursache der Auflösung der Gesellschaft. Das Manuscript wurde von dem Magister Sacri Palatii und mehreren anderen Censoren durchgesehen, welche den Text an verschiedenen Stellen verbesserten; ebenso wurde es vom Papst corrigirt und der Druck gestattet. Da dieser in Rom nicht möglich war, wurde die Herausgabe in Florenz erlaubt; hier von dem Großinquisitor und mehreren Censoren durchgesehen, erschienen die Gespräche über die Weltordnung im Jahre 1632. In diesen Gesprächen vertheidigen Sagredo und Salviati die Bewegung der Erde, ihnen gegenüber steht Simplicius, unter welchem man später den Papst verstehen wollte. Jene sprechen mit ungeheurem Scharfsinn und scheinen stets den Gegner zu überzeugen, geben aber den Bibelstellen gegenüber nach.

Es ist diese Arbeit wohl die bedeutendste von Galiläi, es ist ein Ueberblick aller seiner Untersuchungen und ausführlicher als irgend eine andere über die Art wie die Erscheinungen der Natur beobachtet und erklärt werden müßten. Groß war der Beifall der Verständigen, aber die Zahl seiner Feinde wuchs schnell und diese machten den römischen Hof auf die Gefahren des Buches aufmerksam. Statt aber Astronomen zu Richtern zu machen, stützte man sich vorzugsweise auf das frühere Verbot der Schrift des Copernicus und es wurde die Religion ins Spiel gezogen, ohne zu bedenken, daß diese nicht gewinnen konnte, wenn man sie zur Stütze von Irrthümern machte. War die ganze Opposition der Theologen gegen wissenschaftliche Untersuchungen anfänglich lächerlich gewesen, so ging dieselbe bald in gräßliche Verfolgung über. Der Papst ernannte eine Commission, um ein von ihm selbst durchgesehenes Werk zu beurtheilen, die Glieder derselben bestanden aus Anhängern der scholastischen Philo-

*) Ich kenne diesen Grund zum Angriffe nicht aus den Originalverhandlungen, es kommen aber im Saggiatore nur zwei Bibelstellen vor, die eben erwähnte und die von den drei Männern im feurigen Ofen, welche Galiläi im gläubigen Sinne aus der Gegenwart des Engels erklärt und die ganz unschuldig ist.

sophie, und der 22-jährige Großherzog, ohnehin ein Spielzeug der Pfaffen, hatte nicht Kraft in der Angelegenheit gehörig aufzutreten; alles was er that, war dem Papste vorzustellen, er möge nachsichtig mit einem 70-jährigen Greise sein, dessen ganzes Verbrechen darin bestände, ein vom Papst durchgesehenes und von der Inquisition gebilligtes Werk herausgegeben zu haben. Indessen mit Brutalität forderte der Papst, daß Galiläi, dessen körperliche Leiden durch ärztliche Zeugnisse erwiesen waren, mitten im Winter nach Rom käme und sich den Angriffen einer ansteckenden Krankheit aussetzte, welche damals in Toscana wüthete. In Rom wohnte er bald bei dem toscanischen Gesandten, bald im Inquisitionsgefängnisse, am 22. Juni 1633 mußte er seine Irrthümer abschwören und knieend versprechen, über die Bewegung der Erde weder zu sprechen noch zu schreiben, indem diese Meinung eine falsche, absurde, ketzerische und der heiligen Schrift widersprechende wäre. Dieses Urtheil wurde an alle Höfe geschickt und durch öffentliche Anschläge publicirt. Dieses ist stets das Verfahren des heiligen Stuhles, der ja auch später mit demselben Triumph verkündete, daß der Kurfürst August von Sachsen zur katholischen Kirche übergetreten wäre, obgleich die Moralität dieses letztern — unter Anderem des Vaters von 300 Kindern, von denen einige zugleich seine Großkinder waren *) — von der Beschaffenheit war, daß jede Kirche froh sein konnte, ihn los zu werden.

Der Papst, welcher sich bei der ganzen Verhandlung als einer der eifrigsten Gegner zeigte, meinte, diese von ihm selbst durchgesehene und gebilligte Schrift wäre ebenso gefährlich als die von Calvin und Luther. In dem Urtheile heißt es, daß die Richter in der Meinung, G. habe nicht seine wahre Meinung ausgesprochen, es für nöthig gehalten hätten, das Examen rigorosum anzustellen, dieses heißt in der Sprache des heiligen Gerichts, Anwendung der Folter. Allerdings haben weder der toscanische Gesandte noch Galiläi je von diesem Umstande gesprochen, aber es ist ja bekannt, daß das Inquisitionstribunal allen denen das tiefste Stillschweigen auflegte, welche das Unglück gehabt hatten, die Ehre seiner Bekanntschaft zu machen, auch lag von Anfang an ein Schleier über diesem ganzen Prozesse. Viviani, Schüler und Biograph Galiläi's, mußte sich Gewalt anthun, dieses Urtheil scheinbar zu billigen, G. selbst vermied

*) Wenn christliche Pharisäer dem Koran den Vorwurf machen, daß er die Polygamie erlaube, so vergessen sie, daß de facto das Leben in Europa nicht besser ist, Scheusale wie ein Ludwig XV. kommen auch im Oriente selten vor.

es sorgfältig von dem Prozesse zu sprechen. Nur einmal rief er unwillig aus: man wird mich zwingen, die Philosophie aufzugeben, und Historiker der Inquisition zu werden! Er setzte aber sogleich hinzu: was meine Angelegenheit betrifft, so verschont mich mit Fragen.

Kaum war das Urtheil gesprochen, so verwies der Pabst ihn in den Garten der Trinità del Monti, später nach Siena, wo er von dem Erzbischofe, seinem Schüler, freundschaftlich aufgenommen wurde und seine Arbeiten sogleich wieder anfing. Er vollendete hier seine Untersuchungen über die Festigkeit der Körper, die aber verloren sind. Später erhielt er vom Papste die Erlaubniß ein Landhaus, Arcetri, in der Nähe von Florenz zu bewohnen, aber dieses war nur ein anderes Gefängniß. Ihm wurden alle physischen und moralischen Leiden bereitet und der Inquisitor zu Florenz erhielt den Auftrag darauf zu achten, ob G. auch hübsch demüthig und schwermüthig wäre. Das Gesuch, nach Florenz kommen zu dürfen oder den Besuch seiner Freunde anzunehmen, wurde damit beantwortet, er möge sich jeder ähnlichen Bitte enthalten, wofern er nicht nach Rom in das wahre Inquisitionsgefängniß zurückgebracht werden wollte; diese Antwort erhielt er an demselben Tage, wo die Aerzte erklärten, daß seine geliebte Tochter nur noch wenige Tage zu leben hätte. Aber obgleich niedergebeugt von Alter, Kummer und Schwäche, arbeitete er rüstig fort und als er im Anfange 1637 das eine Auge verlor und am Ende des Jahres ganz blind wurde, dictirte er seinen beiden letzten Schülern Torricelli und Viviani, hauptsächlich mit dem Plane umgehend, eine revidirte Ausgabe aller seiner Werke zu vollenden.

Die ausgezeichnetesten Geister aller Länder, darunter eifrige Katholiken, bemühten sich sein Schicksal zu mildern; Rom blieb unerbittlich, ist es ja stets der Fall, daß Regierungen dann am härtesten sind, wenn sie glauben, daß ihre materiellen Vortheile nur mit Geistesdruck verbunden sein können*). Als G. am 8. Januar 1642 starb, konnte sein Ruhm der Wuth seiner Feinde trotzen, und selbst wenn sein Körper auf den Schindanger geschleppt wäre, wie man es in Rom wollte, selbst wenn alle seine Schriften verbrannt worden wären, das was er gethan und gedacht hatte, lebte in dem Geiste seiner Schüler fort.

Man hat sich sehr häufig gewundert, daß derselbe Papst so hart ge-

---

*) Hier sind allerdings die kleinen Despoten am schlimmsten. Ich erinnere nur an die Junker in Mecklenburg, und der Adel von Ost-Preußen und Hinter-Pommern ist eben so entschieden gegen Geistesbildung.

gen Galiläi war, der als Cardinal Barberini ihn so geschätzt, ja durch ein Gedicht verherrlicht hatte. Solche Inconsequenzen treffen wir ja in Menge in der Geschichte und man braucht oft nicht weit zu suchen. Haben wir ja doch gesehen, daß ein Regent seine absolute Macht gegen das Volk bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen wollte, drei Tage später aber bewilligte, was die eifrigsten Demokraten wünschen konnten, an der Spitze der letzteren einen Umzug hielt, wodurch viele Leute fortgerissen wurden, die um mit Dante zu sprechen, zu feig waren etwas Schlechtes zu thun, aber zu schlecht um Gutes zu vollführen, dann einige Monate später als wüthender Gegner dieser zum Theile von ihm verführten Leute auftrat, bis die Vorsehung aus Erbarmen mit dem geplagten Volke ihm ähnlich wie einst dem Könige Nebucadnezar eine unheilbare Krankheit schickte. Und dieselben Leute, welche man 1813—1815 als Patrioten und Befreier des Vaterlandes verherrlichte, wurden 1819 fortgejagt, auf die Festungen geschickt oder suchten ihr Heil in der Flucht.

Es ist bei Beurtheilung des Prozesses von Galiläi nicht auf die Zeitverhältnisse Rücksicht genommen. Als im Anfange unserer Zeitrechnung der gräßliche Verfall der politischen Verhältnisse und Sitten im römischen Reiche vor sich ging, zogen sich Männer, die von den herrlichen Wahrheiten der christlichen Sittenlehre begeistert waren zurück und wiesen darauf hin, daß diese genügten, um inneren Frieden zu gewähren. Aehnliches finden wir ja bis auf unsere Tage auch bei den profanen Wissenschaften. Männer, welche selbst vielseitig gebildet sind, beschäftigen sich zuletzt mit einem einzigen Gegenstande, sie schätzen auch die übrigen, haben aber nicht Zeit sich speciell um dieselben zu bekümmern. Es entsteht daraus aber sehr leicht der Uebelstand, daß Schüler darin eine Verachtung aller übrigen Kenntnisse hegen. So ging es auch hier. Hieß es anfänglich, man dürfe die Schriften der Alten nur deshalb lesen, um darin eine Ahnung dessen zu finden, was Christus und die Propheten gesagt hätten, so artete die Gleichgültigkeit bald in Feindschaft aus. Der christliche Pöbel in Alexandria und nicht der Chalif Omar, wie gewöhnlich erzählt wird, verbrannte die große Bibliothek. Kaiser Leo der Isaurier suchte so viel Gelehrte und Bücher als möglich zu bekommen, sperrte sie in ein Haus, das er mit Holz umgeben und anzünden ließ. Papst Gregor der Große verdammte die profanen Wissenschaften. Die Fäulniß der Sitten aber wucherte ebenso üppig fort, ungeachtet die Römer Christen geworden waren, und bei dieser Verderbniß der Sitten wurde das Reich eine leichte Beute barbarischer

Horden*). Die christlichen Parteien zankten sich mit der größten Erbitterung über Dinge herum, über welche der menschliche Verstand nie Gewißheit erlangen wird, ja nicht selten war dieses eine Wortklauberei, deren Nutzen schwer zu begreifen ist. Gleichgültig war es, ob der Mensch den Geboten Gottes gemäß handelte, nur dann, wenn er an eine der widersprechenden Ansichten glaubte konnte ihm das Himmelreich zu Theil werden, wobei man gerade aus den Schriften der eifrigsten Zeloten sieht, daß dieses um so mehr der Fall war, je mehr Unglaubliches er glaubte. Eine nothwendige Folge dieser Streitigkeiten, die besonders im oströmischen Reiche mit Heftigkeit geführt wurden, war das Auftreten von Muhammed. Unter seinen Nachfolgern wurden die Wissenschaften gepflegt und von den Arabern zunächst erhielten später die Christen die ersten Anfänge der Bildung und Wissenschaft. Es wird den Arabern häufig der Vorwurf gemacht, daß sie ihre Religion mit Gewalt ausgebreitet haben, das aber haben die Christen in demselben Maße gethan, nur ein Unterschied zeigt sich hier: waren die besiegten Völker zum Islam übergetreten, so wurden sie als den Arabern ebenbürtig angesehen, während die zum Christenthume gezwungenen Völker meistens als Sklaven behandelt wurden. Man denke nur an Amerika, und auch in Europa dürfen wir die Beispiele nicht weit suchen. Blieben die Christen als solche unter arabischer Herrschaft, so wurden ihnen die Verträge gehalten und auf Sicilien hielten sie offen ihre Prozessionen, während die römische Kirche den Grundsatz aufstellte, Ungläubigen dürfe man keinen Vertrag halten, wie in Spanien, ja diesen Grundsatz auch auf Ketzer ausdehnte, wie bei Huß.

In diesen Zeiten der Verwilderung gelangten das Papstthum und die Kirche zu ihrer Macht. Möge man gegenwärtig darüber urtheilen wie man will, damals waren beide eine große Wohlthat. Ein herrsch- und raubsüchtiger Adel lebte in beständigen Kämpfen, die Länder wurden verwüstet und das gemeine Volk zu Thieren herabgewürdigt. Nur durch höhere Geisteskraft konnten diese Leute in Ordnung gehalten werden, aber eine solche Kraft ohne weltliche Macht richtet nichts aus. Die Herrschaft der Kirche wurde noch mehr befestigt durch das Cölibat der Geistlichen, das aber zugleich Folgen hatte, an die Gregor VII. wohl nicht dachte.

---

*) Es wird von manchen frommen Historikern behauptet an dem Verfalle des römischen Reiches wäre Schuld gewesen, daß die Römer Heiden waren. Aber die Sitten wurden ja immer schlechter, die Menschen immer erbärmlicher, je mehr wir uns dem Untergange nähern, obgleich das Christenthum allgemein eingeführt war.

Wären die Geistlichen verheirathet gewesen, so wären die Pfarrstellen bald erblich geworden, ähnlich wie die weltlichen Lehen, ohne daß der Sohn etwas zu lernen brauchte. Jetzt mußte sich die Geistlichkeit aus den Laien recrutiren; Schulen wurden angelegt, so unvollkommen diese auch anfänglich sein mochten. Manche Schüler traten nicht in den geistlichen Stand und so kamen Kenntnisse auch unter das Volk. Als durch die Kreuzzüge die Geister in große Aufregung kamen, als durch Reisen und durch die Berührung der verschiedenen Völker mancherlei Kenntnisse sich verbreiteten, als der Handel die Gewerbe hervorrief, da blühten die Städte auf und allmälig entstanden die Universitäten, anfänglich noch klösterlich eingerichtet, aber allmälig sich selbständiger entwickelnd.

Es ist ein allgemeines Geschick menschlicher Einrichtungen, daß so trefflich sie auch anfänglich sein mögen, so sehr sie das Wohl der Völker befördern, sie allmälig veralten und unbrauchbar werden, wofern dabei nicht auf geänderte Zeitverhältnisse Rücksicht genommen wird. So war das goldene Buch Venedigs einst trefflich ausgedacht, wurde aber später das Unglück der Republik, indem tüchtige Männer von der Verwaltung ausgeschlossen wurden; eben dieses war das Schicksal der Schweiz, bis das Jahr 1847 vielen Unrath dort auskehrte. Sagte einst Friedrich der Große von Preußen, daß der Adel die wichtigste Stütze der Monarchie wäre und daß nur er einen Begriff von Ehre habe, so sollte sein Ausspruch 20 Jahre nach seinem Tode durch die Schlacht von Jena und die schmachvolle Uebergabe der Festungen zu Schanden werden; denn nehmen wir das einzige Graudenz aus, welches durch seinen Commandanten erhalten wurde, so wurden alle Festungen und würde auch Colberg sogleich übergeben worden sein, hätte sich nicht der Commandant vor den Bürgern, der Canaille wie damals der Adel sagte oder der Demokratie wie es jetzt heißt, als seinen näheren Feinden mehr als vor den Franzosen gefürchtet*). Auf eine ähnliche Weise artete das Papstthum und die Geistlichkeit aus. Die Sorge für das Seelenheil wurde Nebensache, weltliches Wohl war ihr Hauptstreben. Dazu kam ein furchtbares Sittenverderbniß namentlich der Geistlichkeit und Alles sehnte sich nach einer Verbesserung der Kirche. Die schönen Beschlüsse des Conciliums zu Basel wurden durch einen elenden Kaiser vereitelt und das Auftreten von Luther war eine nothwendige

*) Daß der treffliche Gneisenau dabei das Seinige that, ist bekannt, aber er kam erst später und gehörte überhaupt einer Generation an, in welcher ein anderer Geist herrschte, als der gewöhnliche unter den Offizieren.

Folge dieser Verhältnisse. Wollte letzterer anfänglich nur die Sitten verbessern, so blieb ihm nichts übrig als völlige Trennung von der Kirche, nachdem er in den Bann gethan war. Sein Wort zündete in ganz Europa und wäre der unglückliche Streit mit Zwingli, der ganz an die vielen Streitigkeiten in Byzanz erinnert, nicht dazwischen gekommen, so wäre wahrscheinlich Alles vom Papste abgefallen. Jetzt verminderten sich die Peterspfennige und von dieser Zeit datirt sich vorzugsweise die Verfolgung der Wissenschaften.

Nachdem die Christen durch die Araber auf die Alten aufmerksam geworden waren, wurde besonders Aristoteles studiert, namentlich seine feine Dialektik bewundert und es bildete sich die scholastische Philosophie, welche bald, mit der Kirche verbündet, eben so hoch gestellt wurde als die Dogmen der christlichen Religion. Unter den Scholastikern finden wir eine Menge scharfsinniger Köpfe, aber das Ganze artete sehr bald in Spitzfindigkeiten aus, wie es bei dem Mangel an Real-Kenntnissen kaum anders möglich war. Dabei wurden die Köpfe aufgeregt durch Fragen, von welchen wir jetzt keinen Begriff haben. So ob Gott durch seine Allmacht etwas Geschehenes ungeschehen machen, ob er die allgemeine Natur, auch wenn keine Dinge wirklich vorhanden wären, hervorbringen und erhalten könne? ob Christus von seinem göttlichen Vater durch den Verstand oder den Willen, durch die Wesenheit oder das Attribut, frei oder nothwendig sei hervorgebracht worden? ob jede göttliche Person eine beliebige Natur annehmen, ob Gott ein Scarabäus sein könne? wie Christus, wenn er als Kürbis auf die Erde gekommen wäre, das Erlösungswerk hätte vollbringen können? Diese und ähnliche Fragen, welche wir doch nur Blasphemien nennen können, wurden unter dem Schutze der Kirche mit einem Eifer verfochten, daß die Lehrsäle von dem Lärme wiederhallten.

Der menschliche Geist, besonders der ungebildete, bekümmert sich in der Regel weniger um das stets Wiederkehrende als um das Seltene; da aber das Seltene nur aus einer nicht immer vorhandenen Combination der Gesetze erfolgt, welche die oft wiederkehrenden Erscheinungen zeigen, so wird es als Vorbote von Glück oder Unglück angesehen, zumal da der Mensch geneigt ist alle Vorgänge in der Natur auf sich zu beziehen. Je unvollkommener der Zustand der Naturkenntnisse, desto mehr Wunder, das heißt Abweichungen vom eingebildeten Gange der Natur, sieht der große Hause; je tiefer wir ins Innere der Natur dringen, desto mehr überzeugen wir uns, daß alles nach unwandelbaren Gesetzen erfolgt und daß die

Gottheit diese nicht einem Menschen oder einem Volke zu Liebe außer Thätigkeit setzt. Aber da bei diesen ungewöhnlichen Erscheinungen vieles nicht beobachtet oder übersehen ist, so giebt es dem ungebildeten Geiste desto mehr Stoff zu Speculationen. Wir selbst haben ein merkwürdiges Beispiel der Art erlebt. Die sogenannte gebildete Welt hatte sich an den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn satt gelesen, Onkel Toms Hütte war noch nicht da und in dieser Zwischenzeit erschien ein Buch, welches für den Mann vom Fach viel Treffliches, für den nicht Vorgebildeten viel Unverständliches enthält, der Kosmos von Humboldt. Wie einige Jahre später die Crinoline wurde es als ein Gegenstand der Mode behandelt, man sah es als eine Art Roman an und konnte die lächerlichsten Discussionen darüber hören. Man rühmte, die Naturwissenschaften wären dadurch plötzlich ein Gemeingut aller Gebildeten geworden und Alles sehnte sich nach Entdeckungen. Da bot sich eine treffliche Gelegenheit dar zu einem Examen rigorosum. Mistreß Fox und der durch seine Humbugs bekannte Barnum rückten in Amerika Tische und schneller als die körperliche Cholera verbreitete sich diese geistige Cholera über die alte und neue Welt. Wenn das Kind durch die Peitsche einen Kreisel oder durch einen Bindfaden eine Windmühle dreht, ohne daß Jemand etwas dagegen hat, warum soll man es den Erwachsenen, die nichts Besseres zu thun verstehen, verargen Tische zu drehen? Aber sogleich bei der Erklärung zeigte sich die größte Ignoranz. Leute, die von den einfachsten Wirkungen der Kräfte keinen Begriff hatten, suchten die Ursache in der Ferne; so daß man in dem von ihnen Gesagten und Geschriebenen nur die einzige umfassende Erklärung von Magnetismus und Electricität finden konnte, als denjenigen Kräften, aus welchen Leute, die nichts von Magnetismus und Electricität verstehen, alles Mögliche ableiten. War anfänglich die Geschichte lächerlich gewesen, so erreichte der Unsinn den höchsten Grad und man glaubte sich in die Zeiten des crassesten Aberglaubens versetzt, als die Tische schrieben und die Zukunft voraussagten. Was man auch dagegen sagen mochte, man wurde als Ungläubiger verketzert; ich selbst hatte dieses Schicksal und es tröstete mich auch in anderer Hinsicht die Betrachtung, wie leicht es ist verketzert zu werden, wenn man nicht immer in unvollkommen beobachteten oder erzählten Natur-Erscheinungen ein Wunder sehen will.

Solchem Unsinne kann nur ein genaues Studium der Natur entgegen wirken und Luthers großer Gefährte beim Reformationswerke hielt deshalb die Physik als Bekämpferin des Aberglaubens für eine der wichtigsten

Hülfswissenschaften der Theologie; seine darüber erschienenen Vorlesungen gehören mit zu den besten Darstellungen der Physik jener Zeit.

Gegen die nutzlosen Speculationen der Philosophen waren schon früher Roger Baco, Jordanus Brunus, Campanella und Andere aufgetreten, entschiedener that dieses Galiläi. In der Physik gilt die Autorität nichts; es ist hier nicht wie bei einem Dichter, wo man die verschiedenen Lesearten vergleicht, um den rechten Sinn zu erhalten; hier giebt es nur ein Buch und dieses ist das Universum. Um aber dieses Buch zu lesen, muß man seine Sprache und Charaktere kennen; geschrieben ist es in mathematischer Sprache und seine Charaktere sind Dreiecke, Kreise und andere geometrische Figuren; ohne die Kenntniß von diesen ist kein Verständniß möglich. Dieser Ausspruch bildet die Basis aller Arbeiten G.'s und wenn später, namentlich in den letzten Decennien, unsere Kenntniß der Naturgesetze so gefördert worden ist, so ist es durch Anwendung dieses Satzes geschehen*). Diese Arbeiten haben auch die Richtigkeit des von ihm so oft ausgesprochenen Satzes erwiesen, daß man zuerst die täglich wiederkehrenden Erscheinungen studieren müsse; um also die Bahnen der Himmelskörper kennen zu lernen, müssen wir zunächst sehen, nach welchen Gesetzen ein Stein fällt. Daneben trat er gegen die damals allgemein verbreitete Ansicht über die vielen Eigenschaften der Körper auf. Es gab damals schwere und leichte, warme und kalte, süße und saure u. s. w. Körper, aber alle diese Eigenschaften sind nicht wesentliche, während Gestalt und Bewegungen wesentlich sind. Ein schallender Körper bewegt sich; erst dadurch, daß seine Bewegungen sich durch die Luft fortpflanzen und auf unser Ohr wirken, tönt er, aber seine Bewegungen dauern fort, auch wenn kein Ohr vorhanden ist. Schwer sind alle Körper; steigen einige in die Höhe wie Holz im Wasser, so liegt der Grund in der verschiedenen Dichtigkeit. So erheben sich auch Körper in der Luft dadurch, daß sie weniger dicht sind als letztere, wie die Flamme. Die Schwere der Luft wird häufig von G. erwähnt; um ihr Gewicht zu finden nehme man ein Glasgefäß mit weitem Halse, wiege es

*) Bekanntlich nannten Schelling, Hegel und Consorten die Physiker rohe Empiriker und Zahlenkrämer, indem sie meinten, die Naturgesetze könnten nur durch Speculation gefunden werden. Aber in Vergleich mit der großen Zahl von Thatsachen, welche in diesem Jahrhunderte durch die Empiriker gefunden sind, kann keine einzige angeführt werden, die durch Speculation entdeckt wäre. Wohin letztere führe, hat Hegel wohl dadurch gezeigt, daß er zu einer Zeit, wo die Ceres wieder gesehen war, eine Abhandlung schrieb, die Beobachtung von Piazzi wäre eine Täuschung. In das Exemplar dieser Abhandlung, welches er dem Herzoge von Gotha schickte, soll letzterer geschrieben haben: **Monumentum insaniae.**

zuerst, erhitze es dann, so daß möglichst viel Luft ausgetrieben wird, schmelze den Hals schnell zu und wiege es. Nach der Erkaltung wird der Hals unter Wasser geöffnet, durch das eintretende Wasser erfährt man das Volumen der entschwundenen Luft, und damit zugleich ihr Gewicht.

Es würde zu weit führen, eine Menge Einzelheiten aus seinen Schriften anzuführen, alle zeigen wie sehr er bei seinem klaren Verstande Gegner der herrschenden so innig mit der Kirche und dem Peterspfennige verbundenen Philosophie war. Dadurch aber erweckte er viele Feinde, namentlich unter den Jesuiten. Es war die Aufgabe der letzteren, der Kirche ihren früheren Glanz wieder zu verschaffen; daher traten sie mit Pomp bei ihren Prozessionen auf und um das weit verbreitete Lutherthum, das Gift der Aufklärungsperiode, wie sie es mit einem neueren Ausdrucke nennen würden, zu vertreiben, wirkten sie vorzugsweise auf das weibliche Geschlecht, indem sie sagten, bei ihm wäre der Glaube inniger als bei den kritischprüfenden Männern. Darin kann man ihnen Recht geben, deshalb aber interessirten sich auch Frauen vorzugsweise für die Hexenprozesse und neuerdings für das Tischrücken, deshalb haben sie so häufig Ahnungen, deshalb auch prophezeihen sie aus einem Kometen oder aus Träumen alles Mögliche. Um die Jugend zu gewinnen, legten die Jesuiten Schulen an; so nöthig sie das Latein hielten, wurden doch nicht sowohl die Alten als jesuitische Schriftsteller gelesen, wobei man an die sogenannten christlichen Gymnasien in Pommern*) und das neue Schullehrer-Seminar in Mecklenburg erinnert wird. Waren die Schüler nur dem Orden folgsam, so war ihre Moral gleichgültig. Man wird bei Betrachtung ihrer Schulregulative ganz an das erinnert, was die Preußische Regierung 1825 an die Universitäten schrieb, als dort eine Anzahl tüchtiger junger Leute für das Wohl des Vaterlandes schwärmten und eine Masse Sauerteig aus dem Studentenleben entfernen wollten: „duldet die Landsmannschaften mit all ihrem Unfuge, aber unterdrückt jede Spur von Burschenschaft."

Obgleich die Schrift von Copernicus verboten war, ließ man Galiläi ruhig arbeiten, Papst und Jesuiten billigten sein Werk, denn mit der Schlacht auf dem Weißen Berge schien Alles gewonnen; polnische Pfaffen wurden in Menge nach Böhmen transportirt, da sie der slavischen Sprache mächtig waren und unter den Böhmen sich wenige katholische Geistliche

*) Hätte ich für ein solches Gymnasium den Plan zu entwerfen, so würde ich für das Latein keinen andern Schriftsteller zulassen, als den Malleus maleficorum; das Latein ist zwar schlecht, aber die Jugend findet darin nichts vom Gifte der Aufklärung.

fanden; Lichtensteinische Husaren endlich vollendeten das Werk der Bekehrung. Oesterreich führte es durch, ein gebildetes Volk in das zu verwandeln, was man in Deutschland, „Stockböhmen" nennt. Aber es ist stets ein bedenkliches Ding, einem Volke seine Religion und namentlich seine Sprache zu nehmen. Letzteres ist unter Anderem im nördlichen Deutschland und in Preußen geschehen und gegenwärtig sehen wir diesen Umbildungsprozeß in Graubünden*), aber in allen diesen Fällen geschah es ohne Befehle, das gebildetere Volk erhielt von selbst das Uebergewicht. Unterdrücken kann man auf einige Zeit eine Sprache mit Gewalt, aber später erneut sich der Streit um so heftiger, wie wir dieses gegenwärtig in Böhmen sehen.

So schien Alles für Rom gewonnen, da erschien Gustav Adolph, der nach Einigen sogar ein Schüler Galiläi's gewesen sein soll, auf dem Kampfplatze und wer weiß, wohin er durch die Umstände geführt wäre, hätte ihn nicht ein frühzeitiger Tod fortgerafft. Der päpstliche Stuhl erzitterte und gerade in diese Zeit fällt der Prozeß von Galiläi; die Grausamkeit seiner Verfolgung ist nun wohl erklärlich.

Strenger als früher schied sich jetzt die katholische Welt von der ketzerischen; Bücher aus dieser durften nach jener nicht gebracht werden und waren ja einzelne wissenschaftliche Arbeiten aus ketzerischen Ländern nöthig, so wurde der Titel ausgeschnitten und ein neuer mit dem Namen eines katholischen Verfassers und Verlagsortes gedruckt. Aber solche geistige Absperrung ist nur da möglich, wo jeder Handel und Verkehr durch eine chinesische Mauer verhindert wird; wenn wir aber z. B. in unseren Tagen sehen, daß die erste beste Laune, welche eine Pariser Schneidermamsell oder eine Abonnirte im Chateau des fleurs hat, von der ganzen Damenwelt nachgeahmt wird und nachgeahmt werden muß, so werden wir es auch für ein vergebliches Bemühen halten müssen, den von derselben Seite kommenden Ideen den Eingang zu versperren und die Ereignisse der Jahre 1830 und 1848 in verschiedenen Ländern waren eben nur die neuste Pariser Mode.

Es ist in protestantischen Ländern so viel von dem gegenseitigen Ver-

*) In Chur waren vor etwa mehr als 100 Jahren wenige Leute, welche Deutsch sprachen, jetzt verstehen wenige noch Romanisch, selbst in abgelegenen Thälern des Cantons fand ich stets deutsch redende Leute. Auf dieselbe Weise breitet sich im nördlichen Deutschland das Hochdeutsch als die Schriftsprache aus, daß man aber auch in dem verdrängten Plattdeutsch gut schreiben könne, beweist gegenwärtig Fritz Reuter, der zugleich den Beweis liefert, daß nicht alle Mecklenburger so denken wie die bewußten Mecklenburger.

hältnisse von Schule und Kirche die Rede; für denjenigen, der sehen will und dem die Geschichte wirklich eine Lehrerin ist, wie man den Schulknaben beim Anfange des Geschichtsunterrichtes sagt, haben die katholischen Länder diese Fragen auf eine genügende Weise beantwortet, denn allenthalben eilten die Wissenschaften und die Völker schnell rückwärts. In Madrid erschien nach 1671 ein Abdruck der alphonsinischen Tafeln mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß sie weit sicherer wären als alle spätern und daraus kann man es sich erklären, daß die Unterhandlungen von Galiläi mit der spanischen Regierung über die Anwendung der Jupiterstrabanten zur Längenbestimmung scheiterten. Hatte in Italien einst eine solche Anstrengung körperlicher und geistiger Kräfte geherrscht, daß z. B. in Florenz derjenige von den allein stimmberechtigten Zünften ausgeschlossen wurde, der seine Zeit nicht nützlich verwende, so entstand durch Wirkung der Pfaffen der jetzige Zustand des Volkes: denn während dort der arme Bauer fast ärger als ein westindischer Sklave arbeitete, um nur sein Leben zu fristen, hatte der Wohlhabende nichts Besseres zu thun, als seine Zeit in Kaffeehäusern zuzubringen, da ihm jede geistige Beschäftigung untersagt war*). Ebenso war es in Spanien und wenn Polen durch eigne Demoralisation zu Grunde ging, so war die Ursache dieselbe. Das arme Deutschland wurde durch eben diese Umtriebe und den dreißigjährigen Krieg, zu welchem uns der gegenwärtige Kampf in Nord-Amerika ein Seitenstück liefert, in die Masse Länder-Lappen getheilt, aus denen es zum Theile noch jetzt besteht und welche Freiherr v. Stein mit einem Worte so schön charakterisirt; aber auch hier zeigt sich derselbe Gegensatz. Denn wenn auch durch Kaiser Joseph und König Maximilian von Baiern etwas Licht nach dem Süden gekommen ist, so ist die ganze schöne Literatur der Deutschen doch bei weitem vorwaltend protestantisch, ja die Schriften unserer Klassiker waren bei ihrem Erscheinen in Oesterreich verboten, so daß Göthe die schöne Xenie machte:

Eins nur soll mich verdrießen bei meinen lieben Gedichtchen,
Wenn sie die Wiener Censur durch ihr Verbot nicht bekränzt.

Man hat häufig gesagt, daß Cartesius und Baco von Verulam die Reform der Wissenschaften bewirkt hätten. Eine Prüfung dieser Behauptung würde

*) Jetzt geht es schnell zum Besseren. Seit der Stiftung des Königreiches Italien werden die Elementarschulen von einer mehrfach größeren Zahl von Schülern besucht als früher und ebenso werden Gymnasien und Universitäten verbessert (Mündliche Mittheilung des früheren Unterrichts-Ministers Matteucci).

hier zu weit führen. Baco hat allerdings in seinem Novum Organon eine Menge von Sätzen systematisch zusammengestellt, dieselben Wahrheiten finden wir bei Galiläi zerstreut, zugleich aber zeigte dieser die Anwendung derselben auf die Natur-Erscheinungen, während die Arbeiten von Baco sehr stümperhaft sind. Cartesius sprach eine Menge Sätze und Naturgesetze aus, welche wir auch bei Galiläi finden, ohne diesen zu nennen; wie sehr er Plagiator war, wissen wir aus dem Gesetze für die Brechung des Lichtes; nennt er Galiläi in seinen Schriften, so geschah es meistens in der Absicht diesen zu tadeln, wo er sich geirrt hatte. Bei dem Verbote von Galiläi's Schriften in katholischen Ländern und dem schwachen literarischen Verkehre in jener Zeit konnte das wahre Verhältniß unentdeckt bleiben und spätere Gelehrte haben sich selten die Mühe gegeben, zu vergleichen. Es wäre sehr zu wünschen, daß Jemand die zerstreuten Bemerkungen von Galiläi zusammenstellte.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Man hat der römischen Kirche als solcher häufig den Vorwurf gemacht, daß sie die Denker zum Scheiterhaufen verurtheilt habe, aber mit Unrecht. Die Hinrichtungen sind überhaupt seltener geworden und die Geistlichen haben nicht mehr die frühere Gewalt. Aber nicht bloß bei den Katholiken finden wir diese Verfolgungen, sondern ebenso bei den Protestanten. Als die Ketzerverfolgungen bei den Katholiken den Namen der Hexenprozesse annahmen, ahmten Lutheraner und Reformirte denselben nach, um auch von ihrer Seite Europas Cultur-Geschichte mit dem größten Schandflecke zu bedecken. Als nun ein protestantischer Prediger, Becker, den Hexenglauben angriff, wurde er abgesetzt und verfolgt und ebenso flüchtete Thomasius von Leipzig nach Halle, denn in Dresden war der Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt, weil auch er den Hexenglauben für Wahn erklärte. Es war freilich eine Zeit, wo der Geist des wahren Christenthums, der Religion der Liebe und Duldung, vergessen war, wo dogmatische Spitzfindigkeiten und ein Schwören auf Luthers Worte die Hauptsache bildeten. Wer weiß wohin dieses geführt hätte, wäre nicht ein Mann aufgetreten, der diese Spitzfindigkeiten bei Seite ließ und mehr auf christliche Moral sah. Auf der neu gestifteten Friedrichs-Universität zu Halle wurden fast ein ganzes Jahrhundert hindurch Preußens Prediger gebildet, hier lehrte August Hermann Francke und sein großes Werk zeigt, wie sehr es ihm Ernst mit christlicher Liebe war.

Es ist ferner den Katholiken so häufig der Vorwurf gemacht worden,

daß sie die Geschichte nach ihrer Weise verdrehten. Dasselbe gilt eben sowohl von den Protestanten. Habe ich doch von einem fleißigen Besucher der Kirche, in welcher er freilich häufig geschlafen haben soll, wie er denn seine äußere Religiosität mehr zum Deckmantel seiner Herrschsucht gebrauchte, bei einer öffentlichen Schulprüfung gehört, Lessing dürfe wegen seiner Irreligiosität in keiner Geschichte der deutschen Literatur genannt werden*). Dann darf man sich freilich nicht wundern, daß Gibbon von der sogenannten frommen Partei so verketzert wird, weil er in seiner Geschichte nicht bloß christliche, sondern auch heidnische und arabische Quellen benutzte; um so höher aber steht er wegen seiner Wahrheitsliebe bei jedem Andern.

Auch darin haben sich beide Parteien nichts vorzuwerfen, daß sie den Regenten so häufig vorspiegelten, durch Geistesdruck, oder wie sie es nannten, durch Religiosität, würde das Wohl ihrer Staaten befördert. Hob zur Freude Roms der entnervte Ludwig XIV. das Edict von Nantes auf, hielt Ludwig XV. streng auf Ausübung der äußerlichen Kirchengebräuche, so war ihr übriges Leben doch so beschaffen, daß man in dem Schicksale der letzten Bourbonen das Gottesgericht erkennen muß; ja sagte Ludwig XIV. als er alle Rechte des Volkes mit Füßen trat: l'état c'est moi, so ist eine nothwendige Consequenz davon das Votum: la mort sans phrase, welches Sieyes bei der Abstimmung über Ludwig XVI. gab. Auf dieselbe Weise unterschrieb Friedrich Wilhelm II. von Preußen das berüchtigte Wöllnersche Religionsedict, vielleicht ohne es einmal gehörig gelesen zu haben, da er seine Zeit zu den Besuchen der Madame Rietz und der Mutter der später katholisch gewordenen Herzogin von Köthen weit nöthiger hatte. Haben doch auch die letzten Fürsten von Hessen-Cassel mit Hrn. v. Hassenpflug sehr viel auf äußere Formen gehalten. In der Beobachtung der letzteren sehen ja viele Leute das ganze Wesen der Religion, ähnlich wie der bigotte Jude es für das größte Vergehen hält, Schweinefleisch zu essen, während er in allen übrigen Handlungen ein sehr weites Gewissen hat.

Die Naturforscher werden allerdings jetzt nicht bloß geduldet, sondern ihre Arbeiten auch möglichst unterstützt, aber ich bin weit entfernt von dem Stolze zu glauben, daß dieses wegen ihres inneren Werthes geschehe. Man hat gesehen, daß sie manches hübsche Kunststück lehren, unendlich wichtiger ist ihr Einfluß auf die materiellen Interessen, dieser und nur

*) Da der Mann beim Schulwesen eine Stimme hatte, ja bei seiner Herrschsucht nur seinen Willen durchsetzte, so kann man sich den nachtheiligen Einfluß denken, den er auf die hohen und niedrigen Schulen hatte.

dieser allein ist ihr Schutz. Es giebt aber zwei viel besprochene Folgerungen aus der Bibel, die beide nicht haltbar sind, zuerst die Chronologie, da das Menschengeschlecht wenigstens 10 Mal so lange besteht, als Clavius und Petavius herausgerechnet haben; sodann die Drehung der Erde, von der ein Jeder ebenso überzeugt sein kann, als davon, daß er gefallen ist, wenn er aus stehender Stellung plötzlich in horizontaler Lage mit dem Boden in Berührung kommt. Es sind aber gerade diese Thatsachen, auf welche die Theologen ein so großes Gewicht legen und wegen derer die Naturforscher so häufig mit Bannsprüchen belegt werden. Dazu kommt, daß in vielen Aeußerungen der Bibel Manches gesucht wird, was nicht darin liegt. Wir haben das schöne Bild von dem Regenbogen nach der Sündfluth als Zeichen der Versöhnung Gottes mit den Menschen. Diese herrliche Erscheinung, welche bei vielen Völkern als eine Verbindung zwischen dem Himmel und der Erde aufgefaßt wird, mußte den Bewohnern von Palästina und Aegypten um so erhabener vorkommen, da bei den dortigen klimatischen Verhältnissen ganze Generationen absterben können, ohne daß Jemand einen Regenbogen gesehen hat. Wenn nun aber Interpreten daraus folgern, daß der Herr den Regenbogen erst nach der Sündfluth erschaffen habe, so würde daraus nothwendig zugleich folgen, daß vor der Sündfluth alles schwarz oder grau gewesen sei*). Häufig sind es ganz aus dem Zusammenhange gerissene Stellen, welche man den Naturforschern entgegenstellt und welche alte Jungfern dann bewundern. So ist es mit den zu Galiläi's Zeit so viel erwähnten Worten: Terra in aeternum stat, aber die ganze Stelle lautet nach der Vulgata: Generatio praeterit et generatio advenit: terra autem in aeternum stat, oder nach Luthers Uebersetzung: Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich (Spr. Salom. 1, 4). Ganz dasselbe gilt von der Erschaffung der Welt. Alle Religionen beginnen mit einer Geologie; will man Gottes Macht verherrlichen, so giebt es keine schönere Darstellung als die in der Genesis: Der Herr sprach und es ward. Lasse man sie als ein solches Lobgedicht stehen. Aber sie mit den Erfahrungen in Einklang bringen wollen und nun die sechs Tage zu eben so viel geologischen Epochen machen, heißt um einen beliebten Ausdruck der Frommen zu gebrauchen, in das Wort Gottes den Schlamm der Aufklärungsperiode bringen. Wollen die Theologen einmal die Naturforscher zurückweisen, so mögen

*) Die Sklavenbarone Nord-Amerikas könnten dann ebenso consequent sagen, daß Ham's verfluchtes Geschlecht der Färbung nicht theilhaftig geworden sei.

sie sich zunächst die nöthigen Kenntnisse in den Naturwissenschaften erwerben; diese lassen sich aber nicht bloß aus populären Büchern erlernen, erst muß man Vieles sehen und dann erst ist man im Stande Bücher zu verstehen. Dieses Sehen ist zunächst nur auf den Universitäten und in ihren Sammlungen möglich, aber seit mehr als 20 Jahren wo ich hier bin, hat sich noch nie ein Studierender der Theologie um diese Dinge bekümmert, und wenn daher ein solcher Zögling unserer Universität darüber sprechen wollte, so würde es nach dem Sprichworte dasselbe sein, als ein Blinder über die Farben*).

Das Unglück bei allen diesen Discussionen ist der Mißbrauch, den die Herrschsucht von der Religion macht. Wie wenig hier die äußere Form genügt, zeigen uns die Engländer am besten. Während auf die strenge Sonntagsfeier gehalten wird, giebt es dort viele Tausende, welche nie in die Kirche kommen, weil sie den theuren Kirchenplatz nicht bezahlen können; statt für diese zu sorgen, schicken sie Missionare nach fernen Gegenden, um Uneinigkeiten unter den dortigen Völkern zu erzeugen und das Land dem englischen Löwen zu unterwerfen, und während die eine Hand die Kanonen abschießt, um die Chinesen zum Kaufe des demoralisirenden Opiums zu zwingen, reichen sie ihnen mit der andern Tractätchen, von denen das Volk nichts versteht.

Und wie oft wird die Religion mit Dingen in Verbindung gebracht, die gar nichts damit zu schaffen haben. Heißt es, der einen Blitzableiter auf seinem Hause hat, sei weniger religiös als der ohne einen solchen, so klingt dieses für eine gewisse Parthei sehr schön; wollte aber Jemand sagen, ein Mensch, der in Lumpen gehüllt im Winter im Freien bleiben muß, sei religiöser als derjenige mit warmer Kleidung und Wohnung, so würde doch Jeder sagen, hier wäre die Gränze zwischen gesundem Menschenverstande und Uebergeschnapptsein überschritten, zwischen beiden Behauptungen

*) Abgesehen von aller dogmatischen Polemik ist es zu wünschen, daß die Geistlichen in ihren Predigten doch nicht ohne gehörige Kenntniß über Naturverhältnisse sprechen. Wenn wir nur schädliche Thiere verfolgen, so fordert dieses die Selbst-Erhaltung, aber die uns widerlichsten Pflanzen und Thiere sind nach Gottes Ordnung ebenso nöthig und die gänzliche Ausrottung derselben hat oft nachtheilige Folgen gehabt. Wenn mir aber einst am Himmelfahrtstage die Andacht dadurch fortgepredigt wurde, daß es hieß, das Ereigniß dieses Tages würde einst dahin führen, daß der Löwe mit dem Lamme spiele, so steht in der Bibel nichts vom Sündenfalle der Thiere, und selbst wenn der Löwe bloß Pflanzen essen wollte, so sind seine Zähne nicht dazu eingerichtet, man mache den Versuch und füttere die Katze bloß mit Heu.

ist der einzige Unterschied, daß den einen Schutz jeder Wilde bald findet, zur Entdeckung des andern aber eine fortgeschrittene Cultur nöthig ist.

Man darf nur die evangelische Kirchenzeitung oder die Kreuzzeitung lesen, um eine Masse von ähnlichen Sachen zu finden. Bald ist es, um einige Beispiele zu erwähnen, ein Pastor loci, der gegen das Turnen als irreligiöse Beschäftigung auftritt, weil in der Bibel nichts davon stehe und es von dem heidnischen Plato empfohlen sei; bald sehen wir, wie im preußischen Herrenhause unter großem Beifalle der Partei behauptet wird, der Kampf der Regierung mit dem Abgeordneten-Hause sei der Kampf von Christus mit dem Antichrist.

Möge es geschehen, daß Behauptungen dieser Art immer seltener werden; den Theologen kann ich nur zurufen: erfüllet eure schöne Aufgabe und zeiget den Weg zum Himmel, überlaßt es aber den Naturforschern zu untersuchen, ob der Himmel sich drehe oder nicht. Thut Jeder das Seine, so ist uns Allen geholfen.

L. T. Kämtz.

Der Nil und der Suez-Kanal im Jahre 1864.

Mit einer Karte.

Aegypten hat, seit der ausschließlich auf die innere Entwickelung des Landes gerichteten Thätigkeit der Vicekönige Said und Ismael Pascha, sich so sehr verändert und bietet gegenwärtig ein so bereichertes Feld der Beobachtung und Bewunderung dar, daß es immer wieder gerechtfertigt erscheinen mag, den Versuch zu wagen, aus der Fülle frischer Reiseerinnerungen ein Bild dieses Wunderlandes zu entwerfen. Wird dasselbe doch auch, nachdem die Schwierigkeiten, mit denen der Wanderer bisher dort zu kämpfen hatte, völlig beseitigt sind, ein immer gewöhnlicheres Reiseziel und somit ein Gegenstand immer allgemeineren Interesses für die Bewohner aller europäischen Länder.

Mit Vermeidung der Wiederholung alles dessen, was man als Vorbereitung zu einem Aufenthalte in Aegypten aus jedem Reisehandbuch schöpfen kann, sei nur erwähnt, daß wer bisher in der Absicht die Nilreise zu machen in Cairo anlangte, etwa drei Monate zu verwenden haben mußte, um die ersten Nilkatarakte bei Assuan zu erreichen und nach Cairo zurückzukehren. Er mußte eine Dahabieh, oder ein mit einer Kajüte versehenes Boot miethen, das mit der Beköstigung für etwa 4 Reisende und die Mannschaft 8000—10,000 Francs kostete. Nur einzelnen bevorzugten Reisenden gab der Vicekönig Dampfer, die, ihre Dahabieh ans Schlepptau nehmend, sie bis an das Ziel ihrer Reise und zurückführten.

Von dem Wunsche geleitet, einer größeren Zahl von Reisenden die

Möglichkeit einer schnelleren und billigeren Nilreise zu gewähren, gestattete der gegenwärtige Vicekönig Ismael Pascha seinem Marine-Minister Latif Pascha, zwei große Dampfer, Feruz und Roschid, eigens für Lustfahrten auf dem Nil ausrüsten zu lassen. Diese Ausrüstung geschah in der vollständigsten Weise; den Reisenden sollte der größte Comfort in Hinsicht der Wohnung, der Beköstigung und Bedienung auf dem Schiff gewährt werden; durch Anstellung eines Führers und Dolmetschers sollten die Reisenden im Stande sein, alle Denkmale und sonstigen Sehenswürdigkeiten an den Ufern des Nils kennen zu lernen; ein Schiffsarzt sollte bei Krankheitsfällen Hülfe gewähren. — Dieses mit größter Liberalität entworfene Programm ging auf die befriedigendste Art in Erfüllung.

Am $^{28}/_{16}$. Dec. v. J. schifften sich 30 Reisende auf dem Feruz in Bulak, dem Hafen von Cairo, ein und zahlten ein jeder 30 Pfd. St. oder 38 Napoleons für eine geräumige Kajüte mit Beköstigung und Bedienung. In den unteren Räumen des Dampfers waren 56 Kajüten und ein Salon für die Damen, auf dem Vorderdecke ein großer Speisesaal mit Fenstern nach allen Seiten und einer ihn umgebenden verdeckten Gallerie; über diesem Speisesaal ein offenes Verdeck, von dem aus das Auge fast in alle Richtungen schweifen konnte.

So früh am Morgen jeder Reisende wollte, genoß er Thee oder Kaffee; um 11 Uhr wurde ein gemeinschaftliches Frühstück, aus 5 warmen Speisen und einem Dessert bestehend, servirt; um 5 Uhr ein Mittagsessen von 6 Speisen nebst Dessert aus Obst und eingemachten Früchten; endlich am Abend Thee mit Arrak, Cognac rc. Der Wein ward von den Reisenden besonders bezahlt. Der Dampfer führte eine große Barke am Schlepptau, auf der Hammel, Geflügel und Gemüse aller Art geladen waren. Viele Speisen waren in Conserven mitgenommen worden, und wenn der Tisch stets reichlich mit Fleisch versorgt war, so war es ein besonderes Verdienst des Haushofmeisters, da durch eine furchtbare Viehseuche wenige Monate zuvor über 300,000 Stück Hornvieh in Aegypten gefallen waren und ein Pfund Rindfleisch 2 Francs kostete.

An den Landungsplätzen, von denen aus Excursionen zu unternehmen waren, standen Böte, Esel und Pferde zum Dienste der Reisenden für geringe Vergütung in Bereitschaft.

Die aus den verschiedensten Nationalitäten bestehende Reisegesellschaft hatte sich bald nach Sprachen und gegenseitigem Wohlgefallen in Gruppen gesondert, Alle indeß verband das Bedürfniß sich im Genuß der Reise nicht

hinderlich zu sein. War der Tag mit Beschauen der Alterthümer oder der Uferlandschaft, auf Jagdexcursionen oder sonst wie verwandt worden, so versammelte sich die Gesellschaft am Abend im hell erleuchteten Speisesaal, um Karten, Domino, Dame oder Schach zu spielen, oder wurde auf dem im Speisesaale stehenden Piano Musik gemacht. Dem Programm der Reise gemäß war hinlänglich Zeit gegeben, alle Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. In Theben z. B. blieb man 3 Tage, um Luxor und Karnak auf dem rechten, Medinet Abu, das Memnonium, die Kolosse und die Königsgräber auf dem linken Nilufer zu besuchen. Ebenfalls 3 Tage verweilte man in Assuan, um die wunderbaren Denkmale der Insel Phylä in Nubien, die ersten Katarakte des Nils mit ihrer wilden Felsenlandschaft und die Insel Elephantine kennen zu lernen. Am 10. Jan. (29. Dec.) hatte die Reisegesellschaft dieses fernste Ziel ihrer Reise erreicht und am ²⁰/₈. Januar war sie nach Cairo zurückgekehrt, mithin hatte die ganze Reise nur 24 Tage gedauert.

Als nach der Rückkehr einer der Reisenden Gelegenheit hatte dem Vicekönig seinen Dank dafür auszusprechen, daß er dieses früher nicht gekannte Reisemittel geschaffen, bezeugte sich der Vicekönig sehr zufrieden mit dem Erfolg dieser ersten Excursion und äußerte die Absicht, bei Eintritt des Hochwassers im Nil, einen kleinen Dampfer über die ersten Katarakte gehen und zwischen den ersten Katarakten bei Assuan und den zweiten bei Wadi Halfa stationiren zu lassen, für diejenigen Reisenden, die Nubien erreichen wollten.

Ist nun der gewöhnliche Tourist durch die ihm auf solche Weise dargebotenen Mittel in den Stand gesetzt, sich mit Leichtigkeit den heilsamen Einflüssen der nicht genug zu preisenden Luft Aegyptens hinzugeben und die unauslöschlichen Eindrücke in sich aufzunehmen, welche die gewaltigen Denkmale ferner Vergangenheit und eine in Lebensweise und äußerer Erscheinung eigenthümliche Bevölkerung mit der sie umgebenden exotischen Thier- und Pflanzenwelt erwecken, wie viel mehr wird diese neu gegründete Nilschiffahrt sich den Dank des Naturforschers, des Antiquars und des Landschaftsmalers verdienen müssen! Mit wieviel geringeren Opfern werden sie ihre Studien erkaufen, indem sie ihren Aufenthalt an jedem ihnen interessanten Ort, nach dem regelmäßigen Eintreffen der Dampfer werden eintrichten können! Es wird in Zukunft der überschwänglich reiche Genuß, den die Nilreise gewährt aufhören das Privilegium der Reichen zu sein oder Derjenigen, die mehrere Monate darauf verwenden können;

die Fahrten mit den Dahabieh's werden nur Solchen vorbehalten bleiben, denen der Kostenpunkt gleichgültig ist und die in geschlossenem Kreise vertrauter Bekannten während eines längeren Winteraufenthaltes sich des milden heilsamen Klima's Aegyptens erfreuen wollen, ohne daß das oft lange Harren auf günstigen Wind ihnen lästig wird.

Wenige Tage nach der Rückkehr des Feruz von seiner ersten Reise ging er mit einer zweiten Reisegesellschaft ab, und in Zukunft sollen die beiden zu Nilreisen bestimmten Dampfer früher ihre Fahrten beginnen, um nicht durch den im Januar schon niedrigen Wasserstand des Nils in Gefahr zu gerathen, auf Untiefen zu stoßen.

Indessen hat sich gegenwärtig für den Reisenden in Aegypten das Feld der Beobachtung im Vergleich mit einer nicht fernen Vergangenheit unendlich erweitert; das alte Aegypten mit seinen gewaltigen Bauwerken und den ungelösten Räthseln, wie sie entstanden, ist fortan nicht das Einzige, was das Interesse des Reisenden fesselt; das neue Aegypten stellt sich gleichberechtigt ihm zur Seite, um Staunen und Bewunderung zu erwecken, wenn man wahrnimmt, wie der Ackerbau in Aegypten in kürzester Zeit in neue Bahnen gelenkt, ja zu höchster Blüthe entwickelt worden, und wie Industrie und Fabrikwesen, mit großen Geldmitteln ausgestattet, die Landesprodukte verwerthen.

Aus dem Streben des Vicekönigs Mehemed Ali nach einer dem türkischen Reiche gegenüber völlig unabhängigen Machtstellung ist durch den von den europäischen Großmächten garantirten Traktat vom Jahre 1841 eine hinsichtlich der innern Verwaltung, der Justiz, der Finanzen und des Militärwesens selbständige erbliche Herrschaft hervorgegangen, und nachdem seine nächsten Nachfolger die durch Monopolisirung aller Industrie und des Handels angesammelten Schätze durch unnütze Prachtbauten vergeudet hatten, während sie viele von ihm begonnene, zum Wohle des Landes gereichende Unternehmungen unvollendet ließen, ist in neuerer Zeit ein besseres Verständniß der zwischen Herrscher und Unterthanen gemeinsamen Interessen eingetreten. Der Handel mit den Erzeugnissen des Bodens ist frei gegeben; was der Fellah erntet ist nunmehr sein eigen, und wenn er gleich noch vielfach den willkürlichen Steuererhebungen der Beamten Preis gegeben ist, denen statt des Gehaltes größere oder geringere Landestheile zur Steuererhebung angewiesen werden, so sind doch von oben her humane und zweckmäßige Vorschriften in allen Theilen der Verwaltung erlassen worden und der gegenwärtige Vicekönig ist eifrig bemüht den Miß-

bräuchen zu steuern und dem Gesetze Geltung zu verschaffen. Daß dieses Ziel noch lange nicht erreicht ist, muß leider anerkannt werden; indessen bereichert sich der Fellah schnell durch die wunderbare Ertragsfähigkeit des Bodens und es fließen ihm bedeutende Summen durch den Verkauf seiner Produkte zu. Da er sein Geld weder in seiner den Körper nur dürftig deckenden Kleidung, noch in seiner kein schließendes Meubel enthaltenden Wohnung bergen kann, so vergräbt er es, um es vor der Habgier der Beamten und dem Diebstahl zu bewahren.

Der amerikanische Bürgerkrieg, der die amerikanische Baumwolle von den europäischen Märkten beinahe völlig verschwinden ließ, war von entscheidendem Einfluß auf den Ackerbau in Aegypten und hob ihn schnell auf eine früher nicht gekannte Höhe.

Der jetzige Vicekönig ist der größte Grundbesitzer und zugleich der erste Handelsmann und Industrielle seines Staates, und er hat nicht gesäumt vor jeder andern Kultur den Anbau der Baumwolle sowol auf seinen eigenen Ländereien möglichst auszudehnen, als auch bei seinen Unterthanen zu fördern. So sind 1863 in Aegypten 2 Millionen Kantar (1 Kantar = 100 Pfund) Baumwolle geerntet worden, von denen etwa ⅓ dem Vicekönig gehören. Der Preis für die Baumwolle war schnell gestiegen, und im Januar d. J. ward ein Kantar in Alexandrien mit 250 Francs bezahlt. Der erweiterte Anbau der Baumwolle nöthigte, von dem bisherigen zeitraubenden Verfahren bei dem Reinigen der Baumwolle von den Saatkörnern abzugehen, und viele Egrenir-Maschinen zur Reinigung der Baumwolle anzulegen, bei denen Dampfkraft in Anwendung kommt*).

*) Die Egrenir-Maschine besteht in einem schmalen Tisch, vor dem ein Arbeiter (meist Kinder von 13—14 Jahren) sitzt, um die rohe Baumwolle einer mit weichem Leder überzogenen Walze, auf der in Spiralen Einschnitte angebracht sind zuzuschieben. Während die Walze sich dreht und die Fäden der Baumwolle faßt, bewegt sich ein flaches Eisen in gleicher Länge als die Walze dicht vor derselben auf und nieder, trennt die Saamenkörner von der Baumwolle und nöthigt sie durch ein Gitter zu fallen. Auf der Rückseite der Walze fällt die gereinigte Baumwolle in einen Korb. Da stets einige Baumwolle an den Körnern haften bleibt, so werden diese in einen Cylinder von Drahtgeflecht gethan und durch schnelles Umdrehen des Cylinders wird auch diese Baumwolle gewonnen, die dem Besitzer der Egrenir-Maschine verbleibt. Ein Arbeiter, der die Walze fleißig speist, kann bis zu 3 Kantar Baumwolle in 24 Stunden reinigen. Der Besitzer der Maschine erhält für den Kantar gereinigter Baumwolle 5 Francs und verkauft außerdem die Saat für 50—60 Francs den Kantar. In solchen Anstalten sind gewöhnlich 60—80 Tische aufgestellt, deren Besitzer einen großen Gewinn ziehen, da der Tagelohn der arbeitenden Kinder sehr gering ist.

Nächst der Baumwolle, ist der Anbau des Zuckerrohrs höchst einträglich, wenngleich seine Verarbeitung große Kapitalanlagen erfordert. Auch in dieser Kultur geht der Vicekönig seinen Unterthanen voran. In der am Nilufer gelegenen Stadt Rhoda hat der Vicekönig seine großartigsten Fabriken gegründet. Dort sieht man, wie den ganzen Nil entlang, viele Dampfschornsteine, gleichsam die Obelisken der Industrie, die schon aus weiter Ferne Fabrikanlagen ankündigen und in ihrem schlanken Bau mit den Minarets der Moscheen und den Palmen des Ufers wetteifern. In Rhoda sind in einem großartigen Gebäude die kostbaren und complicirten Vorrichtungen zur Zuckerbereitung aufgestellt. Hunderte von Kameelen tragen von nahe gelegenen, dem Vicekönig gehörenden Zuckerplantagen das Zuckerrohr herbei; die Walzen einer kräftigen Dampfmaschine zerquetschen das Rohr und der Saft strömt in große Behälter, aus denen er in kupferne Kessel gepumpt wird, um sich hier nach mehrfacher Bearbeitung zu verdicken und darnach in eiserne Trichter gegossen zu werden. Der sich nicht krystallisirende Zucker, die Melasse, wird zur Arrak-Bereitung verwandt, wozu in Rhoda gleichfalls eine große Fabrik angelegt ist. Außerdem sahen wir an demselben Orte weite Räume mit Vorrichtungen zur Reinigung der Baumwolle gefüllt. Alle diese Anstalten stehen unter Oberaufsicht englischer und französischer Techniker; die Arbeiter sind ausschließlich Fellah's die aus allen Theilen des Landes zur Arbeit in den Anstalten und auf den Feldern des Vicekönigs berufen werden und denen durchschnittlich etwa ½ Fr. Tageslohn gezahlt wird. Die ausländischen Techniker und Dirigenten der Fabrikanstalten rühmen die Anstelligkeit und Intelligenz der Fellaharbeiter; indessen dauern diese Eigenschaften gewöhnlich nur bis zum 25. Jahre, später werden sie durch den Genuß des Opiums und des Hadschi entnervt und zu anstrengender Arbeit untauglich.

Der Vicekönig besichtigt häufig seine industriellen Anstalten und den Anbau seiner Felder. Als die Reisegesellschaft des Feruz in Rhoda anlangte, befand sich der Vicekönig daselbst auf einem eleganten Dampfer. In sechs andern Dampfern befanden sich die Leibwache, eine Musikbande, die Reit- und Fahrpferde, die Küche, die Vorräthe und die zahlreiche Dienerschaft.

Der Umstand, daß der jetzige Vicekönig die Zahlung eines Tagelohnes für die bei seinen Privatunternehmungen geleistete Arbeit eingeführt hat — denn alle zu öffentlichem Nutzen erforderlichen Arbeiten, wie Bewässerungskanäle, Straßenbau 2c., werden von den Fellah's ohne Lohn geleistet —

besonders aber die schnelle Zunahme der Privatleuten gehörigen industriellen Anstalten, werden allmählig eine Arbeiterklasse bilden. Bis jetzt existirt in Aegypten noch kein arbeitsuchendes Proletariat.

Der Fellah ist mit seiner ganzen Familie emsig auf dem ihm pachtweise überlassenen Landstücke beschäftigt; ist die leichte Arbeit verrichtet, so giebt er sich behaglicher Ruhe hin und sucht keinen anderweitigen Erwerb, denn er hat große Abneigung gegen jede Lohnarbeit. Der reiche Ertrag seiner Felder genügt ihm und den Seinigen, und troß seiner oft großen Wohlhabenheit bleiben seine Bedürfnisse höchst beschränkt und seine Lebensweise nach europäischen Begriffen eine sehr ärmliche. Die Arbeit des aegyptischen Landmannes, des Fellah, beschränkt sich auf seinen kleinen Garten und seine Felder. Im Garten baut er verschiedenes Gemüse und zum Behufe der Cultivirung des Bodens betreibt er die Taubenzucht, in einer Ausdehnung, wie wohl in keinem andern Lande. Auf den Wohnungen der Fellah's oder in besonderen thurmähnlichen, aus rohen Erdziegeln aufgeführten, bunt angestrichenen Gebäuden, in deren Wänden in regelmäßigen Schichten Thonröhren eingesetzt sind, mit aus dem Mauerwerk hervorragenden Baumzweigen, nisten viele Tausende grauer Tauben. Der Taubendünger wird gesammelt und als Kulturmittel in den Gärten angewendet, auch als theuer bezahlte Colombine in den Handel gebracht und nach Europa verführt. Die Colombine soll wirksamer sein als der beste Guano. — Auf den Feldern baut der Fellah Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, Mais, Sorgho (Hirse), Waizen, Gerste, Sesam, Bohnen, Linsen, Flachs und zum Futter für sein Vieh Luzerne, Halfeh-Gras und andere Futterkräuter. Die vom Fellah zu seinen Feldarbeiten und zu seiner Nahrung gehaltenen Thiere sind: Kameele, Büffel, Rinder, Pferde, Esel, Schafe und Ziegen. Diese Thiere weiden in den Luzernefeldern, indem ein Fuß derselben mit einem Strick an einen in den Boden geschlagenen Pflock angebunden ist. Das abgeweidete Feld wird sofort bewässert, worauf in kurzer Zeit das Gras wieder die erforderliche Höhe erreicht, um abermals abgeweidet werden zu können. Das ergiebige und hochwachsende Halfeh-Gras wird großentheils zu Heu getrocknet.

Die einfachen Ackergeräthe, die der Fellah gegenwärtig anwendet, sind nach den Bildwerken auf den ältesten Denkmalen zu schließen, seit Tausenden von Jahren dieselben; damals wie jetzt genügten sie für den leicht zu bearbeitenden Boden.

Was an Rindern von der im Jahre 1863 in Aegypten herrschenden

Viehseuche verschont geblieben war, zeigte durch Magerkeit und elendes Aussehen, daß die Seuche alle ergriffen hatte. Zum Glück für den Landmann waren alle übrigen Nutzthiere nicht von der Seuche befallen worden. In richtiger Voraussetzung, daß es gefährlich wäre in den Nachbarstaaten Ankäufe von Rindvieh zu machen, bevor das einheimische völlig genesen, hat der Vicekönig nur große Pferdeankäufe in Syrien und andern nahe gelegenen Ländern angeordnet, um die dem Ackerbau entzogenen Kräfte zu ersetzen. Gleichzeitig hat der Vicekönig die Getreideausfuhr verboten, damit das wohlfeilere Brot das fehlende Fleisch ersetze.

Es ist ein für Aegypten höchst ungünstiger Umstand, daß die Herrschaft über dieses schöne Land nicht in der direkten Descendenz des Vicekönigs erblich ist, sondern auf den ältesten Nachkommen der Familie Mehemed Ali's übergeht. Aus diesem Grunde sammelt kein Vicekönig einen Staatsschatz an, sondern nur ein Privatvermögen, das seiner Familie, nicht aber seinem Nachfolger oder dem Staate zu Gute kommt. Kein Vicekönig hat bisher die Unternehmungen seines Vorgängers fortgesetzt und zur Vollendung geführt. Die Palläste der Vorgänger verfallen und es werden neue erbaut, selbst die großartige, mit ungeheuern Kosten von Mehemed Ali begonnene Eindämmung des Nils, durch welche das Nildelta zu noch größerer Ertragsfähigkeit gebracht werden sollte, ist diesem Schicksal verfallen. Seit vielen Jahren sind die Bogen und Einfassungen der Schleusen fertig, aber die Pforten der letzteren fehlen.

Unter diesen Umständen ist eine lange Herrschaft eines wohlgesinnten, für die Wohlfahrt seiner Unterthanen besorgten und für den Landbau und die Industrie in seinem Lande sich interessirenden Herrschers ein besonderer Segen für Aegypten. Bei den riesigen Fortschritten, die dieses Land unter der Herrschaft des jetzigen Vicekönigs Ismael Pascha gemacht hat, muß es in kurzer Zeit eines der blühendsten und reichsten Länder der Welt werden, besonders wenn erst die reichen Aegypter sich entschließen werden, ihre Söhne nach Europa zu senden, um sie dort ausbilden zu lassen.

Feldbau in Aegypten.*)

Mais oder türkischer Waizen. Am 1. August wird das Feld bewässert und sodann mit etwa 100 Kameellasten Dünger per Feddan bedüngt. Man säet in die Furche $1\frac{1}{2}$ Kele per Feddan, worauf das Feld

*) Die in Betracht kommenden Maße sind folgende: 1 Feddan = 3600 Qu.-Mètres = 1685 Qu.-Caschen; 1 Ardeb = $1\frac{11}{24}$ Rig. Lof; 1 Kantar = 100 Pfd., 1 Kele = $2\frac{3}{4}$ Pfd.

gerollt und in Quadrate getheilt wird. Alle 20 Tage wird bewässert, und die Ernte findet vom 1. bis 15. November statt. Vom Feddan erntet man 5 Ardeb Mais und 1000 Pfund Stroh.

Bohnen nach Mais. Sogleich nachdem der Mais geerntet worden, wird das Feld umgepflügt und 6 Kele Bohnen auf den Feddan gesät; die Saat wird leicht eingepflügt und das Feld gerollt. Die Ernte geschieht am 1. März und es werden vom Feddan 4 Ardeb Bohnen und 600 Pfund Stroh geerntet.

Flachs. Nachdem das Feld in Zwischenräumen von einem Monat dreimal gepflügt worden, wird die Leinsaat 6 Kele per Feddan am 15. November gesät und das Feld gerollt. Vom November bis zum 1. März wird das Feld zweimal mittelst der Nilüberschwemmung und zweimal mittelst Wasserräder bewässert. Am 1. März erntet man vom Feddan 3 Ardeb Leinsaat, 500 Pfund Flachs und 15 Centner Flachsschewen, die zur Feuerung dienen.

Waizen. Das Feld wird zweimal gepflügt und zweimal bewässert, bei dem dritten Pflügen am 1. October werden 5 Kele Waizen auf den Feddan gesät. Am 15. April erntet man vom Feddan 5 Ardeb Waizen und 15 Centner Stroh.

Luzerne und andere Futterkräuter. Das Feld wird vom 1. bis 15. August bewässert und nach Abfluß der Ueberschwemmung werden 3 Kele Saat auf den Feddan gesät; fünfmal wird das Feld gemäht und nach jeder Ernte, oder nachdem das Feld abgeweidet worden, wird es bewässert, worauf man die Saat sich bilden läßt und 1 Ardeb vom Feddan erntet.

Sesam nach dem Futterkraut. Nachdem die Saat des Futterkorns geerntet worden, wird das Feld gepflügt und am 15. März bewässert. Am 30. März wird ¼ Kele auf den Feddan gesät und tief eingepflügt und gerollt. Das Feld wird in Quadrate getheilt und vom 30. April bis 1. Juli viermal bewässert. Man erntet am 1. October 4 Ardeb Sesamkörner von dem Feddan.

Baumwolle nach dem Futterkraut. Nach dem fünften Schnitt des Futterkrauts wird am 1. März das Feld zweimal gepflügt und gerollt und in Beete getheilt. Am 1. April wird die Baumwollensaat, in Reihen etwa 3 Fuß von einander, 1 Kele per Feddan, mitten auf das Beet gesät und alle 15 Tage, bis zum 15. Juli, das Feld bewässert. Das Abpflücken der reifen Baumwollhülsen beginnt am 1. October und währt bis Ende Januar. Vom October an, nachdem die Pflanze eine Höhe von 6—8

Fuß erreicht hat, erscheint die große gelbe Blüthe, worauf sich eine Hülse bildet, die, wenn sie die Größe einer kleinen Wallnuß erreicht hat, aufspringt und die Baumwolle hervortreten läßt. Die ersten Hülsen sind die größten und die Baumwolle in ihnen die längste. Fortwährend treibt die Pflanze neue Blüthen und bilden sich neue Hülsen. Je nach der Qualität des Bodens, und ob schwach oder stark gedüngt worden, erntet man 2 bis 4 Centner Baumwolle vom Feddan. Nach der letzten Ernte werden die Baumwollstauden mit der Wurzel ausgerissen und liefern ein gutes Brennmaterial. Ehemals ließ man in Aegypten die Baumwollpflanze mehrere Jahre stehen, indessen lehrte die Erfahrung, daß die Ernten in den folgenden Jahren weniger ergiebig sind als im ersten, woher gegenwärtig allgemein die Pflanzung der Baumwolle alljährlich geschieht.

Reis. Das Feld wird am 1. Januar tief gepflügt und gedüngt, darauf in Quadrate getheilt, sorgfältig nivellirt und unter Wasser gesetzt. Der Reis wird in das Wasser, 4 Kele auf den Feddan am 1. März gesät und das Feld bis zur Ernte am 15. October stets unter Wasser gehalten. Es werden 2½ Ardeb Reis von dem Feddan geerntet.

Gerste wird zu gleicher Zeit mit dem Waizen gesät, jedoch früher geerntet.

Zuckerrohr. Gegen Ende des Februar wird das Feld dreimal ins Kreuz gepflügt und geeggt. Bis zum 15. April findet die Pflanzung der etwa 3 Fuß langen Stecklinge statt, die 3—4 Knoten haben müssen und die schräg in die Erde gesteckt werden, worauf das Feld bewässert und das Wasser 2—3 Tage auf demselben einen Zoll hoch stehen gelassen wird. Wenn die Pflanzen zu treiben anfangen, wird das Feld so oft bewässert, als der Boden trocken wird. Vom 25. November an beginnt die Ernte und endet am 25. Februar. Die Pflanzen, die zu Stecklingen dienen sollen, läßt man bis zum März und April stehen. Das beste zur Zuckerbereitung bestimmte Zuckerrohr wird am 25. December geerntet; das übrige wird in großer Menge roh consumirt, indem das Volk es kaut. Das Zuckerrohr wird dicht am Boden abgehauen, und in einigen Pflanzungen werden im Februar die Blätter desselben auf die Wurzeln gebreitet und angezündet, worauf 15 Tage später das Feld wie früher bewässert und eine zweite Ernte von denselben Pflanzen erlangt wird. Das Zuckerrohr erreicht häufig die Höhe von 15—18 Fuß.

Bei sehr verschiedener Fruchtfolge bedarf jede Feldfrucht in Aegypten, mit Ausnahme des Zuckerrohrs und der Baumwolle, etwa 4 Monate um

zur Reife zu gelangen und man kann annehmen, daß im allgemeinen 3 Ernten in 14 Monaten erzielt werden. Da die Wärme und Fruchtbarkeit des Bodens in Aegypten von der Natur in reichem Maß gespendet wird, so hat der Landmann nur für gehörige Bewässerung seines Feldes zu sorgen und kann mit Zuversicht auf eine gleichmäßige und ergiebige Ernte bauen. Die Bewässerungen in Aegypten geschehen durch die allgemeinen Nilüberschwemmungen, durch Schöpfräder, die von Büffeln, Kameelen, Pferden oder Ochsen in Bewegung gesetzt werden, oder mit Hebeln, die in der Mitte unterstützt, an einem Ende mit einem Gewicht, an dem andern mit einem Schlauch versehen sind. Der Schlauch wird in das Wasser gesenkt, vom Gewicht etwa 3 Fuß hoch gehoben und in eine Grube geleert. Ist diese Höhe nicht genügend, so hebt eine zweite Vorrichtung das Wasser abermals um 3 Fuß, bis das Wasser die erforderliche Höhe erreicht hat, um das Feld zu bewässern. Kleine Gräben und Wasserrinnen führen von der Grube aus in allen Richtungen in das Feld, und der Boden ist so lehmig, daß das Wasser mittelst dieser Gräben in weite Entfernung fortgeführt werden kann, ohne vom Boden eingesogen zu werden.

Ein neues Interesse besonderer Art bietet sich dem Reisenden dar, wenn er den Suez-Kanal besucht, ein Werk das in seiner Großartigkeit nur in den Denkmalen des alten Aegyptens seinen Maßstab findet.

Den Tempelbauten lag eine von Aberglauben erfüllte Religion zu Grunde; — der Bau der Pyramiden ging aus dem Hochmuth eitler Tyrannen hervor, die Jahrhunderte lang ihre Völker knechteten, um ihren Namen durch ein Denkmal zu verherrlichen; — der Suez-Kanal wird von dem Bestreben zeigen, dem Völkerverkehr eine neue Bahn zu brechen und dem allgemeinen Nutzen geistige und materielle Kräfte dienstbar zu machen. Wenn die Leidenschaften, die dieses Unternehmen geweckt hat, beschwichtigt sein werden, wenn die öffentliche Meinung, gegenwärtig durch eine parteiische Presse getäuscht, berichtigt sein wird, wenn die Erfahrung gelehrt haben wird, von welcher Wichtigkeit der Suez-Kanal für den Handel des europäischen Festlandes ist, — dann wird man Herrn von Lesseps Gerechtigkeit widerfahren lassen und sein hohes Verdienst um Mit- und Nachwelt anerkennen. Kann man doch schon jetzt nur mit Erstaunen erfahren, welche Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, wie er, unbeirrt durch Verleumdungen und Anfeindungen aller Art, mit Ausdauer und Geschicklichkeit, seinem Ziele zustrebte und es endlich erreichte. Wenn keine äußeren Hin-

dernisse eintreten, wird der Suez-Kanal in vier Jahren, d. h. 1868, völlig beendet sein.

Schon in grauer Vorzeit war auf dem Isthmus von Suez ein Kanal gegraben worden, der den Nil mit dem rothen Meer, nicht aber das Mittelmeer direkt mit dem rothen Meer vereinigte. Allmählig hatte sich dieser Kanal, dessen Lauf man noch jetzt in der Wüste erkennen kann und der die Breite für drei Triremen gehabt haben soll, mit Sand gefüllt, und Ptolemäus Philadelphus ließ ihn etwa 260 Jahre v. Ch. wieder eröffnen; aber der Sand verschüttete ihn abermals, worauf die Kaiser Trajan und Hadrian um 120—130 n. Ch. von dem jetzigen Cairo aus einen Kanal ziehen ließen, der sich mit dem alten vereinigen sollte. Etwa 17 Kilometer von Suez durchschneidet der gegenwärtige, von der Suez-Compagnie gegrabene Süßwasser-Kanal, den alten Kanal, an dem man Mauerwerk von außerordentlicher Dauerhaftigkeit aufgedeckt hat. Unter dem Kalifen Omar 638 n. Ch. soll zuerst der Plan angeregt worden sein, die beiden Meere unmittelbar zu verbinden; der Statthalter des Propheten widersetzte sich jedoch diesem Vorhaben aus Besorgniß, hierdurch den Christen den Zutritt zu Mekka zu erleichtern. Im 17. Jahrhundert begeisterte sich Leibnitz für die Idee der Durchstechung des Isthmus von Suez und suchte Ludwig XIV. dafür zu interessiren, der aber, damals mit europäischen Kriegen beschäftigt, nicht darauf einging. Bonaparte ließ nach der Besiegung der Mameluken geodätische Studien auf dem Isthmus vornehmen, die indessen unterbrochen wurden, als er Aegypten verließ und General Kleber, sein Nachfolger im Commando des französischen Heers, ermordet wurde.

Dem Herrn **Ferdinand v. Lesseps** war es vorbehalten, die Aufmerksamkeit der Welt wiederum auf den Isthmus von Suez zu leiten und das Unternehmen zur Durchstechung des Isthmus und zur unmittelbaren Verbindung beider Meere ins Leben zu rufen. Der Isthmus von Suez hat eine Breite von 115 Kilometer (oder ebensoviel Wersten). Man hatte lange Zeit geglaubt, daß das rothe Meer bedeutend höher als das Mittelmeer sei, und behauptet, daß dieser Umstand eine direkte Verbindung der Meere unmöglich mache. Die französischen Ingenieure hatten 1799 das rothe Meer um $9_{,90}$ Meter höher geschätzt als das Mittelmeer; die neuesten und genauesten Messungen haben dagegen festgestellt, daß die mittlere Höhe des rothen Meeres, dessen Fluth die Höhe von 2 Meter erreicht, um 80 Centimeter niedriger ist als das Mittelmeer.

Die Geschichte der Unterhandlungen wegen des Suez-Kanals weißt

nach, wie aus einer ursprünglich rein technischen und commerziellen Aufgabe plötzlich eine politische Frage von hoher internationaler Bedeutung entstanden ist.

Im Jahre 1851 entwarf Herr von Lesseps den ersten Plan zur Durchstechung der Landenge von Suez, der von dem damaligen Vicekönig von Aegypten Muhamed Said Pascha und von der türkischen Regierung günstig aufgenommen ward; aber sogleich regte sich der Widerstand Englands durch den Lord Stratford de Redcliffe, englischen Botschafter in Konstantinopel. Er erkannte die große commerzielle Wichtigkeit, die der Kanal einst haben werde, und den Nachtheil den die englische Handelsschifffahrt erfahren würde, wenn zunächst die Handelsschiffe des Mittelmeers und des schwarzen Meers, mit Ersparung des weiten Umweges um das Cap der guten Hoffnung, durch den Suez-Kanal in das indische Meer und den stillen Ocean gelangen könnten. Lord Redcliffe bemühte sich den Argwohn der Pforte zu wecken und sie glauben zu machen, daß der Plan zum Suez-Kanal nur ein Vorwand und ein Mittel sei, Aegypten Frankreich zu unterwerfen. Die englische Presse stellte das Unternehmen als einen Schwindel dar, behauptete die Unmöglichkeit seiner Ausführung und warnte die englischen Capitalisten vor einer Betheiligung an denselben; selbst die englischen Minister sprachen sich wiederholt im Parlament nicht günstig über das Unternehmen aus.

Am 30. November 1854 ertheilte der Vicekönig Said Pascha dem Herrn v. Lesseps die erste vorläufige Concession zur Bildung einer Gesellschaft zum Durchstich der Landenge von Suez und theilte sie allen europäischen Mächten mit, die ihn beglückwünschten. Die Türkei erhob keine Einwendung, wie sie hierzu auch nicht berechtigt ist, da gemäß der 1841 unter Garantie der Großmächte abgeschlossenen Convention der Vicekönig nur einen Tribut der Pforte zu zahlen und ihre Oberherrschaft anzuerkennen hat, in innern Angelegenheiten aber völlig unabhängig von der Türkei ist.

Es folgte die Autorisation des Vicekönigs, eine wissenschaftliche Commission zu gründen, die Studien zu den künftigen Kanalarbeiten machen sollte, und als diese Commission sich günstig über die Möglichkeit der Ausführung ausgesprochen hatte, erfolgte am 5. Januar 1856 die definitive Concession des Vicekönigs Said Pascha zur Gründung einer Suez-Kanal-Compagnie. Diese Akte ward gleichfalls der Pforte mitgetheilt, die sie stillschweigend annahm, und wenn in der Akte gesagt ist, daß die Einwilligung der Pforte zum Kanalbau einzuholen sei, so lag es dem Vice-

König ob, diese Einwilligung, wenn sie ihm erforderlich schien, zu erlangen, nicht aber dem Herrn v. Lesseps als Contrahenten für die Suez-Compagnie.

Indessen wurden die Unterhandlungen zwischen dem Vicekönig und Herrn v. Lesseps wegen des Details der Ausführung der Arbeiten eifrigst betrieben.

Die Compagnie übernahm einen maritimen Kanal von angemessener Breite und Tiefe für Meeresschiffe vom Mittelmeer zum rothen Meer zu ziehen und erhielt hierzu die Concession auf 99 Jahre; ferner hatte sie einen Süßwasserkanal von einem Nilarm bis nach Suez zu graben, der zugleich den am Mittelmeer anzulegenden Port Said, und die ganze Landstrecke, durch die der maritime Kanal zu ziehen war, mit Trinkwasser versorgen sollte. Ferner sollte die Compagnie berechtigt sein von Cairo bis zum Timsah See einen Süßwasserkanal zu ziehen, um dem vom Nilarm abzuleitenden Kanal eine größere Wassermasse zuzuführen, und alles Land längs diesen Süßwasserkanälen, das nicht Privatleuten gehörte und von den Kanälen aus bewässert und kultivirt werden konnte, sollte in einer Breite von 1 Kilometer von beiden Seiten der Kanäle, für immer der Compagnie gehören und von ihr benutzt werden können, gegen Erlegung der Grundsteuern, wie sie von den übrigen Ländereien Aegyptens erhoben wird. Ursprünglich sollten alle Arbeiten an dem Suez-Kanal von freien Arbeitern ausgeführt werden, was einen großen Zusammenfluß von Ausländern, zunächst von Franzosen verursacht haben würde; aber aus Besorgniß, daß diese beträchtliche Anzahl von Arbeitern, die nicht der ägyptischen Jurisdiction unterworfen gewesen wären, der Autorität des Vicekönigs gefährlich werden könnten, auch wohl in wohlwollender Absicht gegen die Compagnie, um die Kanalarbeiten nicht den Wechselfällen der Annahme freier Arbeiter auszusetzen, fühlte der Vicekönig sich bewogen, am 20. Juli 1856 mit Lesseps eine Convention abzuschließen, durch welche er sich verpflichtete, der Compagnie täglich 20,000 Fellahs zur Arbeit zu stellen. Diese Arbeiter sollten aus allen Theilen Aegyptens regelmäßig eintreffen, nach einem Monat entlassen werden und einen Taglohn von 1 Franc erhalten. So weit Eisenbahnen oder Nilschiffe den Transport der Fellahs zu den Arbeiten und zurück zu ihren Wohnorten erleichtern konnten, sollte dieser Transport auf Kosten des Vicekönigs bewerkstelligt werden.

Die Kosten des gesammten Suez-Kanals waren auf 200 Millionen Francs veranschlagt und im Jahre 1858 begannen Zeichnungen zu den Kanal-Actien, von denen 400,000 Stück zu 500 Francs emittirt werden

sollten. Von dieser Summe übernahm der Vicekönig Said Pascha mittelst Convention vom 6. Aug. 1860 177,642 Actien, und für den Betrag der ersten Einzahlung von 100 Francs per Actie wurden 10 % tragende Obligationen emittirt, die in monatlichen Beträgen vom 1. Januar 1860 an in den Jahren 1863, 1864, 1865 u. 1866 getilgt werden sollten.

Am 5. Januar 1859 berichtete die Compagnie dem Vicekönige über den Stand der Kanalangelegenheit, legte ihm sämmtliche Pläne zu den Arbeiten vor und sandte eine Abschrift des Berichts mit den Plänen der türkischen Regierung zu.

Mit der sich steigernden Gewißheit, daß der ganze dem Kanalunternehmen zum Grunde liegende Plan werde ausgeführt werden können, wuchs indessen die Opposition Englands, und der britische Gesandte in Konstantinopel ward nicht müde die türkische Regierung zu drängen, den Kanalbau zu untersagen; der Zweck seiner Intriguen trat immer deutlicher hervor; es sollte die ägyptisch-französische Compagnie aufgelöst werden und eine anglo-türkische an ihre Stelle treten. Der Vicekönig Mohamed Said Pascha war gestorben und mit ihm verlor die Compagnie ihren eifrigen Protector. Sein Nachfolger Ismael Pascha bezeugte sich, wie alle Regenten Aegyptens, wenig geneigt, die Unternehmungen seines Vorgängers fortzusetzen. Es ward die Ansicht aufgestellt, daß alle Vereinbarungen und Contracte, die Said Pascha mit der Compagnie abgeschlossen hatte, nur persönliche Verpflichtungen seien, an die sein Nachfolger nicht gebunden sei; es veranstaltete der Vicekönig in Paris eine Consultation der berühmtesten französischen Rechtsgelehrten, die über die Validität der zwischen Said Pascha und der Compagnie abgeschlossenen Akten eine Rechtsmeinung abgeben sollten, und die Mehrzahl dieser Rechtsgelehrten sprach sich dafür aus, daß die Vereinbarungen Bestand haben sollten; nur drei dieser Rechtsgelehrten, Odilon Barrot, Jules Favre und Dufour stellten eine entgegengesetzte Meinung auf. Seinem Rechtsgefühl folgend, schloß sich Ismael Pascha zwar der Mehrzahl der Consultation an, erkannte die von seinem Vorgänger eingegangene Schuld von 86 Millionen Francs für 177,642 Actien an, kürzte die Fristen der Zahlungen für die Kanal-Actien mittelst Convention vom 20. März 1862 und verpflichtete sich monatlich 1,500,000 Francs vom 1. Januar 1864 an einzuzahlen. Zugleich aber stellte der Vicekönig durch seinen Bevollmächtigten in Paris, Nubar Pascha, das Verlangen, die Compagnie solle die Genehmigung zum Bau von der türkischen Regierung erwirken, auf die Benutzung derjenigen Ländereien,

die von dem Süßwasserkanal aus bewässert und kultivirt werden können, Verzichten und statt der bisher vom Vicekönig gestellten 20,000 Arbeiter freie Arbeiter anwenden.

Zur Unterstützung dieses Verlangens richtete auf Betrieb des englischen Botschafters in Constantinopel der Großvezier ein Schreiben vom 6. April 1862 an den Vicekönig, in dem diesem angekündigt wird, daß die türkische Regierung mit den Großmächten in Unterhandlung treten müsse, um die Neutralität des Suez-Kanals festzustellen, daß die der Compagnie zugestandene Frohnarbeit aufhören müsse, weil alle Frohnarbeit im türkischen Reiche aufgehoben sei, und daß die Benutzung der Ländereien längs dem Süßwasserkanal nicht zugestanden werden könne, weil eine hierdurch sich in Aegypten bildende Ansiedelung von Kolonisten, die nicht der ägyptischen Regierung untergeben sein würden, mit dem Souveränitätsrechte des Sultans unverträglich sei. Bis diese Bedingungen erfüllt worden, sollten die Arbeiten an dem Suez-Kanal eingestellt werden, was den Ruin des ganzen Unternehmens nach sich gezogen haben würde. Die Suez-Compagnie erwiderte hierauf, daß das für den Kanalbau adoptirte System, das allgemein in Aegypten für öffentliche Arbeiten gebräuchliche sei, wie denn auch von der englischen Compagnie, die die Eisenbahn von Alexandrien nach Cairo und Suez gebaut habe, kein anderes System angewendet worden sei. Was aber die Cession des Landstrichs, der längs dem Süßwasserkanal bewässert werden kann, an die Compagnie betreffe, so habe der Vicekönig die volle Befugniß dazu und habe er ja auch Engländern und andern Privatleuten weite Landstrecken längs dem Mahmudieh-Kanal cedirt.

Nubar Pascha hatte den Herren Odilon Barrot, Jules Favre und Dufour zur Begründung ihres oben erwähnten Gutachtens Abschriften der verschiedenen zwischen der Compagnie und dem verstorbenen Vicekönige abgeschlossenen Kontrakte und Vereinbarungen geliefert; Lesseps aber wies in einer ausführlichen Schrift nach, daß diese Abschriften unvollständig und selbst verfälscht seien, erhob auf Grund dieses Verfahrens bei dem Pariser Gerichtshofe eine Klage gegen den Bevollmächtigten des Vicekönigs, Nubar Pascha, und bestand auf die Validität aller von dem Vicekönige Said Pascha gegen die Compagnie eingegangenen Verpflichtungen; der Kaiser Napoleon setzte indessen bei der türkischen Regierung durch, daß bis die streitige Angelegenheit durch richterlichen Spruch Erledigung fände, die Arbeiten am Suez-Kanal ungestört fortgesetzt werden sollten.

Nach dem Stande der Sachen im April d. J. hat der Kaiser Napoleon das Schiedsrichteramt zwischen dem Vicekönig und der Compagnie übernommen.

Schon der Vicekönig Mehemed Ali, hatte eine ausgedehnte Urbarmachung in der Landschaft El Wadi, östlich von der Stadt Zagazig unternommen und zur Bewässerung derselben bereits seit vielen Jahren den vom Nilarm bei der Stadt Bena bestehenden Kanal benutzt. Tell el Kebir ist der Sitz der Administration dieser Landschaft. Die Suez-Compagnie kaufte von dem Vice-Könige Said Pascha im Decbr. 1861 diese Herrschaft, die etwa 15,000 Feddan altkultivirten und 5000 Feddan neukultivirten Landes beträgt, für 2 Millionen Francs, nahm alle von den Nachfolgern Mehemed Ali's vernachlässigten Kulturen auf, und vergab die Ländereien an Kolonisten, die aus allen Theilen Aegyptens herbeiströmten, um sich unter die regelmäßige Verwaltung der Compagnie zu stellen. Bei Antritt dieses Besitzes hatte derselbe etwa 5000 Einwohner, gegenwärtig über 10,000, deren Ernte an Baumwolle allein i. J. 1863 einen Werth von 3 Mill. Francs erreichte. Die Compagnie hatte hinsichtlich des von ihr von Cairo bis zum Timsah-See zu grabenden Kanals mit dem Vicekönige Ismael Pascha die Vereinbarung getroffen, daß nicht sie, sondern der Vicekönig diesen Kanal für eine Entschädigung von 10 Mill. Francs nach den Plänen der französischen Ingenieure und unter ihrer Leitung graben lassen solle. Mit Uebertragung aller der Compagnie aus der früheren Uebereinkunft zustehenden Rechte an den Vicekönig sollte dieser Kanal von Bulak, dem Hafen von Cairo, bis zu dem von dem Nilarm bei Bena kommenden Kanal geführt werden und diesen mit einer hinlänglichen Wassermasse speisen, damit er das ganze Jahr hindurch schiffbar sei. Zu der Verzichtleistung an dem Rechte, diesen wichtigen Kanal zu ziehen und das Land längs demselben zu benutzen, ward die Compagnie besonders durch die Rücksicht bewogen, daß es ihr sehr schwierig geworden wäre, sich mit den Besitzern der Ländereien, durch die der Kanal geführt werden sollte, auseinander zu setzen.

Welche Consequenzen der Suez-Kanal auf den Welthandel haben wird, läßt sich durch die Vergleichung der Entfernungen nachweisen, in denen sich die Insel Ceylon, als Centralpunkt der Schifffahrt in dem indischen Meere, von den bedeutendsten Handelsorten Europas gegenwärtig bei der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung befindet und sich nach Eröffnung des Kanals von Suez befinden wird.

	Um das Cap.	Ueber Suez.	Differenz.
		Seemeilen.	
St. Petersburg . . .	15,660	8,620	7,040
Hamburg	14,650	7,610	7,040
Amsterdam	14,460	7,420	7,040
London	14,340	7,300	7,040
Lissabon	13,500	6,190	7,310
Marseille	14,500	5,450	9,050
Triest	15,480	5,220	10,260
Constantinopel . . .	15,630	4,750	10,880
Odessa	15,960	5,080	11,880

Aus den Baltischen Häfen wird die Abkürzung der Reise 46 %, vom Ocean 50 %, vom Mittelmeer 65 % betragen.

Die Frage über die Ausführbarkeit des Planes zum Suez-Kanal ward vollständig gelöst, als der berühmte englische Ingenieur Hawkshaw, die Kanalarbeiten besichtigte und sich dahin ausgesprochen hatte, daß keine natürliche Schwierigkeit da wäre, die ein geschickter Ingenieur nicht überwinden könne. Nur differirte Herr Hawkshaw hinsichtlich der Kosten mit den französischen Ingenieuren, indem nach seinem Anschlage der gesammte Kanalbau 250 Mill. Francs kosten soll und die französischen Ingenieure ihn mit 200 Mill. zu bewerkstelligen voraussetzen. Auch der englische Gesandte Sir Henry Bulwer besichtigte die Kanalarbeiten und mußte die Ueberzeugung aussprechen, daß der Kanal zu Stande kommen werde.

Um die vollständige Entwickelung der auf dem Isthmus von Suez ausgeführten Kanalarbeiten, nämlich den bereits beendeten Süßwasserkanal und den noch im Bau begriffenen maritimen Kanal, kennen zu lernen, versieht man sich in Cairo mit einem Empfehlungsschreiben an die Beamten der Suez-Compagnie, der von dem in Cairo residirenden Agenten der Compagnie mit Bereitwilligkeit ertheilt wird und der nicht nur nöthig ist, um alle betreffenden Auskünfte zu erhalten, sondern auch um mit den nöthigen Transportmitteln zur Reise — Kameelen, Böten, Pferden oder Eseln — von den Comptoirs du transport der Compagnie nach einem billigen Tarif versehen zu werden.

Zur Kanalreise begiebt man sich auf der von Cairo nach Alexandrien führenden Eisenbahn bis zu der, an einem in den See Menzaleh ausmündenden Arm des Nils gelegenen Stadt Bena und fährt auf einer

Zweigbahn nach Zagazig, einer volkreichen Stadt mit vielen Fabriken und großer Handelsthätigkeit.

Der schon seit Jahrhunderten von Bena nach Zagazig und von dort nach El Wadi geführte, 20 Meter breite und 2½ Meter tiefe Kanal hat bei Zagazig eine Schleuse, um den Abfluß des Nilwassers in den nach Suez führenden Süßwasserkanal zu regeln. In Zagazig gehen noch andere Kanäle aus dem von Bena kommenden Kanale ab und dienen zu Bewässerungen, woher ihre Brücken mit Schleusenthoren versehen sind, um bei Hochwasser die Kanäle zu füllen und den Rückfluß zu hindern. Von Zagazig fährt man in einem, von einem Kameel auf dem Leinpfad gezogenen, mit einer Kajüte versehenen Boot 45 Kilometer in östlicher Richtung nach Tell el Kebir, dem Hauptsitz nicht nur der Administration der der Suez-Compagnie gehörenden Herrschaft El Wadi, sondern aller landwirthschaftlichen und Gartenarbeiten, längs dem Süßwasserkanal bis Suez.

Herr Guichard, der Director der Anstalt, hat mit bestem Erfolg die von Mehemed Ali bei Tell el Kebir begonnenen Maulbeerpflanzungen weit ausgedehnt, läßt an den gewonnenen Seiden-Cocons alle Schmetterlinge sich entwickeln und verkauft die Brut nach Italien und Frankreich, wo sie sehr geschätzt wird, wegen der gesunden und kräftigen Seidenraupen, die von dieser Brut erzeugt werden. Es werden daselbst auch vielfache Acclimatisations-Versuche mit Pflanzen, die für Aegypten nützlich sein könnten, gemacht; die Vanille-Pflanze rankt an Obstbäumen, die bisher in Aegypten nicht gedeihen konnten, und es sollte der Anbau des Eilanthus versucht werden.

In einiger Entfernung von Tell el Kebir beginnt mit Anschluß an den alten zur Domaine El Wadi geführten Kanal, der von der Suez-Compagnie gegrabene und bereits bis Suez reichende Süßwasserkanal. Dieser Kanal ist in seiner ganzen Länge 20 Meter breit und 2 Meter tief. Die Böschung der Kanalufer beträgt 3 Meter auf 1 Meter perpendikulairer Höhe. Im Bereich der Domaine El Wadi hat man Gelegenheit, längs dem Süßwasserkanal die wunderbaren Erfolge zu beobachten, die in der Belebung der dürren Wüste durch Bewässerung erzielt werden können. Die Suez-Compagnie hat ihre Ländereien an Kolonisten aus allen Theilen Aegyptens vertheilt und erhebt für Boden alter Kultur 30—60 Piaster per Feddan jährlich Grundsteuer, für Boden neuer Kultur 5—10 Piaster per Feddan. Die Abmachungen für Boden alter Kultur

sind gewöhnlich jährliche, die andern dreijährige mit jährlicher Steigerung. Etwa 8000 Kolonisten waren bereits 1864 im El Wadi angesiedelt. Im Jahre 1863 soll dieser Landstrich einen Reinertrag von 150,000 Francs gegeben haben.

Von den Kolonisten im El Wadi erhebt der Vicekönig eine jährliche Steuer von 50,000 Francs, außerdem 6 % Ausfuhrzoll vom Werthe der Baumwolle. Dieser Ausfuhrzoll soll allmälig gemindert werden, bis er 1 % beträgt.

Auf dem harten, mit grobem Kies bedeckten Boden der Wüste erzeugt sich sofort eine üppige Vegetation wenn süßes Wasser auf den nur oberflächlich gedüngten Boden geleitet wird. Vom Kanal aus, an dem Schöpfräder und Hebel angebracht sind, ziehen sich lange schmale, mit einem wenige Zoll hohen Erdaufwurf umgebene Felder tief in die Wüste hinein; auf beiden Seiten des Kanals dehnen sich die Felder so weit aus, als das Wasser geleitet werden kann. In der Wüste sieht man, so weit das Auge reicht, keine Spur von Vegetation, auf den Feldern stand im Februar d. J. der Waizen etwa 1 Fuß hoch. Auf Feldern, die seit längerer Zeit unter Kultur stehen, waren Baumwollpflanzungen, Zuckerrohr, Mais, Reis rc. Am Ufer des Kanals haben sich die Kolonisten aus rohen Ziegeln, die aus Erde und gehacktem Stroh gefertigt werden, ihre einfachen Wohnungen erbaut, neben diesen sieht man kleine Gärten mit verschiedenem Gemüse bebaut, und Gärten und Felder geben 3 Ernten in 14 Monaten. Die schöne Domaine El Wadi stößt an das noch völlig wüste Land Gessen, das zu gleicher Fruchtbarkeit befähigt werden kann, wenn es bewässert werden wird.

Von Tell el Kebir läuft der Süßwasserkanal stets in östlicher Richtung 35 Kilometer bis zu Ismaila, einem Orte, der, vor 18 Monaten gegründet, jetzt viele stattliche Häuser und etwa 2000 Einwohner zählt. Ismaila, so genannt nach dem gegenwärtigen Vicekönig, wie der Port Said am Mittelmeer nach seinem Vorgänger, liegt in beinahe gleicher Entfernung vom Mittel- und rothen Meere und ist der Sitz der ganzen Administration der Kanalarbeiten. In regelmäßiger Eintheilung durchziehen breite Straßen die neue Stadt, der große Platz Champollion, von zum Theil zweistöckigen Häusern umgeben, wird in der Mitte ein Wasserbassin haben. Das für den Directeur en Chef, Herrn Voisin, und seine Bureau's erbaute Haus, würde auch eine europäische Stadt zieren. Die Stadt hat mehrere Fabriken, viele Magazine und Werkstätten, auch zwei

Gasthäuser mit guten Restaurationen; außerdem hat die Compagnie ein Haus eigens zur Aufnahme der ihr empfohlenen Reisenden bestimmt. Das Baumaterial wird in geringer Entfernung östlich von Ismaila an dem Berge De Ghem gebrochen, und besteht in einem harten, gräulichen Kalkstein und in einem leicht zu bearbeitenden Kalkmergel; auch liefert der Berg guten Kalk und Mörtel. Siebenzehn Aerzte und Apotheker besorgen die Gesundheitspflege der Kanalarbeiter und der Beamten der Compagnie; in Port Said, El Guisr und Ismaila sind Kapellen und Moscheen für den Gottesdienst gegründet. Die Rechtspflege für die Eingeborenen ist in den Händen von Imams oder Friedensrichter, die vom Mufti in Cairo abhängen. Außerhalb Ismaila's ist ein großes Pumpenwerk gegründet, das durch Druck mittelst gußeiserner Röhren süßes Wasser auf die Höhe von El Guisr hebt, von wo es gleichfalls in eisernen Röhren nach Port Said fließt, wodurch die ganze Strecke des maritimen Kanals von Ismaila bis Port Said mit Trinkwasser versorgt wird. Ohnweit dieses Pumpenwerkes hatte sich der Vicekönig Said Pascha ein Landhaus erbauen lassen, das er indessen nie betreten hat, weil er gleich nach dessen Vollendung starb. Von Ismaila ist zum Behuf der Transporte ein Kanal bis zu der durch den El Guisr nach Port Said geführten vorläufigen rigole maritime gezogen; indem man auf diesem Kanal ohne Unterbrechung von Ismaila bis zum Mittelmeer und von Ismaila auf dem Süßwasserkanal bis an das rothe Meer gelangt, ist bereits die Wasserverbindung zwischen den beiden Meeren eröffnet.

Der El Guisr ist die höchste Bodenanschwellung, durch die der Meereskanal vom Mittelmeer bis zum rothen Meer zu graben ist. Diese Anhöhe, wie die übrigen Dünenzüge der Landenge, besteht in den oberen Schichten aus lockerem Sande, der viele kleine Meeresmuscheln enthält; tiefere Schichten bestehen aus lehmigem, sandigem Mergel, und nur selten stößt man auf hartes Kalkgestein. Weil beim Graben die härtere Erde auf den lockern Sand gehäuft wird, so sind die Ränder des maritimen Kanals vorläufig gegen Versandung und Verschüttung gesichert, bis es später vielleicht gelingt, durch Bewässerung mit süßem Wasser auch auf seinen Ufern eine Vegetation hervorzubringen. Diese vorläufige rigole maritime ist bei dem El Guisr in einer Kanalrinne von 21 Meter verticaler Tiefe im Niveau mit dem Mittelmeer gezogen und hat auf der Wasserfläche eine Breite von 15 und eine Tiefe von 2 Meter. Der Ort El

Guisr besteht aus einem von Arabern bewohnten Dorf mit einer Moschee, aus vielen Arbeiterwohnungen und Werkstätten, und einer katholischen Kapelle.

Die 70 Kilometer betragende Strecke des maritimen Kanals von dem bei Ismaila liegenden Timsah-See bis zum Port Said ist hinsichtlich der Arbeiten in drei Theile getheilt. Von dem See Timsah durch den El Guisr bis zu der 17 Kilometer entfernten Station El Ferdan sind die Kanalarbeiten von der Suez-Compagnie dem französischen Handlungshause Couvreux für 20 Millionen Francs übertragen worden, unter der Bedingung, daß diese Arbeit in 4 Jahren, d. h. im Jahre 1868 beendet werde. Der maritime Kanal wird vom Mittelmeer bis zum rothen Meer eine Breite von 58 Meter und eine Tiefe von 8 Meter haben. Herr Couvreux legt zur Fortschaffung der mehrere Millionen Cubikmeter betragenden Erdmassen eine Eisenbahn längs der bereits von der Suez-Compagnie gegrabenen vorläufigen rigole maritime an und schüttet von dem hohen Kanalufer die Erde in Waggons, die durch Locomotiven bis zum Timsah-See geführt und daselbst geleert werden. Schon waren hierzu die nöthigen Schienen und übrigen Geräthe in El Guisr angelangt.

Von El Ferdan, durch den See Ballah bis zum Orte Kantara, wo die jährlich aus dem Innern von Afrika nach Syrien gehende große Caravane rastet, hat sich die Suez-Compagnie die Kanalarbeiten vorbehalten, und dieser nicht schwierige Theil der Arbeit wird größtentheils durch Baggermaschinen (dragues) bewerkstelligt werden. Die Kanalstrecke von Kantara durch den See Menzaleh bis zum Mittelmeer und die Anlage des Port Said sind für 20 Millionen Francs dem schottischen Handlungshause Eton übertragen worden und müssen gleichfalls im Jahre 1868 beendet sein.

Nach dem vorläufigen, noch nicht definitiv festgestellten Plan zum Bau des Port Said, soll er diejenige Form erhalten, welche wir in der obern rechten Ecke der diesem Aufsatze beigegebenen Karte skizzirt haben. Die ersten Arbeiten der Compagnie bestanden hier in der Errichtung einer kleinen Insel (ilot) am Ende des westlichen Hafendammes, zu der Steinblöcke aus den Steinbrüchen des Berges Mex verwendet wurden. Die Hafendämme, von denen der eine 3000 Meter, der andere 2800 Meter lang sein sollen, werden oben eine Breite von 9 Meter haben. Neben dem großen Bassin, das in einer Länge von 800 Meter ausgegraben wird, soll sich ein Dock mit Schleusen befinden. Die Hafendämme bestehen aus Erdschüttungen und von außen aus Quadern, die der Ingenieur Herr Guissaux aus einem Gemisch von Sand, Steinschutt und hydrauli-

schem Kalk nach eigener Erfindung in eisernen Formen anfertigt. Herr Gussanz, unter dessen Leitung die Arbeiten bei dem Port Said stehen, hat die von ihm bereiteten Quadern mit bestem Erfolg bei dem Bau der Hafendämme in Cherbourg und Marseille angewendet, und sie sollen von außerordentlicher Dauerhaftigkeit sein. Zum Bau der Dämme werden eiserne Pfosten mittelst einer am untern Ende angebrachten Schraube in den Meeresgrund geschraubt und ins Kreuz mit eisernen Stangen verbunden. Auf diesen Pfosten liegt eine Balken- und Bretterlage, und auf dieser ruht eine doppelte Eisenbahn zum Heranführen des Materials; sobald der Damm die erforderliche Höhe erreicht hat, werden die Pfosten herausgeschraubt und weiter gesetzt. Von den Dämmen waren im Januar dieses Jahres bereits 1000 Meter fertig.

Der Port Said hat gegenwärtig schon mehrere tausend Einwohner, viele Arbeiterwohnungen und große Werkstätten; er wird einen Leuchtthurm haben, und in ihm mündet schon die Röhrenleitung aus, mittelst welcher aus Ismaila über den El Guisr das Trinkwasser geleitet wird. Eine große Anzahl von Segelschiffen und Dampfern, die der Compagnie und verschiedenen Schiffbauunternehmern gehören, transportiren das zum Bau des Port Said erforderliche Material.

Durch den See Menzaleh wird der maritime Kanal zwischen drei Dämmen geführt. Der südlich von Ismaila gelegene Theil des maritimen Kanals wird vom See Timsah bis zum rothen Meere eine Länge von 80 Kilometer haben. Er geht durch den Timsah, durch den Höhenzug des Serapeums, die Bitterseen und sodann durch flache Wüste bis Suez. Unterhalb des Timsah-Sees bei Tussum war der Kanal im Januar d. J. schon in der Breite von 58 Meter ausgegraben. Bei Schaluf el Taraba, 17 Kilometer vom rothen Meer, arbeiteten 12,000 Fellah's an dem Kanal, der hier im trocknen Sande schnell fortschreitet, im Timsah und den Bitterseen jedoch längere Zeit erfordern wird, weil dort nur Schöpfmaschinen (dragues) angewandt werden können.

Die zur Kanalarbeit vom Vicekönig gestellten 20,000 Fellah's, die aus allen Theilen Aegyptens nach einer gewissen Reihenfolge herankommen, stehen nach Dorfschaften unter der speciellen Aufsicht ihrer Scheiks oder Dorfältesten. Jeder Dorfschaft wird, je nach der Zahl der Arbeiter, ein Tagewerk für einen Monat nach Kubikinhalt, Beschaffenheit des Bodens und der Entfernung für die fortzuschaffende Erde von den Ingenieuren der Compagnie zugemessen, und wenn sie, was größtentheils geschieht, das

Tagewerk in kürzerer Zeit beendet haben, so werden sie entlassen. Ein Theil der Arbeiter lockert die Erde mit Hacken, ein anderer schaufelt die Erde in dichtgeflochtene Körbe aus Palmblättern, und der größte Theil der Arbeiter trägt diese Körbe auf dem Rücken mit der größten Behendigkeit an den Kanalwänden hinauf und wirft die Erde an den angewiesenen Stellen nieder. In dünnen Wänden bleibt die Erde zwischen den verschiedenen Antheilen stehen und wird erst, wenn das Tagewerk beendet ist, fortgeräumt. Jeder Arbeiter erhält 1½ Francs täglichen Lohn. Hat der Scheik für seine Arbeiter nicht Nahrungsmittel von Hause mitgebracht, so erhält er aus den Vorräthen der Compagnie den erforderlichen Proviant zu festgesetzten Preisen; z. B. ein Kilogramm Zwieback zu 40 Centimes, 1 Kilogramm Bohnen zu 60 Centimes u. s. w. Der Betrag für diesen Proviant wird vom Tagelohn abgezogen und der Rest den Arbeitern, wenn sie entlassen werden, baar in Gold- und Silbermünze ausgezahlt. Um die Vertheilung der Summen unter die verschiedenen Arbeiter kümmern sich die Beamten der Compagnie nicht, sondern überlassen sie den Scheiks, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß jede Einmischung den Arbeitern nachtheilig ist. Leider wird hierbei wahrgenommen, daß die Scheiks sich einen Theil des Tagelohns zueignen, wahrscheinlich als Remuneration für die Mühe der Beaufsichtigung ihrer Arbeiten. Die Oberaufsicht über alle zur Kanalarbeit gestellten Fellah's hat ein vom Vicekönig ernannter Bey.

Der maritime Kanal soll bei Suez, wie für jetzt von der Direktion beabsichtigt wird, ohne Hafendamm in das rothe Meer eindringen, und in diesem durch Baggern eine angemessene Tiefe erhalten, damit große Handelsschiffe und Dampfer aus einem Meere in das andere gelangen können; auch dieser Theil der Arbeiten wird im Jahre 1868 beendet sein. Es läßt sich für jetzt auch nicht annähernd eine Schätzung der künftigen Unterhaltungskosten des maritimen Kanals machen, es kann jedoch angenommen werden, daß sie nicht durch die Abgabe gedeckt werden wird, welche die Schiffe bei der Durchfahrt werden zahlen müssen. Denn diese Abgabe wird gering sein müssen, damit der Kanal seinen Zweck allgemeiner und häufiger Benutzung erreiche.

Unter diesen Umständen muß die Compagnie sich anderweitige Hülfsmittel und Einnahmen sichern und diese können ihr nur durch Verwendung des durch den Süßwasserkanal zu bewässernden Bodens zufließen und werden es ohne Zweifel in reichlichem Maß. Das System, das die Com-

pagnie bei Colonisirung in ihrer Herrschaft El Wadi bereits angewendet hat, wird sie auch ferner anwenden. Sie siedelt nur Araber an, von denen der Vicekönig eine Steuer erhebt, wodurch er für die Ausbreitung der Ansiedlungen interessirt wird. Diese Ansiedler behalten ihre Selbstverwaltung unter ihren selbstgewählten Scheiks und stehen unter den allgemeinen Landesgesetzen. Die Compagnie hat sich nur die Oberaufsicht vorbehalten, verhindert die Bedrückung des Einzelnen, sorgt für Schulen und ärztliche Pflege und hat durch Wohlwollen und Gerechtigkeitssinn ihrer Beamten das Vertrauen der Ansiedler gewonnen. Schon haben sich Scheiks aus Oberägypten eingefunden, um Vereinbarungen wegen Uebernahme von wüsten Ländereien in der Nähe von Ismaila am Süßwasserkanal abzuschließen; etwa 2000 Feddan Land sind ihnen angewiesen worden und ganze Dorfschaften sollen von Oberägypten übersiedeln. In vielleicht nicht ferner Zukunft wird die Landenge von Suez das schöne Schauspiel gewähren, daß wo ehemals eine öde Wüste war, durch Anwendung des segenspendenden süßen Wassers eine üppige Vegetation, und in ihrem Gefolge Gesittung und Kultur sich ausbreiten. Nur Neid und Mißgunst kann verkennen, daß diese Erfolge nur der Suez-Kanal-Compagnie zu danken sein werden.

Vier Kilometer von Ismaila, bei Nefisch am rechten Ufer des aus Zagazig kommenden Süßwasserkanals, ist eine Schleuse angebracht, um den Abfluß des süßen Wassers nach Suez zu regeln, denn an dieser Schleuse beginnt der Zweig des Süßwasserkanals der bis zum rothen Meer eröffnet worden ist. Dieser Kanal hat von Nefisch bis Suez eine Länge von 89 Kilometer, ist wie der von Nefisch bis Ismaila geführte vollständig beendet und dient schon einem lebhaften Verkehr mit Böten, die, wenn der Wind das Segeln verhindert, auf einem Leinpfad von Kameelen gezogen werden. Er ist, wie der obere Theil des Süßwasserkanals, 20 Meter breit und 2 Meter tief.

An den Ufern des Kanals sind meist in drei Reihen Tamarix-Pflanzungen durch Stecklinge angelegt, die gut gedeihen und dem Uferrande Festigkeit geben. In Entfernungen von 10 bis 12 Kilometer sind Kanalwächter angesiedelt, bei deren Wohnungen sich Baumschulen von Tamarix-Sträuchern befinden, um Lücken in den Uferpflanzungen zu füllen und um für vorkommende Beschädigungen der Ufer Abhülfe zu schaffen. Auch gewähren diese Etablissements den Beamten der Compagnie und den Reisenden ein Nachtlager.

Von den Bitterseen bis Suez laufen der maritime und der Süß-

wasserkanal in geringer Entfernung neben einander; 17 Kilometer von Suez bei Schaluf el Taraba, ist eine große Niederlassung gegründet; sie enthält viele Arbeiterwohnungen, Vorrathshäuser, Werkstätten und eine gute Restauration.

Der Süßwasserkanal ist bis dicht an die Stadt Suez geführt und ist dort mit einer Schleuse geschlossen, die sein Wasser etwa 2 Meter über dem mittleren Niveau des rothen Meeres erhält. Dort wird ein geräumiges Bassin ausgegraben, für die aus Zagazig und aus Ismaila kommenden Fahrzeuge.

Am 29. December vorigen Jahres ward der Süßwasserkanal im Beisein des Vicepräsidenten der Compagnie Herrn Ruissenairs, der Beamten des Kanalbaues, der Autoritäten des Landes und vieler geladener Gäste feierlich inaugurirt; die Schleuse ward geöffnet und das Nilwasser strömte in das rothe Meer. Mit unendlichem Jubel begrüßten die Araber dieses Ereigniß, an dessen Realisation sie bisher gezweifelt hatten: sie warfen sich nieder tranken in vollen Zügen das köstliche Wasser des Nils und priesen Allah und seinen Propheten, daß ihnen dieses unschätzbare Geschenk, wenngleich durch Christen, zu Theil geworden. Der Süßwasserkanal von der Schleuse bei Nefisch bis Suez hat 2 Millionen Francs gekostet.

Alles Trinkwasser für die Einwohner von Suez, gegenwärtig etwa 5000, deren Zahl aber in schnellem Wachsthum begriffen ist, und für die auf der Rhede liegenden Schiffe, mußte bisher aus Cairo auf 150 Kilometer Entfernung angeführt werden. Vor Anlage der Eisenbahn von Cairo nach Suez geschah der Transport ausschließlich durch Kameele, nach Anlage der Bahn für 800,000 Francs per Eisenbahn und für 400,000 Francs durch Kameele. Diese Transportkosten hatten für einen Haushalt in Suez eine monatliche Ausgabe von etwa 45 Francs verursacht. Bei dem durch die Eisenbahn bewerkstelligten Transport büßte der Vicekönig jährlich 400,000 Francs ein, da mit 800,000 Francs nur $^2/_3$ der Transportkosten gedeckt wurden; der Vicekönig erspart mithin durch den Süßwasserkanal die jährliche Ausgabe von 400,000 Francs.

Herr Casaux, unter dessen Leitung das Bassin am Ausgange des Süßwasserkanals gegraben wird, hat mit der Gemeinde von Suez die Vereinbarung getroffen, mittelst Thonröhren das Trinkwasser in die Stadt zu leiten und daselbst mehrere Bassins anzulegen, von denen aus sich auch die Schiffe auf der Rhede werden versorgen können. Alle zu dieser Leitung

erforderlichen innen glasirten Thonröhren von etwa 10 Zoll Durchmesser waren im Februar d. J. bereits bei dem Kanal aufgeschichtet.

Ganz unabhängig von dem Unternehmen der Suez-Kanal-Compagnie haben die französischen Messageries impériales unternommen, bei Suez einen Dock mit zwei langen Hafendämmen zu bauen, damit die aus Indien kommenden Schiffe erforderlichen Falls in Suez die nöthigen Ausbesserungen erhalten können, die sie bisher nur in Bombay finden konnten. Eine Dampfmaschine von bedeutender Kraft ist an dem Rande des auszugrabenden Bassins aufgestellt und zieht die mit Erde gefüllten Waggons auf einer Eisenbahn aus der Tiefe herauf, worauf die Erde auf den Hafen-Dämmen ausgeschüttet wird. Zur Unterstützung dieses großartigen Unternehmens zahlt der Vicekönig den Messageries impériales eine Subvention von 3,500,000 Francs.

Wohl ein Jeder, der den Suez-Kanal besichtigt und die mächtigen Kräfte bewundert hat, die durch sinnreiche Technik bei dem Bau in Anwendung kommen, wird, wenn er nicht ein Anhänger der monopolisirenden Handelspolitik Englands ist, den Wunsch und die Hoffnung hegen, daß dieses schöne Werk einen gedeihlichen Fortgang nehme und zum Abschluß komme. Obgleich Deutschland nur einen Hafen, Triest, besitzt, von dem aus es den Suez-Kanal benutzen wird, so wird es bald durch Erweiterung seiner Handelsunternehmungen erkennen, welch immensen Vortheil ihm die Abkürzung des Weges nach Arabien, Indien und China sichert; zunächst können aber Odessa und die übrigen Häfen des schwarzen und asowschen Meeres durch den Suez-Kanal einer Entwickelung ihrer Handelsflotte entgegensehen, indem er ihnen eine siegreiche Concurrenz mit den englischen Kauffahrern in Aussicht stellt. So wird sich Herr von Lesseps auch Rußlands Dank verdient haben.

R. Gr. Stackelberg.

Wirthschaftliche Rundschau.

Von den Vorwürfen, welche zu allen Zeiten den Liberalen und Reformern gemacht worden sind, dürfte keiner beliebter sein, als der der Ueberstürzung. Es soll ja Alles oder noch viel mehr, als verlangt wird, geschehen, aber nur Geduld! „Im Princip, heißt es, bin ich mit Ihnen ganz einverstanden, nur ist der jetzige Moment besonders ungünstig für Reformen. So dringend sind die Uebelstände ja nicht, daß wir mit den Neuerungen nicht noch ein paar Jahr warten könnten.“ Länger denkt natürlich kein Mensch die Reform aufzuschieben!

Aber von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt werden die nöthigsten Reformen aufgeschoben, und es ist als ob man nicht wüßte, daß jede Frucht, wenn nicht zur rechten Zeit gepflückt, das Schicksal haben kann, am Baume zu verfaulen. —

Indem wir es unternehmen, die wirthschaftliche Seite der Reformbedürftigkeit unserer Provinzen (zunächst Livlands) zu beleuchten, sind wir weit davon entfernt, die historische Begründung der gegebenen Verhältnisse zu verkennen. Ebenso wenig fällt es uns bei, irgend jemand daraus einen Vorwurf machen zu wollen, daß es so und nicht anders ist, und am allerwenigsten übersehen wir, daß es im vorigen Jahrhundert fast im ganzen übrigen Europa ebenso gewesen ist: wir wollen nur die Differenz zwischen dem Vorhandenen und dem von Erfahrung und Wissenschaft für die gedeihliche wirthschaftliche Entwickelung eines Landes Geforderten constatiren und dadurch das Erstaunen ermäßigen, welches leicht eines schönen Tages

unsere Landsleute bei der Erkenntniß, daß die baltische Cultur-Colonie banquerott geworden, erfassen dürfte.

Unsere landwirthschaftliche Production liegt darnieder, unser Handel schreitet rückwärts, und unser Industrie- und Fabrikbetrieb kommt nur deßhalb nicht herunter, weil er überhaupt nie auf irgend welcher Höhe gestanden hat. Betrachten wir jedes dieser Gebiete besonders.

Nur unter der Voraussetzung dreier Grundbedingungen kann eine landwirthschaftliche Production zur vollen Entwickelung gelangen;

1) muß je nach den örtlichen Verhältnissen wenigstens einer der drei Productionsfactoren: Naturkraft, Arbeit und Kapital, in ausreichendem Maße vorhanden sein, um von den Landwirthen zur Production herangezogen werden zu können;

2) muß der Grundbesitz ungebunden sein, damit eine den Verhältnissen anpassende freie Vertheilung des Grundes und Bodens möglich wird;

3) muß die Möglichkeit geboten sein, die landwirthschaftlichen Producte auf den Markt zu bringen, d. h. die Transportkosten derselben müssen zu den Productionskosten in einem nicht zu hohen Verhältniß stehen.

Bei der Production eines jeden Gutes (im national-ökonomischen Sinn) wirken die drei Productionsfactoren: Natur, Arbeit und Kapital mit und zwar wird, je nach den Natur- und Kulturverhältnissen, diejenige Kraft vorherrschend angewandt werden, deren Ausbeute die geringsten Opfer verlangt. Deßhalb wird auf der ersten Kulturstufe der Völker, wo Kapital und Arbeitskraft nur in geringem Maße vorhanden ist, am extensivsten*) gewirthschaftet; die an den Grund und Boden gefesselten Naturkräfte stehen dem Menschen unbeschränkt zur Verfügung und haben nur soviel Werth, als Arbeitskraft vorhanden ist, sie auszubeuten. Im Mittelalter der Völker, da aller Grund und Boden schon in Besitz genommen ist, verleiht ihm diese Beschränkung an sich Werth und führt dazu, haushälterischer mit den ihm innewohnenden Kräften umzugehen und diese so ökonomisch als möglich durch Arbeit auszubeuten. In der dritten Entwickelungsperiode, wenn durch das Anwachsen der Bevölkerung der an Ausdehnung gleich bleibende, zur Ernährung erforderliche Grund und Bo-

*) Der Nationalökonom unterscheidet die Ackerbausysteme hauptsächlich darnach, ob sie den Boden verhältnißmäßig schwach oder stark mit Arbeit und Kapital versehen; die der ersten Art, welche also den Factor der Natur möglichst ungemischt wirken lassen, nennt derselbe extensiv, die der letztern Art, welche an Grundstücken möglichst zu sparen suchen, intensiv." Roscher: Nationalökonomik des Ackerbaues, S. 62, § 28.

den stets an Werth zunimmt, während die wachsende Arbeits- und Kapitalkraft gleichzeitig an Werth verliert, tritt die Nothwendigkeit ein, die beschränkten Naturkräfte durch die unbeschränkten Factoren, Arbeit und Kapital, zu ersetzen, d. h. zur intensiven Wirthschaft überzugehen. Hiedurch wird auch den mit Naturkräften schwach ausgestatteten Gebieten die Möglichkeit geboten, Ackerbau mit Vortheil zu betreiben. Hat ein Land weder fruchtbaren Boden, noch günstiges Klima, noch Arbeits- und Kapitalkraft, so muß seine landwirthschaftliche Production unbedeutend bleiben.

Bei uns ist es eine von Landwirthen bis zum Ueberdruß erhobene Klage, daß unsere klimatischen und Bodenverhältnisse dem Ackerbau so ungünstig seien, daß ganz besondere Maßnahmen erforderlich sein sollen, um den Grundbesitzer vor dem Ruin zu schützen; bei dem kurzen Sommer und der mangelnden Arbeitskraft soll der Landwirth in den Gesetzen (vergl. Livl. Bauerverordnung v. 1860 § 359, 3) eine Garantie suchen müssen, daß seine Felder nicht ertraglos werden! Also Klima und Boden mangelhaft, Arbeitskraft ungenügend — und Kapital? — Ja Kapital haben wir nicht, „und zwar aus dem sehr natürlichen Grunde, weil unser Fabrikbetrieb, der doch allein größere Kapitalansammlungen vermittelt, von der Regierung nicht genügend begünstigt wird“ — so sagt der Herr Fabrikant, unzufrieden damit, daß von dem Werthe aller einkommenden Waaren durchschnittlich nur 51 % erhoben werden. Aber ob nun aus diesem oder aus einem andern Grunde, jedenfalls fehlt es an Kapital; das ist das traurige Factum! — Wir beugen uns ihm und gehen über zu der zweiten der drei Grundbedingungen für die landwirthschaftliche Blüthe eines Landes.

Es dürfte ein kaum anzufechtender Grundsatz sein, daß die meisten Menschen lieber faullenzen als arbeiten und lieber wenig arbeiten als viel! Aber nur Arbeit schafft Werthe und sollen mithin so viel als möglich landwirthschaftliche Werthe producirt werden, so muß auch die landwirthschaftliche Bevölkerung (welche beiläufig c. 87 % unserer Gesammtbevölkerung ausmacht) mit allen Mitteln zur Arbeit gezwungen werden. Der einzige Hebel zur Arbeit ist aber im allgemeinen der menschliche Egoismus; nur wenn ich mir durch meine Anstrengung ein entsprechendes Maß von Gütern erwerben kann, werde ich dieselbe auch auf's höchste steigern. Giebt es nun eine Sphäre, in welcher einer bestimmten Gesellschaftsgruppe der ungestörte Besitz garantirt ist, während die andern davon ausgeschlossen sind, so wird erstere sich auf diesem Gebiet nicht besonders anstrengen, weil sie jedenfalls in ihrer Existenz gesichert ist, und die andere nicht, weil

ihren etwanigen Erfolgen schließlich ein Damm entgegensteht, welchen auch die größte wirthschaftliche Tüchtigkeit nicht zu durchbrechen vermag.

Aber nicht allein der Natur der Menschen muß bei der Production Rechnung getragen werden, sondern auch der Natur der Verhältnisse. Der höchste Grad der intensiven Wirthschaft kann nur bei sehr kleinen Gütern Anwendung finden, bei mittleren und großen aber gehört ein bedeutendes Kapital und noch bedeutendere landwirthschaftliche Intelligenz dazu, um die größtmögliche Production zu erzielen; es muß daher, je nach den örtlichen Verhältnissen, nach der herrschenden landwirthschaftlichen Intelligenz und nach dem vorhandenen Kapital, die Vertheilung des Grundbesitzes in große, mittlere und kleinere Güter möglich sein. Diese richtige Vertheilung erfolgt von selbst im Spiel des freien Verkehrs, kann aber nie durch ein Gesetz fixirt werden, weil der Gesetzgeber, um dem in der fortschreitenden Entwickelung der landwirthschaftlichen Production stets wechselnden Bedürfniß gerecht zu werden, immer wieder und fast täglich die getroffenen Bestimmungen abändern müßte — vorausgesetzt, daß überhaupt ein Mittel sich finden läßt, dem jedesmaligen Bedürfniß den Puls zu fühlen.

Wie aber steht es damit bei uns in Livland? — Es existiren c. 900 große Wirthschaftseinheiten (Rittergüter) und c. 30,000 mittlere (Gesinde); kleiner Grundbesitz nur in der Umgebung der Städte. Die Rittergüter sind der privilegirte Besitz einer kleinen Fraction der Bevölkerung, während 99 % derselben davon ausgeschlossen bleiben. Bei den Gesinden aber sind feste Grenzen der Verkleinerung wie Vergrößerung gesetzt (Maximum 1 Haken, Minimum ⅙ Haken). So steht es um die Freiheit des Grundbesitzerwerbes in Livland, um die Ungebundenheit im Theilen und Zusammenlegen der Grundstücke, um die Möglichkeit eines ungehemmten Spieles der Kräfte! Wann wird endlich die für die betreffende Reform günstige Zeit gekommen sein?

Was den dritten Punkt, die Communicationsmittel anlangt, so liegt es auf der Hand, daß die landwirthschaftliche Production in der Möglichkeit ihrer Verwerthung ihre Grenze finden muß. Wozu soll ein Landwirth mehr Korn bauen, als er für seinen Bedarf braucht, wenn er dasselbe nicht verkaufen kann? Sind die Communicationsmittel theuer, so verkleinern sie den Markt der Producte und damit die Production. Für so voluminöse Werthe aber, als die landwirthschaftlichen zu sein pflegen, sind

Wasserwege das wohlfeilste und Eisenbahnen das bequemste Transportmittel; beide fehlen fast vollständig.

So entbehrt denn unsere landwirthschaftliche Production aller Grundbedingungen, um zu einer kräftigen Entwickelung zu gelangen; vorher aber kann von einer internationalen Bedeutung derselben keine Rede sein und es sind mithin beim ferneren Verkehr mit dem Auslande die Grundlagen unserer materiellen Existenz bedroht. Wollen wir in unsern Bedürfnissen um einige Jahrhunderte zurückgehen, uns in Watmal kleiden und bei Palten, Grütz und Bierkäs alle Früchte der europäischen Kultur verachten, dann allerdings könnten wir in unseres Leibes Nothdurft und Nahrung gesichert sein; wollen wir dagegen auch fernerhin unsere gesteigerten materiellen und geistigen Bedürfnisse befriedigen, dann werden wir uns wohl auch bequemen müssen, der Kultur auf den Pfaden zu folgen, welche ausschließlich einzuschlagen sie nun einmal für gut befunden hat, d. h. wir müssen in landwirthschaftlicher Beziehung

1) unsern Grund und Boden ausreichend mit Arbeit und Kapital befruchten; dazu müssen wir aber

2) den Grund und Boden von den Fesseln befreien, durch welche er in seinen normalen Bewegungen gehemmt ist. Nimmer wird das Kapital mit Lust dem Grundbesitz zufließen, wenn er ein privilegirter zu sein fortfährt. Nimmer werden Fleiß und Intelligenz den rechten Wettlauf beginnen, wenn Maxima und Minima die Bahn verlegen. Wird aber erst in dieser Hinsicht das Unumgängliche geschehen sein, dann werden sich

3) auch die Mittel finden lassen, die producirten Werthe auf den Weltmarkt zu befördern. — Soviel von unserer Landwirthschaft! Sehen wir uns jetzt um nach unseren Gewerben, unserer Industrie.

Man mag vom ethischen und philanthropischen Standpunkte (obgleich nicht weniger mit Unrecht) gegen die freie Concurrenz einwenden was man will — im Interesse der best- und größtmöglichen Production ist ohne sie nicht auszukommen. Niemand bestreitet es mehr, daß nur durch sie alle in einem Lande ruhenden Arbeitskräfte zur höchsten Leistung gespornt werden können. Die Zünfte aber bilden den Gegensatz der freien Concurrenz und lähmen den Aufschwung der Gewerbe durch die Vorbedingungen, von welchen sie ihren Betrieb abhängig machen. In den meisten Gewerben sind es die Kapitalisten, die Fabrikanten gewesen, welche den ersten Anstoß zur zeitgemäßen Entfaltung derselben gegeben

haben. Der dadurch für den Handwerker entstehenden Gefahr, von der Uebermacht des Kapitals erdrückt zu werden, ist mit Erfolg das Princip der Association entgegengesetzt worden. Das Fortbestehen der Zünfte in ihrer alten oder sei es auch (wie in Riga) modificirten Gestalt wiegt die Handwerker in eine trügerische Sicherheit ein, welche nicht nur den Betrieb selbst herunterbringt, sondern auch hindert, daß sie sich zu Associationen verbinden und auf diesem Wege den an sie mit Recht gestellten gesteigerten Ansprüchen der modernen Zeit genügen. Es ist ein Irrthum zu erwarten, unsere Handwerker würden die großen Schwierigkeiten des zu organisirenden Genossenschaftswesens überwinden wollen, bevor die Wellen der Noth ihnen über den Kopf zusammenschlagen. Die bei uns bereits bestehenden Associationen sind kein Beweis für das Gegentheil, da dieselben nur aus größtentheils bemittelten zünftigen Meistern gebildet sind und gar keine Concurrenz mit Kapitalisten oder sonstigem Engros-Betrieb auszuhalten haben. Wenn erst sämmtliche Zunftbeschränkungen gefallen sein werden und in Folge dessen die Associationen auch andere Concurrenz haben werden als isolirte zünftige Handwerksmeister, dann erst werden einerseits die Schwierigkeiten zu Tage treten, mit welchen das Associationsprincip nothwendiger Weise zu kämpfen hat, aber auch dann erst wird andrerseits die Bildung von Genossenschaften erwartet werden können, welche jeder Concurrenz trotzen, den Handwerksbetrieb entwickeln und den Handwerkerstand vor seinem Untergang bewahren.

Wozu sollen sich unsere Handwerker in ihrer gegenwärtigen Situation die Mühe geben besser oder wohlfeiler zu arbeiten? Sie hätten davon keinen Vortheil; denn von den beiden Klassen, in welche unsere Handwerker füglich getheilt werden können, nämlich in solche, welche schlecht arbeiten und solche, welche sehr schlecht arbeiten, ist die erstere bereits der Art mit Arbeit überhäuft, daß sie eine Vergrößerung ihrer Kundschaft weder bedarf noch begehrt, und bleibt auch die zweite Klasse nicht unbeschäftigt, weil das Publikum doch noch lieber den schlechtesten als gar keinen Handwerker benutzt. So fehlt es unserem Handwerk an dem gehörigen Trieb und Stachel zum Fortschritt. Wer in unserem Lande wüßte nicht von den traurigen Erfahrungen zu erzählen, die er mit den Handwerkern gemacht? Wir erhalten theure aber schlechte Waare und müssen bei kleinen Arbeiten sogar noch die Gefälligkeit der Herren Meister hoch anerkennen, wenn sie dieselben nicht ganz abweisen — was übrigens auch oft genug vorkommt. Die Zunft bietet keinerlei Garantie, weder für die Güte der

Arbeit noch für die Einhaltung der Termine noch für die Niedrigkeit der Preise. Was also sollen denn noch die Zünfte? Antwort: nur c. $^{9}/_{10}$ % unserer Bevölkerung (und nicht einmal so viel, da die meisten der in dieser Summe miteinbegriffenen Gesellen und Lehrlinge mit der Aufhebung der Zünfte sehr einverstanden wären) ein sorgenfreies oder doch bequemes Leben bereiten. Es ist damit wie mit der Zunft der Güterbesitzer; nur mit dem Unterschiede, daß die Tage der Handwerkszünfte bereits gezählt sind — in Folge der von der Staatsregierung vorbereiteten neuen Gewerbeordnung — die Schicksalsstunde des Güterbesitzprivilegiums aber noch in Dunkel gehüllt ist.

Und mit dem bekannten Schillerschen: „ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte", tritt unsere Fabrik-Industrie der landwirthschaftlichen und Handwerks-Production würdig an die Seite! Die Lebensbedingungen jeder bedeutendern Fabrik-Industrie sind 1) Kapital und 2) Arbeitskraft, und solange wir an diesen beiden Factoren Mangel leiden, könnten wir mit eben so viel Erfolg die Ostsee in den Stintsee leiten als durch legislatorische Acte einen blühenden Fabrikbetrieb begründen wollen. Zahlen wir durch die Zünfte unsern Handwerkern eine Prämie für schlechte Arbeit, so drängt unser Schutzzollsystem unsere Kapitalien künstlich in einen Betrieb hinein, für dessen ausreichende Rentabilität wir durch unmäßige Preise unserer Industrie-Producte büßen müssen, so daß wir den doppelten Schaden zu tragen haben, sowohl diejenige Production, welche in unsern Verhältnissen natürlichen Boden hat, durch den Mangel an Kapital, das künstlich in andere Betriebskanäle geleitet wird, lahm gelegt zu sehen, als auch diese Kapitalien durch Monopolpreise der von ihnen producirten Güter verzinsen zu müssen, während ohne Prohibitiv- oder Schutzzoll wir dieselben Producte nicht nur wohlfeiler und besser aus dem Ausland beziehen könnten, sondern unsere Kapitalien sich denjenigen Gebieten zuwenden müßten, in denen sie ohne künstliche Ableitung die höchsten Zinsen tragen würden.

Wie sehr die ausländische Fabrik-Production die unsrige nicht nur an Niedrigkeit der Productionskosten, sondern auch an Güte der producirten Waaren übertrifft, dafür liegt der unzweifelhafte Beweis in der Thatsache vor, daß die ausländischen Fabrikate trotz des hohen Schutzzolls, der ihren Preis erhöht, dennoch gesuchter sind als die inländischen. Der Fabrikant meint natürlich: „nur aus Vorurtheil" und „weil die Schutzzölle für die Jugendlichkeit unserer Industrie noch immer zu niedrig sind". Wie dem aber auch sei, jedenfalls leiden durch das Schutzzollsystem nicht nur

die Consumenten, sondern auch die gesammte Production. Denn es ist klar, daß die Producenten, welche zu ihrem Betriebe irgend welcher Erzeugnisse aus dem Gebiete der Fabrik-Industrie bedürfen und dieselben nur zu hohen Monopolpreisen beschaffen können, demgemäß den Preis ihrer Producte steigern müssen. Aus dieser Preissteigerung aber ergiebt sich eine Verkleinerung des Marktes und oft die Unmöglichkeit, mit dem Auslande zu concurriren. Die letzte Consequenz des Schutzzollsystems ist, daß es selbst die Henne schlachtet, welche die goldenen Eier legen soll, d. h. daß es den Consumenten, welche die Fabrikproducte bezahlen sollen, die Mittel dazu nimmt, indem es deren eigene productive Thätigkeit lähmt.

Jedes Land kann fremde Producte nur kaufen, wenn es seine eigenen verkaufen kann; unser Schutzzollsystem aber zwingt uns dazu allen Ländern, welche vorherrschend Fabrikate erzeugen, nur zu verkaufen, d. h. ihnen die Möglichkeit des Kaufens zu erschweren. Der ausländische Kaufmann, welcher unsere Waare nicht gegen die seinige eintauschen kann, muß letztere erst gegen Geld umsetzen und kann uns in Folge dieser doppelten Operation das Geld nicht für denselben Preis geben, für welchen er seine Waaren abgegeben hat. Indem nun noch dazu kommt, daß wir durch diesen Zwang, unsere Waare meistens gegen Geld einzutauschen, in unserem ausländischen Handel die Nachfrage nach Geld und damit den Preis desselben steigern, so liegt auf der Hand, wie theuer bezahlt das Geld ist, welches wir gegen unsere Waare erhalten. Mit diesem theuer erworbenen Gelde aber bezahlen wir, als Consumenten, die Monopolpreise unserer Fabrikate, um mit Hülfe dieser wiederum nur um so theurer zu produciren, — und wundern uns schließlich, daß kein Mensch mehr unsere Producte kaufen will.

Facit: die Gebundenheit unseres Grundbesitzes beschränkt die landwirthschaftliche Production; unsere Zünfte verkümmern das Handwerk; unser Zollsystem lähmt unsern Handel, und unsere Fabrik-Industrie kommt trotzdem zu keiner Blüthe. Es giebt also kein Gebiet unserer materiellen Production, auf welchem den Forderungen der Zeit für eine gedeihliche Entfaltung derselben Rechnung getragen wäre. Wir enthalten uns, wie schon oben gesagt, jedes Urtheils über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Reformen, können aber nicht umhin anzunehmen, daß ohne dieselben unsere Production ihrem vollständigen Ruin entgegen geht. Es ist bei uns in jüngster Zeit mächtig um Rechte gefochten worden; aber darum,

daß es sich schließlich auch lohne, diese Rechte erworben oder behauptet zu haben, kümmern sich Wenige.

Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die äußern Verhältnisse zu besprechen, welche mehr oder weniger dazu beitragen, unsern Curs zu verschlechtern, unsere Waaren zu vertheuern und unsere trotz alledem geschaffenen Werthe der Nutzung innerhalb dieser Provinzen zu entziehen. Darüber könnte man nicht reden, ohne sich tief in die das gesammte Reich betreffenden Finanzfragen einzulassen. Sagen wir nur noch ein Wort über unser Steuersystem.

Neben den verschiedenen indirecten Steuern, welche bekanntlich an sich von der Volkswirthschaft verurtheilt sind, haben wir drei Steuer-Kategorien, welche mit einander um die Palme der Unzweckmäßigkeit ringen, und zwar erstens die Kopfsteuer, zweitens die Grundsteuer auf dem Lande und drittens die Immobiliensteuer in den Städten. Die erste und die dritte sind ihrem Wesen nach ungerecht, die zweite aber in ihrer Form höchst unglücklich. Bei der Kopf- und Grundsteuer sind auch die Uebelstände bereits allgemein anerkannt und es ist bekanntlich im Werke, wenigstens die erstere baldmöglichst abzuschaffen; bei der Immobiliensteuer aber bedürfte es wol noch eines hartnäckigen Kampfes, um unsere Ansicht durchzusetzen. Wir können hier zur Begründung dieser These nur anführen, daß 1) die Immobiliensteuer nur eine Form des mittelalterlichen Steuerprincips ist, wonach stets derjenige zu zahlen hatte, bei welchen sich die Steuerhebung am leichtesten effectuiren ließ, d. h. derjenige, welcher der Steuerhebung den geringsten Widerstand entgegensetzen konnte, und daß 2) die Immobiliensteuer unmöglich vom Vermiether auf den Miether übergewälzt werden kann, weil Angebot und Nachfrage, welche wie alle Preise, auch den Miethzins (Miethpreis) bedingen, durch eine Steuerauflage oder Steuererhöhung ganz unbeeinflußt bleiben.

Wir können ebensowenig hier als überhaupt in diesem Aufsatz eine detaillirte Beweisführung unserer Behauptungen geben, da wir sonst in den Fall kämen, eine vollständige Theorie der Nationalökonomie schreiben zu müssen. Es sollten nur einige Hauptpunkte, welche sich uns bei einer gewissenhaften Vergleichung der gegebenen Wirklichkeit mit den Forderungen der Theorie aufgedrängt haben, summarisch notirt werden. Wir glauben nicht, damit das Unsrige in der Sache gethan, sondern nur um so mehr die Pflicht auf uns genommen zu haben, nach Zeit und Gelegenheit genauere Begründungen und Ausführungen zu liefern. —n—

St. Petersburger Correspondenz.

Ende Juli.

ß. — Heute will ich Ihnen einige fragmentarische Bemerkungen über die Deutschen in Petersburg schreiben. Nicht über ihr Verhältniß zu den Russen — das Thema wäre einerseits nicht mehr neu, andrerseits bedenklich — sondern über ihre Verhältnisse unter einander. In mancher Beziehung stellen sie sich wohl als ein selbständiges Element der ganzen Bevölkerung dar und wenn man auch mit Recht darüber geklagt hat, daß die Deutschen im Elsaß zum Theil zu Franzosen, die Deutschen in den Vereinigten Staaten zum Theil zu Amerikanern geworden sind, so bleibt immerhin noch viel Deutsches an ihnen übrig. Lessing sagt einmal der Nationalcharakter der Deutschen bestehe darin, keinen zu haben, und doch hat derselbe Mann, der an einem Nationaltheater in Deutschland verzweifelte, weil die Deutschen keine Nation seien, so viel zur Entwickelung des Nationalbewußtseins gethan. Letzteres verlischt nie ganz, tritt aber allerdings bisweilen so weit in den Hintergrund, daß man oft Mühe hat die Spuren davon zu erkennen. Besonders in politischer Beziehung ist es in manchen deutschen Kreisen Petersburgs herkömmlich auf dem Gefrierpunkte zu stehen: man ist Dilettant in Sachen der Politik und es ist ja auch so mühevoll die Zeitungen zu lesen, wozu den meisten selbst die nöthigen Vorkenntnisse fehlen. Privatcorrespondenzen über politische Fragen sind selbstverständlich eine sehr seltene Ausnahme. Der Hintergrund einer allgemeinen Theilnahme des Volks an den öffentlichen Dingen fehlt; es giebt nicht einmal

Turnvereine, Wettsingen und Schützenfeste. Wo soll da die Anregung zur Theilnahme an der Politik herkommen? Man muß es hoch anschlagen, wenn allenfalls dem Einen oder dem Andern etwas schleswig-holsteinisch zu Muthe wird oder wenn hier und da etwas üble Laune in Betreff Herrn von Bismarcks zum Vorschein kommt. Das Gros des sogenannten deutschen Publikums hier verfolgt nicht einmal den äußern Verlauf der „deutschen Frage"; von einer Parteinahme ist nicht zu reden. Es ist ja auch schon sehr lange her, daß Solon bei Strafe von jedem Staatsbürger verlangte, er solle zu irgend einer Partei gehören. Der Staat ist eine Abstraction geworden. Man kommt mit ihm täglich in tausendfache Berührung, aber man hat nicht das Bewußtsein von der engen Beziehung des Staates zu jedem Einzelnen.

Aber die deutsche Volksthümlichkeit hat ihren Schwerpunkt nicht in der unmittelbaren Theilnahme an der Politik. Es giebt tausenderlei Anderes was den Deutschen viel mehr zum Deutschen macht als ein genau formulirtes politisches Glaubensbekenntniß. Es ist nicht zufällig, daß die Marseillaise der Deutschen, Vater Arndts vielgesungene Volkshymne: „Was ist des Deutschen Vaterland?" mit einem Fragezeichen beginnt. Wenn die Deutschen ein „engeres" und „weiteres" Vaterland unterscheiden, so ist das ein Anderes, als wenn der berühmte englische Staatsmann Fox im Gespräch mit einem französischen Diplomaten bemerkte: England, d. h. die Großbritannischen Inseln, sei nur das Absteigequartier, die Station der Engländer, die ganze Welt sei England.

An das „engere" Vaterland werden die in Rußland lebenden Deutschen durch ihre geschäftlichen Beziehungen zu Consulaten und Gesandtschaftsbüreau's erinnert; das „weitere" Vaterland ist eben die Erhaltung der Volksthümlichkeit, Sitte und Sprache. Die deutschen Colonien auf dem platten Lande sind in der letztern Beziehung bisweilen so conservativ, daß man in spätern Zeiten Archäologen wird hinschicken können, um wie heute in den Trümmern von Herculanum und Pompeji, die Cultur längst entschwundener Zeiten daran exemplificirt zu sehen. Doch nicht von solchen amputirten und eingepökelten Stückchen des „weiteren" Vaterlandes der Deutschen will ich Ihnen heute etwas mittheilen, sondern einige Züge aus dem Leben und Treiben der Deutschen im Gewühl der großen Städte. Auch in London und Paris, in Moskau und Petersburg giebt es für die ausgewanderten Deutschen, Franzosen, Schweizer u. s. f. Veranlassungen sich ihrer Nationalität zu erinnern. Zu diesen Veranlassungen gehört die

Armenpflege. Ein Zufall verschaffte mir die Gelegenheit Rechenschaftsberichte der verschiedenen Armenvereine und sonstiger Gesellschaften der Ausländer in Rußland durchzublättern. Es steckt darin allerdings unter einer großen Masse von unnöthiger Salbung und von leerem Phrasengeklingel manche anziehende statistische und historische Notiz.

Nach verschiedenen Gesichtspunkten finden bei den Gesellschaften der Ausländer in Rußland Trennungen und Vereinigungen statt. Bei der Armenpflege tritt das confessionelle Element in den Hintergrund und das nationale in den Vordergrund, bei andern Unternehmungen umgekehrt. In der französischen Wohlthätigkeitsgesellschaft in Moskau ist sowohl der Geistliche der katholischen Kirche als auch der Pastor der reformirten Gemeinde Mitglied des Ausschusses; bei dem hier seit 1½ Jahren bestehenden Gesellenhause „zur Palme", werden obgleich diese Anstalt eine Stiftung der evangelischen Gemeinden ist, Gesellen jedes andern christlichen Bekenntnisses aufgenommen. Die Benutzung der „Bibliothek der evangelischen Gemeinden" ist statutenmäßig nur den Mitgliedern derselben gestattet. Ob für die letztere Beschränkung hinreichende Gründe vorliegen, ob dieselbe auch beobachtet wird, ist mir nicht bekannt.

Erfreulich ist die Annäherung der verschiedenen Stände in den Verwaltungsausschüssen solcher Vereine. Geistliche und weltliche Beisitzer, Gelehrte und praktische Geschäftsmänner, Beamte und Handwerker haben hier einerlei Aufgaben zu lösen, lernen miteinander ein wenig die Anfangsgründe des Selfgovernments kennen und haben Gelegenheit sich von ständischen Vorurtheilen zu befreien.

Manche von diesen Anstalten der Ausländer sind sehr alt und haben im Laufe der Jahrzehnte große Bedeutung gewonnen. So z. B. besteht die Petrigemeinde seit 155 Jahren, aus einer kleinen hölzernen Kirche ist eine große steinerne geworden, an welcher drei Prediger angestellt sind; aus einem kleinen hölzernen Hause dabei sind sechs große steinerne Wohnhäuser, aus einem kleinen hölzernen Schulhause sind zwei große Schulhäuser geworden. Die nicht rentirenden Activa des Gemeindevermögens z. B. Kirche, Schulhäuser u. s. f. betragen die Summe von gegen 400,000 Rbl., die rentirenden Activa 470,000 Rbl. doch ist das Grundvermögen der Kirche mit einer Schuld von ungefähr 400,000 Rbl. belastet.

Vor einiger Zeit feierte die hiesige schweizerische Hülfsgesellschaft ihr fünfzigjähriges Bestehen. Anfänglich zur Unterstützung der von Mißwachs und Ueberschwemmung nothleidenden Schweizer im Kanton Glarus gestiftet,

hat später die Gesellschaft besonders die hülfsbedürftigen Landsleute in Petersburg unterstützt und seit ihrem Bestehen ungefähr 70,000 Rbl. verausgabt. — Das Kapital des hiesigen französischen Wohlthätigkeitsvereins, welcher ebenfalls bereits fast ein halbes Jahrhundert besteht, beträgt die Summe von über 50,000 Rbl. — Der hiesige deutsche Wohlthätigkeitsverein unterstützte in den Jahren 1844 bis 1862 über 30,000 Individuen und setzte ungefähr 200,000 Rbl. um. — Sind diese Erfolge auch nicht als imposant zu bezeichnen, so zeugen doch solche Gesellschaften von Organisationsfähigkeit und man kann dem Bestreben für die Armenpflege bestimmte Gesichtspunkte zu gewinnen und dem Gespenst des Proletariats zu begegnen nur Glück wünschen.

Als bedeutend ist der Erfolg zu bezeichnen, mit welchem die 1846 gegründete „Bibliothek der evangelischen Gemeinden" arbeitet. Sie zählt jetzt etwas über 30,000 Bände und hat in den letzten Tagen durch eine Schenkung des Rektors der russischen Sprachwissenschaft Gretsch mehrere hundert Bände hinzugewonnen. Sowohl die Zahl der Leser als die der ausgeliehenen Bücher ist im Steigen begriffen. Seit Bestehen der Anstalt sind über eine halbe Million Bände ausgegeben worden und in dem Jahre 1863 allein 38,362 Bände. Diese bedeutende Frequenz erklärt sich vor allem durch die Unterhaltungslectüre im engern Sinne, für welche in so liberaler Weise gesorgt wird, daß z. B. von Freitags „Soll und Haben", als dieser Roman gerade en vogue war, nicht weniger als 13 Exemplare angeschafft wurden. Daß aber in Bezug auf die Wahl der Bücher bei der Anschaffung die Bibliothek der evangelischen Gemeinden durchaus nicht in die Reihe der Leihbibliotheken gewöhnlichen Schlages gestellt werden kann, zeigt ein Blick in den Katalog, wo man die neueren epochemachenden wissenschaftlichen Werke in bedeutender Auswahl vertreten findet. Auch die dem Gros des Publikums zulieb anzuschaffenden Romane unterliegen einer sorgfältigen moralischen und einer vielleicht nur zu ängstlichen confessionellen Censur. Die für Anschaffung neuer Bücher verausgabte Summe betrug i. J. 1863 1005 Rbl. Für die Benutzung der Bibliothek wird ein nach Vermögen oder Belieben zu bemessender, gewöhnlich aber nur 2—4 Rbl. ausmachender Jahresbeitrag gezahlt. Wenn man von den Subventionen absieht, welche die evangelischen Gemeinden als solche der Bibliothek angedeihen lassen, so ist eigentlich dabei von keinen freiwilligen milden Beiträgen zu reden, weil bei allen übrigen Zahlenden die Leistung

der Gegenleistung entspricht. So steht denn diese Bibliothek durchaus auf eigenen Füßen, d. h. auf wirthschaftlich gesunder Basis.

Die Mehrzahl der Deutschen in Petersburg gehört dem Handwerkerstande an. Die Gründung des Gesellenhauses „zur Palme" ist deshalb als ein Ereigniß in der Geschichte des hiesigen deutschen Elementes zu bezeichnen. Wie die Bibliothek der evangelischen Gemeinden nicht in eine Reihe gestellt werden darf mit gewöhnlichen Leihbibliotheken, so darf das Gesellenhaus durchaus nicht mit gewöhnlichen Klubbs, Herbergen u. dgl. verwechselt werden. Es ist dabei nicht so sehr auf Unterhaltung abgesehen, als auf Bildung und wohl auch auf wirthschaftliche Vortheile. In Betreff der geistigen Anregung läßt sich das Gesellenhaus fast als eine in das Moderne übersetzte Meistersängerschule bezeichnen. Man liest Zeitungen und Zeitschriften, vornehmlich speciell die einzelnen Handwerke betreffende Blätter; es werden populär-wissenschaftliche Vorträge gehalten; man turnt und singt, spielt Schach und Billard und unternimmt wohl auch, wie noch in den letzten Tagen geschehen ist, einen gemeinsamen Ausflug ins Freie. Wirthschaftliche Vortheile erwachsen den Mitgliedern des Vereins daraus, daß sie zu wohlfeileren Preisen als anderswo Speisen und Getränke und ein Unterkommen in der „Palme" finden, und ferner ist die Veranstaltung von großer Bedeutung, daß die Anstalt zwischen Meistern, welche Arbeiter brauchen und Gesellen, welche Anstellung suchen, vermittelt, wodurch in echt modernem Sinne für den Verkehr viel gewonnen ist. Was die Verfassung des Vereins betrifft, so besteht das Directorium aus drei Predigern und drei Meistern. Wie es kommt, daß in dem Directorium des „Gesellenhauses" keine Gesellen mit betheiligt sind, bedarf einer Erläuterung, die wir nicht zu geben vermögen. Dem von dem Directorium eingesetzten Hausvater stehen sechs von den Gesellen erwählte Obmänner zur Seite, welche administrative und polizeiliche Befugnisse haben. Bei der Wahl der Obmänner schlägt das Directorium für jede Obmannsstelle drei Candidaten vor, aus denen die Gesellen zu wählen haben, so daß auch bei Besetzung dieser Stellen das aus Predigern und Meistern bestehende Directorium einen bedeutenden Einfluß ausübt. Außerdem besteht ein berathender Ausschuß, welcher einen engern und weitern Rath umfaßt. Dieser Ausschuß hat das Recht an den Berathungen des Directoriums Theil zu nehmen, Anträge zu stellen; ihm stehen auch die Bücher zur Einsicht offen. Die Mitgliedschaft des berathenden Ausschusses wird bedingt durch einen gewissen Geldbeitrag: also ein Census. — Im Mai

1864 betrug die Anzahl der Mitglieder der „Palme“ 240. — Die Zahl der deutschen Gesellen in unserer Stadt ist so groß, daß dem Verein, wenn er in Uebereinstimmung mit den Anforderungen der Zeit sich fortentwickelt, noch eine bedeutende Zukunft bevorstehen kann. Manche ökonomische und Verfassungsfrage wird an ihn herantreten. Möge er sie glücklich lösen.

Das Vereinswesen macht in Rußland in allen Kreisen Fortschritte. Sogar mit der Bildung von Vorschußvereinen und Sparkassen in Schulze-Delitzsch's Weise soll vorgegangen werden. Die Gründung eines solchen Vereins für selbständige Handwerker wird hier gegenwärtig von dem Schneidermeister Eduard Diedrich vorbereitet. Die Mitglieder des Vereins sollen monatliche Beiträge entrichten, um ein Betriebskapital zu bilden, aus welchem gegen mäßige Zinsen Darlehen gemacht werden. Wenn man den großen Erfolgen solcher Anstalten im Westen einige Aufmerksamkeit schenkt, so kann man sich dazu Glück wünschen, daß auch unserer Stadt die Resultate der Wissenschaft zu Gute kommen.

Dreizehn Jahre sind seit Gründung der ersten Genossenschaft in Deutschland verflossen und bereits 1861 bestanden in Deutschland 364 Vereine. So weit die Geschäftsergebnisse dieser Vereine bekannt wurden, konnte man folgende Vergleichung zwischen den Jahren 1860 und 1861 anstellen:

	1860.		1861.	
Mitgliederzahl	31,602		48,760	
Besitzlichkeit der Mitglieder . .	462,012	Thlr.	799,375	Thlr.
Die geleisteten Vorschüsse . . .	8,478,489	„	16,876,009	„
Die Spareinlagen	1,322,494	„	2,649,036	„
Die Verluste	1,490	„	13,805	„
Reservefonds	66,865	„	107,238	„

Gegenwärtig schätzt man die Zahl der Creditgenossenschaften in Deutschland auf gegen 700 mit einem jährlichen Umsatz von 30 Millionen Thalern. Von den Städten ging das Streben die kleinsten Kapitalien zusammenzulegen aus; dasselbe hat bereits begonnen sich hier und da dem platten Lande mitzutheilen. Es gilt vor allem dabei national-ökonomische Kenntnisse in den Massen zu verbreiten, um die Gründung solcher Genossenschaften zu erleichtern, die Theilnahme an denselben zu steigern. In Wjätka wird die Gründung eines Juristenvereins beabsichtigt, welcher u. A. den Zweck hat, die Verbreitung juristischer Kenntnisse in allen Volksklassen

zu vermitteln. Auch für die Verbreitung national-ökonomischer Kenntnisse muß mehr geschehen als bisher.

Die praktischen Bedürfnisse sorgen übrigens schon für die Erweckung solcher Kenntnisse. So z. B. wird die Arbeiterfrage auch bei uns in verschiedener Weise ventilirt. Seit fast 20 Jahren besteht hier ein „Asyl für weibliche Dienstboten," welches den Zweck hat, zwischen dem Publikum und der dienstsuchenden Klasse zu vermitteln. Bisher haben über 1000 Personen durch Vermittelung der Anstalt Beschäftigung gefunden und dafür sehr mäßige Gebühren entrichtet, welche in dem letzten Jahre noch weiter ermäßigt wurden. Während bei dieser Anstalt die Deutschen als Hauptbetheiligte erscheinen, hat neuerdings auch in den Sitzungen der Stadtverordneten hier ein Programm zur Bildung von Dienstbotenvereinen Stoff zur Verhandlung geboten. Die Mitglieder dieser Vereine sollen unentgeltlich mit Stellen versorgt werden. Für makellosen Dienst während einer Reihe von Jahren erhalten sie Prämien oder eine jährliche Pension von dem Verein, welcher auch die Sorge für den ersten Schulunterricht ihrer Kinder übernimmt. Da die Dienstbotenklasse einen sehr bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung unserer Stadt bildet und an vielen Uebelständen leidet, so ist die Frage von solchen Genossenschaften wohl als eine brennende anzusehen. Wie u. A. die zahlreichen bereits seit undenklichen Zeiten hier bestehenden Genossenschaften der Lastträger, Comptoirdiener u. s. f. (Artelschschiks) zeigen, ist man hier für die Gründung solcher Genossenschaften sehr befähigt. Auf diesem Wege kann Bildung und Wohlstand in diesen tiefen Schichten entstehen, welche sonst leicht Material liefern für das Proletariat.

Besonders erfreulich ist bei diesen und ähnlichen Erscheinungen, daß sie ohne die Initiative des Staates ins Leben treten. Das Princip der Selbsthülfe macht sich mehr und mehr geltend, die unzähligen Regeln der Wirthschaftspolizei werden vereinfacht. Sparkassen, Vorschußvereine Armenhäuser sind mit Pflanzen zu vergleichen, welche im Freien unverhältnißmäßig besser gedeihen als im Treibhause. Sie bedürfen keines officiellen Gärtners, keiner Aegide der schützenden und leitenden Bureaukratie und man braucht nicht zu fürchten, daß Unkraut daraus werde, auch wenn der Staat sich möglichst wenig um solche Anstalten kümmert. Man ist oft sehr bemüht dem Pauperismus und Proletariat von Staatswegen mit officiellen Mitteln zu begegnen und denkt nicht immer daran, daß solche in

den tiefern Schichten der Gesellschaft gegründete Vereine das wirksamste Mittel enthalten, die Verarmung zu verhüten.

Vor nicht langer Zeit erschien ein Buch von dem durch manche andere Schriften bereits bekannten Nationalökonomen Hermann Rentzsch: „Der Staat und die Volkswirthschaft. Eine Parallele zwischen den leitenden Grundsätzen der bestehenden Gesetzgebung und den zeitgemäßen Forderungen der Volkswirthschaftslehre. Leipzig 1863.“ Der Verfasser tritt mit dem Anspruch auf, besonders diejenigen zu belehren, welche an der gesetzgebenden Gewalt Theil haben und mit der entschiedenen Ueberzeugung, daß auch heute noch der Staat in den meisten wirthschaftlichen Fragen eine allzugroße Rolle spiele. Ohne eigentlich im Princip besonders viel Neues zu bringen, hat diese Schrift das Verdienst einmal wieder die Hauptfragen der Wirthschaftspolizei zu prüfen und die neuesten Resultate der Wissenschaft dem großen Publikum in sehr gut lesbarer Form zugänglich zu machen. Wiewohl gesagt worden ist, daß kein Buch von so großem praktischem Einfluß auf die Gesetzgebung gewesen sei, wie Adam Smiths „Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes,“ so zählen auch heute Männer wie Schulze-Delitzsch, Max Wirth, Huter, Rentzsch u. A. um so mehr zu den bedeutenderen Publizisten, als sie frei von irgend einer bestimmten Tendenz, sine ira et studio dasjenige, was die Wissenschaft als über allen Zweifel erhaben hinstellte, der Praxis zugänglich zu machen suchen. Wenn nur die so einfachen Resultate der Wirthschaftslehre in Betreff der Gewerbefreiheit, der Wuchergesetze u. dgl. m. verbreiteter wären, so hätten die Gesetzgeber manches zurückgebliebenen Staates in Deutschland nicht so viele Versäumnisse nachzuholen, als dieses der Fall ist, und im großen Publikum beständen über diese Fragen gesundere Ansichten, als man hier und da wohl antrifft.

Aber freilich gerade in Bezug auf Wirthschaftspolizei sind die verschiedenen Völker verschieden erzogen. Die Bevormundung ist in Frankreich zu allen Zeiten gleich groß gewesen. Gleichviel ob Könige, Demagogen oder Kaiser regieren, das Publikum dort erwartet nur vom Staate alles Heil, alle Hülfe und die complicirte büreaukratische Maschinerie, die Intendanten, Präfecten, Maires u. s. f. haben dort zu allen Zeiten die Rolle einer Art Vorsehung gespielt. Fällt einem Bauer eine Kuh, so wendet er sich an den Staat mit der Bitte ihm den Schaden zu ersetzen; ist die Ernte nicht gerathen, so ist der Staat mit Kornvertheilung und allerlei, übrigens natürlich unzureichender Unterstützung sogleich bei der Hand; ge-

lingt es einem Landmann den Ertrag seines Grundstücks zu erhöhen, so wird er dafür vom Staate belobt und belohnt; will Jemand in Algier eine Mühle bauen, so muß in Paris deshalb angefragt werden, worüber natürlich viele Monate hingehen u. dgl. m. — Die gegenwärtige Regierung in Frankreich hat mancherlei Verdienste um das materielle Wohl Frankreichs, sie baute Eisenbahnen und Kanäle, legte Straßen an, dämmte Flüsse ein, unterstützte die Schifffahrt, den Ackerbau und Handel, die Industrie auf alle Weise; aber gleichzeitig hat sie die Privatthätigkeit beeinträchtigt, den Unternehmungsgeist in seiner Entwickelung gehemmt und sich einer solchen Vielregiererei schuldig gemacht, daß der Kaiser Napoleon III. im Juni 1863 selbst eingestehen mußte „seine Schöpfung habe ein Uebermaß von réglementation hervorgerufen, und er begreife nicht, wie z. B. eine Communalangelegenheit von untergeordneter Bedeutung und sonst ohne alles Bedenken eine Untersuchung von mindestens zwei Jahren erfordere, weil eilf verschiedene Behörden sich damit befassen müßten". Dieses Eingeständniß nimmt sich um so wunderlicher aus, als derselbe Mann, ehe er den Präsidentenstuhl in der französischen Republik bestieg, in seinem Wahlmanifest außer vielen andern schönen Sachen auch die Entwickelung der Selbstverwaltung in Aussicht stellte. Daß es indessen den Franzosen gar nicht so sehr um Selbstverwaltung zu thun ist, zeigen die „cahiers" oder Instructionen an die Abgeordneten der Nationalversammlung von 1789, welche bei manchen Gelegenheiten auf die Hülfe des Staats hinwiesen, zeigen die socialistischen Systeme, welche eine Organisation der Arbeit von Staatswegen verlangen, und zeigt auch der Umstand, daß in dem soeben erwähnten Wahlmanifest außer jener Bemerkung von der Selbstverwaltung sich das Versprechen findet, daß die Arbeiter im Alter vom Staate pensionirt werden sollten.

Bekanntlich ist die Frage über das Verhältniß des Staats zu der Arbeiterklasse gerade in den letzten Zeiten in Deutschland mit großer Wärme verhandelt worden. Der immerhin geistreiche und dialektisch gewandte Antagonist Schulze-Delitzsch's Ferdinand Lassalle verspricht u. A. durch Beschaffung von 100 Mill. Thalern vermittelst einer Zinsgarantie des Staats der materiell schlimmen Lage der Arbeiter abzuhelfen; Andere lehnen durchaus jede Einmischung des Staates in solche Creditinstitute ab. Eine solche Einmischung hat bisweilen politische Gründe, wie denn in Frankreich die Theilhaber der sogenannten caisses paternelles größere Vortheile genießen als die entsprechenden Privatbanken gewähren können,

um die Kapitalien der Arbeiter in die Staatskasse zu locken und dadurch die Arbeiter und Handwerker, denen der Staat schuldet jeder Staatsumwälzung abgeneigt zu machen. Hier sind also die volkswirthschaftlichen Vortheile durchaus Nebensache. Aber auch bei den ehrlichsten wirthschaftspolizeilichen Absichten des Staates werden seine Bemühungen oft von sehr schlechtem Erfolge gekrönt. Auf dem volkswirthschaftlichen Congreß von 1859 legte Schulze-Delitzsch die Ergebnisse mehrerer auf Subvention beruhender Vorschußvereine zu vollkommener Würdigung der staatlichen Unterstützung vor. Ein in Kassel bestehender Verein mit einem zinsfreien Darlehen von 7500 Thalern hatte noch nicht einmal sein ganzes Kapital umgesetzt. Im Jahre 1848 wurden in Preußen gegen hundert Vorschußkassen gegründet und vom Staate mit einem Kapital von 85,000 Thalern ausgestattet, aber ihr Umsatz betrug im Jahre 1857 weniger als die Höhe des Grundkapitals. Der Umsatz einzelner Kassen streift ans Lächerliche. Die Kasse des zweiten Bezirks in Berlin setzte mit 1457 Thalern nur 92 Thlr., die des 46-sten Bezirks mit 897 Thlr. nur 25 Thlr. um. Die Schenkung solcher Betriebskapitalien ist um so unwirthschaftlicher als die Kreditbedürftigen sehr gut erkennen, wie ihr Kredit durch Unterstützungen nicht gekräftigt, sondern untergraben werden müsse. Reutzsch bemerkt, man werde der Wahrheit sehr nahe kommen, wenn man behaupte, daß eine solche Darlehnskasse um so geringern Umsatz und um so mehr Verluste aufzuweisen habe, je mehr sie auf Unterstützung beruhe.

Als die Handelskrisis von 1857 die sächsische Regierung veranlaßte der Großindustrie Vorschüsse zur Beschäftigung der Arbeiter anzubieten, erkannten die Fabrikherren den guten Willen dankbar an, erklärten jedoch mit sehr wenig Ausnahmen die Krisis für weniger gefährlich als das Sinken ihres Credits, den sie durch die Annahme von Regierungsdarlehen für gefährdet hielten. — Noch energischer haben sich die englischen Kaufleute bei einer ähnlichen Gelegenheit ausgesprochen. Als der englische Minister Pitt den Kaufleuten, welche unter der Continentalsperre litten, versprach auf alle Weise dem Handel aufhelfen zu wollen, war die Antwort: „Wir bitten um weiter nichts, als daß das hohe Ministerium sich um uns gar nicht kümmere und wir werden uns wohl befinden". Der Unwille über die lästige Einmischung der Regierungen in die wirthschaftlichen Angelegenheiten der Völker hat zuletzt den geistreichen französischen Nationalökonomen Say zu dem paradoxen Ausruf veranlaßt: „diejenige Regierung ist die beste, welche wenig oder gar nicht regiert" und der geniale Buckle be-

merkt in seiner „Geschichte der Civilisation in England“ in demselben Sinne, die Aufgabe der Gesetzgebung bestehe in der letzten Zeit ganz besonders darin überflüssige Gesetzesverordnungen abzuschaffen.

Und in der That, die Gesetzgebung hat in der letzten Zeit einen emancipirenden Charakter. Man braucht nur an Einzelnes zu erinnern: hier und da kommt man bereits zur Einsicht, daß die Untheilbarkeit der Güter schädlich sei, daß sie die Güter hindere in die productivsten Hände überzugehen, daß sie die Creditverhältnisse der landbauenden Klasse beeinträchtige. In den meisten deutschen Verfassungsurkunden ist Freiheit des Erwerbs allen Staatsangehörigen zugesichert, die Gewerbefreiheit siegt über den Zunftzwang und selbst das Concessionswesen erleidet hier und da heftige Angriffe. Der Schornstein der ersten Dampfmaschine ward zum Grabstein für die Zünfte, das Pfeifen der ersten Locomotive war ihr Grabgeläute. Die Nationalversammlung in Frankfurt hat bereits ein Gewerbegesetz in modernem Geiste redigirt, und seitdem sind die meisten Staaten mit Reformen in dieser Richtung vorgegangen. Hessen-Kassel und Mecklenburg haben freilich noch keine Gewerbefreiheit, aber daß manche Regierungen bei solchen Fragen überaus schwerfällig sind, kann man ja u. A. auch daraus ersehen, daß die Wuchergesetze, von denen wohl gesagt worden ist, sie trügen mit Recht ihren Namen, da sie Wucher erzeugten, auch noch nicht überall abgeschafft sind, während es doch leicht genug ist einzusehen, daß eine schablonenmäßige Festsetzung der Höhe des Miethzinses für Kapitalien ebenso unvernünftig ist, als wenn der Staat sich anmaßen wollte die Höhe der Sätze beim Verleihen von Musikalien und Büchern, Maschinen, Arbeitsvieh u. dgl. festzusetzen.

Der Staat braucht nicht mehr wie früher, wenn Jemand sich in einem Staate niederlassen will zu untersuchen, ob der betreffende Erwerbszweig nicht schon hinreichend vertreten sei; es bedarf nicht mehr des Kopfbrechens von Seiten des Staats über die festzusetzende Zahl von Schustern und Sattlern in jeder Stadt; der Staat hat es nicht nöthig die besten Landwirthe mit Prämien oder gar, wie in Frankreich vorgeschlagen wurde, mit Orden zu belohnen; er kann die Mühe sparen Altersrentenbanken und Sparkassen zu gründen; gegen die vom Staate ertheilten Patente für neue Erfindungen wird Sturm gelaufen; die Schutzzölle werden zu Anachronismen. Für die Frage von den Staatseisenbahnen ist es lehrreich, daß im vergangenen Jahre die Kammer in Holland die allmälige Ueber-

gabe der Staatsbahnen an den Privatbetrieb beschlossen hat. Um der Armuth entgegenzuarbeiten, den Volkswohlstand zu heben bedarf es von Staatswegen vor allem der Freigebung der Arbeit und des Kapitals.

Mitte August.

Bei den vielen Veränderungen, Reformen und Uebergängen, welche wir in Rußland in der letzten Zeit erfahren haben und noch erfahren, ist es nicht zu verwundern, wenn dieser Uebergangszustand auch in der russischen Belletristik seinen Ausdruck findet. In vielen Romanen, welche während der letzten Jahre erschienen, spiegelt sich diese Unruhe ab. Die Romanliteratur gewinnt publicistisches Interesse und liefert Material für Rußlands Culturgeschichte.

Der Zusammenhang zwischen vielen neuern Romanen und den bedeutendsten Fragen, welche den Staat und die Gesellschaft betreffen, ist um so erklärlicher, als die meisten Romane in erster Auflage in Zeitschriften erscheinen. Ebenso wie ein Theil der wissenschaftlichen Literatur von der periodischen Presse absorbirt wird, so findet auch die Belletristik in den renommirtesten Journalen sehr viel Raum, und wer die Hauptzeitschriften liest oder blättert, ist so ziemlich sicher die hervorragendsten Erscheinungen der neuesten Romanliteratur kennen zu lernen. Diesem Umstand entspricht die gesteigerte publicistische Bedeutung der Romane. Die Tendenz macht sich auch in dieser Literaturgattung geltend. Belletristik und Publicistik reichen einander die Hand.

Man kann nicht leugnen, daß der Roman in allen Literaturen in den letzten Zeiten diese publicistische Bedeutung gewonnen hat und mit bestimmten Tendenzen auftritt. Es ist nicht mehr, wie sonst wohl, auf bloße Unterhaltung abgesehen. Es handelt sich nicht bloß darum ein Kunstwerk zu schaffen. Schiller hat den Romanschriftsteller einen „Halbbruder des Dichters" genannt. Heute könnte man ihn als den Halbbruder des Culturhistorikers oder des Journalisten bezeichnen. In Frankreich haben Eugène Sue und G. Sand mit großer Energie socialphysiologische Fragen in Romanform behandelt; sie sind als Anatomen der Gesellschaft aufgetreten, die Absichtlichkeit bei Wahl der Stoffe, bei der Art der Behandlung ist Hauptgrundlage ihrer Schöpfungen; es galt ihnen manche brennende Frage der Gegenwart zu beleuchten. Der Roman will nicht mehr nur unterhalten, sondern belehren: er wird didaktisch. Ebenso ist in Deutschland der Zeitroman, der Tendenzroman in den letzten Jahrzehnten zu einer früher

ungeahnten Bedeutung gediehen. Zu den Hauptaufgaben des neuesten Romans gehört eben: ein Culturgemälde der Gegenwart zu liefern. Das Interesse an einzelnen Charakteren wird noch übertroffen von dem Interesse an den Massen. Diese werden im Roman beleuchtet, das Seitt und Wesen aller Stände wird nicht bloß dargestellt, sondern bisweilen sogar der Kritik unterworfen. Im Roman wird über öffentliche Fragen raisonnirt, politisirt. Im Roman macht man Partei für oder wider das Alte oder das Neue. Im Roman docirt man, wie die Zukunft sich gestalten solle. Von Goethe, Tieck, Immermann wurde diese Richtung angebahnt, Heine und Börne haben den Journalismus mit der Publicistik noch enger verbunden und in den Romanen Gutzkows, Mundts u. A. ist die Richtung auf die brennendsten Zeitfragen, das Streben, ein Gesammtbild der Gegenwart zu liefern noch wahrnehmbarer. Man muß heutzutage mehr Studien machen, um einen Roman zu schreiben als früher; eine reiche Phantasie genügt nicht, es bedarf tiefer Reflexion und vor allem der Treue des Naturforschers bei der Beobachtung.

Solcher Art sind auch die meisten Erscheinungen der neueren und neuesten russischen Belletristik. Lermontow lieferte das Portrait eines „Helden unserer Zeit“; Gogols meisterhafte Novellen bewegten sich auf dem Boden des entschiedensten Realismus, und fast alle seine Nachfolger haben es sich angelegen sein lassen, auf demselben Wege fortzuschreiten. Der talentvollste und berühmteste unter ihnen, Iwan Turgenjew, gab vor zwei Jahren einen Roman heraus, der in ganz Rußland ungeheures Aufsehen machte und von dem wir hier erzählen wollen.

„Die Väter und die Söhne“ (Отцы и дѣти, Москва 1862) ist der Titel. Mit bewunderungswürdiger Kunst wird in diesem Buche der Conflict des alten mit dem Neuen geschildert. Als Hauptperson tritt „Jungrußland“ auf. Man kann, wie von einem „jungen Deutschland“ oder von einer „giovine Italia“ auch von einem „Jungrußland“ reden. Diese Erscheinung ist in der allerletzten Zeit sehr deutlich hervorgetreten, spielt eine große Rolle, hat entschieden praktische Bedeutung gewonnen. Wer sie nicht in der Wirklichkeit kennen zu lernen Gelegenheit hat, mag sie in dem Buche Turgenjews studieren. Wie sie leibt und lebt hat er sie in allen ihren Zügen bis zum Unheimlichen ähnlich portraitirt.

Die Fabel ist sehr einfach: zwei Studenten, Basarow und Kirsanow, kehren nach Vollendung ihrer Universitätsstudien zu ihren Eltern in die Provinz zurück. Zwei Generationen stehen somit einander gegenüber und

zwei Zeitalter. Die Situation ist sehr gewöhnlich. Alltagsleben auf den Gütern, Besuche, ein Paar Liebesgeschichten, eine Reihe von Gesprächen, in denen die verschiedenen Lebensanschauungen zu Tage kommen. Die beiden Generationen platzen auf einander mit diametral entgegengesetzten Ansichten. Der Conflict steigert sich namentlich für die Eltern Basarows bis zum Tragischen. Die Alten leiden beim Anhören aller Ueberzeugungen der Jugend und diese wiegt sich in dem Gefühl der Ueberlegenheit über das Alter

Turgenjew schrieb diesen Roman offenbar nur, um den Typus dieser „modernen Titanen", wie er in Rußland aufgetreten ist, darzustellen.

Burschikos, emancipationswüthig, negirend tritt diese Jugend auf, mit einer renommistischen Bravour des Denkens, mit Protesten gegen alles Veraltete, mit Verachtung der „überwundenen Standpunkte". Alle fernliegenden Motive werden verleugnet, die Wirklichkeit, die unmittelbarste Gegenwart wird auf den Thron erhoben; frisch und scharf, keck zugreifend, vor allem rücksichtslos, in fieberhafter Unruhe und Ausgelassenheit will man die Zukunft gestalten. Nihilismus wurde diesen Radicalen vorgeworfen, und Nihilisten nannten sie sich alsbald selbst. Es ist viel Grimasse dabei, viel Frivolität, Zerrissenheit, Cynismus. Man ist stolz auf das moderne Heidenthum, verachtet alle „Romantik", trägt seinen Sarkasmus zur Schau über Politik, Religion, Kunst. Hier und da geht man von der Impertinenz zur Blasphemie fort. Maßlos suffisant bricht man mit allem Ueberlieferten auf allen Gebieten.

Solche eine Atmosphäre schildert Turgenjew. In seinem Bilde ist nicht ein Strich Caricatur, alles Kopie, aber ebenso künstlerische Kopie wie die Werke der berühmtesten Genremaler. Es ist von Bedeutung, daß gerade Turgenjew das Buch geschrieben hat, der als Künstler in erster Reihe steht und als Publicist hochgeachtet ist. Er fällt nirgends ein directes Urtheil über seine Helden, aber daß er die Gestalten so naturgetreu hinstellt, ist als stellte er sie an den Pranger.

Basarow, ein junger Mediciner, tritt als Vertreter einer Gattung auf. Arroganz und Nüchternheit zeichnet diese Sorte Menschen aus. Die Nüchternheit ist ein wenig studiert, die Natürlichkeit etwas absichtlich. Man tritt nicht mit einem System auf, Basarow sagt einmal: „Wir predigen nichts", aber an einer andern Stelle heißt es: „Wir erkennnen keine Autorität an"; „Wir sind eine Kraft"; „Wir negiren" u. s. f.

Diese jungen Helden so studiert gleichgültig, so vornehm nachlässig

sie erscheinen, treten doch mit dem Anspruch auf sofort ihre Fahne auszuhängen, ihr Glaubensbekenntniß vorzutragen. Man kokettirt mit der Selbstgenügsamkeit; die Anspruchslosigkeit ist geheuchelt, selbst die Frivolität erscheint als etwas Gemachtes. Das ganze Benehmen dieser Menschen, ihre Unruhe und Fieberhaftigkeit zeugt davon, daß diese ganze Richtung ungesund, unnatürlich ist. Basarow und Kirsanow haben natürlich Naturwissenschaften studiert. Alle Humaniora werden verachtet. „Ein Chemiker ist zwanzigmal nützlicher als ein Poet" sagt Basarow. Von Rafael wird mit größter Geringschätzung gesprochen, „er sei ein Narr gewesen wie alle Künstler, er sei keinen Heller werth". Man ist eben Nihilist und erhaben über solche Dinge. Die Definition eines Nihilisten ist: „er verhält sich zu allen Dingen kritisch, nimmt kein Princip auf Treu und Glauben an". Er hält sich frei von allem Doctrinarismus, glaubt an nichts, auch an keinerlei hervorragende Persönlichkeiten. „Die sogenannten Fortschrittsmänner (передовые люди) taugen nichts". Von Logik hält man nichts: „Wir kommen auch ohne Logik aus. Was soll uns die Logik? Will man essen, wenn man hungrig ist, so bedarf es dazu keiner Logik. Nur keine Abstractionen!" — „Unser Motiv ist das Nützlichkeitsprincip. Jetzt ist es nützlich zu negiren; also negiren wir. Es gilt tabula rasa zu machen. Bauen mögen Andere".

Der größte Genuß dieser jungen Leute ist Verachten. Selbstgefällig lächelt man über die Bauern, welche noch an den feurigen Wagen des Elias glauben. Wegwerfend spricht man von Macaulay; George Sand ist veraltet — „zurückgeblieben".

Basarow ist der Vertreter dieser Gattung Menschen in besserem Sinne. Seine Freunde und Jünger sind schon Caricatur: nicht im Buch, sondern in der Wirklichkeit. Kindisch, jungenhaft treten sie auf. Schon Basarow ist studiert in seinem Aeußern, aber die Andern bedürfen des äußern Apparats noch viel mehr. Selbst die Unordnung in den Wohnungen will genial erscheinen. In dem Zimmer der durchaus emancipirten Dame Kukschin liegen in buntem Gewühl Papiere, Briefe, Zeitungen und Revüen auf staubigen Tischen; Speisereste, Cigarren- und Papyrosspuren überall; sie selbst ist unordentlich gekleidet mit zerzaustem Haar, in unsauberem aber seidenem Kleide. In eine schäbige Sammetmantille gewickelt, auf einer Couchette ausgestreckt, fabricirt sie sich ein Papyros und raucht und geht in Gesellschaft der modernen Titanen bis zur — Berauschung. Diese Scene ist ekelhaft, aber mit großem Talent dargestellt. Der Geist wird

negirt. Die Emancipation des Fleisches triumphirt. Basarow sagt: „Was fabelt man von geheimnißvollen Bezügen zwischen den beiden Geschlechtern. Die Physiologie weiß, was davon zu halten ist. Es ist lächerlich von tiefen, seelenvollen, räthselhaften Blicken zu reden. Die Anatomie weiß von solchen Albernheiten nichts". Und ein anderes Mal: „Menschenkenntniß ist ein Unding. Es lohnt nicht die Menschen zu studieren, da sie alle gleich sind. Alle haben Gehirn, Lunge, Leber u. s. f. einer wie der andere, und auch die sogenannten sittlichen Eigenschaften sind überall dieselben. Man braucht nur ein Exemplar kennen zu lernen, so kennt man alle. Die Menschen sind wie die Bäume im Walde. Einem Botaniker fällt es nicht ein, jede einzelne Birke zu studieren".

Diesen Ansichten gegenüber ist es wie eine Kritik und Zurechtweisung, daß der Hauptheld sich verliebt, während er gleichzeitig alle Liebe für Unsinn hält und sich darüber verwundert, „daß man den Ritter Toggenburg und alle Troubadours nicht ins Irrenhaus gesperrt habe."

Im Meinungskampfe mit diesen Vertretern des Neuen erblicken wir den Vater und den Onkel Kirsanows — letzterer ein Gentleman vom reinsten Wasser, Aristokrat im bestem Sinne, geistvoll, zartfühlend, durch und durch Idealist — und die Eltern Basarows, deren Portraits zu dem Besten gehören, was in dieser Gattung geleistet wurde. Die Eltern schämen sich ihrer Religiosität, weil sie den Sohn fürchten and vergöttern. Die Mutter macht ein Kreuz hinter seinem Rücken, segnet ihn heimlich, pflegt ihn auf alle Weise und wird ihm, der von Gemüthlichkeit natürlich nichts halten will, lästig. Sie ist eine echte Gutsbesitzerin von altem Schrot und Korn, sehr fromm und empfindsam, glaubt an allerlei Wunder, Zeichen und Träume, an Hausgeister und Waldkobolde, an den bald bevorstehenden Untergang der Welt; sie hält viele Thiere für unrein, fastet sehr streng, ißt keine Wassermelonen, weil sie an das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers erinnern u. dgl. m.

Basarow vergiftet sich bei der Section einer typhösen Leiche und stirbt. Die Leere und Oede dieses Sterbens ist meisterhaft geschildert. Eine gewisse Eitelkeit verläßt ihn bis zuletzt nicht. Er sagt: „Welch jämmerlicher Wurm ist der Mensch; ein halbzertretener Wurm, der sich krümmt. Auch ich habe geglaubt: ich werde viel thun, viele Aufgaben lösen; ich sei ein Gigant. Und jetzt hat der Gigant nur die Aufgabe mit einigem Anstande zu sterben, obgleich das niemanden etwas angeht..." Daß der Verfasser seinen Helden sterben läßt, ist gewissermaßen symbolisch. Dies Element

weiß weder mit der Welt noch mit sich etwas anzufangen. Es kann keine bedeutende Stellung in Rußlands Zukunft haben. Es ist eine Krankheitserscheinung, welche kommt und vergeht.

Am Schlusse blitzt die publicistische Absicht Turgenjews durch. Im Auslande, in Heidelberg zeigt er dem Leser die emancipirte Dame umgeben von Studenten. Sie studiert Chemie, Baukunst und alles Mögliche. Die Studenten setzen die Heidelberger Professoren in Erstaunen: zuerst durch ein sehr nüchternes Urtheil über alle Dinge, sodann durch grenzenlose Faulheit und eine kolossale Ignoranz. Diese jungen Chemiker kennen die Anfangsgründe ihrer Wissenschaft nicht, sind aber dabei erfüllt von Negation und Selbstvergötterung.

Solche Erscheinungen, wie diese nach dem Leben geschilderten, sind Zeichen der Zeit, aber auch die Darstellung derselben im Roman ist ein Zeichen der Zeit. Können erstere als ein Gift bezeichnet werden, so ist die feine Komik, die leise Ironie solcher Romane ein Gegengift. Die Naturwahrheit solcher Darstellungen ist das Kunstreichste dabei; der Verfasser ist bisweilen objectiv auf Kosten der Aesthetik. Mit solchen Romanen ist es wie mit der Caricatur: was an der Kunst verloren geht, wird wie Vischer sagt, an directem Einfluß auf das Leben, an eindringlicher Durchsäuerung und Durchsetzung seiner trägen und schlechten Stoffe gewonnen.

Diese letztern Bemerkungen finden noch mehr Anwendung auf ein anderes belletristisches Erzeugniß, das vor nicht langer Zeit in Rußland und hier und da auch in deutschen Blättern recht viel Aufsehen machte. Wir meinen die „Memoiren aus dem todten Hause" (Записки изъ мертваго дома) von Dostojewski.

Bei diesem Werke fühlt man ebenso wie bei dem so eben besprochenen Roman Turgenjews die publicistische Absicht durch. Hier wie dort kommen Thatsachen aus dem Kulturleben der Gegenwart zur Darstellung. In der Schrift Dostojewski's kann man einen Beitrag erblicken zur Lösung der Frage von den Strafsystemen, vom Gefängnißwesen, von dem Verhältniß der Gesellschaft zum Verbrecher und umgekehrt. Die Einkleidung aber ist so durchaus belletristisch, daß man sieht, der Romanschreiber ist nur auf Augenblicke zum Publicisten geworden, nur momentan hat er den Pinsel des Genremalers mit der Journalistenfeder vertauscht. Reflexionen, Theorie, Discussion ist ihm etwas ganz Beiläufiges; seine Hauptaufgabe

besteht darin, ein sehr ins Einzelne gehendes großes Gemälde zu liefern von dem Leben der zur Zwangsarbeit in Sibirien Verurtheilten.

Ein Züchtling tritt als Erzähler auf. Von seinen sonstigen Verhältnissen, von seinem Verbrechen erfährt man nichts. Von dem Tage seines Eintritts in das „todte Haus" bis zu seiner Freilassung, mehrere Jahre lang, beobachtet er und schreibt dann später die empfangenen Eindrücke nieder. Es ist keine Erzählung in zusammenhängendem biographischem Flusse, sondern eine Reihe einzelner Bilder, pikanter Episoden, in welcher sich ein großes Gesammtgemälde des Zuchthauslebens entrollt. Man wird sehr vertraut mit diesem Leben im „todten Hause" beim Lesen dieses Buches, man lernt die verschiedensten Persönlichkeiten kennen; alle Verhältnisse sind mit mikroskopischer Genauigkeit dem Auge des Lesers vorgeführt. Ein Blick in dieses Gemälde überzeugt den Leser, daß hier Selbsterlebtes dargestellt wird. Die Phantasie konnte feiern, wo die Fülle von Erfahrungen und Eindrücken von außen auf eine Persönlichkeit traf, welche, mit solcher Darstellungsgabe ausgestattet, so ungewöhnlich fähig war zu beobachten. An solche Bilder reicht eben wegen der Naturtreue und Genauigkeit der Ausarbeitung keine Phantasie hinan. Dieses behagliche Ausmalen der widerwärtigsten Bilder ist kein anziehendes Phänomen in der Geschichte der russischen Belletristik. Der Schmutz und alle ekelhaften Vorkommnisse bei dem Besuch der Badstuben, die ganze Rohheit und das wüste Treiben der Betrunkenen am Weihnachts- und Ostertage; die Unsauberkeit der Kleider und Wäsche, welche die Züchtlinge im Krankenhause erhalten — alles dieses wird mit beispielloser Hintansetzung von Idealität und Schönheit, ruhig, leidenschaftslos, mit liebevollem Eingehen ins Detail behandelt. Bis in die unbedeutendsten Züge unterrichtet uns der Verfasser über das Sein und Wesen der Betrunkenen; wir lernen Feinheiten des Verbrecherdialektes kennen; es giebt da eine Fluth von kleinen Sprüchen, Sprüchwörtern, Redensarten, die man nur in den untersten Volksschichten kennen lernen kann. Mit Meisterschaft ist der Conversationston des Pöbels, der Hefe der Gesellschaft in seinen subtilsten Nuancen wiedergegeben; ein unerschöpfliches Repertoire von Sprüchwörtern tritt uns entgegen, nicht so beredt, so geistreich und mannigfaltig wie bei Homer und Shakespeare, aber noch naturwahrer, und eben diese Naturwahrheit übt auf den Leser einen eigenthümlichen Zauber aus.

Aber bei solchen Aeußerlichkeiten bleibt der Verfasser nicht stehen. Sein Werk ist nicht bloß ein Genrebild, sondern eine tief gründliche psy-

chologische Studie. Er liefert herrliche Portraits von einzelnen Züchtlingen und deren Peinigern. Unter den ersteren finden wir Vertreter aller Stände und vieler Länder, Bauern, Soldaten, Kaufleute, Industrielle und Edelleute, Russen, Polen, Zigeuner, Juden und Orientalen. Die Schilderung, wie dem Verfasser als „Edelmann" ein intimes Verhältniß zu der den niedersten Ständen angehörenden Masse der Züchtlinge unmöglich gemacht ist, gehört zu dem Anziehendsten, was man über das moderne Kastenwesen lesen kann. Ebenso ist das Verhalten der Züchtlinge zu einander und zu der Obrigkeit mit großer Feinheit geschildert. Unter dem officiellen Personal finden wir Vertreter einer früheren Barbarei vom reinsten Wasser, Offiziere, deren Element das Prügeln ist und die beim Anblick des Spießruthenlaufens im höchsten Genusse schwelgen.

Bei der sich vollziehenden Reform des Strafwesens, nach Abschaffung der Körperstrafen haben die von Dostojewski gelieferten eingehenden Schilderungen, wie letztere vollzogen werden, kulturhistorisches Interesse. Auch in diesem Gebiete von sehr zweifelhafter ästhetischer Anziehungskraft ergeht sich der Verfasser mit sehr großer Umständlichkeit. Bei Gelegenheit der Schilderung des Lebens im Krankenhause und an andern Orten spricht er ausführlich vom Spießruthenlaufen, vom Peitschen mit Ruthen u. s. f. Die bei der Heilung halbtodt Geprügelter angewendeten Mittel werden besprochen, Vergleiche zwischen der Wirkung von Stöcken und der von Ruthen angestellt, manche Einzelnheiten über den Henker mitgetheilt.

Bei Abfassung dieser Kapitel mochte der Verfasser den Zweck haben, durch eine grelle und dabei treue Darstellung solcher Gräuel den Zeitpunkt ihrer Abschaffung rascher herbeizuführen. Bei aller scheinbaren Absichtslosigkeit der Sprachweise kann man nicht glauben, daß der Verfasser keine publicistischen Zwecke mit seiner belletristischen Darstellungsweise verbunden hätte. Die hier und da eingestreuten, übrigens allerdings nicht sehr weit ausgesponnenen Betrachtungen über Verbrechen und Strafe deuten darauf hin, daß der Verfasser diese Fragen anregen, für die wissenschaftliche Discussion Material liefern wollte. Dadurch würde der Cynismus, die photographische Treue der Darstellung gerechtfertigt. Es läßt sich leicht denken, daß solche Lectüre auch für die Praxis von einiger Wirkung sein kann. Nicht bloß leitende Persönlichkeiten können den Einfluß derselben erfahren, auch die Masse gewinnt bestimmtere Gesichtspunkte über diese Fragen.

Gleichwohl wiegt das belletristische Moment in diesem Buche vor und

dies zeigen besonders die unnachahmlich schön erzählten Criminalgeschichten, welche hier und da eingestreut sind, um den Leser mit dem Schicksal des einen oder des andern Züchtlings bekannt zu machen. Dies sind Romane von größtem Interesse, mit dem feinsten psychologischen Studium in der Sprache der Verbrecher selbst wiedergegeben, und eben wieder durch die Naturwahrheit jenen eigenthümlichen Zauber, jenen unheimlichen Eindruck ausübend, den Wachsfiguren oder Automaten wohl bisweilen auszuüben pflegen. Alles Erzählte muß sich Punkt für Punkt so zugetragen haben: dies ist die Ueberzeugung, mit der man diese Liebes- und Mordgeschichten liest, in diesen Abgrund von Leidenschaft, Laster, Erdenjammer hinabschaut. An diese Episoden reichen die vorzüglichsten Abschnitte des „Neuen Pitaval“ nicht hinan in Bezug auf drastische Wirkung, psychologisches Detail, Glanz und Kraft des Styls. Eine Dorfgeschichte wie „Akulka's Mann“ übertrifft Auerbachs Dorfgeschichten weit an Wahrheit, wenn sie auch als ideales Kunstwerk nicht mit ihnen wetteifern kann. Je beschränkter der rein ästhetische Genuß ist, weil alles bis zum Ekel nackt realistisch geschildert ist, desto größer ist das psychologische und criminalistische Interesse. Dabei wird daß Gräßlichste durchaus objectiv und ruhig erzählt, und diese Ruhe des Erzählers erhöht noch die ergreifende Wirkung. Diese Ruhe und Leidenschaftslosigkeit wirkt stärker als die Menge von Ausrufungszeichen und das leidenschaftliche Pathos in jener berühmten Skizze Victor Hugo's: Le dernier jour d'un condamné, mit welcher in Anlage, Ausführung und literärhistorischer Bedeutung Dostojewski's Buch recht wohl verglichen werden kann.

Der Bauerlandverkauf in Livland.

Seit dem 19. Februar 1861 hat keine Frage ganz Rußland so unausgesetzt beschäftigt, ist keine von so tiefgreifendem und noch weit in die Zukunft hineinreichenden Einfluß auf alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft gewesen, als die der Regelung des Rechtsverhältnisses des emancipirten Bauernstandes zum Grund und Boden, in letzter Instanz die Creirung des kleinen bäuerlichen Grundeigenthums. Der Staat hat überall, wo die Aufhebung der Leibeigenschaft jetzt erst vollzogen wurde, die Lösung dieser Verhältnisse in die Hand genommen: zwischen den bisherigen Grundbesitzerstand und die Bauern tretend, hat er in jenen Gouvernements die Ablösungen normirt, die Taxpreise des Grundes und Bodens festgestellt und die Vermittelung zwischen den Interessenten übernommen. Schwere Opfer haben von dem grundbesitzlichen Stande gebracht werden müssen; Mißgriffe bei der Ausführung des Gesetzes und Mißbräuche in der Benutzung der neuerworbenen Rechte sind nicht ausgeblieben; neue Verordnungen haben erlassen werden müssen; noch ist der große Grundbesitzer seiner Zukunft nicht gewiß; noch weiß der bäuerliche Grundeigenthümer Rußlands nicht, was ihm sein Besitz bedeutet; geraumer Zeit wird es bedürfen, bis das Gleichgewicht in den mit einem Schlage von Grund aus veränderten Bodenbesitzverhältnissen hergestellt sein, bis die gewollten wohlthätigen Folgen des Gesetzes zur Erscheinung gelangt sein werden.

Betrachtet man dagegen die Entwickelung des bäuerlichen Grundbesitzes in einem Theile des Reiches, wo die Leibeigenschaft bereits vor

bald einem halben Jahrhundert aufgehoben wurde, dessen Lebensbedingungen vielfach abweichend von denen des übrigen Reiches sind — den Ostseeprovinzen, — so wird man allerdings nicht die ganze frohnleistende Landbevölkerung sich mit einem Schlage in einen Stand freier Grundeigenthümer verwandeln sehn, indessen einen stetigen Uebergang nach dieser Richtung verfolgen können, der, je entschiedener und allgemeiner er in der letzten Zeit im ganzen Lande bemerkbar ist, um so dauerndere Früchte erwarten läßt. Beiläufig sei hier bemerkt, daß wenn eben von der Landbevölkerung und deren Grundbesitzerwerb gesprochen wurde, nach der hier seit Jahrhunderten heimischen Wirthschafts-Methode nur die etwa den zehnten Theil des Bauernstandes repräsentirenden Inhaber der Bauerhöfe in Frage kommen können, in deren Dienste wie in dem der Gutshöfe der größte Theil der übrigen ländlichen Bevölkerung steht. Nicht zu leugnen ist ferner auch, daß die für die benachbarten Theile des Reiches erlassenen agrarischen Verordnungen einen mittelbaren Einfluß auf unsere Provinzen insofern geübt haben, als der beschleunigte Gang, den wie wir sehen werden der Bauerlanderwerb hier genommen hat, zum Theil der Rückwirkung jener zuzuschreiben ist; es muß indessen zugleich constatirt werden, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Creirung des bäuerlichen Grundbesitzes, welche den grundbesitzenden Stand in Livland bereits vor 15 Jahren zur Errichtung der Bauer-Rentenbank veranlaßte, nach mancherlei Schwankungen nicht allein in Livland, sondern auch in Kur- und Estland sich Bahn gebrochen hat und als die allgemeine Meinung des Landes bezeichnet werden kann.

Von besonderem Interesse ist es, die fortschreitende Verbreitung des kleinen Grundbesitzes in Livland zu verfolgen, einerseits, weil hier seit einem Jahrhunderte der Schwerpunkt der agrarischen Fragen in den Ostseeprovinzen gelegen hat, hier am meisten in derselben experimentirt worden ist, und so denn auch die Modalitäten des Bauerlandverkaufs bereits seit einem halben Menschenalter praktisch erprobt worden, während diese Verkäufe in Est- und Kurland erst vom allerjüngsten Datum sind; andererseits weil der private, genauer gesagt der nicht der Krone angehörende Grundbesitz in Livland — das nicht nur an Flächeninhalt so groß ist wie Est- und Kurland zusammen, sondern wo auch die Domainen nur etwa ein Siebentel des Grundes und Bodens einnehmen, während sie in Kurland $^2/_5$ desselben betragen — so überwiegend ist, daß dessen Rechtsverhältnisse nothwendig auch für die übrigen Ostseeprovinzen maßgebend werden müs-

sen. Darauf aber, wie der kleine Grundbesitz sich in dem nicht der Krone gehörenden Grund und Boden entwickelt hat, kommt es für den vorliegenden Zweck an, da eben gezeigt werden soll, wie unsere Provinzen diese Frage selbständig, ohne directe Einwirkung des Staates, zu lösen gesucht und welche Erfolge sie hier aufzuweisen haben.

Zur Würdigung der nachfolgenden aus officieller Quelle geschöpften Zahlendaten wird vorauszuschicken sein, daß die Summe der Privathaken*) in Livland (unter welcher, im Gegensatz zu den Domainen, der Kürze wegen auch die den verschiedenen Corporationen rc. gehörenden Besitzungen verstanden werden sollen) im Laufe der letzten anderthalb Decennien sich fast um 5 Procent (nicht weniger als 345 Haken) gesteigert hat, indem die vielfach vorgenommenen neuen Taxations-Vermessungen und die Einführung einer intensiveren Wirthschaftsmethode den Betrag des culturfähigen Landes wesentlich erweitert haben; demnächst, daß, da hier nicht eine genaue statistische Arbeit beabsichtigt wird, zum besseren Ueberblick der Verhältnisse im Ganzen und Großen meistens die nächststehenden runden Zahlen gewählt sind; dann daß wenn hier von Livland die Rede, die Insel Oesel darunter nicht einbegriffen ist, da diese in agrarischer Beziehung unabhängig von Livland dasteht. Aus Oesel liegen uns überhaupt keine Notizen in Betreff der hier in Rede stehenden Verhältnisse vor. Zum Verständniß dessen endlich, was die hier üblichen Werthbezeichnungen des Grundes und Bodens in Haken und Thalern gegenwärtig im Verkehr bedeuten, sei bemerkt, daß der Haken (von 80 Thalern) in den letzten Jahren durchschnittlich zu 12,000 Rub. Kaufpreis, demnach der Thaler Land zu einem Durchschnittswerth von 150 Rub. angenommen wird.

Dreißig Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland herrschte noch durchweg das Frohneverhältniß. Im Jahre 1849 schuf die livländische Ritterschaft die Bauerrentenbank, welche zum Zweck hatte, „dem Bauerstande die Mittel darzubieten, nach dem Maßstabe einer zu Grunde zu legenden

*) In Liv- und Estland bildet der Haken Landes das Maß des zur Zeit in Culturbetrieb befindlichen Landareals, daher nicht darin begriffen sind alle zur Zeit noch nicht zur Cultur herbeigezogenen Bodenflächen, wie namentlich nicht die sehr bedeutenden Wälder und noch uncultivirten Moore, wodurch sich die mit der fortschreitenden Entwickelung durch erneuerte Boden-Taxationen allmälig steigende Hakenzahl erklärt. Als Ausdruck seiner Leistungsfähigkeit gilt seit der ersten schwedischen Boden-Taxation in Liv- und Estland für den Haken die Bezeichnung seines intensiven Werthmaßes von 80 Thalern, welcher mithin nicht mit seinem durch die wechselnden Zeitverhältnisse bestimmten Kaufpreise verwechselt werden darf.

Rente die bäuerlichen Grundstücke mittelst Kaufs als Eigenthum zu erwerben." Das Institut, wie es scheint auf eine nicht richtige finanzielle Basis gestellt, hat seinem Zwecke nur in geringem Maße entsprochen; der letzte livländische Landtag (Frühjahr 1864) hat daher beschlossen, den Bauerlandverkauf mit dem seit 1804 für die Rittergüter bestehenden Landes-Credit-Institut in Verbindung zu bringen, durch dessen Beihülfe den Bauern der Erwerb von bäuerlichem Grundeigenthum förderlicher als bisher durch die Bauerrentenbank ermöglicht werden soll. Wirklich ist nun auch der Verkauf der Bauerländereien sofort in ein neues, das ganze Land mit sich fortreißendes Stadium getreten, wie aus der nachfolgenden, die letzten 13 Jahre umfassenden Tabelle, welche zugleich ein Bild des eine wohlberechtigte Mittelstufe bildenden allendlichen Uebergangs von der Frohne zur Geldwirthschaft giebt, deutlich hervorgeht.

Jahr.	Bäuerliches Eigenthum.	Geldpacht.	Gemischte Pacht.	Frohne.
	Thaler.			
1852.	415	72,700	22,000	428,400
1853.	715	73,000	25,600	420,000
1854.	1,614	87,400	30,500	404,000
1855.	2,619	90,800	32,600	400,000
1856.	3,657	97,500	37,000	390,000
1857.	4,590	100,000	39,500	385,000
1858.	7,677	93,700	44,300	384,000
1859.	9,416	96,200	48,800	375,000
1860.	9,600	106,200	65,600	349,000
1861.	9,830	111,400	74,500	334,000
1862.	10,113	123,500	101,200	295,000
1863.	13,470	151,000	130,600	256,000
1864.	19,642	163,263	149,279	218,906

Es ist eine beredte Sprache, welche diese Zahlen sprechen. Im Laufe von 14 Jahren ist die Frohne auf die Hälfte gesunken, hat das Geld- und gemischte Pachtverhältniß sich verdreifacht, ist das bäuerliche Grundeigenthum von einer nicht nennenswerthen Summe (415 Thaler à 150 Rub. = 62,250 Rub.) auf den Werthbetrag von 3 Millionen gestiegen, im letzten Jahre aber (vom September 1863 bis zum gegenwärtigen Augenblicke) um ein volles Drittel, und zwar in der letzterwähnten Zeit durchweg ohne die Beihülfe irgend welchen Credit-Institutes.

Dies sind indessen nur Vorbereitungen zu weit umfassenderen Bauerlandverkäufen, welche von einer großen Anzahl von Gutsbesitzern aus allen Theilen des Landes gegenwärtig in Angriff genommen worden sind. Die Bewerkstelligung des Bauerlandverkaufes erfordert vorgängig die Erlassung eines gesetzlich auf 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tage fixirten Proclames durch das livländische Hofgericht, in welchem sich alle diejenigen zu melden haben, welche wider die Ausscheidung des zu den proclamirten Gütern gehörenden Gehorchs- und Bauerlandes Einwendungen zu machen haben. Um die Erlassung solcher, den Verkauf des Bauerlandes bezweckenden Proclame haben seit dem 11. April d. J., an welchem der letzte livländische Landtag geschlossen wurde, bis Ende August 83 Rittergutsbesitzer nachgesucht, deren Besitzlichkeiten hier aufgeführt werden sollen, zum Nachweise dessen, wie allgemein das Land von dem Wunsche der Realisirung des bäuerlichen Grundbesitzes ergriffen worden ist. Die erwähnten Güter sind folgende:

Daiben, Schloß Cremon und Kipsal, Schloß Ermes mit Labarrenhof, Nurmis mit Annenhof, Arras, Eusekull mit Carlsberg, Schloß Ritau, Praulen, Lasdohn, Dickeln mit Waldamsee, Schloß Serben, Breslau, Kalnemoise, Lettin, Druween, Menzen, Saara, Taiwola, Didrikäll, Kersell, Meyershof, Immoser, Jensel, Alt- und Neu-Perst, Brinkenhof, Walguta, Schloß Randen, Schloß Tarwast, Königshof, Puderkäll, Adsel-Koikäll, Schloß Fellin, Errestfer, Alt-Pigant, Kersel, Schwarzhof mit Raistewald und Pauska, Neuhof, Bremenhof, Groß-Johannishof, Alt-Woidama, Owerlack, Moisekatz, Kawershof mit Altenthurm, Ludenhof, Lunia, Pilken, Alatzkiwwi, Ellistfer, Maehof, Rojel, Terrastfer, Rasin mit Ayacondo, Lugden, Pollenhof, Wissust, Korast, Immoser mit Werreser, Rappin mit Wöbs, Sommerpahlen, Jerwen, Mustel, Lühnen mit Petrimois, Karrasky und Schwarzhof, Kürbelshof, Fistehlen, Schujen, Waidau, Posendorf, Orgishof, Metzküll, Judasch, Schöneck, Salisburg mit Ibden, Urbs, Kegeln, Schloß Berfohn, Lubbert-Renzen, Zarnau, Stockmannshof mit Grütershof, Groß-Congota, Neu-Tennasilm, Ottenhof, Kleistenhof.

Das Bauerland, welches zu diesen Gütern gehört und das demnach zum Verkauf kommen soll, beläuft sich auf 1025 Haken, welche einen Durchschnittswerth von 12,300,000 Rub. repräsentiren.

Um diese Zahl in ihr volles Licht zu stellen, wird es nöthig sein, zu betrachten, welcher Betrag des Grundes und Bodens denn überhaupt durch

die freie Willensbestimmung der Privaten dem Eigenthumserwerb durch die Bauern zugänglich gemacht werden kann.

Wenn nach den oben für das Jahr 1864 gegebenen Daten über die Art der Nutzung des Bauerlandes der Gesammtbetrag desselben auf 551,090 Thaler oder 6888 Haken angenommen wird, so wird davon vor allem diejenige Quote in Abzug zu bringen sein, welche gemäß dem § 8 der Agrar- und Bauern-Verordnung von 1849 dem Hofeslande zugetheilt worden ist. Durch den Betrag derselben — 36 Losstellen Brustacker nebst Wiesen und Weiden auf jeden Haken — wird die Summe des Bauerlandes annäherungsweise auf 4600 Haken fixirt. Es sind ferner in Abzug zu bringen die hier noch nicht in Anschlag gebrachten Güter der livländischen Ritterschaft (60 Haken) und die Güter der Stadt Riga (120 Haken). Den Verkauf des Bauerlandes der ersteren hat der livländische Landtag dieses Jahres bereits beschlossen; ebenso hat die Stadt Riga sich in diesem Jahre für den Verkauf ihrer sämmtlichen Bauerländereien ausgesprochen und dieserhalb, da der Verkauf von Immobilien städtischer Gemeinden der kaiserlichen Genehmigung bedarf, höheren Ortes Vorstellung gemacht. Es kommt ferner in Rechnung der Betrag des Bauerlandes auf den Gütern der Städte Wenden, Dorpat, Pernau und Fellin (53 Haken), die voraussichtlich dem Beispiele Rigas folgen werden, sowie die Bauerländereien der Pastorats-Widmen (etwa 137 Haken), die ebenfalls nicht ohne höhere Genehmigung verkauft werden dürfen. Endlich ist das Bauerland der Fideicommisse (etwa 440 Haken) nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung noch als extra commercium stehend zu betrachten, indem die Unveräußerlichkeit des durch Familienstiftungen gebundenen Grundes und Bodens zu den Cardinalpunkten derartiger Stiftungen zählt.

Stellt sich sonach der Betrag des durch den freien Willen der Privaten veräußerlichen Bauerlandes auf 3790 Haken; befinden sich ferner gegenwärtig 245 Haken bereits im Bauereigenthume und sind für 1025 Haken die gesetzlich erforderlichen Vorbereitungen zum Uebergange in das bäuerliche Eigenthum getroffen; so ergiebt sich, daß eine weitere Verallgemeinerung des bäuerlichen Grundeigenthums nur noch etwas über ein Drittel des obengenannten Bauerlandes — nämlich 2520 Haken — zum Gegenstande haben kann. Und auch diese Quote wird im Laufe weniger Jahre in die Strömung des Bauerlandverkaufs hineingezogen sein, wie dies nicht allein hinsichtlich einer großen Menge von Verkäufen, die noch nicht offiziell

geworden, bekannt ist, sondern wie es auch durch die allmonatlich zunehmende Zahl jener Proclamsgesuche behufs Ausscheidung des Bauerlandes bewiesen wird.

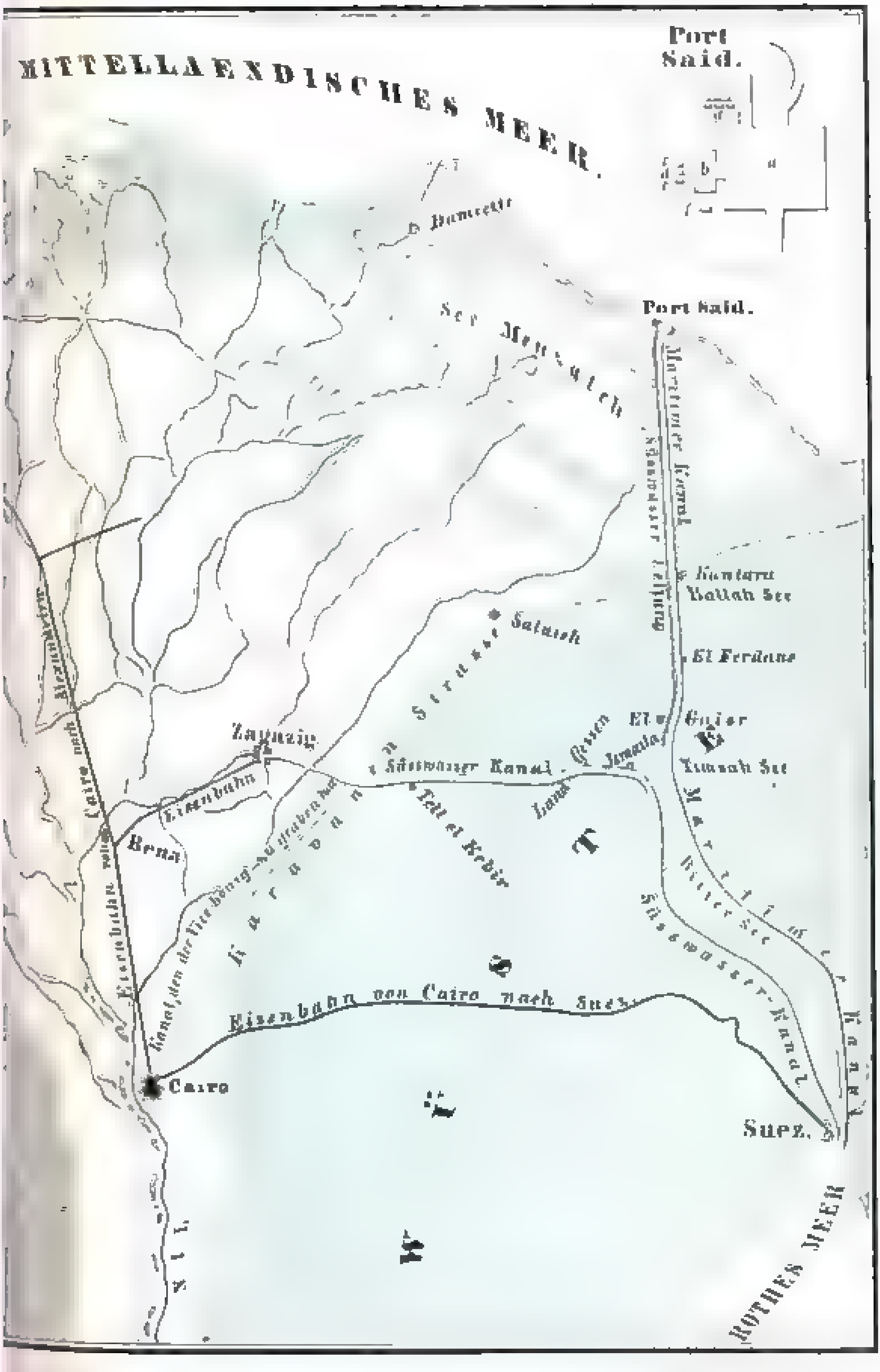
Was der Bauerlandverkauf in Est- und Kurland betrifft, so kann hier nur bemerkt werden, daß diese Frage für beide Provinzen eine verhältnißmäßig neue ist, daß gleichwohl aber in beiden ein erfreulicher Fortgang derselben ersichtlich ist. In Estland gab es vor nicht langer Zeit erst 17 Bauerhöfe, die in das Eigenthum der Bauern übergegangen waren; neuerdings mehren sich die Bauerlandverkäufe, wie die officielle Zeitung ausweist, von Tag zu Tage. In Kurland ist der Gesinde-Verkauf erst seit dem letzten Landtage praktisch geworden, und in der kurzen seitdem verflossenen Zeit sind bereits 100 Bauerhöfe in das Eigenthum der Bauern übergegangen. Allem Anschein nach wird die Sache dort einen sehr entschiedenen und günstigen Fortgang haben.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche die nationalen Laute gemißbraucht haben, um „die Brüder" vom Gesindekaufe zurückzuhalten; abwarten sei jetzt die wahre Weisheit; vom Himmel werde ihnen zufallen, was ihnen jetzt gegen krause und langwierige Verpflichtungen geboten werde. Es gab einen Moment, wo das Volk durch jene Stimmen stutzig gemacht worden zu sein schien — aber bald gewann der gesunde Instinkt die Oberhand. Die Bedingungen, unter denen der Kauf angeboten wurde, waren mäßig; es erschien immerhin als ein Annehmbareres, was durch Leistung gegen Leistung erworben wurde, als was mühelos — wer wußte es ob? und wann? — in den Schooß fallen sollte; und höheren Werthes schätzt der Mensch, was er durch den Einsatz seiner Person und seiner Habe als sein wohlerstrittenes Gut errungen, als ein Geschenk des blinden Glückes. Und frevelhaft ist wahrlich der Wunsch jener Stimmen, daß in eine Entwickelung eingegriffen werde, welche ihre Gewähr so augenscheinlich in sich trägt, eine Entwickelung, welche nicht ohne Arbeit, Sorge und Opfer mannigfacher Art von Seiten der bisher vorzugsweise Berechtigten hat gefördert werden können.

Redacteure:
Th. Bötticher. A. Faltin. G. Berkholz.

Druckfehler im Juliheft.

S. 69 Z. 10 v. u. lies Fatalismus st. Fanatismus.
„ 71 „ 9 „ „ ist nach zu streichen.
„ 78 „ 5 „ o. lies Landärzten.
„ 78 „ 2 „ „ „ Denkungsweise.
„ 81 „ 1 „ „ „ meteorologische.



ort Said: *a Grosses Bassin b Bassin des Arsenals c Schmieden d Maschinen Fabrik e Giesserei f Magazine g Pumpe n Reservoir der Süsswasser-Leitung, und Leuchtthurm*

Zur Finanzgeschichte der Neuzeit.

Der Herzog von Lerma 1603. Der Freiherr von Görtz 1716.

Heutzutage weiß Jedermann, daß die Ministerverantwortlichkeit zu den wesentlichsten Grundsätzen des modernen Verfassungslebens gehört: diese Doctrin hat sich während der letzten Jahrhunderte ihren Weg gebahnt über manches Blutgerüst hinweg; durch manche Revolution ist sie formulirt worden; in manchem Straßenkrawall trat ihre Unentbehrlichkeit klarer und klarer hervor. Aber gerade diese Gewaltsamkeiten, Rechtsverletzungen und selbst manche Justizmorde zeigen den Mangel dieses Staatsgrundgesetzes in frühern Zeiten, zeigen diesen Mangel noch im vorigen Jahrhundert, wo die unbeschränkte monarchische Gewalt eine Art Vezirat hatte entstehen lassen. Ein Vezirat kennt keine andere Praxis der Ministerverantwortlichkeit als die seidene Schnur einerseits und die Lynchjustiz der Staatsumwälzung andererseits. Thomas Morus und Fouquet, Strafford und Struensee, Görtz und Squillaci hatten Ursache den Mangel eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes zu beklagen. Haß und Verachtung von Seiten des Volkes, Ungnade von Seiten des Herrschers, ein Blutgerüst von der Laune eines Despoten oder von der Rachsucht einer Revolutionspartei errichtet, Gefängniß, Verbannung, Ermordung auf offener Straße oder scheinbares Rechtsverfahren, das mit Verurtheilung enden mußte, weil es sich nicht um das Recht, sondern um einen politischen Act handelte — solcher Art war das Ziel, bei welchem viele allmächtige Minister anlangten. Gewalt rief Gewalt hervor. Das feindliche Verhalten zwischen

Regierenden und Regierten drängt zum Kampf: solche Katastrophen lehrten besser als alles Andere die Unentbehrlichkeit genau formulirter Staatsgrundgesetze. Es galt einen Rechtsboden zu finden, eine Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten festzustellen.

Die allmächtigen Minister sind in den letzten Jahrhunderten besonders in den Fragen des Staatshaushaltes dem Volksinteresse gefährlich geworden. In Zeiten, wo die Wirthschaftslehre erst in ihren Hauptgrundzügen allmälig zu dämmern begonnen, wo also mit der großen Macht der Regierenden auf diesem Gebiete nur ein sehr bescheidenes Maß Weisheit verbunden sein konnte, hat das Bezirat dem Volkswohlstande die tiefsten Wunden geschlagen und durch Finanzexperimente den Staat, unter welchem man die Regierenden verstand, auf Kosten der Regierten zu bereichern gesucht. Habgier und Willkür, Eigennutz und Ignoranz, Gewissenlosigkeit und Leichtsinn vereinigten sich, um systematisch von Staatswegen zu plündern. Die Bereicherungssucht der Mächtigen war Verbrechen, die Unwissenheit, welche bei der Staatsverwaltung die Leiter auszeichnete, führte zu Mißgriffen, politischen Fehlern, und nach dem Worte jenes berühmten französischen Staatsmannes sind solche Fehler schlimmer als Verbrechen. Und dennoch: das Eine ist einfach ein Diebstahl am Gemeinwesen begangen; das Andere kann als politisch-ökonomische Studie auch bei sehr hohem Lehrgeld Nutzen bringen. Das Erste ist verächtlich, das Zweite als wissenschaftlicher Versuch interessant. Das Erste geht aus einer gemeinen Gesinnung hervor, das Zweite setzt oft das Streben nach Völkerbeglückung voraus und zeugt fast immer von einem kühnen Fluge der Phantasie.

Die Wirthschaftslehre beginnt mit der „Frage über die Ursachen des Volkswohlstandes", aber die Antwort, welche Adam Smith auf dieselbe in seinem Werke gab, lautete anders als diejenige, welche früher darauf gegeben wurde und welche „Geld" lautete. In dem Elementarunterricht, den die Staaten und Völker genossen, spielt die Theorie des Geldes eine große Rolle. Da wimmelt es dann von groben Mißgriffen. Man verschlechtert die Münze, man emittirt unfundirtes Papiergeld, man träumt von unermeßlichen Schätzen und — macht Fiasko. Der sich zum Lootsen aufwarf kennt das Fahrwasser nicht und der Schiffbruch ist unvermeidlich. Für die Fehler des Einen werden Alle bestraft.

Wir theilten unsern Lesern die Geschichte eines solchen überaus gewagten Finanzversuchs mit, welcher erstaunlich kläglich verlief und Staat und Gesellschaft der schrecklichsten Wirthschaftskrisis aussetzte. Es waren

die Kupfermünzen in Rußland in den Jahren 1656—1663*). Im Westen Europas finden wir zwei Fälle, welche mit der Kupfergeldkrisis in Rußland große Aehnlichkeit haben. Funfzig Jahre früher wurden in Spanien Kupfermünzen mit hohem Nominalwerth ausgegeben und funfzig Jahre später in Schweden jene Kupferthaler, welche zu den traurigsten Episoden der Finanzgeschichte gehören. Wir versuchen es in dem Folgenden einen kurzen Abriß dieser Ereignisse mitzutheilen. Indem wir darauf verzichten auf das Einzelne genauer einzugehen, machen wir auf mancherlei Analogien dieser Finanzkrisen mit andern, besonders des schwedischen Unternehmens mit der Geldkrisis in Frankreich zu Law's Zeit aufmerksam.

I.

Ein Weiser in Spanien hatte im Mittelalter den Ausspruch gethan: „Der beste unverlierbarste Schatz des Königs ist sein Volk, wenn es gut regiert wird". So oft auch dieser Hauptgrundsatz der Finanzwissenschaft später wiederholt wurde, immer wieder ward er vergessen, und namentlich die Habsburger, welche nach der denkwürdigen Verwaltung Ferdinands und Isabella's den Thron bestiegen, scheinen ihn vergessen zu haben. Zum Theil durch den finanziellen Ruin erklärt sich die Abnahme von Spaniens Ansehen und Würde in der europäischen Politik, nachdem man im sechszehnten Jahrhundert von einer Hegemonie Spaniens hätte reden können. Aber eben Spaniens Stellung in Europa während des sechszehnten Jahrhunderts erforderte, daß die Könige aus dem Hause Habsburg der auswärtigen Politik besondere Aufmerksamkeit schenkten. Die Eroberungsgelüste Karls V. und besonders Philipps II. verschlangen ungeheure Summen und zerrütteten den Staatshaushalt. Das Streben nach der französischen Krone zu Ende der Regierung Philipps II. hatte 30 Millionen Dukaten gekostet. Viele Millionen verschwendete man zur Zeit der englischen Heirath, um sich in England eine Partei zu erhalten; dazu der türkische Krieg, die Armada, die afrikanischen und dänischen Projecte, vor allem aber die Revolution in den Niederlanden. Der Herzog von Lerma sagte: ohne die großen Ausgaben für die Niederlande hätte er Madrid mit Gold pflastern können.

Ruy Gomez da Silva sagt: Karl V. habe seine Herrschaft niedergelegt, weil er nicht länger finanziell zu verwalten gewußt habe. Gewiß hat die Erschöpfung der Geldmittel Karls zu seinem Entschlusse beigetra-

*) Baltische Monatsschrift Bd. VIII, 2. Heft.

gen. Unter Philipp II. stieg die Geldverlegenheit. Im Jahre 1575 schrieb Philipp II. wohl seinem Schatzmeister Guernica, daß er oft am Abend nicht wisse, wovon er am folgenden Tage leben solle. Soldaten und Offiziere erhielten bisweilen kein Geld und der Admiral Andreas Doria forderte vergebens rückständige 10,000 Dukaten für sechsjährige Dienste. Er machte dem Könige dringende Vorstellungen von der Nothwendigkeit der Anbahnung von Reformen im Staatshaushalte.

Indessen war an Radicalreformen unter einem solchen Regimente nicht zu denken. Man wirthschaftete in der leichtsinnigsten Weise fort und suchte der augenblicklichen Geldverlegenheit durch kleinliche Mittel abzuhelfen. Man verpachtete die Einkünfte der drei großen Ritterorden auf viele Jahre voraus an eine deutsche Handelsgesellschaft; man verpfändete den Ertrag verschiedener Silberflotten; man ließ durch Mönche im ganzen Lande für den König betteln; die Geistlichen entbanden Philipp II. von der Verpflichtung seine Schulden zu bezahlen u. dgl. m.

Unter Philipp II. war es nicht so sehr persönliche Verschwendung oder übermäßiger Luxus bei Hofe, welche ungeheuere Summen verschlangen, als die auswärtige Politik. Es galt die Niederlande spanisch, Italien in Zaum und Gehorsam, den katholischen Glauben in Aufnahme zu erhalten. Man zahlte starke Pensionen an die bedeutendsten Familien im Kirchenstaate. In jeder Stadt Italiens gab es spanische Pensionnairs; ebenso in Deutschland, in Baiern und am Rhein, in Ungarn und in Wien. Große Summen gingen nach Schottland; viel Geld erhielt Ferdinand von Steiermark; der Herzog von Lothringen 30,000 Dukaten.

Unter Philipp III. kamen noch andere Ausgaben. Sein Lobredner Poreno rühmt die Freigebigkeit dieses Königs. Er beschenkte Kirchen, gründete Collegien und schickte Geld an die Perser, damit die Türken, von ihnen beschäftigt, die spanischen Küsten nicht belästigten. Dazu beutete der Herzog von Lerma, der sich zur höchsten Stelle emporgeschwungen hatte den Staat für seine persönlichen Zwecke aus. Nicht nur, daß er seine Gläubiger befriedigte: er glänzte durch maßlose Freigebigkeit. Bei der Hochzeit des Königs vergendete er 300,000 Dukaten; für fromme Stiftungen gab er über 1 Million aus; alle seine Verwandten und Anhänger lebten reich und prächtig. Alles ward auf einem größern Fuße eingerichtet: die Gehalte der Hofbeamten waren um $^1/_3$ höher als unter Philipp II.; kostspielige Feste, Spiele und Reisen, große Geschenke an die Granden

waren an der Tagesordnung. Die Hochzeit des Königs kostete so viel als Ferdinand dem Katholischen die Eroberung von Neapel.

Sonst hatten wohl die Niederlande als die Haupteinnahmequelle Spaniens gegolten. Ein venetianischer Gesandter bemerkt: dort, in den Niederlanden seien die Schätze, über welche Spanien verfüge, dort jene Silberminen Indiens, welche Spanien reich machten. Seit der Revolution kosteten die Niederlande viel statt etwas einzubringen. In den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts machten der Erzherzog Albert und Marquis Spinola große Anstrengungen im Kriege gegen Holland: ihre Truppen wollten bezahlt sein und das Ausbleiben von Geldsummen zur Besoldung derselben konnte alle militairischen Erfolge in Frage stellen.

Aber Spanien war vom Gelde entblößt. Das Land in Europa, welches vor allen andern den Goldregen aus Amerika aufgefangen hatte, ermangelte der edlen Metalle.

Schon Ferdinand und Isabella hatten die Ausfuhr des edlen Metalls verboten. In den Jahren 1534, 1539, 1551 und später wurde dieses Verbot erneuert, aber stets übertreten. Den vertriebenen Mauren gestattete man nicht Gold und Silber mitzunehmen: Uebertreter wurden gehängt. Noch im Jahre 1624 stand Todesstrafe auf der Ausfuhr von Gold und Silber.

Und doch war die Ausfuhr von Edelmetall nicht zu vermeiden. Die Handelsbilanz war ungünstig, und der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr mußte durch Gold und Silber ausgeglichen werden. Der Verfall der Industrie in Spanien während des sechszehnten Jahrhunderts steigerte das Mißverhältniß, und so mußte es, denn unmöglich scheinen die edlen Metalle in Spanien festzuhalten. Sie verschwanden trotz aller Silberflotten aus dem Verkehr. Die Wirthschaftsgesetze wirkten mächtiger als die Wünsche und Verordnungen der Regierung.

Dazu kam die Anhäufung von Gold und Silber in Kirchen und Klöstern und in einzelnen Haushaltungen der Granden. Bei Lerma's Verhaftung fand man bei ihm 600,000 Dukaten baar; sein Vermögen, welches auf 40 Millionen Dukaten geschätzt wurde, soll großentheils in Silbergeschirr bestanden haben. Kurz vor seinem Sturze wurde dasselbe auf 70 Wagen von Madrid nach Lerma's Schlosse gebracht. Der Herzog von Albuquerque hatte an Silbergeschirr 1400 Dutzend Teller, 500 große und

700 kleine Schüsseln, 40 silberne Leitern um an die Büffets zu steigen. Aehnliche Reichthümer besaß der Herzog von Alba*).

Aber in der Circulation galt eine Gold- oder Silbermünze für eine Seltenheit. Man mußte andere Arten Geld erfinden.

Philipp II., welcher die Bergwerke von Peru besaß, dachte in der That daran, falsches Silbergeld zu machen. Ein venetianischer Gesandter berichtet über einen solchen Entwurf an die Signoria in Venedig: In Mecheln sei ein Deutscher erschienen, der ein scheinbares Silber zu Stande gebracht habe; es sei im Ernst davon die Rede gewesen, die Truppen mit solchem Silber zu bezahlen; und nur, indem es die Stände erfahren und sich dagegen gesetzt — „denn leicht möge man über dem schlechten Gelde das gute und echte verlieren", — habe man es aufgegeben, jedoch nicht ohne den Erfinder reichlich zu belohnen.

Ein anderes Mittel dem Mangel an baarem Gelde abzuhelfen wurde im Jahre 1600 angewendet. Weil Lerma und die andern Minister den Verfall der Gewerbe und der Landwirthschaft dem Geldmangel und dem Umstande zuschrieben, daß so viel Edelmetall in Privathäusern und Kirchen und Klöstern zu andern Zwecken verwendet würde, so erschien eine königliche Verordnung: „Obenan unter den Ursachen der öffentlichen Noth finde der König die Verarbeitung des Silbers zu täglichem Gebrauche. Wie viel besser, wenn es im Umlaufe bliebe. Um einem so großen Uebel zu steuern, wünsche er die Menge Silbers kennen zu lernen, welche vorhanden sei, sowohl weiß als vergoldet. Daher gebiete er allen Kirchen, Corporationen und Privatpersonen jeden Ranges und Standes im ganzen Königreich ein Verzeichniß des in ihrem Besitze befindlichen Goldes und Silbers anzufertigen. Wenn alles im Reiche befindliche Gold und Silber als Münze umlaufe, würde nach des Königs Ueberzeugung eine solche Menge genügen der spanischen Nation ihre frühere Wohlfahrt wiederzugeben. So habe denn der König auf den Rath seiner Minister beschlossen nicht bloß die fernere Verwendung des Silbers außer dem Gelde, sondern auch unter Androhung schwerer Strafen die Ausfuhr desselben zu verbieten. Binnen zehn Tagen solle die Aufzeichnung vollendet sein".

Ein solches angedrohtes Attentat auf das Privateigenthum mußte großen Unwillen erregen. Man erzählte sich, der Papst habe ein Breve

*) Diese märchenhaft klingenden Angaben bei Havemann, Darstellungen aus der innern Geschichte Spaniens während des 15., 16. und 17. Jahrh. Göttingen, 1850 S. 317, und Weiss, l'Espagne depuis le règne de Philippe II. Paris 1844. Bd. II S. 127.

erlassen, worin er dem Könige das Recht gegeben habe über das Silberzeug der spanischen Geistlichkeit zu verfügen, um dasselbe nach acht Jahren zurückzuerstatten. Einem andern Gerüchte zufolge sollte der Papst dem Könige die Hälfte des in den Kirchen vorhandenen Silbers verliehen haben. Die Bischöfe von Valladolid und Zamora boten ihr Kirchensilber an, aber die übrigen Geistlichen waren über dergleichen Entwürfe aufgebracht. In Schriften und Predigten stellten sie das obenerwähnte Edict als einen Angriff auf die Privilegien der Geistlichkeit dar. Weder Philipp III. noch Lerma wagten es dem Widerstande des Klerus zu trotzen. Auch der Beichtvater des Königs soll dagegen gewesen sein; man kennt den Einfluß des kirchlichen Elements auf die Entschließungen spanischer Könige überhaupt, Philipps III. insbesondere; so gab man denn jenen Entwurf auf und begnügte sich vorläufig mit freiwilligen Beiträgen einzelner Kirchen.

Aber die Münzspeculationen hörten nicht auf: man unternahm eine gewaltsame Veränderung des Münzsystems, welche die allerschlimmsten Folgen haben mußte.

Ein spanischer Schriftsteller, Saavedra, bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Die Münzen müssen rein sein wie die Religion. Sie sind die Augäpfel des Staats und wollen wie solche gehütet sein. Man kann nicht Hand daran legen ohne sie zu verletzen. Niemand kann die Folgen von Münzveränderungen im voraus berechnen. Unordnung im Münzsystem stürzt Alle und Alles in Verwirrung".

Wie wenig man höhern Orts geneigt war solchen Wahrheiten ein Ohr zu leihen, zeigt das im Jahre 1603 angewendete Mittel dem Geldmangel abzuhelfen. Man prägte für die Summe von über 6 Millionen Dukaten Kupfermünze, deren Nominalwerth den Realwerth um das Doppelte überstieg. Der Gewinn für die Staatskasse betrug somit über 3 Millionen Dukaten, eine Summe, welche zu dem spanischen Budget jener Zeit in einem imposanten Verhältniß steht, da einem Gesandtschaftsberichte zufolge Karl V. von seinen europäischen Ländern ungefähr nur 4 Millionen Dukaten jährliche Einkünfte gehabt haben soll. Nun ist aber die Verdoppelung des Nennwerths der Kupfermünze nur der Anfang jener Finanzunternehmung. Man blieb dabei nicht stehen, sondern erhöhte den Nominalwerth der Kupfermünze auf das Vierfache, dann auf das Fünffache, ja bei dem Biographen Philipps III., Watson, finden wir die Nachricht, daß man zuletzt es gewagt habe durch ein königliches Edict dem Kupfer einen

Nominalwerth zu verleihen, welcher dem Realwerth des Silbers fast gleichkam *).

Es war dieses ein Wechsel, den man auf die Allmacht der Staatsgewalt gezogen hatte. Die Folge sollte lehren, ob derselbe honorirt werden konnte. Man hatte in vollkommener Uebereinstimmung mit den Grundsätzen unsers russischen Nationalökonomen Iwan Possoschkow gehandelt. Derselbe hat ein Jahrhundert später den Grundsatz aufgestellt, daß man nicht die Menge des Silbers oder Goldes in einer Münze schätzen müsse, sondern das Ansehen der Staatsgewalt, welche sie ausgab. „Das Wort Seiner Majestät ist so mächtig, daß wenn er einer kleinen Kupfermünze den Werth eines Rubels beilegen wollte, diese Münze auch in alle Ewigkeit unveränderlich einen Rubel gelten würde" **), so schreibt er und schlägt die Einführung eines Münzsystems vor, welches dem spanischen Verfahren von 1603 sehr genau ähnlich sieht. Man hat in Rußland dergleichen in der That versucht: im Jahre 1656 mit den obenerwähnten Kupferkopeken, welche der Zar Alexei ausgab, und im achtzehnten Jahrhundert mit kupfernen Fünfkopekenstücken, deren Nominalwerth den Realwerth um das Fünffache überstieg. Daß jene Doctrin von der Allmacht der Regierenden in der Praxis die Probe nicht besteht, hat Rußland wiederholt erfahren, aber die spanische Regierung glaubte fest an den Zauber der Staatsgewalt und dachte nicht an Beobachtung eines spanischen Gesetzes, auf welches später Ustariz hinwies und kraft dessen nur ein verhältnißmäßig geringes Quantum Kupfermünze in Spanien geprägt werden durfte.

Sehr bald nach der Kupfergeldemission von 1603 stellten sich die Folgen dieses Unternehmens ein. Die Handelsbilanz in Spanien war ungünstig, das baare Geld oder die edlen Metalle flossen ins Ausland ab, und die Menge des auf den Geldmarkt geworfenen Kupfergeldes steigerte dieses Mißverhältniß. Der Italiener Vimina, Gesandter am russischen Hofe zur Zeit der Kupfergeldemission des Zaren Alexei hat bei Gelegenheit dieses Finanzunternehmens die Ansicht ausgesprochen, daß dabei alles darauf ankäme, ob die Bilanz günstig oder ungünstig sei. Er bemerkt, in Spanien sei diese Speculation eben an der ungünstigen Handelsbilanz gescheitert, welche zur Folge gehabt habe, daß sofort nach dem Erscheinen des Kupfergeldes auch das letzte Silber und Gold in Münzen verschwun-

*) „The duke of Lerma raised the nominal value of the copper coin, which by a royal edict was made nearly equal to that of silver". p. 127.

**) Сочиненія Ивана Посошкова, Москва 1842 Bd. I S. 254.

den sei. Nach einer andern Notiz wurde das Silber so selten, daß man am Hofe 40 Procent Agio dafür bezahlte und daß die niedern Klassen selbst die 2 Realen, welche die Cruzadobulle kostete, nicht mehr in Silber aufbringen konnten.

War schon früher die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse sehr bedeutend gewesen, so gesellte sich jetzt zu den bisher vom Auslande bezogenen Waaren noch eine neue, gegen welche Gold und Silber eingetauscht wurde: Kupfergeld.

Selbst in neuester Zeit ist die Ausbeute von Kupfer in Spanien sehr unbedeutend. Man kann annehmen, daß Spanien damals viel Kupfer vom Auslande bezog, aber noch vortheilhafter mußte es sein im Auslande gefertigtes spanisches Kupfergeld einzuführen, um mit demselben das aus Spanien strömende Edelmetall zu bezahlen. Die Ausländer überschwemmten Spanien mit Kupfer; die Kaufleute der halben Welt, vor allen aber die Holländer beeilten sich ihr Kupfer nach Kastilien zu bringen, wo es hoch stand. Wir besitzen keine Nachrichten darüber, ob in Spanien selbst Falschmünzerei betrieben worden sei. Die Mauren waren zur Zeit dieser Kupfergeldemission noch nicht völlig vertrieben; sie mögen auch an dieser Art Falschmünzerei Theil genommen haben, wie wir denn wissen, daß sie viel falsches Silbergeld verbreiteten. In Rußland zur Zeit der Kupfermünzen Alexei's, in Frankreich zur Zeit Law's hatten die Großen des Reiches an den Geldoperationen bedeutenden Antheil durch gröbere oder feinere Falschmünzerei. In Rußland hatte der Schwiegervater des Zaren allein für seine Rechnung Kupfergeld zum Betrage von 200,000 Rubel prägen lassen. In Frankreich wird von Saint-Simon die Freigebigkeit des Regenten als Hauptursache des Sturzes der Bank und des „Systems" bezeichnet. Er gab so viel, daß das Papier mangelte und die Mühlen dem Bedarf nicht genügten. Die Marschallin von Rochefort erhielt 400,000 Livres, der Herzog von Tresmes 300,000 Livres, Rouillé de Coudray 200,000 Livres u. s. f. Die Mutter des Regenten schreibt: „Mein Sohn hat mir für mein Haus 2 Millionen in Actien gegeben. Der König hat einige Millionen für sein Haus genommen; das ganze königliche Haus ist mit Actien bedacht worden, alle Kinder und Enkel Frankreichs und Prinzen von Geblüt". Wer Macht und Einfluß hatte, ließ Bankbillets zu ungeheurem Betrage ohne auch nur scheinbare Gegenwerthe zu leisten für sich anfertigen. — Es ist nicht unmöglich, daß Lerma in ähnlicher Weise in Spanien sich bereicherte. Gewiß ist, daß sein kolossales Vermögen von 40 Millionen Dukaten wäh-

rend seiner Verwaltung erworben wurde und daß er nachmals verurtheilt worden ist zwanzig Jahre lang jährlich 1½ Millionen an den Staat zu zahlen.

Daß aber auch das Publikum überhaupt an der Anfertigung des Kupfergeldes wird Theil genommen haben, ist mehr als wahrscheinlich. Es wird berichtet, daß verschiedene spanische Städte in dieser Zeit die Einfuhr von Kupfer sehr lebhaft getrieben haben sollen: so Cadix, San Lucar, Puerta de Santa Maria, Malaga, San Sebastian und Loredo. Das eingeführte Kupfer sollte ja doch wohl hauptsächlich in Geldform verwendet, also entweder an die Regierung verkauft werden oder wenigstens theilweise zur Falschmünzerei dienen, welche außerordentlich große Vortheile bot, so lange der künstliche Nominalwerth der Kupfermünzen sich einigermaßen erhielt.

Doch eben dieses war unmöglich. Das Publikum merkte den Unterschied zwischen Nominalwerth und Realwerth und das Kupfergeld fiel im Preise, wie schon aus der obenangeführten Coursnotiz von 40% zu ersehen ist.

Es wird berichtet, als habe es zuletzt in dem Königreich Kastilien 128 Millionen Kupfergeld gegeben *). Wie viel davon von der Regierung ausgegeben worden, wie vieles als Gefälschtes bezeichnet werden muß, kann nur die Specialforschung bei reichlicherem Material ermitteln, als uns zu Gebote stand. Eine solche Vermehrung des Geldquantums muß wohl allein hingereicht haben eine Geldkrisis herbeizuführen.

An eine Einlösung der Kupfermünzen wurde nicht gedacht. Und doch war eine solche Creditoperation über hundert Jahre früher bereits in Spanien gelungen. Im Kriege gegen Portugal hatte während der Regierung Isabella's von Castilien der Befehlshaber der spanischen Truppen, der Graf von Tendilla, um den Sold an die Truppen auszahlen zu können, Papiergeld ausgegeben. Man gab hiebei das Versprechen dieses Papiergeld später gegen Gold und Silber einzulösen, aber Niemand durfte sich weigern es in Handel und Verkehr anzunehmen. Der Credit war stark, es erfolgte keine Entwerthung und die Einlösung fand statt wie sie versprochen worden war **).

Das Unternehmen vom Jahre 1603 war kein solches Creditunter-

---

*) Weiss l. c. 128 Mill. — was? theilt er leider nicht mit, doch wohl Dukaten.

**) s. d. Abhandlung von Schäfer, Geschichtliche Darstellung des Finanz- und Steuerwesens in Spanien während der Regierung der katholischen Könige, in Schlosser's und Bercht's Archiv IV. S. 110.

nehmen. Man hatte durch das Kupfergeld eine gewaltsame Veränderung des Münzsystems herbeigeführt. Das ganze wirthschaftliche Leben war zerrüttet. Eine Stockung im Geschäftsbetrieb trat ein. Die Industriellen verbargen ihre Waaren, die Arbeit war unterbrochen, der Verkehr ruhte; von einem Ende des Königreiches bis zu dem andern empfand man die Krisis. Allgemein vernahm man Klagen über die Regierung; der elende Zustand des Landes rühre von Lerma her. Theurung und Bankerott, Versiegen der übrigen Einnahmequellen des Staates, Verringerung der Steuerfähigkeit — solcher Art waren die Resultate eines Unternehmens, das möglich war, weil, wie Ustariz bemerkt, Philipp III. „taub war für die Stimme der Vernunft".

Man sollte glauben, daß die Erfahrung hingereicht haben dürfte, um der spanischen Regierung die Lust zu ferneren Unternehmungen dieser Art zu benehmen. Doch nein! Noch zwei ganz ähnliche Finanzversuche finden wir in Spanien während des siebenzehnten Jahrhunderts.

Der König Philipp IV. gab versilbertes Kupfergeld aus, dessen Nominalwerth viermal höher war als der Realwerth. Der Gewinn der Regierung bei dieser Operation betrug 24 Millionen, welche indessen sehr schnell für den Krieg gegen Portugal ausgegeben waren. Aus den Depeschen des französischen Botschafters in Spanien, welche sich im Archiv zu Paris befinden, wissen wir, daß auch dieses Unternehmen von denselben Folgen begleitet war, wie jenes vom Jahre 1603. Die Holländer brachten wieder in großer Menge falsches Geld, mit welchem alle Provinzen überschwemmt wurden. Nur Catalonien, welches die Annahme dieser neuen Münze auf das Entschiedenste verweigert hatte, blieb von dem allgemeinen Ruin verschont. Weil auch bei diesen Münzen die Entwerthung eintrat, sah die Regierung sich genöthigt den Nominalwerth derselben plötzlich auf die Hälfte herabzusetzen, worauf der Preis aller Waaren sogleich in demselben Verhältniß stieg, ein großer Mangel an Lebensmitteln eintrat und der ganze Verkehr ins Stocken gerieth. Es liefen Gerüchte um von noch ferner bevorstehender Reduction des Nominalwerthes der Münzen. Die Unsicherheit entmuthigte Alle.

Ein ähnliches Spiel wiederholte sich unter Karl II. Es wurden geringhaltige Münzen mit Zwangscours ausgegeben, plötzlich verrufen und eingezogen, wobei Papiergeld von sehr zweifelhafter Einlösbarkeit ausgegeben wurde. Theurung und Verwirrung war auch hier die unmittelbare Folge.

Solcher Art waren die Pagenstreiche, welche die spanischen Könige aus dem Hause Habsburg an ihrem Volke verübten. Um so ungeheure Entwürfe auszuführen, wie die späteren Habsburger von Karl V. und Philipp II. geerbt hatten, brauchten sie unermeßliche Geldmittel und der Aufgabe, diese herbeizuschaffen, waren sie nicht gewachsen. Die Könige ließen ihre Minister regieren, und diese experimentirten mit dem spanischen Volksvermögen mehr wie Industrieritter und Hazardspieler als wie Minister, welche irgend Jemandem Rechenschaft über ihre Verwaltung abzulegen hätten.

Das Maß der Habsburger war voll. Als der letzte dieses Hauses sterbend in seinem Palaste lag, tobte die Menge draußen mit dem Geschrei: „Das schlechte Regiment soll sterben," und als die Königin, auf den Balcon des Palastes heraustretend, flehte, dem Sterbenden Ruhe zu gönnen, da verlangte das Volk, der König solle doch herauskommen und sehen wie sein Volk Hungers sterbe. — Jener Weise, welcher einige Jahrhunderte früher den Ausspruch gethan hatte: „der beste und unverlierbarste Schatz des Königs ist sein Volk, wenn es gut regiert wird," war selbst ein König gewesen.

II.

Die Finanzmänner des Mittelalters nahmen bei eintretender Geldverlegenheit ihre Zuflucht zu Münzverschlechterungen; in der letzten Zeit sind viel complicirtere Creditoperationen an die Stelle jener getreten. Das Staatsschuldenwesen bildete sich aus. Man hilft dem Uebelstande rascher und wirksamer ab durch Ausgabe von Papiergeld, und der steigende Staatsbedarf drängt die Regierenden nur allzuoft dazu dieses Mittel anzuwenden. Die Geldkrisen nehmen noch größere Dimensionen an. Der Privatspeculation ist mehr als je Thür und Thor geöffnet. Der Zusammenhang zwischen Staats- und Volksvermögen tritt klarer als je hervor. Die Verantwortlichkeit der Regierenden steigert sich.

Man kann jene Finanzunternehmungen der habsburgischen Könige in Spanien, welche nur auf Münzverschlechterungen hinausliefen, zu den Finanzkünsten des Mittelalters zählen. Der Begriff des Staatscredits tritt dabei nur in der rohesten Form auf. Die Einlösbarkeit der neuen Münzen fehlt noch: sie sollen nicht sowohl eine gewisse Geldsumme repräsentiren als diese Geldsumme in der That sein. Man begeht denselben Fehler, den man begehen würde, wenn man bei eintretendem Tuchmangel

die Elle kleiner machte. Die Kluft zwischen Real- und Nominalwerth wird größer und Preisrevolutionen, Geldkrisen sind unvermeidlich.

Bei Papiergeld tritt der Gedanke an ein Verhältniß zwischen Real- und Nominalwerth zurück, der Begriff der Einlösbarkeit in den Vordergrund. In den dunkelsten Formen schwebte die Idee des Staatscredits den Finanzmännern vor, welche es wagten die Münzen zu verschlechtern; jetzt gewinnt diese Idee festere genauere Umrisse. Das Spiel wird ein höheres, weil es sich um größere Beträge handelt, aber zugleich fühlen die Regierenden die Controle der Regierten; sie werden an die Grenzen ihrer vermeintlichen Allgewalt erinnert und der Börsencours der Staatspapiere wird ein Barometer der politischen Atmosphäre. Gleichzeitig aber ist dem Publikum mit Entwickelung der Idee des Staatscredits ein Tummelplatz für die Speculation geschaffen, auf welchem ganz neue Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens sich abspielen. Auf dieser Bühne sieht man Auftritte ganz neuer Art und ein neuerer Nationalökonom hat mit Recht von der Zeit Law's bemerkt: „in der Straße Quincampoix habe das moderne Drama der Hausse und Baisse zu spielen begonnen, welchem die Völker als Mitspielende in athemloser Spannung zuschauen."

Es giebt eine Finanzepisode, welche genau in der Mitte steht zwischen jenen plumpen Versuchen der Münzverschlechterungen des Mittelalters und den auf wissenschaftlicher Grundlage unternommenen Creditoperationen der neuesten Zeit. Wir meinen jene unheilvolle Kupfergeldunternehmung in Schweden, welche in der Zeit der Verwaltung des Freiherrn von Görtz spielt und sein Blutgerüst hat erbauen helfen. Im äußern Verlauf sind die Schicksale der berüchtigten Kupferthaler in Schweden durchaus analog mit dem oben besprochenen Kupfergelde in Spanien oder mit den Kupferkopeken Alexei's; in der Anlage jedoch ist diese Operation wesentlich von den andern Operationen unterschieden und kann recht wohl mit den neuesten Versuchen von Papiergeldemissionen verglichen werden. Als Urheber der Unternehmung wurde der Freiherr von Görtz bezeichnet, jener allmächtige Minister Karls XII., der zu den ausdrucksvollsten Exemplificationen für das in dem Zeitalter des Absolutismus entstandene Vezirat zählt. Hazardspieler wie der König selbst, durchdrungen von dem Gefühl der Allmacht beim Herrschen über die Millionen wie dieser, dabei vielseitiger begabt und bedeutender gebildet als Karl XII., konnte Görtz seine Stellung ausbeuten, um mit Schweden zu experimentiren und die neuen Theorien vom Credit in der Praxis zu erproben. Wie Law brannte

er vor Ungeduld die wichtigsten ökonomischen Probleme zu lösen, wie dieser hielt er es für möglich durch das Creiren imaginärer Werthe Wohlstand zu schaffen, und wie die Zeit des „Systems" in Frankreich eine Revolution auf wirthschaftlichem Gebiete erlebte, so ward auch Schwedens Wohlstand in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert durch die tollen Finanzexperimente, an denen Görtz Theil hatte.

Und in der That nicht die ganze Verantwortlichkeit für das in Folge der Kupferthaleremission über Schweden hereingebrochene Unheil trägt der Freiherr von Görtz. Seiner Allmacht war eine Grenze gesetzt durch die Launen des Königs, durch die Intriguen der Büreaukratie, welche ihn als Fremden und Eindringling haßte, und durch die Machinationen eines Adels, welcher in ihm sowohl den Vertreter des Absolutismus als auch den Ausländer verfolgte und schließlich zu Fall brachte.

Ebenso gewiß als Law und Görtz zu den sehr Wenigen gehörten, welche am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bereits tiefer in das Wesen des Credits eingedrungen waren, ebenso gewiß ist es, daß die Finanzunternehmungen, welche ihren Namen tragen, nicht in allen ihren Phasen als ihr Werk bezeichnet werden können. Ihre Pläne wurden durchkreuzt, der Unverstand erlaubte sich Eingriffe in ihre Anordnungen, Ränke haben ihr System durch Uebertreibung zu Falle gebracht.

Wir kennen Law's Ansichten über den Credit und das Geldwesen genauer als diejenigen des Freiherrn von Görtz. Indessen erfahren wir aus den mancherlei Finanzgutachten, welche der letztere schrieb wenigstens so viel, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß dasjenige, was in Schweden zur Abhülfe der Geldklemme geschah, oft genug in Widerspruch stand mit den Theorien des Freiherrn. Als Schwedens Finanzen durch den nordischen Krieg und die abenteuerlichen Unternehmungen des Königs zerrüttet waren und der Entwurf auftauchte, Nothmünzen auszugeben, als bereits über diesen Entwurf zwischen dem Könige und den Regierungsorganen in Stockholm verhandelt wurde, da schrieb Görtz ein Gutachten, in welchem er mit größtem Nachdruck auf die Nothwendigkeit hinwies einlösbares Creditgeld auszugeben. Er stellt Untersuchungen an über das Verhältniß des Einlösungsfonds zu dem im Umlauf befindlichen Quantum des Creditgeldes. Er verstand die Operation durchaus nur als Creditoperation; die auszugebenden Kupferthaler sollten Geld vorstellen, nicht Geld sein. Durch mancherlei Mittel sollte das Publikum vor allem Verlust bewahrt bleiben.

Law bemerkt einmal: „Auf solider Basis eingeleitete Creditoperationen können unermeßlichen Vortheil bringen, in dem andern Falle können sie leicht verderblich werden. Deshalb prüfe man alle Bedingungen solcher Operationen recht, ehe man dergleichen unternimmt.“ Der bekannte Finanzhistoriker Forbonnais sagt: „Noch mehr Vorsicht muß man bei Creditoperationen in Staaten ohne Volksvertretung beobachten, weil hier Vertrauen und Mißtrauen sehr rasch wechseln.“ Görtz gedachte, auf solche Grundsätze sich stützend, der Kupfergeldemission ziemlich enge Schranken zu ziehen. Er schlug vor, etwa 2 Millionen Thaler davon zu prägen. Man prägte in seiner Abwesenheit, während die Geschäfte der auswärtigen Politik seine Gegenwart auf dem Festlande verlangten, unverhältnißmäßig viel, bis man zuletzt nach und nach 34 Mill. Thaler ausgegeben hatte. Durch den Bericht eines Zeitgenossen wissen wir, daß Görtz bei seiner Rückkehr über die Ausgabe so enormer Summen Creditgeld bestürzt gewesen und die ausdrückliche Bemerkung gemacht habe, daß es keineswegs seine Absicht gewesen sei, dem Unternehmen eine solche Ausdehnung zu geben.

An eine Einlösbarkeit dieser „Münzzeichen,“ wie man sie nannte, war bei so großen Summen nicht zu denken. In der officiellen Correspondenz zwischen dem Könige und den Behörden vor der Emission der „Münzzeichen“ wird zu wiederholten Malen erwähnt, sie sollten einlösbar sein, damit niemand Schaden leide. In dem Concept einer nicht veröffentlichten Bekanntmachung ist ausdrücklich gesagt, daß in Stockholm Büreau's eingerichtet sein würden, wo jeder Präsentant von Münzzeichen auf Verlangen Gold- oder Silbermünze dagegen erhalten könne, jedoch nicht zu geringeren Summen als zu 200 Thalern jedesmal. Später hat man sich dann wahrscheinlich in Ermangelung eines Baarfonds anders besonnen und so heißt es denn in den zuletzt veröffentlichten Bekanntmachungen, daß diese Creditmünzen so lange in Umlauf bleiben würden, bis es dem Könige gefallen werde sie abzuschaffen, bei welcher letzteren Gelegenheit die Inhaber der Münzzeichen entweder baares Geld oder Staatsschuldscheine erhalten sollten. Damit war denn deutlich gesagt, daß man von einer Einlösbarkeit im eigentlichen Sinne absehe und daß die Münzzeichen durchaus an die Stelle des andern Geldes treten sollten, bis das frühere Münzsystem wieder eintrete. Wann letzteres der Fall sein sollte, wußte niemand. Eine solche Einlösbarkeit war eben keine und es fragt sich nun, ob bei diesen Verhältnissen der Nominalwerth der Münzzeichen, welcher deren

Realwerth um das 100—400-fache übertraf, sich auf seiner künstlichen Höhe würde erhalten können. Dies war nur durch Zwangscours möglich. Sowohl Görtz als Law hielten den Zwangscours für eine Hauptbedingung des Gelingens ihrer Unternehmungen.

Als Laws System zu wanken anfing und das Vertrauen zu dem von ihm geschaffenen Papiergelde zusammenzubrechen drohte, wandte er sich wiederholt mit publicistischen, in Briefform abgefaßten Abhandlungen an das Publikum, in denen er seine Ansichten über die von ihm geleiteten Unternehmungen mittheilte und erläuterte. In einer derselben redet er dem Zwangscours das Wort, und stellt die Forderung, jeder solle verpflichtet sein, seine Creditpapiere in Zahlung anzunehmen. „Kein Credit, heißt es weiter, besteht ohne Gesetz und Statut! Selbst das Metallgeld bedarf derselben, und die Masse des Volks würde nie eine Münze annehmen, zu deren Zurückweisung irgend Jemand das Recht hätte." Bei diesen Ansichten kommt wohl Law zu dem Ausspruch: „Das Geld kann aus Stoffen bestehn, welche an und für sich keinen Preis haben oder doch einen so niedern, daß derselbe gar nicht in Betracht kommt. Der Fürst muß die Menge der Geldzeichen nach Bedürfniß des Staates und des Handels mehren oder mindern. Gold und Silber sind Waaren wie andere Dinge auch. Je mehr davon zu Münzen verbraucht wird, desto mehr wird dadurch dem Handel entzogen, was ebenso zu beklagen ist, als wenn man einen Theil der im Lande vorhandenen Wolle und Seide wegnähme, um Uebertragungszeichen daraus zu machen. Dem Staate gehört alles baare Geld. Der Staat aber wird in Frankreich durch den König repräsentirt. Das Geld gehört ihm, wie die Landstraßen, die er nicht deshalb besitzt, um sie seinen Domainen einzuverleiben, sondern um zu verhindern, daß kein Unterthan sie sich aneigne. Wie es dem Könige zusteht die Landstraßen des öffentlichen Nutzens wegen einer Umänderung zu unterwerfen, so ist es ihm erlaubt das Metallgeld durch ein für das Publikum vortheilhaftes Uebertragungszeichen zu ersetzen, dessen Annahme er selbst nicht verweigert".

Hier sind Wahrheit und Irrthum, überzeugungsvolle Argumentirung und Sophisterei dicht beieinander. Die Grenzen für die Thätigkeit des Staates waren in jener Zeit so weit gesteckt, daß man in der That ähnliche Ansichten verbreitet findet. Görtz war ebenfalls nicht im Zweifel darüber, daß der Staat berechtigt sei, den Nominalwerth der von ihm ausgegebenen Münzen mit Zwang aufrechtzuerhalten. Als es in Schwe-

den vorkam, daß die Annahme der Münzzeichen von Kaufleuten, Handwerkern, Bergwerksarbeitern verweigert wurde, war er aufgebracht, drohte mit strengen Strafen. Damit bewies er, daß nach jener Ansicht Credit und Zwang wohl verträglich sein sollten. Auf den Credit sollte sowohl bei Görtz's als bei Law's Unternehmungen alles gegründet sein; dieses beweist die Erläuterung Görtz's über den Einlösungsfonds und manche Auseinandersetzung Law's. Als man dem Letzteren bei seinen kühnen Entwürfen in Betreff einer Papiergeldemission einwendete, der Regent würde der Versuchung nicht widerstehen können sich der klingenden Münze zu bemächtigen, antwortete er: „der Regent wird nicht so thöricht (fou) sein seinen eigenen Ruin dadurch herbeizuführen, indem er sein Papiergeld in Mißcredit bringt.“ Er hatte also doch das Bewußtsein davon, daß Vorsicht, Takt und Berechnung bei dem Unternehmen — das Gegentheil von Zwang — die Hauptbedingung des Gelingens seien. Aber in einem Zeitalter, wo der Staat sich für allgewaltig, wo die Regierenden sich für berechtigt hielten, die Regierten auszubeuten, wo man auf die Unmündigkeit und Ohnmacht des Publikums speculirte, dachte man selten daran vorsichtig, taktvoll, besonnen in dergleichen Dingen zu verfahren. Der Zar Alexei nahm die edlen Metalle an sich und ließ dem Publikum das schlechte Kupfergeld, in Frankreich bereicherten sich die Großen auf Kosten der Masse und auch in Schweden kam es zu solchen Durchstechereien, deren Urheber wir nicht alle kennen, die aber natürlich den Credit, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein konnte, untergruben.

Das Verhältniß des Creditgeldes zu den edlen Metallen gehörte zu den schwierigsten Momenten des Münzzeichenunternehmens. Gleichzeitig mit dem Erscheinen eines Agio's auf Münzzeichen, welches nach den frühesten uns bekannten Notirungen anfänglich nur 4—6 % betrug, sehen wir sowohl von Seiten der Regierung als auch von Seiten des Publikums das Streben, möglichst viel edles Metall an sich zu ziehen, und dieses Verfahren mußte das Mißverhältniß immer mehr steigern. Das Agio und das allseitige Streben nach edlem Metall stehen in Wechselwirkung zu einander.

Die schwedische Regierung erklärte, manche Steuern nur in Silbergeld erheben zu wollen. Bei öffentlichen, von der Regierung veranstalteten Versteigerungen weigerten sich die Beamten Münzzeichen in Zahlung zu nehmen; entweder sie verlangten Silbergeld oder sie wollten, wenn die Zahlung in Münzzeichen geschehe, eine Berechnung des Agio's auf Silber d. h. Preiserhöhung eintreten lassen. Es war, als ließe die Regierung

die Maske fallen und offenbare ihre Habsucht in ihrem ganzen Umfange. Was war natürlicher, als daß die Privatleute ähnlich verfuhren; überall trat das Streben auf, alles baare Geld an sich zu ziehen, es aufzuspeichern, es dem Verkehr zu entziehen. Silber und Gold verschwanden fast völlig aus dem Verkehr und diese bedenkliche Erscheinung veranlaßte die Regierung wiederum zu einer Reihe von Maßregeln, welche wohl lykurgisch genannt werden können. Es erschien die Verordnung: man solle alle Gold- und Silbermünzen in die Kronkassen abliefern, um dagegen Münzzeichen zu erhalten. Wer es wagte Silbergeld ins Ausland zu schicken, sollte zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken verurtheilt werden. Diese Strafe sollte selbst diejenigen treffen, welche von einem solchen verbrecherischen Ausfuhrhandel wüßten und es unterließen denselben der Obrigkeit anzuzeigen. Zuletzt wurde auf das strengste verboten, Silber und Gold in aller und jeder Form, gleichviel ob bearbeitet oder in Barren, bei sich zu haben. So war man denn bei einem Terrorismus angelangt, wie er in ähnlicher Weise nur selten aufgetreten ist.

Einen ganz ähnlichen Verlauf nahm die Law'sche Finanzunternehmung. Auch hier Luxusgesetze, Ausfuhrverbote, Beschränkungen aller Art. Vom März 1720 sollte allen französischen Unterthanen das Tragen von Diamanten, Perlen und kostbaren Steinen bei Strafe der Confiscation und 10,000 Livres Geldbuße verboten sein. Gleichzeitig wurde allen Goldschmieden, Silberarbeitern und Juvelieren untersagt Gegenstände von Gold, welche über eine Unze schwer waren, zu fertigen, auszustellen und zu verkaufen. Mit allen Mitteln beförderte man in Schweden wie in Frankreich das Sykophantenwesen, indem man die Angeber solcher Vergehen hoch belohnte. Das Publikum hatte den richtigen Instinkt mit den Gold- und Silbermünzen an sich zu halten, aber Law predigte das Entgegengesetzte, indem er sich in einem offenen Brief an das Publikum u. A. mit folgenden Auseinandersetzungen wandte: „Ihr habt nur insoweit einen rechtlichen Anspruch auf das Geld, als Ihr es zur Befriedigung Eurer Wünsche und Bedürfnisse durch Eure Hände gehen lasset. Diesen Fall ausgenommen, gehört sein Gebrauch Euren Mitbürgern an, und Ihr könnt ihnen denselben nicht entziehen ohne eine öffentliche Ungerechtigkeit und ein Staatsverbrechen zu begehen, dessen ich Euch nicht für fähig halte. Das Geld trägt das Gepräge des Fürsten und nicht das Eure, um anzuzeigen, daß es Euch nur als Umlaufsmittel gehört und niemand berechtigt ist sich dasselbe zu andern Zwecken anzueignen."

Immer schärfer formulirte man diese Ansichten. Vom 1. Mai 1720 an durfte niemand ein Goldstück besitzen; vom 1. Januar 1721 an sollte kein Franzose oder Fremder sich unterstehen Silber oder Silbergeld bei sich aufzubewahren.

Aber was halfen solche Maßregeln? Das Publikum war einmal zu der Einsicht gelangt, daß das Papiergeld und die Actien eben nur imaginäre Werthe mit sehr schwankendem Course darstellten. Diese imaginären Werthe wurden auf den Markt geworfen und Jeder suchte möglichst viel Real- und Gebrauchswerthe an sich zu ziehen. War in der Zeit des Steigens der Actien und Werthpapiere das Begehr darnach so enorm gewesen, daß die Straße Quincampoix, wo die Comptoirs der Speculanten sich befanden wohl schlechtweg als „la rue" bezeichnet wurde, daß in dieser Straße Menschen erdrückt wurden, daß der Miethzins selbst für die elendesten Winkel und Löcher in dieser Straße ins Unermeßliche stieg; so wurde bei dem Fallen der Course der Waarenhandel mit einer beispiellosen Leidenschaftlichkeit betrieben. Man kaufte Metallgeld, Landgüter, Silbergeschirr, Häuser, Diamanten. Man raffte alle nur erdenklichen Waaren zusammen. Von Minute zu Minute ward das Treiben dieser „réaliseurs," wie man sie nannte, beunruhigender. Der Preis aller Waaren stieg ins Ungemessene. Jemand ließ sich in die Krämerzunft aufnehmen und kaufte alle Specereien auf, ein Anderer suchte möglichst viel Lebensmittel an sich zu bringen. Der Herzog von Antin kaufte soviel Seiden- und Wollenstoffe als möglich war, der Marschall von Estrées Kaffee und Chocolade, der Herzog von la Force Talglichter. Als der letztere nach Law's Sturze vor die Schranken des Parlaments geladen wurde, fanden sich in seinen Magazinen u. A. 40 Kisten Thee, mehrere Kisten Apothekerwaaren, eine Menge chinesischer Fächer und ein ungeheures Lager von Porzellanwaaren aus Japan. Es war nur durch die ungeheure Preissteigerung zu erklären, daß sich noch Verkäufer fanden, welche Papiergeld in Zahlung nahmen. Aber freilich, die Tuchhändler in Paris z. B. trieben den Preis der Tücher von Abbeville auf 60 Livres für die Elle hinauf.

Was konnte Law gegenüber einer solchen Realisationswuth ausrichten? Das Publikum fühlte sich wie in einem Schiffbruch. Jeder hielt sich an das, was ihm in die Hände fiel, um nur etwas zu retten. Ein Kaufmann, welcher 4 Ellen Goldstoff um 1000 Livres verkauft hatte, während die Elle in baarem Gelde nur 90 Livres kostete, wurde von Law darüber zur Rede gestellt und antwortete demselben: „Monseigneur, verbrennen Sie

meinen Stoff und es bleibt Ihnen noch ein Werth in Händen; verbrennen Sie dagegen eine Banknote von 1000 Livres, so bleibt Ihnen nichts als ein kleines Häufchen Asche." Der Zauber war von dem Papiergelde gewichen. Mit dem Realisiren war der Wendepunkt des Systems eingetreten.

Die Regierung schalt und drohte. Man machte den Versuch die Waaren in officiellen Läden wohlfeil zu verkaufen, mußte aber dabei manche Beschränkung eintreten lassen, wie denn z. B. an eine und dieselbe Person nicht mehr Stoff von einer Farbe, als zu einem Kleide nöthig war, verkauft werden durfte. Das Reisen ins Ausland wurde verboten, damit die Realiseurs nicht mit den gewonnenen Schätzen flüchteten und allerdings soll ein gewisser Vernezobre 40 Millionen nach Preußen in Sicherheit gebracht haben. Es war zu spät die Habsucht und den Eigennutz der Realiseurs zu tadeln. Der Tadel traf Alle ohne Ausnahme. Die Speculation nahm solche Dimensionen an, daß jede Kaffee- und Schenkwirthschaft sich in eine Börse verwandelte. Der Prinz Carignan, dem der Garten des Hotels Soissons gehörte, ließ dort 800 decorirte Buden bauen und vermiethete sie zu 500 Livres monatlich. Die ganze Bevölkerung Frankreichs schien in eine Bande von Hazardspielern aufgelöst.

Solche Erscheinungen kehren bei ähnlichen Verhältnissen mit einer merkwürdigen Regelmäßigkeit wieder. In Rußland war nach der Ausgabe des Kupfergeldes, welches eine Entwerthung erfuhr, ebenfalls ein sehr ausgesprochenes Streben vorhanden, Lebensmittel, Silberzeug, allerlei Waaren, selbst Holz aufzukaufen. In Schweden konnten ähnliche Symptome einer Wirthschaftskrisis nicht ausbleiben.

Die Kupferthaler überschwemmten das Land und das edle Metall verschwand aus dem Verkehr. Entweder die Regierung brachte es an sich, oder es wurde von Privaten verborgen. So streng die Ausfuhr von baarem Gelde verboten war, so unmöglich erschien es dieselbe völlig zu hindern. Große Summen flossen in aller Stille und Heimlichkeit nach Holland, Hamburg u. s. f. Da ereignete es sich dann u. A., daß jemand die beträchtliche Summe von 70,000 Carolin nach Holland abschickte und zwar so heimlich, daß niemand außer dem Absender und dem Empfänger davon wußte. Der Absender starb bald darauf und die Erben ahnten nichts von der Existenz dieser Summe, bis der Empfänger einige Jahre später meldete, er habe keine Lust das fremde Geld noch länger aufzubewahren. Man erzählt sich, es seien Schiffe aufgefangen worden, beladen

mit großen Summen baaren Geldes, das dem Baron Görtz gehörte. Auch andere Finanzbeamte, wie z. B. der Graf von der Nath sollen an diesen verbotenen Speculationen Theil genommen haben.

Gewiß ist, daß Manche während dieser Münzzeichenperiode große Vortheile hatten. Man speculirte mit dem Agio, kaufte Güter, Häuser, Waaren und alles Metall auf und zog später aus der immer weiter fortschreitenden Entwerthung der Münzzeichen Vortheil, indem man beim Wiederverkauf die exorbitantesten Preise verlangte. Es wird ausdrücklich berichtet, daß diejenigen, denen es gelungen sei große Einkäufe zu machen, sehr reich geworden seien; die Entstehung mancher Vermögen in Schweden datire von jener Krisis her. Besonders aufgebracht ist das Publikum später über die Detailhändler gewesen, von denen man annahm, sie hätten auf Kosten aller Uebrigen durch maßlose Preissteigerung gewonnen. Es ist wohl bei Abschaffung der Münzzeichen die Rede davon gewesen die Krämer zu zwingen einen Theil ihres angeblich unrechtmäßig erworbenen Vermögens wieder herauszugeben. Dieser Umstand erinnert an die Verordnung in Frankreich zu Law's Zeit, daß diejenigen Actionnairs, welche ihre Actien so ungeheuer hoch verkauft hatten, verpflichtet sein sollten eine ihrem frühern Besitz entsprechende Anzahl von Actien zurückzukaufen und so „einen Theil der dem Handel entzogenen Reichthümer diesem wieder zufließen zu lassen."

Das sich steigernde Agio auf die Münzzeichen oder deren Entwerthung verbreitete ein Gefühl der Unsicherheit, so daß Handel und Gewerbe stockten. Wer Vorräthe hatte, wollte sie nicht verkaufen, weil es kaum andere Zahlmittel gab als Münzzeichen. Die Märkte verödeten, der Verkehr zwischen den Städten und dem platten Lande stand still. Hunger und Elend waren die Folge. Hier und da fehlte es wirklich an Vorräthen. Der Krieg, die Unsicherheit der Schiffahrt, welche unter dem Kaperwesen litt, die Zwangsmittel der Regierung — alles hatte die Production in Schweden beeinträchtigt. Man rechnete den Verlust der Arbeitshände auf den Schlachtfeldern im Auslande zu Hunderttausenden, man beklagte die großen Summen Geldes, welche außer Landes gingen, um das Heer zu unterhalten, statt die Production im Lande zu fördern. Daß aber bedeutende noch vorhandene Vorräthe von Lebensmitteln u. dgl. sich dem Verkehre entzogen, sieht man u. A. aus einer Aeußerung, welche ein Reichstagsmitglied im Jahre 1719 machte: man klage wohl über Kornmangel, er aber kenne jemand, der 700 Tonnen Getreide besitze und auch bereit sei, sie zu ver-

kaufen, wenn man ihm nur ordentliches Geld dafür geben wolle und keine Münzzeichen. Noch deutlicher ist aus den theurungspolizeilichen Maßregeln der Regierung zu ersehen, daß die Inhaber von Vorräthen dieselben dem Verkehr zu entziehen bemüht waren.

Man hatte auf das strengste verboten wegen der Münzzeichen die Preise zu steigern und sperrte Zuwiderhandelnde ein, legte ihnen hohe Geldbußen auf und drohte mit dem Galgen. Auf den Märkten sollten Spione den Detailhandel beobachten und die Strafbaren verhaften lassen. Diese Maßregeln wurden mit der größten Ausführlichkeit vorgeschrieben. Es war der Regierung so sehr um Ueberwachung des gesammten Verkehrslebens zu thun, daß wohl der Vorschlag auftauchte, die Handelsbücher aller Kaufleute zu prüfen, um daraus zu erfahren, ob sie die Preise für ihre Waaren erhöht hätten. Nicht immer gelang es die Geschäfte heimlich abzuschließen, so daß man immer furchtsamer wurde und zuletzt ganz von dem Markte fortblieb. Die Regierung drohte die Bauern hängen zu lassen, welche sich weigerten ihr Korn zu verkaufen. Jeder mußte ein Verzeichniß der in seinem Besitz befindlichen Waaren einreichen. Alle Vorrathskammern, Keller, Waarenschuppen u. s. f. wurden von Soldaten untersucht. Man nahm den Privatleuten weg, so viel man wollte und ließ z. B. den Bauern bisweilen nur so viel Korn als sie zur Aussaat und zu ihrem eigenen Bedarf brauchten. Die Regierung legte große Magazine an, bestimmte für alle Waaren feste Preise, nahm den ganzen Eisenhandel in die Hand und suchte durch alle nur erdenkliche Mittel Production und Consumtion zu leiten, zu organisiren. „Schweden ist wie eine belagerte Festung, urtheilte Görtz, und in einer solchen muß ein jeder seinen ganzen Besitz zur Verfügung Aller stellen."

Es scheint in der That, daß der König und Görtz als unmittelbare Urheber dieser Zwangsmaßregeln bezeichnet werden können. Manche Aeußerung Karls XII., mancher Brief des Freiherrn v. Görtz lassen kaum einen Zweifel darüber zu, daß sie die Verantwortlichkeit dieser Regierungsweise tragen. Görtz verachtete Schweden und der König soll offen geäußert haben: es komme ihm nicht sowohl auf die Liebe als auf den Gehorsam der Unterthanen an. Hatte man sich einmal zur Emission solcher Creditmünzen entschlossen, so mußte man nothwendig ihren Nominalwerth mit Strenge aufrecht zu erhalten suchen. Hatte man die Naturgesetze des Wirthschaftslebens verhöhnt, so mußte man mit Gewalt das selbstgeschaffene System zu stützen bemüht sein. Eine Brutalität folgte der andern, ein

Fehler enthielt den Keim zu einer langen Reihe anderer, es war eine Kette von Mißgriffen bis zum Entschluß zu einer Reform des Münzwesens. Und diese Reform mußte einen gewaltsamen Charakter haben. Die Entwerthung war zu weit gediehen, als daß man hätte hoffen dürfen mit polizeilichen Mitteln das Agio verschwinden zu machen. Die Münzzeichen galten im Handel und Verkehr nur etwa ein Viertheil ihres ursprünglichen Werthes. Ehe man das Agio noch weiter steigen ließ, war es besser auf Abschaffung dieser unheilvollen Münzen zu denken.

Karl XII. fiel mittlerweile in den Laufgräben der Festung Frederikshall. Mochte sein Ende von Feindeshand herbeigeführt worden, mochte er als Opfer einer Partei in Schweden gefallen sein, sein Tod bezeichnete einen Wendepunkt in Schwedens Geschichte. Die absolute-monarchische Gewalt räumte ihren Platz der Oligarchie. Das während der Regierungen Karls XI. und Karls XII. zurückgedrängte ständische Element machte sich wiederum einmal geltend. Schon bei Lebzeiten Karls XII. hatte man oft an eine Staatsumwälzung zu Gunsten des gemißhandelten Adels gedacht. Seine langjährige Abwesenheit im Auslande beförderte solche Umtriebe. Man hatte seine Schwester Ulrike Eleonore schon lange auf dem Thron gewünscht, um die Formen einer scheinbaren Monarchie zu erneuern. Jetzt, nach dem Tode Karls, bestieg sie den Thron. Ihre Regierung begann mit Concessionen an den Adel. Der Reichstag im Jahre 1719 läßt die Ueberlegenheit der privilegirten Klassen in der evidentesten Weise erkennen.

In der willkürlichen Herabsetzung des Nominalwerthes von Münzen durch die gesetzgebende Gewalt ist stets eine Art Staatsbankerott beschlossen. Alle Inhaber dieser Münzen verlieren und man darf dabei wohl an Mirabeau's Worte erinnern: „Qu' est—ce donc que la banqueroute, si ce n'est le plus cruel, le plus inique, les plus désastreux des impôts?“ Im Mittelalter geschah es wohl, daß in Frankreich die Staatsgewalt den Werth der Münzen in einer Woche zwei- oder gar dreimal veränderte. Der Zar Alexei setzte im Jahre 1663 den Nominalwerth der Kupfermünzen auf den hundertsten Theil herab. Die Gegner Law's in Frankreich brachten eine ähnlich gewaltsame Maßregel zu Stande, welche die Erbitterung gegen Law hervorrief. Als der Cours der Actien und Banknoten eine schwindelnde Höhe erreicht hatte, da erklärte plötzlich die Regierung, „der hohe Preis des Geldes habe dem Lande mehr Nachtheil zugefügt, als alle die Kosten der Kriege Ludwigs XIV.“ Daher sollte der Nominal-

werth der Actien und Banknoten jeden Monat um $^1/_{16}$ ihres Werthes herabgesetzt werden. Die Wirkung dieser Verordnung war eine ungeheure, die Wuth der Papierbesitzer grenzenlos. Das Volk war so aufgebracht gegen Law, daß man ihn tödten wollte, während nicht er, sondern d'Argenson der Urheber jener Verordnung war.

Aehnliche Willkür herrschte in Schweden in Betreff der Münzzeichen. Man hatte Münzzeichen mit verschiedenen Stempeln ausgegeben, deren jedes eine Weile im Umlaufe war, um von einem andern ersetzt zu werden. Es geschah dieses, um die Falschmünzerei zu erschweren. Niemand wußte, wie lange die Münzzeichen von einem gewissen Stempel im Umlauf sein würden; niemand wußte, wann der Zeitpunkt eintrete, wo die Münzzeichen mit einem gewissen Stempel plötzlich eingezogen als Scheidemünze von sehr geringem Werthe wieder ausgegeben werden sollten. Da nun beim Einziehen der verschieden gestempelten Münzzeichen stets einige Tausende von jedem Stempel in den Händen des Publikums blieben und die Inhaber dieser Kupferthaler, plötzlich statt dieser nur sehr geringe Scheidemünze in Händen hatten, so war dieses natürlich mit großen Verlusten verbunden. Keinen Augenblick war man sicher gegen solche plötzlich eintretende Reduction des Nominalwerthes der Münzzeichen. Doch waren solche Verluste, welche nur einen Theil des Publikums trafen nur ein Vorspiel zu dem Staatsbankerott, der auf dem Reichstage von 1719 beschlossen wurde.

Bei Karls XII. Tode waren 24 Millionen Thaler in Münzzeichen im Umlauf. Fast einstimmig sprach man sich auf dem Reichstage für Abschaffung derselben aus. Wenn aber die Inhaber von Münzzeichen als Creditoren des Staates auftreten, wenn die Münzzeichen eine Staatsschuld darstellen sollten, so mußte das Princip der Einlösbarkeit der Münzzeichen festgehalten werden. Karl XII. hatte bei der Emission dieser Münzzeichen feierlichst versprochen, daß die Inhaber von Münzzeichen deren vollen Werth in Gold, Silber oder in Staatsschuldscheinen erhalten sollten. Mittlerweile war aber, wie aus vielen uns erhaltenen Coursnotizen hervorgeht, der Nominalwerth der Münzzeichen auf 25—50% gefallen, und ferner stellte sich die beklagenswerthe Thatsache heraus, daß es durchaus an einem Baarfonds fehlte, und so entstand denn auf dem Reichstage die Frage, wie die Abschaffung der Münzzeichen wohl in einer Weise bewerkstelligt werden könnte, daß die Inhaber der Münzzeichen nicht allzuschwer

davon betroffen würden und daß der Staat wiederum nicht allzugroße Verpflichtungen übernähme.

Auf das umständlichste wurden diese Fragen erwogen. Dutzende von Gutachten wurden vorgetragen; sehr originelle Ideen tauchten auf. Jemand beantragte die Münzzeichen durch eine Lotterie abzuschaffen, bei welcher der Einsatz 100 Thaler in Münzzeichen und der Gewinn in Titeln, Ehren, Orden bestände. Andere wollten, daß der Staat seine Domainen verkaufte, um einen Einlösungsfonds zu schaffen. Noch Andere hofften, daß der Verkauf alter Kanonen, welche im Kriege erbeutet waren, so viel abwerfen würde um einen Einlösungsfonds bilden zu können. Viele schlugen statt einer Einlösung eine allmälige monatlich oder jährlich eintretende Werthreduction der Münzzeichen vor, bis zuletzt Real- und Nominalwerth der Münzzeichen einander entsprächen.

Da man bei dem Princip der Einlösung der Münzzeichen stehen blieb und da es unmöglich schien die Münzzeichen zum vollen Nominalwerth einzulösen, so handelte es sich um Feststellung des Satzes, zu dem die Inhaber der Münzzeichen Gegenwerthe erhalten sollten. Adel und Geistlichkeit zeigten ein hartnäckiges Streben den Einlösungssatz möglichst niedrig zu stellen und vertheidigten den Staatsbankerott in aller Weise. Bürger und Bauern suchten im Gegentheil auf der Einlösung zum vollen Nominalwerth zu bestehen. In leidenschaftlicher Weise standen die verschiedenen Gruppen auf dem Reichstage einander gegenüber. Der Adel beantragte gegen die Münzzeichen 25% von deren Nominalwerth in Papiergeld auszugeben, die Bürger bestanden darauf wenigstens 50% zu erhalten, die Bauern protestirten auf das entschiedenste gegen allen und jeden Staatsbankerott. Klagen, Verwünschungen, Vorwürfe wurden laut. Die andern Stände klagten den Bürgerstand an, er habe besonders im Kleinhandel sich unrechtmäßig durch Preissteigerung bereichert, der Adel verachtete die Drohungen der Bauern, sich den Beschlüssen des Reichstages nicht fügen zu wollen, die Bauern erklärten keine andern Gegenwerthe als edles Metall nehmen zu wollen. Es stellte sich heraus, daß Viele nur Münzzeichen und gar keine andern Geldsorten besaßen. Man erhitzte sich. Die Stände beriethen jeder in einem besondern Raume. Die Deputationen der verschiedenen Stände bei den Uebrigen hielten Reden voll Zorn und Entschiedenheit. Es schien recht schwer zu einer gemeinsamen Uebereinkunft zu gelangen.

Obgleich die größte Menge der Münzzeichen, wie aus den Reichstags-

verhandlungen hervorzugehen scheint, in den Händen der Bürger und Bauern war, hatte der Adel bei der Entscheidung doch das Uebergewicht. Man beschloß zuletzt: Einlösung der Münzzeichen zum halben Nominalwerth mit Papiergeld und Scheidemünze. Als letztere sollten die Münzzeichen selbst verwendet d. h. wieder ausgegeben werden.

Sowohl das Papiergeld als auch die Scheidemünze (oder die in Scheidemünze verwandelten Münzzeichen) erfuhren später ebenfalls Entwerthung, so daß Verluste für das Publikum auch durch diesen Reichstagsbeschluß noch ihr Ende nicht fanden. Für eine Einlösung des Papiergeldes zu sorgen war unmöglich, und da der Nominalwerth der Münzzeichen-Scheidemünzen ihren Realwerth um das Sechsfache überstieg, so traten ähnliche Erscheinungen ein, wie schon früher: Agio, Preissteigerung, Verkehrsstockung u. dgl. Wieder fuhr man mit strengen Maßregeln dazwischen, wieder hoffte man auf polizeilichem Wege alles wieder gut zu machen und wieder konnte man sich von der Unzulänglichkeit solcher Gewaltsamkeit überzeugen. So endete denn die Münzzeichenunternehmung mit völliger Abschaffung d. h. Umschmelzung der Münzzeichen, nachdem auch ihr Scheidemünzen-Nominalwerth officielle Reduction erfahren hatte. Dieselben Münzen, welche anfänglich einen Thaler gegolten hatten, galten zuletzt nur etwa 1% eines Thalers. Dazwischen lag eine lange Reihe von Verlusten für das Publikum.

Vergleicht man diese Verluste mit denen, welche die Law'sche Krisis mit sich brachte, so erscheinen die letztern allerdings bedeutender. Wohl erfahren wir, daß in Schweden Handel und Gewerbe in Folge der Münzzeichenkrisis abnehmen, daß der Bergbau und die Eisenindustrie, diese Hauptquellen des Volkswohlstandes in Schweden, darniederlagen, daß die allgemeine Hungersnoth hier und da Volksaufstände zur Folge hatte, daß Baumrinde zu den gewöhnlichsten Nahrungsmitteln gehörte, daß in Stockholm die Leichen am Hungertode Gestorbener in den Straßen umherlagen. Aber die Entwerthung der Münzzeichen war weder so rasch noch so stark gewesen wie die Entwerthung der Actien und Banknoten in Frankreich. Allerdings waren hier ungeheure Gewinne den Verlusten vorausgegangen, aber der Sturz darnach mußte um so schrecklicher sein. Der Werth der Actien war in der Zeit des größten Schwindels 20,000 Livres gewesen und zuletzt war man froh die Actie zu 1 Livre anbringen zu können. Da fast niemand ohne Actien war, kann man sich den allgemeinen Jammer vorstellen. Einer Notiz zufolge haben in dieser Verwirrung 20,000 Fa-

milien ihr ganzes Vermögen eingebüßt, 100,000 Familien den größten Theil desselben. Ein Zeitgenosse schreibt: „Es giebt keinen Handel mehr, keine Arbeit, kein Vertrauen, keine Hülfe, weder in Gewerben, noch in der Klugheit, noch in der Freundschaft, noch in der christlichen Liebe". Der Verlust an Hab' und Gut war eben so groß als der Verlust an sittlicher Haltung, Ehrerbietung und Achtbarkeit; der sittliche Bankerott so groß als der wirthschaftliche.

In Frankreich tritt das Publikum als Mitschuldiger Law's auf, indem es der Speculationswuth die Zügel schießen ließ. Allerdings that die französische Regierung mancherlei um die Phantasie der Staatsangehörigen zu entzünden und die tollsten Ideen von der Allmacht des Credits oder irgend welchem Goldlande des Mississippi in Cours zu setzen, aber die Fieberhaftigkeit, mit welcher man den Papierhandel betrieb, der Leichtsinn, mit welchem man die Preise der Actien und Banknoten schraubte, zeigt, daß bei solchen Krisen Einzelne unmöglich die Verantwortlichkeit für die Krisis ganz allein tragen. Es gehörte ein starkes Maß Frivolität dazu sich so sehr in das Hazardspiel zu vertiefen und dann wohl noch darüber vaudevillemäßig zu scherzen:

Lundi j'achetai des actions,
Mardi je gagnai des millions,
Mecrredi j'arrangeai mon ménage,
Jeudi je pris un équipage,
Vendredi je fus au bal,
Et samedi à l'hôpital.

Das Publikum hatte in dem modernen Drama in Frankreich sehr lebhaft mitgespielt, während in dem modernen Drama der Münzzeichenkrisis in Schweden mehr dem Publikum von der Regierung war übel mitgespielt worden.

Die Erbitterung im Publikum gegen die Finanzmänner war in Frankreich etwas sehr Gewöhnliches. Schon seit langer Zeit hatte man Ursache zu vielen Klagen über die Männer, welche bei der Finanzverwaltung eine große Rolle spielten. Die Steuerpächter, welche sowohl den Staat als die Gesellschaft aussogen und bei der ewigen Ebbe in der Staatskasse unentbehrlich waren, galten als die Blutsauger Frankreichs, wie der berühmte Ingenieur und Publicist Vauban sie wohl nannte. In zahllosen Schmähschriften und Flugblättern machte das französische Publikum seinem Unwillen über diese Finanzmänner Luft. Eine Caricatur „die höllische Oper"

stellte sie unter den fürchterlichsten und mannigfachsten Peinigungen in der Hölle dar; eine andere zeigte eine Presse, auf welcher die Gerechtigkeit und der Tod saßen; unter ihr lagen menschliche Gestalten, aus deren gebrochenen Gliedern Gold träufelte.

Auch an Spottreden über Law fehlte es nicht. Er, den man zuerst den Retter und die Stütze des dem Untergange nahe gewesenen Reiches genannt hatte, ward der Gegenstand der Verfolgung von verschiedenen Seiten. In den höhern Schichten intriguirten die Finanzmänner der alten Schule, die Steuerpächter, gegen ihn, weil er durch sein „System" Frankreich von diesen emancipiren wollte; in den tiefern Schichten stellte man ihm nach, weil man die bei der Agiotage erlittenen Verluste ihm allein schuld gab. Einmal entging er nur durch die Schnelligkeit seiner Pferde der Volksjustiz in den Straßen von Paris. Als die Pest in Marseille ausbrach, verbreitete man, Law habe auch dieses Unheil verschuldet. Auch an Witzen fehlte es nicht. Er war zum katholischen Glauben übergetreten und da machte denn jemand die Bemerkung, es sei ihm Ernst mit seiner Bekehrung, da er sehr viel von der Transsubstantiation halte, indem er edles Metall in Papier und letzteres in Gold verwandele. Als er bereits Frankreich verlassen hatte und in Venedig lebte, war er umringt von französischen Spionen, welche nach seinen Schätzen spürten. Indessen hinterließ er seiner Frau, als er 1729 starb, nur einige Gemälde und einen Diamanten im Werthe von 40,000 Livres, den er in der letzten Zeit häufig verpfändet hatte. Während der Blüthezeit seines „Systems" hatte er viel gewonnen, die berühmte Bibliothek des Abbé Bignon für 180,000 Livres gekauft, dem Ritter von St. Georges (Jakob III.) die Pension, welche derselbe unter Ludwig XIV. aus Staatsmitteln bezogen hatte, aus eigener Tasche bezahlt, u. A. eine Uhrenfabrik angelegt, Grundstücke erworben. Aber es ist nicht zu vergessen, daß er ein Vermögen von 1,600,000 Livres nach Frankreich gebracht hatte, daß er selbst bis zuletzt felsenfest an ein Gelingen seiner kühnen Unternehmungen glaubte und eben, weil er an kein Realisiren dachte, um so größere Verluste erlitt. Daß man in manchen Kreisen eher geneigt war ihn für einen Querkopf als für einen Betrüger zu halten beweist u. A. die Grabschrift, welche ein Witzbold nach seinem Tode verfaßte:

Ci-gît cet Ecossais célèbre,
Ce calculateur sans égal,

Qui par les règles de l'algèbre
A mis la France à l'hôpital.

Aehnlich war die Aufregung, welche in Schweden über den Freiherrn von Görtz herrschte. Er war ein Ausländer wie Law, wie denn die Finanzmänner in diesen Zeiten so oft Ausländer waren. In Spanien meinte sogar das Publikum im achtzehnten Jahrhundert, nur ein französischer Finanzminister könne das Land retten; in Frankreich verwaltete ein Schotte, in Schweden ein Deutscher, in Würtemberg ein Jude (Süß), in den übrigen kleinen deutschen Staaten bald Italiener, bald Franzosen; in Preußen waren die Beamten der Regie ebenfalls Franzosen — genug der Nationalhaß vereinigte sich sehr oft mit der Abneigung gegen das Glücksritterthum überhaupt. Görtz hatte sich in gewissem Sinne zwischen den König und die schwedische Nation gestellt. Bei seinem Proceß spielt die Anklage, daß er die letztere bei Karl XII. verleumdet habe, eine große Rolle. Von seinem ersten Auftreten an hatte er erbitterte Gegner in der Büreaukratie und im Publikum. Man hielt ihn für den alleinigen Urheber der Münzzeichenunternehmung und vergab es ihm nicht, daß er auf diesem Wege dem Könige die Möglichkeit verschafft habe den verhaßten Krieg fortzusetzen. Er wußte, wie man über ihn dachte und erhielt über die allgemeine Verstimmung ganz genaue Berichte. Die Aeußerung war gethan worden, daß man ihn ersäufen wolle. Er bemerkte, ein Mann wie er müsse jeden Augenblick bereit sein das Blutgerüst zu besteigen. Die Geistlichkeit hielt ihn für einen Gottesleugner. Es war ihr ein Dorn im Auge, daß die Kupferthaler die Bildnisse heidnischer Gottheiten trugen. Die Münzzeichen waren mit folgenden Inschriften versehen: „Publica fide", „Wett och Wapen", „flück och färdig", „Mars", „Phoebus", „Mercurius", „Saturn", „Jupiter", „Hoppet" und das gab denn auch zu mancherlei Wortspielen Veranlassung. Als er zum Blutgerüst geführt wurde, fragte das Volk: „Bist Du nun „flink und fertig"? wo hast Du nun Deine „Witz und Waffen"? Ein fanatisches Weib schrie ihm zu er solle doch seine Götter zu Hülfe rufen, daß sie ihn retteten. Ein großes Calembour lautete: „Du Mars und Mercur und Saturn, der Du Dir einbildest Jupiter zu sein, mache Dich flink und fertig mit Witz und Waffen vor dem Richterstuhle des Phoebus zu erscheinen, weil Du den Staatscredit (Publica fide) gemißbraucht und die Krone für 1 Thaler verkauft hast. Deine Hoffnung (Hoppet) hat nun ein Ende". Eine weibliche Figur auf den Münzzeichen „Publica fide", welche

wahrscheinlich Schweden vorstellte, bezeichnete der Volkswitz als „Görtz's Köchin". Den Mißwachs, die maßlose Winterkälte und Sonnenhitze sollte er verschuldet haben. Als ein Schmidt in großer Anzahl Schrauben für das Heer anzufertigen hatte, erzählte man, Görtz habe Daumschrauben bestellt, um allen Schweden ihr Vermögen auf der Folter abzupressen. Daß bei allem diesem die Schuld des Freiherrn von Görtz durch Machination und Intrigue vergrößert wurde, zeigt u. A. die Aeußerung eines Reichstagsdeputirten vom Adel auf dem Reichstage von 1719: man solle die Maßregeln in Betreff der Abschaffung der Münzzeichen möglichst bald und zwar vor der Hinrichtung Görtz's beschließen, damit der Unwille des Publikums über die damit verbundenen Verluste ihn träfe und nicht die auf dem Reichstag versammelten Gesetzgeber.

Es bedarf einer Revision der Proceßakten mit juristischer Schärfe und der genauesten Kenntniß der Sachlage, um heute über den Freiherrn von Görtz gerechter zu urtheilen und mit allen Mitteln moderner Wissenschaftlichkeit das Schuldig oder Nichtschuldig über ihn auszusprechen. Es ist klar, daß es sich bei Görtz's Katastrophe nicht so wohl um ein Rechtsverfahren handelte, als darum einen politischen Act zu vollziehen. Ein Zeitgenosse bezeichnete ihn, als „ein Opfer auf dem Altar der Freiheit." Wie man die „Freiheit" in Schweden verstand, haben die Oligarchen oft genug gezeigt.

Die Münzzeichenunternehmung hatte als Creditoperation begonnen und war sehr bald zu einem ebenso gewöhnlichen als plumpen Finanzkunststück ausgeartet. Das Princip der Einlösbarkeit war Chimäre gewesen. Von den wissenschaftlichen Grundsätzen, wie Law sie lehrte, war man ausgegangen und langte zuletzt bei denselben Consequenzen an, die sich etwa bei den Kupferkopeken des Zaren Alexei ergeben hatten, oder bei den Ansichten über die Allgewalt des Staates in Betreff des Münzwerthes, wie Possoschkow sie vorzutragen pflegte. Aus der Volksbeglückung wurde systematische Plünderung, aus den spitzfindig formulirten Dogmen der politischen Oekonomie die sehr einfachen Regeln einer brutalen Polizei. Man hörte auf zu dociren, man mißhandelte. Als eben das Spiel verloren, als der Schiffbruch entschieden war, da retteten die Regierenden was in der allgemeinen Verwirrung noch zu retten war und das Finale des Dramas setzt allem, was an Gewaltsamkeit geschehen war, die Krone auf.

So gewiß es ist, daß man in Schweden aufgeklärtere Ansichten über das Geldwesen hatte als in Rußland, so gewiß ist es, daß man durchaus so gewaltsam verfuhr wie die russische Regierung 50 Jahre vorher.

Sowohl in Rußland als in Schweden hatte die Regierung bei der Emission des Nothgeldes von dem Volkswohl gesprochen, welches diese Maßregel nothwendig mache. Dort wie hier verlangte sie, daß das Publikum zwischen edlen Metallen und Kupfergeld gar keinen Unterschied mache, während sie selbst bei mancherlei Gelegenheiten dem Golde und Silber den Vorzug gab und es an sich zu reißen suchte. In Schweden sowohl als in Rußland zog man die edlen Metalle aus der Circulation und vermehrte dagegen die Zahl der Creditmünzen ins Ungemessene. Hier wie dort waren Agio, Preiserhöhung, Verkehrsstockung, Untergrabung alles Credits, Armuth und Hunger die Folge; hier wie dort suchte die Regierung mit Geldstrafen und Hinrichtungen, mit Spionage und Plackerei durch Polizeibeamte, mit Taxen, Verboten und Befehlen dem Uebel zu steuern, ohne dieses Ziel zu erreichen. Allerdings hatte die schwedische Regierung die von ihr ausgegebenen Münzen nur „Münzzeichen" genannt, während die russische Regierung die ihren einfach als Kupfergeld bezeichnet hatte, aber im Grunde war nicht viel Unterschied zwischen den beiden Geldsorten. Indessen ist es sehr bemerkenswerth, daß das Agio in Schweden kaum 400% erreichte, während das Agio in Rußland zuletzt 1700% betrug, obgleich sich der Nominalwerth zum Realwerth verhielt: in Rußland wie 62:1, in Schweden wie 190:1. — Zwei Umstände mochten wesentlich dazu beitragen der Entwerthung der Münzzeichen in Schweden nähere Gränzen zu setzen: erstens die angebliche Einlösbarkeit der Münzzeichen, und zweitens der Umstand, daß in Schweden die Fälschung der Münzzeichen fast ganz ausblieb, während bekanntlich die Kupfermünzen in Rußland so arg gefälscht wurden, daß alle Schichten der Gesellschaft sich bei diesem Geschäfte betheiligten.

Bei Abschaffung der Kupfermünzen des Zaren Alexei erhielten die Inhaber derselben 1% des ursprünglichen Nominalwerthes; wenn nun in Schweden die Inhaber der Münzzeichen 50% erhielten, so ist nicht zu vergessen, daß der Staat diese Zahlung in Papiergeld leistete, welches wiederum Entwerthung erfuhr, und in einer Scheidemünze, deren Nominalwerth sich gleichfalls nicht auf seiner künstlichen Höhe erhalten konnte, so daß diese Münzzeichen, welche zuletzt nur 1/96 ihres ursprünglichen Werthes galten, wohl analog genannt werden können jenem auf 1% reducirten Kupfergelde in Rußland.

A. Brückner.

Erinnerung an Merkel.

An Schöngeistern und Dichtern hat es in den Ostseeprovinzen niemals ganz gefehlt: was sie sangen und sagten war aber meist nur ein Echo derjenigen Töne, die aus dem Westen zu ihnen gedrungen waren. Einer freilich, der „Dicke", wie er im Gedächtniß des Landes heißt, hat der vielberufenen baltischen Eigenthümlichkeit in seinen Knittelversen einen selbständigen Ausdruck gegeben; aber von ihm dürfen wir, wie sein geistreicher Biograph treffend bemerkt hat, nur reden, wenn wir unter uns sind. Sein Genius wird nur auf livländischem Boden richtig verstanden und würde, in der Fremde zur Schau gestellt, das Erdreich, das ihn hervorgebracht, compromittiren. Die übrigen baltischen Poeten kommen überhaupt wenig in Betracht und nur zwei livländische Namen haben es auf dem deutschen Parnaß zu einer selbständigen, wenn auch nicht unangefochtenen Berühmtheit gebracht, Jakob Michael Reinhold Lenz und Garlieb Merkel, ersterer ein Jugendgefährte, letzterer ein erbitterter Gegner des großen Goethe.

Bei dem Eifer, mit welchem man sich heutzutage dem Studium des goldenen Zeitalters unserer Nationalliteratur und allem, was mit ihr in Beziehung steht, zuwendet, hat es nicht ausbleiben können, daß man auch den unglücklichen Sohn des Pastors zu Seßwegen aus der Vergessenheit, die ihn lange bedeckte, aufgegraben hat. Nachdem Tieck bereits vor einem halben Menschenalter die Schriften Lenz's herausgegeben und mit einer biographischen Skizze begleitet, Dorer-Egloff diese Ausgabe durch

Nachträge vervollständigt hatte, ist neuerdings Gruppe mit einer Schrift über unsern Landsmann hervorgetreten, die bei all' ihrer Verfahrenheit und Einseitigkeit nicht ohne Interesse ist. An einem größeren Werke über Lenz arbeitet gegenwärtig der Freiherr v. Maltzahn in Berlin, und wie verlautet, wird eine dritte Arbeit über denselben Gegenstand von einem um die einheimische Literatur und ihre Geschichte bereits mehrfach verdienten Landsmanne vorbereitet. Endlich ist in dem laufenden Jahrgange der Baltischen Monatsschrift, gelegentlich der Geschichte der Universität Dorpat, eine Reihe merkwürdiger Briefe, welche der geisteskranke Dichter in Moskau geschrieben, von W. v. Bock veröffentlicht worden.

Bei aller Anerkennung, die man der reichen Begabung des Dichters der „Soldaten" des „Neuen Menoza", des „Hofmeisters" u. s. w. zu Theil werden lassen muß, kann doch nicht geleugnet werden, daß Lenz ein in seiner Entwickelung stecken gebliebenes Genie ist und daß er eigentlich nur in der Literaturgeschichte, nicht aber in der Literatur selbst eine Rolle gespielt hat. Jede neue Richtung, die sich Bahn bricht, fordert ihre Opfer; zu denen der Sturm- und Drangperiode gehört Lenz, der von ihr verschlungen wurde, aber grade darum neben Klinger als ihr eigenthümlicher Repräsentant angesehen werden muß. Die Theilnahme, die seine Geschichte noch heute in Anspruch nehmen, beruht zwar einerseits auf dieser seiner Stellung in der deutschen Literaturgeschichte, noch mehr aber auf der Beziehung, in welcher er zu der Jugendgeschichte Göthe's gestanden hat. Wer diesem Großen auch nur in den Tagen unfertiger Jugend als Ebenbürtiger zur Seite treten und es wagen durfte, nach Wolfgang Göthe um die Hand der holden Friederike von Sesenheim zu werben — der hat ein natürliches Anrecht darauf im Gedächtniß des deutschen Volks fortzuleben.

Ganz anders steht es mit Garlieb Merkel, den wir oben neben Lenz als den bekanntesten livländischen Schriftsteller bezeichneten. Namentlich in Bezug auf seine poetische Begabung weit hinter Lenz zurückstehend, hat Merkel sich unstreitig viel energischer und glücklicher entwickelt und eine wirksamere Rolle gespielt, als jener in Genialität Untergehende. In der deutschen Literatur als kecker, selbständiger und gewandter Kritiker viel genannt und gefürchtet, als politischer Schriftsteller wegen des Muths und der Energie, mit welcher er noch nach der Schlacht bei Jena zur Nationalerhebung gegen Napoleons siegreiche Uebermacht aufrief, anerkannt — hat Merkel außerdem in unserer Provinzialliteratur, vor wie nach seiner Wirksamkeit in Deutschland (1796 bis 1806), eine sehr bedeutende Rolle

gespielt. Und dennoch ist er in Livland fast ebenso rasch vergessen worden wie in Deutschland, das ihn nur noch als den Feind des großen Göthe kennt: als der 81-jährige Greis im Jahre 1850 sein vielbewegtes Leben beschloß nahm noch die Augsb. Allg. Zeitung von seinem Tode, als einem immerhin erwähnenswerthen Vorfall, in einem eigenen Artikel (der allerdings die Monstrosität beging Merkels Landsitz Depkinshof in die Umgegend von Moskau zu versetzen!) Act; bei uns begnügte man sich damit, ihm das unvermeidliche Monument im „Inland" zu setzen, das seiner Zeit jedem irgend wohlansehnlichen Liv- Est- und Kurländer zu Theil wurde. Seitdem ist Merkels Name in der baltischen wie in der deutschen Presse kaum mehr genannt worden *). Hat man aber auch in Deutschland nicht das Recht einen Mann zu vergessen, der 1806 zu Berlin den Muth behielt, der dort den Meisten abhanden gekommen war, so ist es doch erklärlich, daß die deutsche Literaturgeschichte den Namen nicht hoch hält, der eine Zeit lang das Symbol aller der Anfeindungen gewesen ist, durch welche man den ersten deutschen Dichter zu kränken versuchte, freilich ohne ihn auch nur vorübergehend aus der olympischen Ruhe zu stören, mit welcher er den Wunsch aussprach:

Wollt', ich lebt' noch hundert Jahr
Gesund und froh, wie meist ich war!
Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch so lang' keine Ruh,
Müßten's collegialisch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.
Das würde nun fürs nächste Leben
Sechshundert dreißigtausend fünfhundert geben,
Und bei der schönen runden Zahl
Rechn' ich die Schalttag' nicht einmal.
Gern würd' ich dieses holde Wesen u. s. w.

Anders als für die Bewohner Deutschlands steht es aber für uns Liv- Est- und Kurländer! Uns ist der alte Merkel mehr als bloß der Mann, „der gegen Göthe geschrieben" und den Romantikern die ästhetische Weisheit der Allgemeinen deutschen Bibliothek zu predigen nicht müde wurde. Einmal ist unsere Literaturgeschichte zu arm, als daß sie überhaupt einen Mann vergessen dürfte, der so viel von sich reden gemacht hat, wie seiner Zeit der Herausgeber des Freimüthigen und der Verfasser der Briefe

*) Eine Ausnahme macht J. v. Sivers, Deutsche Dichter in Rußland.

an ein Frauenzimmer, ferner aber ist Merkel ja der baltische Publicist insbesondere, der in unserer Presse Wirkungen hervorgebracht hat, wie vor und nach ihm kein zweiter politischer Schriftsteller im Lande.

Merkel kann nur aus seiner Zeit heraus richtig beurtheilt werden. Wer je die Letten oder ein anderes der politischen Bücher Merkels aufgeschlagen hat, weiß auch, daß der Autor derselben, als Schüler der sog. Aufklärungsperiode, als stricter Verehrer seines großen Urbildes, des Philosophen von Ferney, keinen anderen Maßstab als den abstract-naturrechtlichen an die Dinge zu legen vermochte und in dem liberalen Absolutismus das einzige Heil für die europäischen Völker sah. Diese Irrthümer hat unser alter Landsmann mit den besten Männern seiner Zeit getheilt; daraus, daß er in ihnen stecken blieb, kann über den Werth seiner Thätigkeit, die Reinheit seiner Bestrebungen kein irgend nachtheiliger Schluß gezogen werden; es muß ihm vielmehr als Verdienst angerechnet werden, daß er zu einer Zeit, in welcher die meisten Bewohner dieses Landes den überkommenen Zuständen ziemlich urtheils- und kritiklos gegenüber standen, überhaupt zu diesen relativen Irrthümern durchzudringen vermocht hat, denn dieselben bildeten die Wahrheit seiner Zeit. Mit der Geschichte des Bauergesetzbuchs von 1804 und der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland ist der Name Merkels untrennbar verknüpft — ihm gebührt die Ehre am stärksten unter den Bürgern Livlands eine Empfindung für die Schmach gehabt zu haben, welche dem Lande aus der Aufrechterhaltung des entwürdigten Zustandes der leibeigenen Letten und Esten erwachsen mußte, — die Ehre, diese Empfindung auch auf die Gefahr hin, seine gesammte Existenz aufs Spiel zu setzen, zur energischen, kecken That werden zu lassen. Schlimm genug, daß dieses Verdienst nie bei uns zur vollen und freudigen Anerkennung gelangt ist, wenn auch ein Mann wie J. R. L. Samson v. Himmelstierna in seiner Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland (1838) es nicht daran hat fehlen lassen *).

Es kann die Aufgabe dieser flüchtigen Zeilen nicht sein, ein Bild des 81jährigen Lebens und Wirkens des baltischen Voltaire zu entwerfen; diese Schuld kann nur an einem andern Ort, innerhalb eines breiteren Rahmens abgetragen werden. Nicht einmal die Entstehungsgeschichte der

*) Eine ungeheure Uebertreibung war es, wenn vor ein paar Jahren ein Jungletto drucken ließ, Merkels Name sei in der „guten Gesellschaft“ Kur- Est- Livlands bis auf den heutigen Tag verfehmt geblieben.

„Letten“, des ersten und bedeutendsten Buchs unter den vielen, die Merkel geschrieben, anzudeuten will ich unternehmen, es soll nur ein Blick auf diejenigen Verhältnisse geworfen werden, unter denen Garlieb Merkel aufwuchs und die maßgebend auf seine erste Entwickelung einwirkten — „das Kind ist ja der Vater des Mannes“. Suchen wir in dieser Jugendgeschichte einen Aufschluß für das psychologische Räthsel, daß aus dem Sohn eines livländischen Predigers, einem Landeskinde, das die gegebenen Verhältnisse als seit unvordenklicher Zeit zu Recht bestehend kennen gelernt hatte, daß aus einem solchen ein kühner Neuerer werden konnte, der es zuerst unter allen seinen Landsleuten wagte, die Zeitidee des philosophischen Jahrhunderts auf lettische Bauern anzuwenden.

Im October 1769 wurde Garlieb Merkel auf dem Pastorat Loddiger geboren: nicht ohne Selbstgefühl bemerkt er in seinen „Darstellungen und Charakteristiken“, denen wir diese Mittheilungen theilweise entnehmen, der Jahrgang 1769 sei ein guter gewesen, denn ihm hätten Napoleon, Wellington, Moreau, Canning u. A. durch ihre Geburt angehört. — Sein Vater, der Kirchspielsprediger zu Loddiger, war ein Mann eigenthümlichen Schlages, weit und breit im Lande durch die zahlreichen Processe bekannt, die seine Eingepfarrten gegen ihn führten. Der Sohn hielt den Vater mit verzeihlicher Pietät und Parteilichkeit für den unschuldigen Theil, aus den Akten über jene Händel, kommen aber merkwürdige Dinge zu Tage, die ein charakteristisches Licht auf die pastoralen Zustände der guten alten Zeit werfen. Der hochwohlehrwürdige Pastor Daniel Merkel war ein Mann von ausgebreiteten und tüchtigen Kenntnissen, der den Horaz und die Ciceronianischen Reden ebenso genau kannte wie das Dictionnaire Bayle's und die Schriften Locke's und Voltaire's, dem die Erfüllung der Pflichten seines Amts aber kaum mehr als eine peinliche Nothwendigkeit war. Statt auf dem Kirchspielsconvent langweilige Protokolle über die Reparatur von Pastoratszäunen und Kirchspielswegen zu verlesen, vertiefte er sich lieber zu Hause in die Epitres diverses des Herrn v. Bar; den Krankenfahrten in elende Krüge und Bauergesinde zog er eine Reise nach Griechenland in der Gesellschaft des neuen Anacharsis vor; die Anfertigung eigener Predigten war ihm weniger geläufig als die Lektüre Massilons. Dem alternden und kränklichen Manne, der früher in Deutschland, namentlich längere Zeit in dem reichen und gebildeten Hamburg gelebt hatte, scheint jede Berührung mit der livländischen Außenwelt peinlich gewesen zu sein. Mit seinen Eingepfarrten und Nachbarn hatte er es gründlich verdorben: die

rauhen, stolzen alten Herren, bei denen der seinen Amtspflichten entfremdete hypochondrische Pastor wenig genug gelten mochte, ließen es denselben entgelten, daß er sich um sie und ihre Bauern wenig kümmerte, mit den Gerechtigkeits-Perselen, dem Priesterkorn und den „Ohrten“ für Taufen und Beerdigungen dagegen es peinlich genug nahm. Die gesellschaftlichen Formen waren in den sechziger und siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch nicht so glatt wie in unseren überpolirten Zeiten: trafen die durch langjährige Processe erbitterten Gegner einmal zusammen, so kam es zu heftigen Reden und geschah es in der Hitze des Gefechts wohl auch, daß man einander an die Brust griff und nicht allzusanft schüttelte! Wie Garlieb Merkel uns berichtet, lebten die Durchschnitts-Gutsbesitzer damaliger Zeit in bescheidenen, oft noch strohgedeckten Häusern, Fest- und Sonntage ausgenommen mit Stoffen bekleidet, die den Webstühlen der Mägdestube entsprungen waren, zwischen Hausgeräth und Möbeln aus der Fabrik des Hofstischlers. Der Einfachheit der materiellen Bedürfnisse damaliger Zeit entsprach die der geistigen. Nur die jüngere Generation oder die begünstigte kleine Zahl derer, die in Deutschland „auf Akademien“ gewesen war, hatte ein Bewußtsein davon, daß man im philosophischen Jahrhundert stand, und schwärmte demgemäß für Menschenrecht und Menschenwürde. Auch mit seinen Amtsbrüdern kann Herr Daniel Merkel nur wenig gemein gehabt haben. Die einen waren halb gebildete arme Teufel, die der Ruf der Bequemlichkeit und Auskömmlichkeit des pastörlichen Lebens in Livland, ins Land geführt hatte und die den Rennomistenton, den sie auf den damaligen deutschen Universitäten angenommen hatten, nach Kräften unter ihren leibeigenen lettischen Gemeindegliedern ausbildeten, ihre amtliche Stellung häufig auch vom Standpunkt der Zunft ansahen und darum alle unpastorale Frömmigkeit als Böhnhasenthum auffaßten; die anderen gehörten der Franke-Spenerschen Schule oder dem Kreise der Anhänger Zinzendorffs an und hatten nichts gemein mit ihrem Loddigerschen Amtsbruder, welcher der bereits in Deutschland blühenden aber erst zwanzig Jahre später bei uns zur Herrschaft gelangenden rationalistischen Richtung angehörte.

Je älter er wurde, desto hypochondrischer und verschlossener zog der Pastor zu Loddiger sich in seine Schreibstube zurück; als ein Urtheil des Oberconsistoriums ihn im Jahre 1770 in die Nothwendigkeit versetzte sein Amt niederzulegen und sich mit einem Ruhegehalt, das ihm sein Nachfolger aussetzen mußte, ins Privatleben zurückzuziehen, siedelte er nach Alt-

Pebalg über und begab sich sammt seiner Familie beim dortigen Pastor Linde seinem früheren Adjuncten, „in Kost.“ Selbst mit seiner Familie stand er kaum noch in Verkehr; seine Gattin (er war zum dritten Male verheirathet) war von den Sorgen der Wirthschaft in Anspruch genommen, die, wie es scheint, allein auf ihr lasteten, die älteren Söhne waren in Riga und besuchten jene Leseschule, die wir später durch den jüngern Bruder kennen lernen werden, oder die Domschule. Erst das Heranwachsen seines jüngsten Sohnes, unseres Garlieb, veranlaßte den verschlossenen alten Herrn sich seiner Familie auch außerhalb der Speisestunden zuweilen zu zeigen. Von Salzmanns und Basedows pädagogischen Systemen war damals schwerlich schon eine Kunde nach Alt-Pebalg gedrungen. Der alte Merkel hatte aber nicht vergeblich aus denselben Geistesquellen getrunken, denen jene Reformatoren der Erziehungskunst ihre Weisheit dankten; er wußte dem Lerneifer und der Wißbegier seines Sohnes eine bessere Nahrung zu geben als die meisten Schulmänner des damaligen Livland. Spielend weckte er die Theilnahme des Kindes an der Welt, die dasselbe umgab. Die Kunst des Lesens hatte der kleine Garlieb, wie es scheint nach der erst sechszig Jahre später entdeckten Lautirmethode, schnell erlernt; an einer Kugel, auf welcher ein Käfer umherkroch, klärte der Vater ihn über die Gestalt der Erde und die Gesetze ihrer Bewegung auf, und nachdem diese Grundlagen allen Wissens über den Körper, den wir bewohnen, gewonnen waren, schritt das Interesse des aufgeweckten Knaben unaufhaltsam zu anderen Gegenständen fort. Die Wißbegier seines Kindes zog den ernsten Vater allmälig aus seiner Isolirung: nachdem ein Globus an die Stelle der Kugel getreten war, mußten den Mittheilungen über die Gestalt der Erde bald Erzählungen über die Geschichte ihrer Bewohner folgen, und mit blitzenden Augen, die zuweilen gar von Thränen der Rührung verdunkelt wurden, hörte der 7-jährige Knabe von den Heldenthaten des Brutus und der Gracchen erzählen, lauschte er dem Vater die Sprüche der stoischen Weisen des Alterthums ab, die ihn bald zur eigenen Anwendung des berühmten „Paete, non dolet“ begeisterten. Kinderbücher gab es zu damaliger Zeit noch nicht; nachdem Gellerts Fabeln und die „Anecdoten“ und Charakterzüge berühmter Personen verschlungen waren, machte der Knabe selbständige Streifzüge in die Bibliothek des Vaters und dessen Lieblingsschriftsteller wurden bald die ersten Genossen des Sohnes, der auf diese Weise schon im zarten Alter mit der Aufklärungsliteratur Frankreichs und Italiens bekannt zu werden anfing.

Der naturwissenschaftliche Unterricht knüpfte gleichfalls an das Nächstliegende, an Bäume und Thiere an und wurde nach Weise der Peripathetiker auf Spaziergängen durch Wald und Feld betrieben.

Die Frühreife des Kindes, das bald in der geistigen Welt, der sein Vater angehörte, heimischer war als im Pebalgschen Kirchspiele und jedes Umganges mit Altersgenossen entbehrte, erweckte allmälig die Besorgniß des Vaters, den das Glück, in seinem Kinde einen Geistesgefährten heranwachsen zu sehen, gegen die Gefahren einer abnormen Entwickelung nicht blind machte. Daher wurde Garlieb im Jahre 1777 nach Riga geschickt und daselbst im Hause einer alten „Demoiselle" untergebracht, die eine Leseschule hielt. Mit Entsetzen sah er hier, wie ein paar Dutzend Knaben und Mädchen verschiedenen Alters täglich in ein dunkeles Zimmer gepfercht wurden, um unter Anwendung von Ruthe und „Karbatsche" die Geheimnisse des ABC langsam zu ergründen, und mit unendlicher Mühe Luthers kleinen Katechismus, von dessen Inhalt die Kleinen schlechterdings noch nichts verstehen konnten, auswendig zu lernen. Flößte es dem in der Vernunftreligion seines Vaters erwachsenen Kinde schon Grauen ein, täglich von Hölle und Teufel und den „Schlangenbetten" zu hören, die den natürlichen Menschen im Jenseits erwarteten, so gerieth er fast außer sich, als er die Waisenhausschule zu besuchen anfing, für welche seine Eltern ihn bestimmt hatten. Ein roher „Schulmeister," dessen pädagogische Qualitäten ausschließlich in der Abstammung von einem Bruder der kleinen Gilde und einer leserlichen Handschrift bestanden, führte hier mit Hülfe von Gesellen und Burschen, die er empirisch in die Geheimnisse seiner Zunft einweihte, über etwa zweihundert Knaben und Mädchen das Regiment und brachte denselben unter fleißiger Anwendung einer ungeheuren Karbatsche (neben welcher die der alten Demoiselle sich nur wie ein harmloses Spielzeug ausnahm) außer der Schreibekunst, die vier Species und den Katechismus in mechanischester Weise bei. Des dumpfe feuchte Gemach, in dem dieser Unhold sein Wesen trieb und das auch während der Sommermonate kaum einem Sonnenstrahl Eingang gewährte, machte den Schulsaal vollends zu einer wahren „Kinderhölle," aus welcher der im Umgange mit der Natur aufgewachsene Garlieb, dem das Lernen bis dazu eine Lust gewesen war, zu seinem Glück schon nach einem halben Jahre erlöst wurde, um in die Domschule zu treten.

Fast fünf Jahre lang gehörte Garlieb Merkel dieser zu ihrer Zeit mit Recht berühmten Bildungsanstalt an, aus welcher ihn der im Jahre 1782

erfolgte Tod seines Vaters zeitweise abrief. Die Frühreife des in der Bibliothek eines Aufklärers vom reinsten Wasser gebildeten Knaben stand aber zu der harmlosen Bengelhaftigkeit der Mitschüler in ebenso lebhaftem Contrast, wie zu der altväterischen Orthodoxie und dem exklusiven Latinismus der Lehrer. Anfangs bloß um seinen übermüthigen Schulgefährten die gewünschte Muße zu heimlichem Kartenspiel während der Unterrichtsstunden zu geben, später durch Eitelkeit und Wißbegierde dazu gereizt, setzte der seltsame Sekundaner seinen Religionslehrer durch Voltaire's und Bayle's Schriften entnommene skeptische Fragen und Einwürfe in eine Verlegenheit, der der geängstigte und um das Seelenheil seiner Zöglinge besorgte Schulmann sich nur durch Vorlesungen aus Lilienthals „Geretteter Sache der geoffenbarten Religion" zu entziehen vermochte.

Dasselbe Jahr, das Riga und Livland die folgenreiche Einführung der Statthalterschaftsverfassung brachte, führte unsern Merkel in die ländliche Einsamkeit seines durch den Tod des Vaters verödeten Elternhauses zurück. Die Mutter hatte die Arrende des Gutes Saadsen im Sissegalschen Kirchspiel übernommen, um aus dieser die Mittel zur Erziehung ihrer zahlreichen und zum Theil noch unerzogenen Kinderschaar zu gewinnen. Die älteren Brüder wurden in den eben damals eingerichteten Kanzelleien der statthalterschaftlichen Behörden untergebracht, Garlieb blieb zu Hause, um sich auf eigene Hand fortzubilden. Fast drei Jahre lang war der junge Autodidakt nunmehr sich selbst und den Schätzen der väterlichen Bibliothek überlassen, nach deren ungestörtem Genusse es ihm schon lange gelüstet hatte. Voll Pietät für das Andenken eines Vaters, in dem er den Märtyrer vorgeschrittener religiösen und philosophischen Anschauungen sah, ließ der dreizehnjährige Forscher es sich besonders angelegen sein, in der hinterlassenen Bibliothek den Lebensspuren des Verstorbenen nachzugehen: neben 15 Bänden Collectaneen, die er fand, offenbarten sich ihm Voltaire, Bayle, der Freiherr v. Bar und Wieland als die genausten Freunde seines Vaters. Mit einer Energie, die auf die zähe Festigkeit des künftigen Mannes schließen ließ, studierte Garlieb nach den Grammatiken, die er vorfand, die lateinische, die französische und die italienische Sprache und war dadurch bald in den Stand gesetzt, die Lieblingsautoren seines Vaters gründlicher kennen zu lernen, als das bisher der Fall gewesen war. Die ersten französischen Werke, die er entziffern lernte, waren Voltaire's Zadig, Boufflers ziemlich übel berüchtigte Aline, reine de Golconde, und wenig später Bayle's Dictionnaire; von deutschen

schöngeistigen Schriften stieß er nur auf Hallers Gedichte und Wielands Musarion. „Diese letzte herrliche Dichtung — so berichtet er selbst — las ich mit Entzücken und ahnete zum ersten Male, daß deutsche Dichter die fremden überfliegen könnten." Von den Schriften Lessings und Herders scheint auch der „vorgeschrittene" Pastor emeritus von Loddiger noch nichts gewußt zu haben, hatte er doch seinen Geist ausschließlich mit den literärischen Reichthümern gespeist, die er im Jahre 1742 aus Hamburg mitgebracht oder die später ein glücklicher Zufall in seine Hände gespielt hatte.

Die Lust an fremden Forschungen regte den jungen Garlieb bald zu selbständiger Production an: 15 Jahre alt, versuchte er sich an einer Kritik der Mosaischen Schöpfungsperiode, über deren Resultat wir uns bei einem Jünger der französischen Modephilosophen nicht weiter zu verbreiten nöthig haben. Der Druck der Verhältnisse machte diesem geistigen Schlaraffenleben ein unerwartetes Ende. Die Mutter beschloß auf den Rath ihrer Kuratore die Bibliothek ihres verstorbenen Gatten zu verkaufen und Garlieb erhielt den Auftrag, zu diesem Behufe einen Katalog derselben anzufertigen. Mit schwerem Herzen registrirte er die Schätze, von denen er sich für immer trennen sollte; außer einigen Wörterbüchern und alten Grammatiken konnte er noch eine alte Ausgabe des Horaz, die Epitres diverses und die Consolations dans l'infortune des Herrn v. Bar, Miltons Paradise lost und den Tasso aus dem allgemeinen Schiffbruch in sein Privateigenthum retten. Ein Jahr später mußte er es erleben, die Lieblinge seiner Jugend vermittelst öffentlicher Versteigerung in dem wenig bücherfreundlichen Alt-Riga zu Spottpreisen verschleudert zu sehen.

Man hat kaum nöthig Merkels weitere Jugendgeschichte, die Erzählungen über seine Confirmation und den mit mancherlei sittlichen Gefahren verbundenen Umgang mit Rigaer Schauspielern und Halbgenies, kennen zu lernen, um den Schlüssel zu dem eigenthümlichen Entwickelungsgange dieses merkwürdigen Mannes in die Hände zu bekommen. An und für sich ist es zwar nichts Außergewöhnliches, daß ein Knabe fern vom Treiben seiner Altersgenossen im Verkehr mit Büchern aufwächst, die einem späteren Lebensalter zur Kenntniß bestimmt sind: wissen wir doch auch von Göthe, daß er als Kind heimlich den Klopstock studierte und, statt sich auf den Frankfurter Spielplätzen umherzutummeln, einen Roman in fünf Sprachen schrieb, und berichtet uns nicht der talentvolle Wilhelm Hauff von seinem Jugendtreiben in der großväterlichen Bibliothek, das von dem Merkels anscheinend wenig verschieden war? Das Eigenthümliche und

für die spätere Entwickelung des Mannes Bestimmende in dem Jugendleben dieses letzteren liegt in der Beschaffenheit der geistigen Einflüsse, unter denen er aufwuchs. Während phantastische Poeten, gläubige Liedersänger, weltliche oder geistliche Propheten es sind, die sonst auf frühreife Kinder Einfluß gewinnen, und in ihnen den Sinn für das Wunderbare und Ueberschwengliche wecken, werden in der Kindheitsgeschichte unseres Landsmannes skeptische Naturphilosophen, Enthusiasten für die Alleinherrschaft des gesunden Menschenverstandes, halb frivole, halb begeisterte Vorkämpfer einer neuen politischen Ordnung, die Führer eines jugendlichen Geistes. Zu einer Zeit, in der eine bereits herangewachsene Generation in den Conflict zwischen überkommener Autorität in weltlichen wie geistlichen Dingen und unbedingt freiem Vernunftgebrauch gestellt wird, wetterfeste Männer vom Kampf der alten mit den neuen Lebensmächten zerrissen werden, die Menschheit sich durch Sturm und Drang zu den Küsten einer neuen Weltanschauung hindurchkämpft, wächst in Livland, dem Lande der unerschütterten Tradition, dem letzten Zufluchtsorte mittelalterlicher Institutionen, ein Knabe heran, dem die neue, noch nicht verwirklichte Ordnung der Dinge die zuerst gegebene ist und der sich aus dieser in die alte Welt erst nachträglich hineingewöhnen muß. Hätte Merkel in einer Zeit gelebt, die der innern Welt, die sich in ihm erbaut hatte, völlig fremd gewesen wäre, so hätte er, falls er nicht ein Renegat seiner Jugendüberzeugungen wurde, ein dem wirklichen Leben entfremdeter Charakter bleiben müssen. Ihm aber war es beschieden, in eine Uebergangszeit hineingeboren zu werden in der die neue Lehre, zu welcher seine Jugend sich bekannte, allmälig Boden gewann.

Während die Phantasie sonst die erste Geistesanlage ist, die sich im Kinde regt und entwickelt und es der Arbeit späterer Jahre beschieden ist, der Vernunft die Herrschaft über jene zu sichern, begann Garlieb Merkel damit, die Gesetze der praktischen Vernunft als die einzig berechtigten Lebensnormen ansehen zu lernen, nach denen alle Thatsachen, alle Vorstellungen über Grund und Ursache derselben zu bemessen seien. Die ätzenden Einflüsse der Encyclopädisten und ihrer Vorläufer ertödten bei ihm jede kindlich gläubige Neigung im Keim, verweisen die Phantasie und den Wunderglauben von Hause aus in das Irrenhaus. Die Moral der „vernünftigen Gedanken" bleibt als die einzige Lebensrichtschnur übrig, und der jugendliche Enthusiasmus wird in der Begeisterung für das Unjugendlichste von der Welt, die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes,

verbraucht. Merkels Anlage gemäß machten sich diese Einflüsse vorwiegend auf politischem und socialem Gebiete geltend; er fühlte keinen inneren Drang, die Geltung der ihm eingeimpften Grundsätze auch in der religiösen Sphäre durchzusetzen und hat sich zeitlebens damit begnügt, für seine Person Deist zu sein. Der ästhetische und der politische Merkel, der Verfasser der „Letten" und der Autor der „Briefe an ein Frauenzimmer" — sie sind beide in der Bibliothek des Loddigerschen Expredigers groß gewachsen; in ihr ist unser alter Landsmann sein Leben lang stecken geblieben; selbst von seinen persönlichen Untugenden, maßloser Eitelkeit und unerträglicher Arroganz, läßt sich vieles auf die Einsamkeit des jungen Autodidakten zurückführen.

Das Horazische aut prodesse volunt aut delectare poetae ist immer der oberste Satz seiner ästhetischen und kritischen Weisheit geblieben. Das Lehrgedicht und die poetische Erzählung sind ihm darum die liebsten und geläufigsten Formen dichterischen Schaffens, Voltaire und Wieland ihre echten Repräsentanten und unübertrefflichen Muster. Nach dem praktisch-moralischen Maßstabe wird jede Dichtung bemessen, die mehr als bloß „ergötzen" soll. Die bloße Möglichkeit einer Paralelle zwischen Schiller und Voltaire reicht schon dazu hin, den 17jährigen Jüngling in Harnisch zu bringen und ihn in die charakteristischen Worte ausbrechen zu lassen: „Voltaire hat die Ehre des hingerichteten Admiral Bligh und des unglücklichen Calas gerettet, ebenso die Ruhe und den Wohlstand der Familie des letzteren, Leben und Vermögen der Familie Sirven, das Menschenrecht und die Freiheit der fünfzehn aus dem Jura nach Frankreich entflohenen Leibeigenen — Schiller, meine Herren, was that doch Schiller?" Mit diesem wunderlich moralisirenden Standpunkt vertrug es sich gar wohl, wenn Merkel an den Lascivitäten der Pucelle oder des Musarion nur geringen Anstoß nahm und sie, als harmlose Auswüchse der Licentia poetica, für Concessionen an die Verpflichtung des Dichters „zu ergötzen" ansah. Wo aber irgend durch ein Kunstwerk die Gültigkeit der Principien des Aufklärungszeitalters gefährdet zu sein scheint, da erwacht der sittliche Rigorismus des wunderlichen Eiferers, der schon in seinem 19ten Lebensjahre Werthers Leiden als eine „durch Mißbrauch des Genie aufgestützte Krankengeschichte" perhorrescirte, in seinen Mannesjahren die Romantiker bekämpfte, weil sie den „alten Wahn" hoch hielten und die Tageshelle des gesunden Menschenverstandes durch die Finsterniß mittelalterlicher Vorstellungen gefährdeten, — der noch in seinem Alter

nicht begreifen konnte, warum diese Romantiker Wieland die echte Künstlernatur absprachen und der sich sein Leben lang etwas darauf zugut that, mehr als ein Künstler gewesen zu sein, weil ihm der sichere Grund des Hauses, an dem er mitgebaut, stets wichtiger erschienen sei, als dessen bloße Bemalung

Einem Kritiker dieses Schlages konnte es nicht beschieden sein, die Heroen der klassischen deutschen Literaturperiode oder auch nur die schimmernden Ritter der romantischen Schule mit Aussicht auf dauernde Erfolge zu befehden. Merkels verfehlte kritisch-ästhetische Thätigkeit hat vielmehr nur dazu gedient, ihm den Ruhm zu schmälern, auf den er als politischer Schriftsteller berechtigten Anspruch erheben darf.

Welcher Art seine politischen Anschauungen waren, würde sich ohne Mühe aus seinem Bildungsgange ableiten lassen. Bei einem Schüler Voltaire's kann es uns nicht Wunder nehmen, daß derselbe keinem bestimmten, abgeschlossenen System nachging, sondern in der Negation seine Stärke hatte. Dem moralisirenden Charakter des Liberalismus der Aufklärungsperiode boten die baltischen Zustände der damaligen Zeit besonders durch die noch in allen drei Provinzen bestehende Leibeigenschaft dankbare Angriffspunkte und es war an und für sich natürlich, daß der jugendliche Vorkämpfer der Ideen von Menschenrecht und Menschenwürde seine publicistische Thätigkeit an die Bekämpfung dieses Instituts anknüpfte. Vergegenwärtigt man sich aber, daß der heillose Zustand der ländlichen Bevölkerung durch sein nach Jahrhunderten zählendes Alter eine gewisse Sanction erhalten hatte, daß die Lehre von der Nothwendigkeit der Aufrechterhaltung dieses Zustandes zum ABC der politischen Weisheit des Landes gehörte, daß die von Generation zu Generation herübergenommene Gewohnheit, dem Elend der Letten und Esten indolent zuzusehen, das sittliche Gefühl der deutschen Bevölkerung dermaßen abgestumpft und depravirt hatte, daß es dem leibeigenen Landvolke gegenüber, so zu sagen, seine Functionen einstellte — daß endlich das Rütteln an jenem Zustande mit allen Schrecken umgeben war, welche eine zahlreiche und mächtige Klasse um sich verbreiten konnte, so wird man den Muth eines Jünglings, der allein unter seinen Landsleuten consequent genug war, die Idee der Zeit in der Sphäre concret werden zu lassen, in welcher Eigennutz und Verblendung bis dahin allein das Wort geführt hatten, nicht hoch genug anschlagen können. Wie wohlangebracht war hier jener Enthusiasmus für die Sache des gesunden Menschenverstandes und der aufgeklärten Moral,

der als kritischer Maßstab für den Werth eines „Faust“ oder auch nur einer „Genovefa“ so unerträglich langweilig ist! Wie vernichtend wirkten hier die Argumente der Nützlichkeitstheorie, mit denen in der Welt des Schönen schlechterdings Nichts anzufangen ist! Wie glänzend nimmt sich den scheinheiligen Redensarten von einem ehrwürdig-patriarchalischen Zustande und manchen künstlicheren Sophismen gegenüber die einfache aber scharf einschneidende Logik aus, deren Klinge auf ästhetischem Gebiet vergeblich bemüht war, dem Kranz der Weimarer Dioskuren auch nur ein Blatt zu rauben. . . .

Die Unerschrockenheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Jüngling Merkel seine kaum verdaute Weisheit auf die Zustände anwandte, die ihn umgaben, schafft uns aber auch einen hohen Begriff von der zündenden sittlichen Kraft, welche jenem vielverrufenen politischen und religiösen Rationalismus seiner Zeit innegewohnt hat, der heutzutage den Ultras auf beiden Seiten nur noch zur Zielscheibe zuweilen herzlich schlechter Witze über Halbheit, Inconsequenz u. s. w. gut genug zu sein scheint. Man kann der Kühnheit und Consequenz, mit welcher die Jünger des gesunden Menschenverstandes wider die überlieferte Satzung ankämpften, seine Bewunderung nicht versagen, auch wenn man sich zu den trivial gewordenen Grundsätzen jener Schule nicht mehr bekennen kann. Merkel hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er die Aufhebung der Leibeigenschaft für die Vorbedingung allen weiteren Fortschritts in Livland erklärte und in der Thatsache, daß neunzehn Zwanzigtheile von einem Zwanzigtheile der Bevölkerung ausgebeutet wurden, die Wurzel aller Uebel sah. Bei allem Festhalten an der berechtigten Individualität der Ostseeprovinzen und ihrer selbständigen Entwickelung wird man ihm sogar einräumen müssen, daß durch die zeitweise Einführung der Statthalterschaftsverfassung in der That manches der „alten Hindernisse des Wohlseins gelöst wurde“, bei der Wiederherstellung der angestammten Verfassung „zahlreiche Wurzeln früherer Mißstände verdorrt waren und nicht mehr in ihrer vorigen Ueppigkeit gedeihen konnten“. So wenig wir heutzutage die Wiederkehr jener von Merkel vielgepriesenen statthalterschaftlichen Periode herbeizuwünschen Grund haben, so verschieden unsere Anschauungen über die zum Ziel führenden Mittel von denen des Verfassers der „Letten“ sind, so natürlich müssen wir es finden, daß einem kosmopolitisch gebildeten Zeitgenossen vorzugsweise die Vortheile jener Umwälzung in die Augen sprangen.

Die rein naturrechtliche Auffassung des Staatslebens und der Geschichte

hat längst aufgehört auch nur in der Theorie die Alleinherrscherin zu sein. Das historische Recht und die organische Entwickelung sind wiederum zu ihrer früheren, wenn auch modificirten Bedeutung erhoben worden, man hat einsehen gelernt, daß das theoretisch Richtige nicht immer das praktisch Durchführbare ist, daß verschiedene Verhältnisse eine verschiedenartige Anwendung derselben Wahrheiten heischen und daß ebenso wenig alle Pflanzen zur gleichen Gestalt, wie alle Staaten zur gleichen politischen Form berufen sind: die naturrechtliche Doctrin aber ist und bleibt das wohlberechtigte Correctiv für jede Verbildung der historischen Entwickelung und man darf nicht ermüden, immer wieder daran zu erinnern, daß nur die Wohlfahrt Aller an und für sich berechtigt ist, die Bevorrechtung des Einzelnen aber nur ein zeitweiliges Mittel im Dienste dieses letzten Zweckes. Diese Wahrheit wird heutzutage ebenso häufig übersehen, wie zu Merkels Zeiten das gute Recht des Eigenartigen und organisch Erwachsenen hintangesetzt wurde. Die Sätze, für welche er seiner Zeit unerschrocken eintrat, haben den Reiz der Neuheit, den Zauber der Unfehlbarkeit längst eingebüßt; geistreichen Köpfen erscheint es als dankbarere Aufgabe, die Lücken und faulen Flecke der naturrechtlichen Doctrin ausfindig zu machen und die Berechtigung und Vernünftigkeit dessen nachzuweisen, was dem gesunden Menschenverstande unberechtigt und unvernünftig zu sein scheint. Man vertieft sich in den Reichthum der vielgestaltigen Erscheinung und gelangt häufig genug dazu, das Eigenthümliche mit dem Wesentlichen zu verwechseln. Hier aber ist es, wo Garlieb Merkels einfache Staatsweisheit wieder in ihr Recht tritt. Wo irgend unter der Firma continuirlich-organischer Entwickelung dem egoistischen Sonderinteresse gedient wird, da möchte ich den Alten von Depkinshof aus dem Grabe erwecken, um ihn mit seiner scharfen und unmelodischen, aber zugleich unermüdlichen und unüberhörbaren Stimme sein altes, wenn auch immerhin trivial gewordenes Motto wiedererschallen zu lassen: „Licht ist Leben, Licht ist Glück und für Staaten Macht".

Julius Eckardt.

Die Memoiren Philipp Wigels.

Diejenigen Russen, welche es auf eine reinnationale Entwickelung ihres Staats- und Volkslebens absehen, verfallen leicht in den Irrthum, der die russische Nationaleigenthümlichkeit beeinträchtigende deutsche Einfluß könne nur durch eine vollständige Resorption des deutschen Wesens der Ostseeprovinzen unschädlich gemacht werden. Wie uns scheint, liegen die Dinge gerade umgekehrt: wollte man den Unterschied zwischen diesen Provinzen und den bei uns sogenannten „innern Gouvernements" verwischen und so den Kur-Est-Livländern die Freude und das Genügen an ihrer provinziellen Sonderbethätigung nehmen, so würde man dieselben mit Nothwendigkeit dazu führen, um so mehr von dem ihnen eigenthümlichen Elemente in die russisch-nationale Entwickelung hineinzutragen. Es würde damit gleichsam ein Gefäß zerstört, dessen bis dahin mehr oder weniger zusammengehaltener Inhalt sich um so weiter ausbreiten müßte.

Der Mann, dessen Name diesem Aufsatz vorgesetzt ist, exemplificirt die Wahrheit, daß von den im weiten Reiche verstreuten Abkömmlingen deutscher Emigranten am allerwenigsten Sympathie für die „separatistisch" gescholtene Sache der Ostseeprovinzen zu erwarten ist und daß andererseits das Aufgehen aller jener Individuen in die russische Nationalität gerade durch die bestehende relative Abgeschlossenheit dieser Provinzen eher gefördert als gehindert wird. Philipp Wigel, der jetzt enthüllte Verfasser der Russie envahie par les Allemands, repräsentirt den nicht unbedeutenden Bruchtheil derjenigen im Innern des Reichs geborenen Deutschen, welche

durch desto eifrigere Hingabe an die nationale Idee den Flecken ihrer unslavischen Abstammung abzuwaschen bemüht sind — oft freilich mit ziemlich zweifelhaftem Erfolge.

Giebt es nun in Petersburg und Moskau, gleichwie in London und Paris, eine Menge auch solcher Deutschen, welche dem ubi bene ibi patria nur eine Beziehung auf ihren Beutel geben und im Uebrigen nicht über die vier Pfähle ihrer Häuslichkeit hinausschauen, so fragt es sich, ob nicht im Vergleich mit diesen Letzteren jene Andern, welche um jeden Preis, auch um den der Aufopferung ihrer Nationalität, eine wirksame Betheiligung an dem Gemeinwesen zu erkaufen bestrebt sind, als die sittlich Höherstehenden angesehen werden müssen. Eine Frage, die hier nicht im voraus beantwortet werden kann, wol aber aufgeworfen werden mochte, um einer Reproduction der neuerdings erschienenen und in der russischen Literatur viel Aufsehen erregenden Bekenntnisse Wigels als leitender Gesichtspunkt vorangestellt zu werden.

Ein Deutscher kann seine Biographie bekanntlich nicht erzählen, ohne mit seinem Großvater zu beginnen. Philipp Wigel ist noch nicht Russe genug, um medias in res zu fallen: auch er hebt mit einer Aufzeichnung seiner Ahnentafel an und führt uns durch zwei Generationen, ehe er bei sich selbst anlangt. Wir können ihm das nur danken, denn er vervollständigt seine kulturgeschichtliche Skizze durch dieses weitere Ausholen um ein Beträchtliches; er entwirft uns nicht nur ein Bild des socialen und politischen Lebens im damaligen Rußland, sondern zugleich auch des adeligen Wesens in Estland, in dem Estland des 18. Jahrhunderts. Er läßt uns durch drei Generationen den Proceß verfolgen, der den Enkel eines königlich-schwedischen Kapitains und Erbherrn zu Julluk und Kurtna im Jeweschen Kirchspiele zum Departements-Direktor im Ministerium des Innern und Verfasser der deutschenfeindlichsten Broschüre machte, die vielleicht überhaupt jemals geschrieben worden ist.

Der Großvater unseres Helden hieß mit seinem vollen Namen Laurentius von Wigelius und focht als schwedischer Kapitain unter Karl XII. in der Schlacht bei Poltawa. Mit Erröthen gesteht sein Enkel, die lateinische Endung seines Namens mache es wahrscheinlich, daß die ersten Träger desselben Finnen, vielleicht gar Esten gewesen; aber hinter diesem angeblichen Erröthen versteckt sich offenbar die Absicht, den noch schlimmeren Verdacht einer deutschen oder schwedischen Herkunft von sich abzu-

wenden. Nach der Unterwerfung Estlands unter das russische Scepter, zog sich der würdige Kapitain, der ein eifriger Anhänger seines soldatischen Königs war, in das Stillleben zurück und wurde Landwirth, indem er seine väterlichen Güter Illuck und Kurtna „übernahm." Ziemlich gleichzeitig verehelichte er sich mit Gertrude von Brümmer und allirte sich dadurch (wie man in Estland sagte) mit verschiedenen der angesehensten Familien des Landes, den Buxhöwden's, Brewern's und Rosen's, eine Verwandtschaft, auf welche sein aufgeklärter Enkel, wie er ausdrücklich erklärt, nicht im geringsten stolz gewesen ist. Die Abneigung des alten Kriegers gegen die Eroberer des Landes und sein stiller Cultus für König Karl hielten ihn in fast völliger Isolirtheit von seiner Umgebung, die mit ihrer Vergangenheit schneller abzurechnen und sich williger in die neuen Verhältnisse hineinzufinden wußte. Von den sieben Söhnen, die seine Gattin ihm gebar, sandte er die vier ältesten über die Grenze in die Armee Friedrichs des Großen, um sie nicht in den Reihen seiner alten Gegner zu sehen: gab es doch nach den Begriffen der damaligen Zeit für den estländischen Edelmann, der sich nicht daran genügen lassen wollte die rura paterna zu verwalten, keine andere als die militairische Laufbahn. „Aber — so berichtet der Enkel — dieses unpatriotische Verfahren meines Großvaters sollte sich grausam strafen: drei von meinen Oehmen mußten in den Schlachten des preußischen Königs, der gegen Rußland focht, ihr Leben lassen, und nur der älteste, der es zum preußischen Generalmajor und Kommandanten der Festung Thorn brachte, blieb am Leben." Aber auch von diesem Bruder seines Vaters berichtet der Autor uns nur, daß er ohne Vermögen gestorben und daß seine Wittwe, geborene v. Glasenapp, ihre russischen Verwandten mit Bettelbriefe belästigt habe.

Seine drei jüngsten Söhne sandte Herr Laurentius v. Wigelius nach Rußland, wo der Enkel einer Schwester Karls XII., der Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, inzwischen zum Thronerben erklärt worden war und wo jetzt die Brüder von Offizieren Friedrichs des Großen und Enkel eines der Sieger bei Narwa sich einer günstigen Aufnahme versehen konnten. Der Name des unglücklichen Gemahls der großen Katharina ist bekanntlich unbeliebt bei den Historikern der Nationalitätspartei. Was Wunder, wenn auch Wigel, trotz der Wohlthaten, die sein Vater und dessen Bruder von dem Neffen Elisabeths empfangen, seiner nicht eben im panegyrischen Tone gedenkt. Wir übergehen die betreffenden Auslassungen.

„Nachdem die eine Hälfte der Nachkommenschaft meines Großvaters das Blut russischer Soldaten vergossen hatte — fährt der Autor fort — wurde die andere Hälfte in ein kaiserliches Kadettenhaus aufgenommen und auf Kosten Rußlands erzogen. Man sieht, das alte Rußland war in Bezug auf Arglosigkeit und Selbstvergessenheit dem jetzigen durchaus ähnlich." Von den drei jungen Herren von Wigelius, die „auf Kosten Rußlands" im Kadettenhause erzogen wurden, war der Vater des Autors (wie sein Sohn Philipp geheißen) der jüngste und — wenn wir dem Urtheil seines Sprößlings trauen dürfen — der fähigste.

Auf seine Oehme ist Philipp Philippowitsch (so wollen wir, der Kürze und der Unterscheidung von seinem Vater wegen, den Autor fortan nennen) wie auf all' seine väterlichen Verwandten, den Vater selbst ausgenommen, nicht gut zu sprechen; der ältere von ihnen, Johann, bringt es ja nur zum Premier-Major und stirbt als Kommandant irgend einer obskuren Festung; von dem jüngern, Jakob, läßt sich nur sagen, daß er durch seine Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit der Spott des St. Petersburger Gerichtshofes wurde, bei welchem er diente und in welchem er es darum nur zum Collegienrath brachte. Von diesem „Original" weiß der Neffe nur noch zu berichten, daß er eine unglückliche Leidenschaft für das weibliche Geschlecht hatte, sich der Reihe nach mit sieben seiner Köchinnen „aus deutscher Gewissenhaftigkeit" trauen ließ, um bald darauf wieder von ihnen geschieden zu werden, was in der damaligen Zeit, wo Rußland seiner evangelisch-lutherischen Kirche noch keine Gesetze gegeben hatte, keine großen Schwierigkeiten machte.

Auf die Aufzählung dieser Scandalosa beschränkt sich so ziemlich alles, was Philipp Philippowitsch von seinen deutschen Verwandten weiß. Noch eines Vetters thut er gelegentliche Erwähnung, eines gewissen Sanders, der es zum Generalmajor brachte und von einer so unverwüstlichen deutschen Gesundheit war, daß er noch in seinem neunzigsten Lebensjahre eine tödtliche Verwundung, die ihm Straßenräuber beigebracht hatten, glücklich überstand. Die Unverwüstlichkeit deutschen Appetits und deutscher Gesundheit ist ein zu beliebter Gegenstand russischer Scherze, als daß Philipp Philippowitsch seinen Lesern diesen Umstand verschweigen konnte. „Mit den Gefühlen des Stolzes" geht der Autor von dem Bericht über seine väterlichen Verwandten zu dem über die Vorfahren seiner Mutter über, denn diese war eine Russin und stammte nicht aus Estland, sondern aus dem Pensaschen Gouvernement. Für unseren Zweck genügt die Notiz, daß

Frau von Wigel dem Geschlecht der Lebedew entsprossen und daß ihr Vater Lieutenant im Jsmailowschen Garderegiment unter der Kaiserin Elisabeth gewesen war, der nationalen Tochter Peters des Großen, „deren alte Leute sich noch Jahrzehnte nach ihrem Tode nur mit Thränen der Rührung erinnern konnten, deren treffliches Herz, trotz einer schlechten Erziehung unter angebildeten und dazu durch die europäische Bildung verderbten Leuten, es verstanden hatte Rußland glücklich zu machen“.

Philipp Wigel, der Vater, wurde in dem von Münnich, (einem der wenigen Deutschen aus den Zeiten Anna's, die nach der Meinung Philipp Philippowitschs, Rußland nicht nur beraubt und geknechtet, sondern ihm auch genützt hatten) gegründeten adligen Land-Kadettencorps erzogen und trat nach beendetem Cursus in die Garde. Dem jungen Deutschen leuchtete die Gnadensonne Peters III., mit dem er durch seinen Vetter den Generaladjutanten Baron Ungern-Sternberg in persönliche Beziehung gesetzt worden war: er wurde in die intimen Zirkel gezogen, in denen der Kaiser beim Punschglase und der Tabackspfeife seine Offiziere zu den bekannten Festen in Oranienbaum versammelte, und erst 23 Jahre alt erfuhr der junge Wigel, Se. Majestät beabsichtige ihn am Peterstage, dem 29. Juni 1763 zu seinem Flügeladjutanten zu machen. — „Aber ach — so bemerkt der Sohn — dem 29. Juni ging der 28. vorher. Mein Vater war von Oranienbaum nach Petersburg gekommen, um die der ihm verheißenen Würde entsprechende Uniform zu kaufen; als er Morgens über den Isaksplatz ging, wurde er unversehens ergriffen und arretirt, Katharina II. hatte den Thron ihres Gemahls bestiegen, die Orlows wurden die Helden des Tages und mein Vater mußte ins Gefängniß wandern“.

Philipp Philippowitsch bezeichnet seinen Vater als einen Ausbund von Herzensgüte, Edelmuth, Sittenreinheit, Gewissenhaftigkeit u. s. w. Auch seiner bis in's späteste Alter gepflegten Reinlichkeit wird gedacht. „Die Reinlichkeit, schreibt der Sohn, ist eine der wenigen wirklich guten Gaben, die wir dem Westen verdanken.“ Bemerkenswerth ist die Ehrfurcht und Verehrung, die Wigel Zeit seines Lebens für dieselbe Kaiserin Katharina gehegt, um deren willen er ins Gefängniß wandern mußte, das der designirte Flügeladjutant Peters III. im Jahre 1764 verließ, um die Gardeuniform auszuziehen und als Premier-Major in die Armee zu treten. Gregor Orlow, der damals allmächtige Günstling der Kaiserin, sandte ihn an die Wolga, in das jetzige Saratowsche Gouvernement, um bei der Vermessung der Ländereien thätig zu sein, die eben damals den bairischen

und westphälischen Kolonisten angewiesen wurden, welche die „noch unerfahrene" Kaiserin „als geistige Lichter" hatte importiren lassen.

Bevor er an die Wolga zog, ging Wigel noch nach Estland, um seinem sterbenden Vater die Augen zuzudrücken und „dessen Segen, leider aber keine Erbschaft" in Empfang zu nehmen, denn Kurtna und Illuck waren auf funfzig Jahre verpfändet worden. Das Glück, das dem Premier-Major am finnischen Meerbusen versagt blieb, sollte ihm an der Wolga reichlich zu Theil werden, zuvörderst in Gestalt zweier Frauen, einer Simbuchin und einer Lebedew, welche letztere er auf den Wunsch seiner ersten Schwiegermutter heirathete, um sich in seiner Wittwerschaft zu trösten. Bald nach Eingehung dieser zweiten Ehe geschah Folgendes: in einer schweren Krankheit, die ihm das Bewußtsein raubte und ihn an den Rand des Grabes führte, ließ seine getreue, glaubenseifrige Gattin ihn, den lutherischen Ketzer, durch einen russischen Priester firmeln um ihn nicht auch für jenes Leben zu verlieren. Von Stund' an in Reconvalescenz getreten und bald dem Leben wiedergegeben, ward der neue Convertit ein genauer Erfüller der Gebräuche der griechisch-orthodoxen Kirche. Doch wahrscheinlich aus „falscher Scham" über diese unfreiwillige Bekehrung pflegte er jeden Streit, ja jedes Gespräch über Religion zu vermeiden und war überhaupt nicht „fromm." Dies ist für Philipp Philippowitsch die einzige unbequeme Erinnerung an seinen Vater.

Die Landvermessungen an der Wolga hörten nach einigen Jahren auf: der Premier-Major avancirte im Jahre 1774 zum Obristlieutenant und wurde an den Kuban kommandirt, wo er gegen jene Bergvölker kämpfte, die erst ein Jahrhundert später der russischen Botmäßigkeit unterworfen wurden. Die Stätten seines bisherigen Aufenthalts wurden inzwischen der Tummelplatz des Pugatschewschen Aufstandes, der den Osten Rußlands verwüstete. Nach seiner Beendigung wurde das Regiment, in welchem Wigel (dem inzwischen mehrere Kinder geboren worden waren) diente, vom Kuban an die Weichsel versetzt, an welcher eine russische Armee seit der ersten Theilung Polens dauernd ihre Quartiere genommen hatte. Trotz des zuvorkommenden Empfangs, dessen Frau v. Wigel, Dank ihrer ächt russischen Liebenswürdigkeit, in der Warschauer Gesellschaft theilhaftig ward, ist der Aufenthalt in Warschau den jungen Gatten niemals behaglich geworden. Die beiden Vorgesetzten Wigels, General Romanius und Oberst v. Drewitz erbitterten, wie Philipp Philippowitsch berichtet, durch die „deutsche Soldatengrobheit, welche seit dem siebenjährigen Kriege eine

deutsche Eigenthümlichkeit geworden ist“ die polnischen Herzen und machten die Stellung der russischen Offiziere in der Warschauer Gesellschaft unerträglich. Ein günstiges Geschick macht Herrn v. Wigel schon nach einiger Zeit zum Obristen des Alexopolschen Infanterieregiments und führt ihn sammt Familie in die Steppen Neurußlands, an die Mündung des Dnjepr. Hier ließ Potemkin an der Stätte, an welcher Wladimir der Heilige angeblich die Taufe empfangen hatte, eine Stadt bauen, die er Cherson nannte. Auf den Wink des allmächtigen Günstlings der Kaiserin wurden alle menschlichen Kräfte, deren man in dem schwachbevölkerten Landstrich habhaft werden konnte, zusammengerafft und zur schleunigen Ausführung seines Projekts verwandt, auch die Armee sammt ihren Offizieren mußte zur Förderung des Werkes beitragen und der Obrist Wigel, der sich in seiner Jugend mit Architektur beschäftigt hatte, war hier an seinem Platz. Potemkin, „der Gigant“, kam selbst wiederholt an den Dnjepr, um seine Schöpfung zu besichtigen. Philipp Philippowitsch, der ihn selbst niemals gesehen, von seinem Vater und dessen Freunden aber viel von dem großen „Taurier“ gehört, kann nicht umhin, auf jene Traditionen gestützt, das „geistige Bild“ dieses seines Helden zu entwerfen. Nach Wigel ist Potemkin ein Typus, eine Personifikation des russischen Volks; in stiller Größe stand er da, ohne eigentlich je etwas Großes geleistet zu haben, gefürchtet ohne je etwas Uebles gethan zu haben, mächtig ohne je seine Macht mißbraucht zu haben; ehrgeizig und tollkühn ringt er nach den höchsten Zielen, aber nur der Kampf, nicht dessen Preis reizt ihn; heute ergiebt er sich einer orientalischen Apathie und Unthätigkeit, morgen übertrifft er an Thatkraft und Leistungsfähigkeit alle anderen Menschen. Niemals hörte man aus seinem Munde ein heftiges oder rauhes Wort, aber die Sprache seiner Augen schreckte jede Opposition gegen seinen Willen zurück.

Wir wollen die kühnen Antithesen, in denen diese Charakteristik unseres Memoirenschreibers sich noch ergeht, nicht weiter verfolgen. Lehrreicher ist die Anekdote, mit welcher Wigel seinen Panegyrikus auf die Herzensgüte, Gerechtigkeitsliebe u. s. w. des Tauriers beschließt: Potemkin hatte Frau v. Wigel zuweilen in Gesellschaft gesehen und von den Reizen ihrer kleinen Füße gehört: seine gelegentliche Aeußerung, er werde die Dame bitten, ihn zu besuchen und ihm ihre Füße im Naturzustande zu zeigen, erfüllte die Wigelsche Familie mit so lebhaftem Schrecken, daß das Haupt derselben seine Gattin augenblicklich abreisen ließ, um dem „Giganten“ die Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens abzuschneiden.

Bald darauf verließ auch Obrist Wigel Cherson, aber nicht etwa um des Tauriers willen: mit diesem blieb er auf durchaus freundschaftlichem Fuß; ein Deutscher war es, der ihn vertrieb, der Prinz Friedrich von Würtemberg, Schwager des damaligen Großfürsten Paul und später König von Würtemberg, ein „unerträglicher Pedant und Tyrann". Worin diese Tyrannei des schwäbischen Fürstensohns bestanden, verschweigt unser Memoirenschreiber, denn er benutzt diese Stelle zu einem lehrreichen Excurse über deutsche Prinzen in russischen Diensten und das souveräne Selbstgefühl, mit welchem Leute vom Schlage Potemkins auf diese Deutschen herabzusehen gewohnt waren. Und doch scheint dieser Excurs nicht am rechten Orte zu sein, denn er schließt mit einer Klage darüber, daß der „Taurier" dem großfürstlichen Schwager gegenüber so machtlos war, daß Wigel das Feld räumen mußte und froh war, auf Potemkins Vorstellung als Brigadier zur Disposition gestellt zu werden. Er ging auf die im Pensaschen belegenen Güter seiner ersten Frau und hier wurde ihm sein vierter Sohn, Philipp, der Held und Verfasser unserer Geschichte geboren. Während dieser noch in der Wiege lag, nahm das Geschick seiner Eltern eine neue Wendung: nachdem es Potemkin gelungen war, den Würtemberger zu verdrängen, beschloß er „mit der Großmuth, die starken und klugen Leuten eigenthümlich ist", dem Brigadier Wigel wieder aufzuhelfen; er ließ seinen Schützling durch Vermittelung des Staatssekretärs und späteren Reichskanzlers Besborodko zum Generalmajor ernennen und überließ es der eigenen Wahl desselben, Gouverneur von Olonetz oder Oberkommandant von Kiew zu werden. Herr von Wigel entschied sich für das letztere Amt, das er im Herbst 1788 antrat.

Kiew, die Hauptstadt Kleinrußlands, der „Ahnherr der russischen Städte" war damals ein Waffenplatz von hoher Bedeutung, denn er lag nur fünf Meilen von der polnischen Grenze. Unser Berichterstatter, der hier die glücklichen Jahre der Kindheit und ersten Jugend verlebte, schildert das „russische Jerusalem, das gleich der Stadt Davids lange unter dem Joche der Ungläubigen geschmachtet hatte," mit den Farben glühendster Begeisterung. Bunt durcheinander lagen herrliche Kirchen mit strahlenden Kuppeln und elende strohbedeckte Hütten, auf welche die Festung mit ihrem weltberühmten Höhlenkloster stolz hinabsah. In diesem „russischen Zion" verträumte Philipp Philippowitsch der Jugend Traum; unberührt von allen fremdländischen Einflüssen, genoß er des Glücks von zwei russischen Wärterinnen, dem Festungsgeistlichen Stepan und dem

Stabs-Medicus Jańowski, einem Kleinrussen, die ersten Bildungseinflüsse in Gestalt von Gebeten, Volksliedern und Mährchen zu empfangen. Diesem „goldenen" Zeitalter folgte aber nur allzubald ein ehernes; der Repräsentant desselben war ein deutscher Hauslehrer Herr Christian Muth. Ein deutscher Dienstkamerad, Herr v. Fock, Kommandant der Festung Perejaslawl, hatte denselben, als erprobten Erzieher seiner eigenen Söhne, seinem Freunde und Landsmann Wigel empfohlen und dieser war verständig genug, den ehrlichen Deutschen den zahllosen französischen Emigranten vorzuziehen, die eben damals Polen und die westlichen Theile Rußlands überschwemmten „nachdem die Deutschen so klug gewesen, diese ungebetenen und gefährlichen Gäste gleich den Juden weiter nach Osten zu schicken." Herr v. Wigel, hatte er auch sonst den Estländer vergessen, war nach dem Zeugniß seines Sohnes ein gewissenhafter Familienvater, dessen ernster und etwas barscher Natur das französische Wesen des ancien régime entschieden zuwider war und der in allen Verhältnissen auf Zucht und Ordnung hielt und selbst seinen Kindern gegenüber stets eine ernste, feierliche Miene zeigte. Herr Christian Muth war ein Mann nach seinem Herzen: unter einer trockenen, gleichmäßig-ruhigen Hülle verbarg er ein gründliches Wissen, einen regen Sinn für Ruhe und Ordnung und ein ganz ungewöhnliches Accomodationsvermögen, das mit einer entschieden optimistischen Weltanschauung in Zusammenhang stand. Ein zweiter Doktor Pangloß, sah er von allen Dingen nur deren gute Seite; obgleich eifriger Protestant, sprach er mit Bewunderung von der Größe des Papstthums; obgleich guter Deutscher, war er ein Bewunderer französischen Scharfsinns, ohne dabei übrigens gegen die Vorzüge britischer Solidität und Betriebsamkeit blind zu sein. Diesem Wundermanne stand ein russischer „Djädka" Alexander Nikitin zur Seite, der übrigens nur in Bezug auf die Fähigkeiten und die Fortschritte seines Eleven, dem er das russische ABC beizubringen hatte, Optimist war, dem Herzen dieses aber trotz seiner etwas trunkfälligen Launen näher stand als der deutsche Pedant, der sich den Leistungen seines Schülers gegenüber häufig als Pessimist gerirte. Um die Einsamkeit seines Sohnes zu erheitern und zugleich den Kindern seiner Untergebenen die Vortheile eines gründlichen Unterrichts zu Theil werden zu lassen, ließ Herr v. Wigel die Söhne dreier Festungsoffiziere (unter denen auch ein deutscher Artillerie-Major Nilus genannt wird) an dem Unterricht, den Herr Muth ertheilte und der sich auf alle Gebiete menschlichen Wissens von der Botanik bis zur russischen Heraldik erstreckte,

Theil nehmen; nur der mathematische Unterricht wurde von einem Russen, dem „Stück-Junker“ Skriptschin, ertheilt. Herr Muth leitete fast ausschließlich die Erziehung seiner Schüler, die er nur selten außer Augen ließ. Das einzige Vergnügen dieses seltenen Mannes, der in den neunziger Jahren zu seinen frühern Zöglingen, den Focks, zurückkehrte, um die Kinder derselben zu erziehen, bestand in den bescheidenen Abendgesellschaften, zu denen er von Zeit zu Zeit seine in Kiew lebenden Landsleute, den Gouvernements-Architekten v. Helmersen, den Pastor Grahl, den Apotheker Junge, den Platzmajor Brockhausen und den Kapellmeister Diehl einlud, die zuweilen auch ihn und seinen Zögling bei sich aufnahmen. Bei einem bescheidenen Butterbrod und einigen Gläsern Bier saßen die Trefflichen rauchend da, theilten sich in wohlgemessener Rede ihre politischen Ansichten über die Lage Europas mit, lobten das deutsche Vaterland, ohne indessen — wie Philipp Philippowitsch anerkennend hinzusetzt — Rußland zu tadeln, und beschlossen diese bescheidenen Soireen in der Regel mit einer Partie Lotto. „Allmälig wurde ich selbst zum Deutschen, ich sah wie ein Deutscher aus, sprach fast nur deutsch und mein seliger Vater war schwach genug, sich darüber zu freuen. Gott sei Dank — mein Charakter aber blieb völlig russisch.“ Die Gefahr der Germanisirung, die unser Referent in diesen drastischen Worten schildert, ging indessen bald vorüber, denn nach vierjährigem Aufenthalt im Wigelschen Hause kehrte Herr Muth, wie eben erwähnt, nach Perejaslawl in das Focksche Haus zurück.

Der Schulunterricht scheint die Zeit der Wigelschen Kinder nicht recht ausgefüllt zu haben, wenigstens hatten sie Muße genug übrig, um eingehende Studien über Charakter, Lebensweise und — Nationalität der Freunde und Bekannten ihrer Eltern anzustellen. Bei dem früh und lebhaft ausgebildeten Nationalitätsgefühl des jungen Wigel ist es zum Verwundern, daß seine Erinnerungen sehr viel mehr von den damals in Kiew lebenden Ausländern, als von den daselbst anwesenden russischen Bojarengeschlechtern zu berichten wissen. Unter den „Ausländern“ steht voran die Gräfin Branicka, eine an den bekannten polnischen Magnaten und Parteigänger Rußlands Branicki verheirathete Nichte des „großen“ Potemkin, in dessen ganz besonderer Gunst stehend, sie mit der Familie des von ihrem Ohm creirten Kiewschen Oberkommandanten lebhaft verkehrte. Diese polnische Gräfin, die dem Sohne des russischen Estländers stets als Typus der Nation Lechs erschien, war väterlicherseits von kurlän-

dischen Herkunft und hatte als Mädchen Fräulein v. Engelhardt geheißen; mit Herrn v. Wigel dem Vater mag sie manches lehrreiche Gespräch über die interessante Frage abgehandelt haben, wie der baltische Deutsche auf den benachbarten großen Slavenstamm providentiell angewiesen sei, um ihm als civilisatorischer Dünger zu dienen und von ihm absorbirt zu werden. Die Gräfin hatte viel in St. Petersburg bei Hofe gelebt und trug in stillem Cultus des „orientalischen Projekts" ihres Oheims die sogenannte Gretschanka, ein Modekostüm im griechischen Geschmack, das bei Hofe gern gesehen war. Während die Gräfin in sich die Kurländerin eben so gut mit der Polin wie diese mit der russischen Parteigängerin zu verbinden und mit Herrn v. Wigel, dem Russen aus dem Jewschen Kirchspiel, trefflich auszukommen wußte, war das Nationalgefühl in der jungen Generation bereits sehr viel lebhafter entwickelt; Philipp Wigel und der junge Branicki gaben sich bereits heimliche Rippenstöße, wenn dieser jenen einen „Moskal" schalt und zur Antwort erhielt, ein gewöhnlicher Russe sei immer noch mehr werth als ein polnischer Graf. Für diesen ahnungsvollen Patriotismus der jungen Generation zeigte die alte übrigens nur wenig Verständniß, denn als die beiden Knaben einst auf einer nationalen Rauferei betroffen wurden, ergoß sich ein ziemlich hartes Strafgericht ihrer verträglicheren Eltern über die jungen Kämpfer.

Neben der Gräfin Branicki ist es besonders eine französische Familie de Chardon, welche sich der kindlichen Phantasie unseres Berichterstatters eingeprägt hat. Das Haupt derselben bestand in einem kleinen, häßlichen und stets etwas schäbig aussehenden Männchen, das kaum einige Worte russisch sprach, nichts desto weniger aber den Charakter eines Ingenieur-Generals bekleidete und an der Spitze des Kiewschen Geniewesens stand. Monsieur war eine Zeit lang Lehrling bei einem belgischen Optiker gewesen und reparirte noch in seinem Alter mit Vorliebe alte Thermometer, aber die Methode, nach welcher er es vom Optiker zum russischen Ingenieur-General gebracht hatte, war sein ausschließliches Geheimniß. Madame zeigte eine besondere Vorliebe für den Tanz und für Oelmalerei und zählte sich, wie sie zu sagen pflegte, als Künstlerin zur flandrischen Schule. Der General galt für boshaft, grausam und habsüchtig. Ob er sein Geschlecht gleich zur Blüthe Frankreichs zu zählen gewohnt war, so passirte ihm doch in den neunziger Jahren das Unglück, von keiner der zahlreichen französischen Emigrantenfamilien, die nach Kiew kamen, gekannt zu werden; jene Emigranten erklärten vielmehr mit seltsamer Uebereinstim-

nung, Herr de Chardon und Gemahlin seien verlaufene Seiltänzer und Taschenspieler aus Antwerpen.

Es würde uns von unserem Zweck zu weit abführen, wenn wir Wigel in all' die Exkurse folgen wollten, welche er bei Schilderung seiner Jugendbekannten unternimmt: bald schildert er den Vicegouverneur Fürsten K., einen französisch gebildeten, pretentiösen Aristokraten, der sich für ein Muster von gutem Ton und Weltbildung hält, nichts desto weniger aber seine engelgleiche Frau durch schlechte Behandlung und Nichtachtung in ein frühes Grab stürzt, weil eine rothbackige Leibeigene die Herrin seines Herzens und seines Hauses spielt und die rechtmäßige Hausfrau und deren Kinder nach Kräften chikanirt; — bald erzählt er uns von dem seltsamen Fürsten Daschkow, einem Sohn der berühmten Freundin Katharinas, der in Kiew als Verbannter lebte, weil er eine hübsche Kaufmannstochter geheirathet hatte, oder dem altersschwachen 80-jährigen Statthalter von Kiew, einen Generallieutenant Schirkow, der nur dadurch merkwürdig gewesen zu sein scheint, daß er den polnischen Orden vom weißen Adler trug. Ueber die Militär- und Civilbüreaukraten führt der Sohn des Kiewschen Oberkommandanten uns kaum hinaus; nach seinem eigenen Ausdruck war Kiew ja eine ächte „Kronsstadt“, in welcher der Mensch wahrscheinlich erst bei dem Oberoffiziersrang anfing.

Die Geschicke der Brüder und Schwestern unseres Helden, von denen uns eingehend berichtet wird, haben kein hervorragendes Interesse, wir werden ihnen gelegentlich als Offizieren und Offiziersfrauen begegnen und wenden uns nunmehr zu den allerdings sehr lesenswerthen Schilderungen aus der Geschichte des Jahres 1796, welche unser Held berichtet. Wir führen ihn hier für eine Weise selbstredend ein: „Am 14. November des Jahres 1796 feierten wir den Namenstag meines Vaters, der stets ein Festtag für unsere Familie wie für die ganze Stadt war. Vom frühen Morgen bis zu Mittag wimmelte es von Besuchen und Gratulanten; als der Mittagstisch gedeckt war, fanden sich an ihm die sämmtlichen Würdenträger des Militärs, der Geistlichkeit und der Büreaukratie und sogar einige angesehene Kaufleute zusammen, denn es war für alle Welt gedeckt worden. Kaum waren die Tische gedeckt, so versammelte man sich zur Soirée, um sich weit über die Mitternacht zu vergnügen. Auch in diesem Jahr verging der Tag in herkömmlicher Weise. Das Diner war beendet, die Soirée hatte ihren fröhlichen Anfang genommen, die Freude glänzte mehr denn je auf allen Gesichtern und machte sich in fröhlichem Lärmen

Luft. Mit Ungeduld harrte die Jugend bereits der Geigentöne, um sich im Tanze zu wirbeln, als plötzlich der Gouverneur Milaschewitsch und mein Vater hinausgerufen wurden, und mit betrübten und unruhigen Mienen zurückkehrten und mein Vater erklärte, er habe, die Musiker weggeschickt, da es nicht zum Tanz kommen werde. Alt und Jung bestürmte meinen Vater mit Vorstellungen und Bitten, dieses grausame Urtheil nicht in Ausführung zu bringen; er aber blieb unbeugsam. Meine Mutter, die sehr wohl wußte, daß mein Vater niemals nach Eingebungen der Laune handelte, ahnte ein wichtiges Geheimniß und schien lebhaft beunruhigt zu sein; der Abend verging ziemlich langweilig und die Gesellschaft fuhr schon früh auseinander."

„Schon am anderen Morgen wußte die ganze Stadt das schreckliche Geheimniß: am Abend war ein an den Generalgouverneur von Kleinrußland, Feldmarschall Grafen Rumänzow adressirter Courier aus St. Petersburg angekommen, dessen Paß im Namen des Kaisers Paul Petrowitsch ausgestellt worden war. Man hatte den Unglücksboten in das Haus meines Vaters geführt, wo sich der Gouverneur eben befand, und hier hatten er und mein Vater die Trauerkunde vom Tode Katharina's II. erhalten, aber noch nicht zu veröffentlichen gewagt. In derselben Nacht kam ein zweiter Courier an, der das Manifest über die Thronbesteigung Pauls I. mitbrachte".

Die Schilderung der Sensation, welche dieses hochwichtige Ereigniß allenthalben verbreitete, der aufrichtigen Trauer, mit welcher man den plötzlichen Hingang der Herrscherin beweinte, gehört zu den besten Partien der Wigelschen Aufzeichnungen.

Jetzt begann ein neues Regiment. Die Anhänger Peters III. wurden allenthalben aufgesucht und belohnt, auch des alten Wigel wurde mit einem Annenorden zweiter Klasse gedacht. In der Büreaukratie Kiews traten wichtige Veränderungen ein; vier Wochen nach dem Hingange seiner Kaiserin, sank der Generalgouverneur von Kleinrußland, Graf Rumänzow, ins Grab. Bevor er als Türkensieger berühmt wurde, hatte er unter Fermor den siebenjährigen Krieg mitgemacht und war seitdem ein glühender Verehrer Friedrichs II. und alles Deutschen geworden. Der greise Feldherr lebte ganz nach deutschem Zuschnitt, war fast nur von Deutschen umgeben und konnte von dem Preußenkönige nicht ohne Enthusiasmus sprechen. Indem Wigel von der Gunst erzählt, in welcher sein Vater bei Rumänzow gestanden, bereilt er sich auch Suworows und der freundlichen Beziehun-

gen zu erwähnen, in welchen dieser nationalere Held zu seinen Eltern gestanden. Freilich hatte sich gerade damals die Sonne der kaiserlichen Gnade für ihn verfinstert; er ward entlassen und auf sein Landgut heimgeschickt.

Eine wichtige und unerwartete Neuerung drängte die andere; die Statthalterschaften und General-Gouvernements wurden aufgehoben und durch Militär-Gouvernements ersetzt, Feldmarschall Graf Saltykow zum ersten Militär-Gouverneur von Kiew ernannt. Die Generale, welchen die Verwaltung der Provinzen aufgetragen wurde, erhielten Civilrang und hießen Civilgouverneure; aus den Oberkommandanten wurden einfache Kommandanten. Auch die prächtigen Uniformen, welche Katharina ihren Kriegern gegeben, wurden als „weibisch" zuerst in der Armee, dann in der Garde abgeschafft und durch Röcke nach preußischem Zuschnitt ersetzt. Als die schlimmste der mit dem Jahre 1796 eingetretenen Neuerungen aber, als folgenreichen „politischen Fehler", sieht der Erbe von Illuck und Kurtna die Wiederherstellung der angestammten Verfassung in den Ostseeprovinzen an. Hören wir, was er über dieses Kapitel zu sagen hat:

„Die Ostseeprovinzen waren einst Nowgorod und den Polozkischen Fürsten unterworfen gewesen. Kurz vor dem Einfall der Tataren und den Kämpfen mit den Litauern, kamen allmälig und anfangs nur in geringer Anzahl deutsche Mönche und Ritter an die livländischen Gestade, um mit Genehmigung der sorglosen Russen Kirchen und Schlösser zu bauen. Als unterdessen blutige Horden, von Osten wie von Westen her, Rußland überzogen hatten, begannen unsere Deutschen, die sich inzwischen durch zahlreiche Nachzügler aus Deutschland verstärkt hatten, ihre Erwerbungen auch nach Norden hin auszudehnen. Die Tataren hatten uns im Sturm überrannt, die Deutschen benutzten unsere Gastfreundschaft, um sich festzusetzen, begannen die unglücklichen Esten mit dem Schwerte zu taufen; bald waren zwei russische Städte, Jurjew und Rugodiw (Dorpat und Narwa), in ihren Händen, und wären nicht die mächtigen Republiken Nowgorod und Pskow dagewesen, so wären die Deutschen wohl gar bis ins Innere von Rußland gedrungen. — So rissen räuberische Feinde unser ohnehin von Bürgerkriegen zerfleischtes Vaterland nach allen Seiten hin in Stücke. Ein Wunder der Vorsehung war es, daß Rußland, statt unterzugehen, sich wieder erhob und mächtig wurde. Kaum war die Monarchie bei uns hergestellt und mit den Tataren abgerechnet worden, so bemühte man sich auch schon, das wieder zu gewinnen, was uns die Deutschen weggenommen hatten, und

nur die Tapferkeit Bathory's verhinderte den „schrecklichen“ Zaren daran, sich in dem bereits eroberten Livland zu behaupten. Die unmenschlichen Herren dieses Landes waren, nachdem sie Ruhe und Freiheit in demselben vernichtet hatten, von der Tapferkeit ihrer Vorfahren abgefallen und in Weichlichkeit und Ueppigkeit versunken; von mächtigen Nachbarherrschern bedrängt, mußten sie die Herrschaft von Polen, Dänen und Schweden der Reihe nach anerkennen. Das Land gehörte zu Schweden, als der Krieg zwischen Peter dem Großen und Karl XII. ausbrach, den die Livländer haßten, weil er ihnen irgend welche angeblichen Rechte entrissen hatte; nur ungern unterwarfen sie sich Peter. Der Krieg wurde aber nicht mit ihnen sondern über sie geführt, sie hatten den Ausgang zu erwarten. — In Kraft des Sieges und der Eroberung, in Kraft früheren Besitzes und des nicht mit ihnen, sondern mit der schwedischen Regierung abgeschlossenen Nystädtischen Vertrags hat Rußland jene Länder wiedergewonnen. Bei Einnahme der Stadt Riga waren einige Bedingungen stipulirt worden, und auf Grund dieser bildeten die Deutschen sich ein, ganz Livland habe sich freiwillig der russischen Herrschaft unterworfen. Peter der Große freute sich über diese neuen, gebildeten, wohlgepuderten und wohlrasirten Unterthanen und bestätigte ihre Privilegien. . . . Alle Welt weiß, wie sie es uns in den Tagen Birons gedankt haben, diese von uns glücklich eroberten Tyrannen über uns selbst. Unter Katharina II. nahmen die Dinge einen anderen Verlauf, eine Annäherung zwischen ihnen und uns wurde möglich; der Tod der Kaiserin aber führte wiederum eine gegenseitige Entfremdung herbei. Charlotte Karlowna Lieven, die mit Gnaden überhäufte Erzieherin zweier Enkel der Kaiserin, verstand es dem Sohne Katharina's gewisse Neuerungen, welche seine Mutter vorgenommen hatte, als Verletzungen der geheiligten Rechte des liv- und estländischen Adels darzustellen. Nicht zufrieden damit, wußte sie den Kaiser auch davon zu überzeugen, daß die Einführung der russischen Sprache und der russischen Gesetze in den neuerdings Polen abgenommenen Provinzen eine schreiende Gewaltthat gewesen sei“.

An diesen Proben Wigelscher Geschichtsauffassung werden unsere Leser genug haben: schon weil der Reiz der Neuheit ihnen nicht abgesprochen werden kann, bieten sie reichlichen Stoff zum Nachdenken. Auch an den ergreifenden Schilderungen, die der Verfasser von der in Folge gewisser administrativer Aenderungen eingetretenen Ueberschwemmung Kiews durch Polen und Juden entwirft, können wir vorübergehen. Ein wahres Glück

für ihn war es, daß seines Bleibens in dem traurig veränderten Kiew nicht mehr lange war. Seine Schwester heirathete einen Adjutanten des Grafen Saltykow, den Major Alexejew, der bald darauf nach Moskau versetzt wurde und seinen jungen Schwager im Januar 1798 zur Beendigung seiner Erziehung in die altrussische Hauptstadt mitnahm. Vorher hatte dieser noch das Vergnügen, einen nach Kiew versetzten Estländer, den Grafen Fersen, kennen zu lernen und sich an dem unbegrenzten Patriotismus dieses Mannes zu erfreuen, der einsichtig genug war, seinen eigenen, in Livland erzogenen Sohn wegen der Unkenntniß der russischen Sprache, einen „Dummkopf“ zu schelten. „Es ist höchst bemerkenswerth“ sagt Wigel bei dieser Gelegenheit, „daß alle Deutschen, welche unter Katharina in der russischen Armee dienten, schließlich wahre Russen wurden. Dank der Klugheit Katharina's, hatte der Haß zwischen Deutschen und Russen, wie er in den Tagen Anna's, Elisabeths und Peters III. bestanden, aufgehört. General Weißmann ward unter ihr der russische Leonidas, und unter ihr bildete sich Barclay zum russischen Epaminondas. Man kann die Deutschen nicht anklagen, wenn sie während der folgenden Regierungen sich wieder von uns zu scheiden begannen, Brüderschaft unter sich schlossen und endlich einen „status in statu“ bildeten. Der dem livländischen Adel fortwährend eingeräumte Vorzug vor den eigentlichen Bewohnern Rußlands mußte jenen aufblähen und diese erbittern.“

Wir können nicht umhin, diesen Worten unseres Memoirenschreibers eine kurze Bemerkung anzuhängen. Das Factum des besseren Einvernehmens in jener alten Zeit zwischen Russen und Deutschen, vielleicht auch zwischen Russen und Polen wird als richtig anzunehmen sein. Aber ist auch Wigels Motivirung der nach seiner Ansicht seitdem eingetretenen Verstimmung richtig? Wie konnte er verkennen, daß die Vorzugsrechte des baltischen Adels keineswegs „die eigentlichen Bewohner Rußlands“ zu ihrer Folie haben? Und warum denkt er nicht im entferntesten daran, die unter Katharina bestandene kirchliche Gleichberechtigung als eine der vornehmsten Ursachen des unbefangenen und leicht zur Verschmelzung führenden Verhältnisses der Nationalitäten in Rechnung zu bringen? — Doch wir haben nicht mit ihm zu streiten, nur von ihm zu erzählen.

Mit der Trennung vom Elternhause findet der erste, schon im Januarheft des „Russki Westnik“ von d. J. veröffentlichte Abschnitt der Wigelschen Memoiren seinen Abschluß, und nur soweit geht auch diese unsere Mittheilung. Der zweite und dritte Abschnitt schildern die mannich-

sachen Fata, die den jungen Patrioten auf den Bildungsanstalten zu Moskau und Petersburg trafen; erst im vierten Abschnitt gelingt es ihm als Collegien-Registrator die erste Staffel büreaukratischer Carriere zu erklimmen. Hiervon und von den folgenden merkwürdigen Geschichten und Urtheilen unseres Helden — deren Ende im „Westnik" noch immer nicht erreicht ist — ein ander Mal!

Ein theologischer Briefwechsel.

I. Zuschrift eines Dritten an die Redaction.

Sie kennen unsern wackern Naturforscher N. Sie wissen aber vielleicht nicht, daß er zu denen gehört, deren Denken nicht in den Specialitäten einer Fachwissenschaft und den Mühen des praktischen Lebens befangen bleibt, sondern in guter Stunde den Weg der Erhebung über alles Endliche und Vergängliche zu suchen pflegt. — Indem ich letztens ein bezügliches Gespräch mit ihm hatte, theilte er mir einen Brief mit, den er vor einiger Zeit von einem seiner Freunde, einem Prediger in Deutschland, erhalten hatte, und auch seine Antwort darauf. Der Inhalt dieser beiden Briefe schien mir so anregend zu weiterem Nachdenken, daß ich mir von N. die Erlaubniß erbat, vielmehr sie ihm abnöthigte, dieselben Ihnen zum Abdruck in der Balt. Monatsschr. zusenden zu dürfen. Ich denke, daß auch Bekenntnisse von Laien, von Unfertigen und Suchenden, manchmal lesenswerth sein können, unbeschadet des Amtes, das die Theologen von Profession — sowol diejenigen, welche allein auf der Höhe ihrer Wissenschaft zu stehen vermeinen (s. Dorp. Zeitschr. für Theol. u. Kirche Bd. VI. pag. 289 unten) als auch die andern — in Acht zu nehmen haben. Jedem Leser wird übrigens von selbst klar sein, daß dieser Briefwechsel in gar keinem Bezuge zu unserer, wie es scheint, noch immer nicht abgeschlossenen Wohinaus-Literatur steht.

II. Aus dem Briefe des ausländischen Predigers.

. . . . . . Als mir vor etlichen Monden ein Buch in die Hände fiel, betitelt „Kirchenglaube und Erfahrung", so war nach vollendeter Lectüre mein erster Gedanke: „darüber mußt du N. schreiben". Denn Neuigkeiten aus Kirchenzeitungen — und das sind die einzigen, die ich bei meinem von der Welt ziemlich abgezogenen Leben erfahre — werden Dich nicht interessiren. . . . . . . Doch ich komme auf das anonym geschriebene Buch zurück, aus dem ich Dir vielerlei zusammentragen will, um Deine Gedanken darüber zu hören und dann meine dagegen auszutauschen. Die Angriffe dieses Anonymus werden uns nöthigen, über die Hauptpunkte unseres Glaubens uns um so klarer zu werden.

Er geht von dem Grundsatze aus: die Orthodoxen haben, was ihren Gegnern für heilig galt, mit Voltairischem Spotte verhöhnt, daher sind sie wieder zu verhöhnen. Das Freidenken übrigens, was er deswegen gegen die Orthodoxie in Bewegung setzt, sei kein solches, das sich vom Sittengesetze emancipire, sondern nur eines, das keine unberechtigten Autoritäten respectire. Dahin zählt er natürlich die übernatürliche Offenbarung und ihre Organe *Schrift* und *Kirche*. Der Zufall, daß Jemand von christlichen Eltern geboren und erzogen sei, bewirke in der Regel, daß er glaube, außer Christum sei kein Heil; ebenso dankten auch Juden und Muhamedaner am Anfang ihres Katechismus Gott für die Wohlthat, im Schooße des seligmachenden Glaubens geboren zu sein. Wohin es führe, wenn man nicht Vernunft und Erfahrung allein in religiösen Dingen maßgebend sein lasse, das beweise der Umstand, daß z. B. für die katholischen Studenten als unzweifelhafte Wahrheit gelte, der Papst sei zum Stellvertreter Christi eingesetzt, für die evangelischen aber, das Papstthum sei vom Teufel gestiftet. Könne man den Kindern das Mährchen vom Storch weiß machen, warum nicht auch den Kirchenglauben? Und so sei die Glaubenslehre, in welcher unsere Jugend erzogen werde, oder doch werden *solle*, besonders nach den neueren Erlassen orthodoxer Kirchenreglements ein merkwürdiges Conglomerat von herzerhebenden, tröstenden und erschütternden Lehren einerseits, und von curiosen und trostlosen Behauptungen andrerseits. Ein *Hauptmittel* aber, der auch mit heranwachsenden Vernunft einen Riegel vorzuschieben, sei das christlichen Priestern eigene Vorgeben, der *natürliche Mensch vernehme nichts vom Geist Gottes, es sei ihm eine Thorheit und er könne es nicht fassen, denn es müsse geistlich beurtheilt werden*, da ja unsere Vernunft durch Adams Fall verdor-

ben sei und sich schlechterdings gefangen geben müsse unter den Gehorsam des Glaubens. Dazu komme eben noch die Macht der Gewohnheit. Oft regten sich zwar auch bei Kindern frommer Familien frühzeitig Bedenken, aber sie ließen sich bald wieder einlullen. Am besten hätten es die von aufgeklärten Geistlichen vernünftig Unterrichteten, weil sie geschützt seien vor einer späteren Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Zu den handgreiflichen Unwahrheiten der Kirchenlehre rechnet der Verfasser vor allem: die Lehre von der Blindheit und Verdorbenheit der menschlichen Vernunft und der Unentbehrlichkeit der Offenbarung durch Christum; sie sei ein der Geistlichkeit reichzinsendes Kapital, verschulde aber, daß Leute, welche sich nicht zu helfen wissen, zuletzt jedem Gaukler in die Hände fallen. Da finde man nun bei den „blinden" Heiden herrliche Bauten, — alle Handwerke, bildende Künste, Beredtsamkeit, Poesie im Flor — trefflich ausgebildete politische und gesellschaftliche Einrichtungen, Zeitungen, Abschreibefabriken u. dgl. — in welcher Höhe stehe bei ihnen schon Mathematik, Astronomie, Geschichtsschreibung, Staatswissenschaft — was habe das Christenthum dazu beigetragen? Könne das eine blinde Vernunft geschaffen haben? Auch alles nach Christo in Kunst und Wissenschaft Geleistete bis zur Londoner Industrieausstellung komme nicht auf Rechnung der Offenbarung, auch die gothischen Bauwerke nicht. Uebrigens machten sich die Frommen alle jene Erfindungen des menschlichen Geistes gern zu Nutze und verschmähten diesen „Erdenkoth" nicht!

Doch auf materiellem Gebiete geben ja auch große Kirchenlehrer, z. B. Calvin, die bedeutenden Leistungen der Vernunft zu, nur auf sittlich-religiösem Gebiete soll sie ohnmächtig sein. Sei denn nun wirklich Palästina der einzige lichte Fleck auf dem ganzen Erdboden gewesen? oder finde man nicht in den heidnischen Schriften lauter Parallelen zu den Lehren, Geschichten und Satzungen der Bibel, wahren und falschen? Gotteserscheinungen kommen vor Odyss. 16, 161, Reden der Thiere Ilias 19, 404 fg. Zu Josua's stillstehender Sonne vgl. Odyss. 23, 243 fg. Ilias 18, 239 fg., zu Gebetserhörungen Ilias 16, 514 fg., zur Vergeltung nach dem Tode Plato de republ. II. p. 363, zu Sühnopfern und Seelenmessen ebendas. II. p. 364 fg., zur mosaischen Schöpfung und Sündfluth Hesiodi opera et dies u. A., zum bösen Dichten des menschlichen Herzens von Jugend auf Thucyd. III., 45, zum Kampf der zwei Gesetze in uns Plato Phaedr. p., 231, zur seligen Unsterblichkeit sammt Wiedersehen Cic. de senect. 23,

zur Auferstehung des Fleisches Seneca ep. 36, zum Weltgericht Gorg. p. 1125. Der Vielgötterei und den damit verbundenen unwürdigen Vorstellungen von Gott habe eine philosophische Aufklärung entgegengestanden, welche Geistigkeit, Einheit, Heiligkeit, sogar Dreieinigkeit Gottes gelehrt habe, — das alles ist mit Citaten belegt. Virgil. Ecl. IV. verkündet die Nähe der Welterlösung. Also fehle den Heiden eigentlich nichts als die Lehre, daß der Teufel auf Erden umhergehe, sowie daß der Jude Jesus von Nazareth das einzig vollgültige Sühnopfer, der Mitregent der Erde und zweite Person der Gottheit sei und man ohne Annahme dieser Lehren ewig verloren gehe.

Ferner lehrten Griechen und Römer auch alle christlichen Tugenden: Ehrfurcht vor Gott, stille Ergebung, Demuth, Gehorsam, Glauben ohne Grübeln, Gottvertrauen, Verwerfung des Herr-Herr-Sagens, Heilighaltung des Eides, Verwerflichkeit des Selbstmordes, Dankbarkeit, Wahrhaftigkeit, eheliche Treue, Keuschheit und Sittlichkeit, Freundschaft und Vaterlandsliebe — wieder alles mit ausgedruckten Citaten aus Cicero, Plato, Pythagoras, Xenophon, Plotin, Tacitus und Homer belegt — sogar allgemeine Menschenliebe und Feindesliebe werde geboten und zwar alles nicht bloß als äußere Gesetzlichkeit, sondern als innere Moralität, und würden die besten Beweggründe aufgestellt, als Aussicht auf Seligkeit, Ehre, Gottes Ehre und Freude, Cic. de Offic. III, 5. Tuscul. II 26 u. A. Der Weg zur sittlichen Vervollkommnung sei ihnen das „erkenne dich selbst.“ Das alles ist vor Christo geschrieben. Besonders aber stünden die asiatischen Religionen des Brahma, des Buddha, des Confuce, des Zoroaster dem Christenthume nahe, denn sie alle seien monotheistisch; die Perser und Brahmanen hätten auch den Teufel, der gegen Gott nichts vermöge, Ormuzd sei ein durchs Wort sich offenbarender Gott, Buddah = Weisheit mache ebenfalls wie Christus sich selbst zum Mittelpunkt seiner Religion und sei sogar durch eine Incarnation Gottes aus einer Jungfrau entstanden. Die alte mexicanische Religion habe die Kindertaufe, „damit die Sünden abgewaschen und das Kind von neuem geboren werde.“ Damit achtet der Verfasser die orthodoxe Behauptung, daß ohne die jüdisch-christliche Offenbarung die menschliche Vernunft nicht im Stande sei, etwas Gutes zu denken und zu dichten, für widerlegt und betrachtet die Bibel als entbehrlich, heißt sie jedoch willkommen als eine Unterstützung für den Wahrheitsforscher, etwa als das, was eine Grammatik ist für den, der eine fremde Sprache lernt. Er erkennt dem-

nach der christlichen Offenbarung nur das Verdienst zu, ihren Anhängern die Mühe des Prüfens erspart und auf kürzerem Wege das Heilsnothwendige kennen gelehrt zu haben, aber auch das nur unter der Voraussetzung, daß sie klar und wahr sei.

Beides ist sie nicht, fährt der Verfasser fort. Nicht klar, denn jede Kirche behauptet den wahren Glauben zu haben, und doch kann ihn nur eine haben! Das kommt daher: für unklare Stellen sind oft keine zweiten vorhanden, welche jene erklären; zwei ganz gleich deutliche Stellen widersprechen oft einander; die Stellung des neuen Testaments zum alten ist völlig undeutlich und die Frage, ob alles was die Schrift nicht ausdrücklich befiehlt oder billigt, abzuthun sei, bleibt unentschieden (z. B. Sklaverei). An dieser Unklarheit und Vieldeutigkeit, welche auch durch Annahme einer Tradition keineswegs beseitigt wird, ist die Schrift theils unschuldig, indem die Rechthaberei der Ausleger sie dreht und deutet, bis sie ihnen mundrecht, theils aber auch schuldig, indem ihre Darstellung der Ordnung und Bestimmtheit ermangelt (sehr viele Stellen, z. B. in der Bergpredigt, geben wirklich einer Menge von Deutungen Raum). Daher auch die Theologen selbst die Schwierigkeit der Frage eingestehen, welche Lehren zur Seligkeit nothwendig seien oder nicht.

Aber auch nicht durchgängig wahr ist die Offenbarung. Schon Celsus klagt, daß die Christen die Weisheit für ein Uebel, die Narrheit für ein Gut erklärten. Dogma und Vernunft harmoniren nicht. Die Orthodoxie bildet das andere Extrem zu den rationalistischen Schönfärbern: diese färben alles weiß und schmeicheln der Menschennatur, jene alles schwarz und thun ihr Unrecht. Sie werfen alles in einen Topf und nehmen bloß zweierlei Menschen an, schneeweiße und pechschwarze, oder vielmehr von Natur nur pechschwarze; dagegen streitet alle Erfahrung. Die Kirche erhebt gewöhnlich, was hier und da vorkommt, zur allgemeinen Regel und übertreibt alles ins Fratzenhafte. Auch die Verdammung und Verfluchung hat die Kirche nicht erst vom Symbolum Athanasianum gelernt, sondern von der Schrift selbst und zwar auch vom neuen Testamente, von Paulus selbst. Die Stelle Luc. 19, 27 ist dagegen jedenfalls von den Christen verhunzt (die Evangelien sind überhaupt nur Legendensammlungen). Die Offenbarung offenbart nichts, sie muß stets der ungläubigen Wissenschaft nachhinken, sich von ihr zurechtweisen lassen, auf ihre Entscheidungen warten, ist selbst aber ein Hemmschuh der Wissenschaft, wenns bergauf, das fünfte Rad am Wagen, wenns eben fortgeht. So wurde z. B. Galilei

verfolgt, weil durch sein System die Erde aus ihrer Centralstellung gestoßen und zu einem unbedeutenden Begleiter der Sonne erniedrigt wurde, also daß es nun nicht zu erklären ist, warum Gott gerade Mensch geworden. Ueberhaupt aber würde z. B. die Beschaffenheit der Welt und des Sternenhimmels ein würdigerer Gegenstand der Offenbarung gewesen sein als die Geschlechtsregister obscöner Judenfamilien, die Flüche über Beduinenstämme, die Kriege Israels und die schmutzigen Handlungen der Patriarchen. Der Astronomie bleibt noch ein Bollwerk zu erobern, das die Kirche bis jetzt besetzt hält: der Wahn vom Untergang der Welt.

Wenn diejenige Geschichte der Erdbildung wahr ist, welche die Betrachtung der vorweltlichen Reste mit Herbeiziehung physicalischer und chemischer Hülfsmittel kennen lehrt, so ist die biblische Schöpfungsgeschichte falsch. Alle Thiere, Pflanzen und Menschenracen sind Autochthonen d. h. alle an den Orten entstanden, wo ihnen noch jetzt die Wohnsitze angewiesen sind — also alles von Adam bis zur Sündfluth Fabel! Optik, Anatomie, Zoologie, Medicin u. dgl. stimmen nicht mehr mit den Erzählungen der Schrift; auch ist der Mensch nicht „Herr" der Schöpfung. Hat es gläubige Naturforscher gegeben (Copernicus, Kepler, Newton, Haller, Cuvier, v. Schubert, Davy), so beweist dies nur, daß dieselben nicht consequent waren und dem Kirchenglauben nur in eigentlich religiösen Fragen anhingen, die ihrer Wissenschaft ferner lagen. Die Vertheidiger des Bibelglaubens aber halten überall das gleiche Verfahren der Wissenschaft gegenüber ein:

1) Von den Differenzen zwischen Bibel und Wissenschaft ignoriren sie ein gut Theil.

2) Bei andern Stellen verdrehen sie die Bibel so weit, daß sie mit den Resultaten der Wissenschaft leidlich zusammenstimmt.

3) Wo das nicht gehen will, treten sie entweder auf Seite der Bibel und schelten die Wissenschaft — oder

4) lassen die Differenzen gelten, erklären dieselben aber für unbedenklich.

Bei uns Freidenkern, sagt der Verfasser, existirt von vornherein kein Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, d. h. wir glauben was wir wissen; wir sind positiv; die Orthodoxen sind nur positiv nach Art der Goldmacher und Sterndeuter, eigentlich aber negativ. Sinnige Religiosität verträgt sich vortrefflich mit der kühnsten wissenschaftlichen Forschung, nicht aber die Behauptungen der katholischen und evangelischen Priester.

Diesen kirchlichen Vorstellungen ist derselbe Rang anzuweisen, wie den Vorstellungen Homers oder Ovids rc.

Endlich ist auch der schlechte Sittenzustand nicht eine Folge des Unglaubens, der überhaupt höchstens eine Sünde der Erkenntniß ist. Die Sittenlosigkeit geht ja zurück bis in die Apostelzeit, und Luther und die nachfolgenden lutherischen Prediger entwerfen ein schreckliches Bild von den Sünden der Lutheraner. Ja bei den Frommen selbst sind die Triebfedern nicht besser als bei den Nichtchristen: Furcht vor der Hölle, Hoffnung auf ewige Seligkeit — nur bei einem kleinen Theile uneigennützige Liebe und Treue, aber bei sehr vielen: Herrschsucht, Parteihaß, Begierde nach Ehre und Wohlergehn. Es ist durchaus keine scharfe Grenzlinie zu ziehen zwischen dem Leben der sogenannten Gotteskinder und Weltkinder, was doch sein müßte, wenn diese „unter dem Fluche," jene „unter der Gnade" ständen! Groß ist die Disharmonie zwischen dem Christenthum als Ideal und Verheißung und seiner Verwirklichung in der Kirche: fragt man nach der „heiligen Kirche," so müssen sie auf die Unsichtbarkeit verweisen. Der Glaube wirkt bei den guten Werken der Christen mit als eine Ursache neben andern, und zwar ganz natürlich. Summa: es findet sich die Mischung von Rechtschaffenen und Lasterhaften ganz gleich unter Christen und Nichtchristen, daher der christliche Glaube die Wunderkraft nicht besitzen kann, die man ihm nachrühmt!

Da habe ich Dir nun, liebster Freund, viele Seiten vollgeschrieben und Du hast daran die Quintessenz dessen, was die Freidenker von Celsus und Julianus Apostata an bis heute gegen das Christenthum vorgebracht. Ehe ich Dir darüber meine Gedanken schreibe und Punkt für Punkt zu widerlegen suche, will ich erst Deine Antwort abwarten. Ich möchte gern hören, wie Du, der Du ja auch ein Naturforscher bist, über diese schweren Anklagen Dich aussprichst. Ich bin Theolog, habe also vielleicht mein Interesse dabei, daß jenes Buch nicht Recht behalte; Du hast keines als Deine eigene Ueberzeugung, urtheilst also vielleicht unbefangener. Nur also daran, wenn Dir einmal ein paar Stunden Zeit übrig sind!

III. Aus der Antwort des inländischen Naturforschers.

Habe Dank für die Mühe, die Du Dir mit dem Auszug gemacht, und vernimm, da Du es so willst, meine Meinung. Gern hätte ich erst noch Dich gehört, da ich jetzt mehr geneigt bin zu lernen als zu streiten. Eine genaue Besprechung der inhaltreichen Schrift würde uns wohl zu sehr

ins Breite führen. Ich habe 5 Sätze als den Hauptstoff herausdestillirt, und über diese wollen wir reden. Sie sind:

1) Vernunft und Erfahrung die höchsten Richter in religiösen Dingen.
2) Die Vernunft bewährt sich als ungeschwächt und klar.
3) Die Bibel ist nicht unbedingte Autorität.
4) Wissen und Glauben sind Eins.
5) Der Glaube der Christen bewährt sich nicht durch ihre Sittlichkeit.

Den ersten Satz erkenne ich unbedingt an. Mag unsere Vernunft noch so unzulänglich sein, so ist sie doch das einzige Organ zur Ermittelung der Wahrheit. Selbst über die Autorität der Bibel ist nichts befugt zu entscheiden als die menschliche Vernunft, es sei denn, daß es Gott gefiele unmittelbar seine Stimme vernehmen zu lassen. Um von vorn herein Anstoß zu vermeiden, erkläre ich, daß meine subjective Vernunft nichts dagegen hat, zuerst über das Recht eines Lehrers zu richten, und nachher, wenn sie ihm Recht zugesprochen hat, sich von ihm richten zu lassen.

Der zweite Satz ist sehr relativ. Durch die Werke der Kunst und Wissenschaft hat das Heidenthum hinlänglich bewiesen, daß die menschliche Vernunft eine imposante Macht auf der Erde ist. Durch ihre Erklärung des Lebens und seiner Zwecke und seiner Ursache hat aber die menschliche Vernunft sich jederzeit als mangelhaft bewiesen. Entweder hat sie dies offen selbst bekannt, oder sie hat unwürdige, unklare, oder gar unsinnige Vorstellungen erzeugt. Die Hauptfrage des Lebens, die Frage nach gut und böse, hat sie entweder gar nicht als Hauptsache anerkannt, oder doch unklar gefaßt, indem sie oft Gutes für böse und Böses für gut hielt. Die interessante Zusammenstellung der Tugenden und religiösen Gedanken, welche das Heidenthum aus sich erzeugt hat, liefert wohl den Beweis einer gottähnlichen Macht, doch würde eine Gegenliste der Laster und Irrthümer im Heidenthum das Schwankende, in sich Zerfallene derselben Kraft darthun. Viel schlimmer stellt sich das Verhältniß, wenn man die Kraft des guten **Willens** als ungeschwächt darstellen will. Mögen Andere streiten. Ich für meine Person bekenne, daß mir es nicht gelingt das, was ich als **gut** erkenne, auch immer zu wollen, und daß all mein inneres und äußeres Thun neben guten Absichten immer sehr merkliche Antheile von rein selbstischen Motiven hat, wie Eigensinn, Eitelkeit, Genuß, Trägheit. Wenn mir nun die Bibel (nicht die Kirche) mit dem mysteriösen Satze vor das Gewissen tritt: „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, er kann ihn nicht fassen“ so kommt mirs wohl vor, als möge da von

etwas die Rede sein, was ich nicht habe bei aller meiner Vernunft. Und der Wunsch steigt auf: möchte es das sein, was mir fehlt, und möchte es mir gegeben werden! Ob die Diener der Kirche einen solchen Satz zu herrschsüchtigen Zwecken mißbrauchen, das hat nichts zu thun mit der Wahrheit des Satzes. Wenn der Satz wahr ist, so wird er eben nur von denen erkannt werden können, die aus dem natürlichen Zustande in diesen neuen übergegangen sind; darum ist's thöricht ihn mit Behauptungen bestreiten zu wollen.

Wir kommen an den dritten Satz „die Bibel hat nicht unbedingte Autorität." Der Verfasser führt für seine Behauptung wesentlich 5 Gründe an:

1) Sie ist in sich selbst unklar.
2) Ihr Gegenstand ist zum Theil unwürdig und zum Theil unzureichend.
3) Sie steht mit der Wissenschaft in Widerspruch.
4) Ihre Vertreter sind inconsequent.
5) Ihre Vertheidiger schwach.

Ich habe das hartbeklagte Buch mit zunehmender Bewunderung gelesen. Obgleich ich nicht durch bin und es nicht mit der Schärfe zu umfassen im Stande bin, die allein mir ein Recht zur Aburtheilung geben würde, so ist meine Meinung darüber doch so weit gediehen, daß sie keinem der fünf Klagepunkte ganz Recht giebt, obgleich sie jedem hinreichende Veranlassung zugesteht. — Ganz klar ist die Bibel in ihrem Zweck: sie verkündet die Thaten des lebendigen Gottes zur Erziehung des abtrünnigen Menschengeschlechtes. Gott steht frei und heilig über seiner Schöpfung. Sein Wille ist Liebe, Ordnung, Entwickelung. Die Natur gehorcht seinem Willen unbedingt. Dem Menschen hat er die Freiheit als höchste Würde geschenkt, er zwingt ihn nicht zum Gehorsam, sondern er erzieht ihn durch Lehre, Lohn und Strafe. In den schmutzigen und ehrwürdigen Handlungen der Erzväter, Juden und Heiden erzählt uns die Bibel, wie sich die Menschen bei diesen Erziehungsmaßregeln benehmen. Die verschiedenen Erzähler haben immer in der Sprache ihres Volks und ihrer Zeit zu ihrem Volk gesprochen. Ich finde das sehr in der Ordnung und wundere mich nur, daß so verschiedene Zeiten und Menschen von einem so übereinstimmenden Geiste beseelt waren und daß so wenig Widersprüche in ihren Reden vorkommen. Selbst die Stellung des alten Testaments zum neuen ist so einfach und bestimmt, wie das ahnungsvolle, stürmische, poetische Jünglingsalter zum klaren fertigen Mannesalter. Daß in einem historisch pä-

dagogischen Buche nicht abstracte systematische Ordnung sein darf, leuchtet mir ein. Es gilt dem Leben und nicht dem Studierzimmer! Ebenso kann es mich bei dem einfachen sittlichen Zweck des Ganzen, nicht befremden, daß den mechanischen, physikalischen, medicinischen u. s. w. Gegenständen nur so weit Aufnahme gestattet ist, als sie mit dem sittlichen Zweck zusammenhängen. Daß diese Apologie des Unglaubens eine Offenbarung über die Beschaffenheit des Sternenhimmels für wichtiger hält als die Offenbarung des Weges, der den Menschen aus seinem sittlichen Elend in die Arme seines Gottes zurückführt, das bricht über den Verfasser den Stab. Entweder weiß er nichts von der Noth seiner Brüder oder er hat kein Herz für dieselbe. Denn er wird doch nicht im Ernst glauben, daß er ein verirrtes und zerdrücktes Gemüth durch astronomische Lehrsätze aufrichten könne. Ich leugne nicht die reinigende und erheiternde Macht der Naturerkenntniß auf den dazu gebildeten Geist, ich habe diese Macht in ahnungsvoller Freude selbst erfahren und sie hat mich in Liebe und Ehrfurcht zu Gott gezogen. Dennoch vermochte sie nicht die Fragen des innersten Herzens zu lösen, noch weniger einen stets wachen unklaren Zwiespalt in diesem Herzen zu tilgen, und noch weniger mich zu stärken gegen die Lockung des Bösen. Die Wissenschaft hat nur Macht in einem beschränkten Gebiet. In vielen Menschen, die doch auch Menschen sind, kann sie gar nichts wirken, weil diese keine Anlage dazu haben. — Anders ist es mit der Frage, ob die Bibel Dinge erzähle, die gegen die wissenschaftliche Forschung sind, also nicht wahr sein können. Ich will gleich die angeregten Punkte selbst fassen. Erstens: „sie lehrt den Weltuntergang". — Hierüber hat sich meines Wissens die Naturwissenschaft noch kein Urtheil angemaßt. Wird's auch schwerlich durchführen können. Die Mosaische Schöpfungsgeschichte ist kein geologisches Lehrbuch. Sie giebt in einigen großen Zügen den Grundgedanken, daß die Welt und alles, was darinnen ist, ein Meisterstück des lebendigen Gottes ist. Sie malt ihr Bild mit den Farben ihrer Zeit, und wahrlich, wenn man es vergleicht mit den Caricaturen der andern Volksüberlieferungen, so muß man die Tiefe und Wahrheit dieser Gedanken doppelt bewundern. Allerdings enthält die Darstellung auch bedenkliche Unebenheiten. Die Aufeinanderfolge der Schöpfungsepochen, welche sie Tage nennt, stimmt nicht mit der geologischen Erfahrung. Nach letzterer sind die Wasserthiere die ersten Bewohner der Erde, während nach Moses die Landpflanzen früher kommen. Doch das ist unbedeutend gegen die übereinstimmenden Momente, wenn man den

Ausdruck „Tag" für „Abtheilung" nimmt und wenn die Tage nur um der menschlichen Verständlichkeit willen neben einander gesetzt wurden, während sie in der Wirklichkeit ungetrennt vielfach in einander spielten. Die Meinung, daß Sonne und Mond an die Veste gesetzt wurden und daß die Veste, genannt Himmel (1. Mos. 1. 8) eine Region ist, hinter welcher noch Wasser ist, das zur Erde gehört (V. 7), stimmt gar nicht mit der heutigen Geologie. Ich habe nur ein paar Punkte herausgegriffen, die mir gerade auffielen, enthalte mich aber noch jedes abschließenden Urtheils. Genug, daß Widerspruch vorhanden ist. Daß die Menschenracen Autochthonen sind, ist eine wissenschaftliche Behauptung aus Wahrscheinlichkeitsgründen; Moses kann ruhig auf ihre exacte Begründung warten. „Viele Erzählungen der Schrift stimmen nicht mit der Optik, Anatomie, Zoologie, Medicin": hierüber habe ich mir noch kein Urtheil gebildet, da ich, meine Naturwissenschaft von der philosophischen und moralischen Bedeutung des Bibelinhaltes wohl unterscheidend, bisher noch nicht Zeit hatte, mich mit lothschweren Fragen zu beschäftigen, während mir die centnerschweren noch auf dem Herzen lagen. Doch weiß ich auch das Loth zu würdigen und möchte es seiner Zeit wägen. Wenn unser Anonymus wissenschaftlich entdeckt hat, daß der Mensch heutzutage nicht Herr der Schöpfung ist, so stimmt das ja vollkommen mit der Bibel. Wenn endlich die Vertheidiger des Bibelglaubens schwach sind, so wundert mich das eben so wenig als die Schwäche vieler Gegner; die Sache aber bleibt dadurch unverändert. Den Kampf anlangend ist meine Meinung, daß man Differenzen dem Feind gegenüber nie ignoriren darf, daß man zu ihrer Ausgleichung den offenbaren einfachen Sinn der Worte nie verdrehen darf, daß man die offenbaren Erfahrungen der neuern Wissenschaft nie schelten darf, sondern daß man die Differenzen entweder wirklich lösen oder ihre gegenwärtige Unlösbarkeit offen eingestehen muß. Ueber den Grad der Bedenklichkeit solcher Punkte werden stets verschiedene Meinungen sein, weil das Sache des subjectiven Ermessens ist. Ich halte es aber der Wahrheit dienlicher, daß Einer um einer Differenz willen die Unfehlbarkeit der Bibel eine Zeit lang aufgiebt, als daß er um der Bibel willen seiner offenbaren Erfahrung ins Gesicht schlägt, denn ein solcher Glaube steht unbewaffnet gegen den Aberglauben und den Wahnsinn, wie die Geschichte tausendfältig lehrt.

Ich komme nun an den vierten Satz: „Wissen und Glauben sind eins." — In diesem Satz liegt die ganze Seichtigkeit und der ganze Hoch-

muth unserer Freidenker. Entweder geht ihr Herzensbedürfniß nicht weiter als ihr Wissen, sie bedürfen keinen lebendigen Gott, keinen Trost für ihre leidenden Brüder, kein Wiederfinden nach dem Tode, keinen Abschluß des vielversprechenden und in der Mitte zerreißenden Erdenlebens, keinen Retter aus dem eigenen sittlichen Elend. Oder sie glauben etwas zu wissen, wo sie nichts wissen können, wo man eben nur glaubend noch Fuß fassen kann. Sokrates wußte, daß er nichts wußte. Ein Gegensatz zwischen Wissen und Glauben wird und muß sein, so lange Menschen sind; aber wenn damit etwa ein Widerspruch gemeint werden sollte, so bin ich auf Seiten der Freidenker. Und ich sage: nicht bloß innige Religiosität, sondern auch die wahre Religion selbst verträgt sich mit der kühnsten wissenschaftlichen Forschung. Ein jeder Widerspruch bezeugt, daß entweder die Priester der Wissenschaft oder die Priester der Religion einen Irrthum hegen, der durch Kampf in Liebe überwunden werden muß.

Nun den letzten Satz: „Der christliche Glaube bewährt sich nicht durch die Sittlichkeit seiner Anhänger.“ Christus sagt: „an ihren Werken sollt ihr sie erkennen.“ Folglich sind die mit Recht Getadelten nur Bekenntnißchristen, aber keine wahrhaft Gläubigen. Der Anonymus scheint mit dem Worte Glauben auch nur die Verstandesthätigkeit zu meinen, ein sehr allgemeiner Irrthum, der aber bei einem Manne von Herz sehr bald gehoben wird, wenn er die Bibel selbst fragt, was sie unter Glauben versteht.

Daß unser Autor die Wunderkraft des Glaubens nicht anerkennt, liegt in der Natur der Sache, denn wenn sie wirklich existirt, so wird sie sich doch immer nur den Gläubigen offenbaren. Ein Ungläubiger aber, der etwas von ihr gewahr würde, anerkennte, würde eben dadurch gläubig sein. Will man gerecht sein, so darf man das Zeugniß achtungswerther Gläubiger in dieser Sache nicht ignoriren. Vor allem muß man selbst innerlich ernst der Sache ins Auge schauen.

Dies, lieber Freund, wären in der Hauptsache meine Ansichten über die Fragen, welche das interessante Buch aufwirft. Vieles, was wohl der Rede werth ist, habe ich ganz unberührt gelassen, weil ich dazu nicht Zeit hatte oder weil mein jetziger Standpunkt doch viel zu unreif ist. Lieber höre ich nun Deine Ansicht, sprich sie vollständig aus, ohne Furcht mir Dinge zu sagen, die ich etwa schon weiß. Ich will nicht bloß Neues hören, sondern Heilsames. O, lieber Freund, das Leben rückt mir immer mehr aus dem Kopfe ins Herz. Mit vorherrschendem Verstandesinteresse

begann ich die Bibeluntersuchung. Mein Verstand fand viel und mein Herz fühlte sich erwärmt, während die heilige Grundrichtung mit kräftigen Worten gleich Hammerschlägen auf die starre Kruste alter Gleichgültigkeit und alter Irrthümer losschlug. Schon wich mancher Riegel. Die Gefängnißwand wird bröcklich. Innere Kämpfe und Schmerzen haben mächtig mitgewirkt. Das Herz wird größer, wärmer, es fängt an zu ahnen, was Leben heißt. Es hat vom lebendigen Gott vernommen, es schreit nach ihm wie ein Hirsch nach frischem Wasser. Ach, es hat auch mit Schrecken seine gänzliche Abtrünnigkeit und seine Unreinheit erkannt. Als ein ganz Neues ist die Erlösungsbedürftigkeit zum Bewußtsein gekommen. Das hat alles die Bibel gethan in einem Ungläubigen! Denn noch steht sie in meiner Ueberzeugung nur als erhabenes Zeugniß der Menschengeschichte, an dem Gott nicht anders mitgewirkt hat wie an jedem edlen Menschenwerk. Noch ist mir Christus ein anziehend-abstoßendes Räthsel! Aber der lebendige Gott ist mir näher getreten, ich hoffe auf ihn, er wird auch dieses Räthsel lösen. Wie süß mag es sein, den freundlich großen Christus als seinen Gott zu fühlen! O, die Botschaft klingt mächtig durchs neue und alte Testament! Ist es Wirklichkeit, so wirds auch mich nicht liegen lassen, und wäre ich auch noch so verstrickt in der Knechtschaft der vergänglichen und abtrünnigen Lebensmächte.

Livländische Correspondenz.

In Riga arbeitet man bekanntlich an einer neuen Verfassung. Die beiden uralten Gilden — die im Hause von Soest und die in dem von Münster — sollen aufhören und durch eine „allgemeine Bürgerschaft" ersetzt werden. Zu dieser sollen nicht bloß die zünftigen Handwerksmeister und die Kaufleute sammt „Literaten nach örtlichem Sprachgebrauch" gehören können, sondern alle in der Stadt Ansäßigen, sofern sie ein Einkommen von mindestens 500 Rubel aufzuweisen haben. Aber auch nur gehören können; der wirkliche Eintritt in die Bürgerschaft wird dem freien Willen jedes Einzelnen anheimgestellt. Die autonomen Massenversammlungen verwandeln sich in bloße Wahlakte; ihre ganze Competenz geht auf die, nun nicht mehr lebenslänglichen Aeltesten über; das einzige Recht des Bürgers als solchen wird hinfort sein, die Aeltesten zu wählen. Die bisher den compacten Kern der Bürgerschaft großer wie kleiner Gilde bildenden Brüderschaften verlieren ihre politischen Vorzugsrechte und werden nur durch die Unterstützungs- und Pensionsfonds, über welche sie gebieten, dazu beitragen, die facultativ gelassene Erwerbung des Bürgerrechtes zu animiren. Der Rath wird seiner judiciären Functionen entkleidet. Sein Cooptationsrecht verwandelt sich in eine Aufstellung je dreier Candidaten von Seiten der Aeltesten, aus welchen der Rath einen zu wählen hat. Im Uebrigen soll der Rath seine Stellung als „Stand" behalten, so daß bei vorkommendem Dissensus zwischen ihm und der durch die Aeltesten vertretenen Bürgerschaft ein aus beiden Ständen bestelltes „Schiedsgericht"

zu entscheiden hat. Die formell wichtigste Aenderung von allen ist eben diese, daß es bisher drei Stände, d. h. corporative Hauptfactoren der Verfassung, gab (Rath, große Gilde, kleine Gilde) und daß es in Zukunft deren nur zwei (Rath und Bürgerschaft) geben soll.

Das ungefähr sollen die Grundzüge des von einer besondern Commission ausgearbeiteten und nächstens zum Druck kommenden Entwurfes sein. Er hat noch viele Instanzen, zunächst die der beiden Gilden selbst, zu durchlaufen. Es ist zu wünschen, daß nicht auch in diesem Falle das Bessere der Feind des Guten werde. Keine Verfassung ist auf ewig, und hat man nur erst eine im Großen und Ganzen dem Zeitbedürfniß angemessene Form in Wirksamkeit gesetzt, so wird ja damit auch ein vervollkommnetes Organ zu weiteren Modificationen derselben gegeben sein. Insbesondere ist viel daran gelegen, daß nicht um den Census unnützer Weise gestritten werde. Nach Maßgabe der gegebenen Bildungszustände hat man eines verhältnißmäßig hohen Census zu bedürfen geglaubt. Es wird wenigstens vorsichtig sein, mit einem solchen anzufangen und eine Herabsetzung erst dann zu belieben, wenn man gesehen haben wird, daß in Folge desselben viele den Bürgerpflichten gewachsene Männer außerhalb der stimmberechtigten Bürgerschaft stehen bleiben. Schon deshalb aber wird diese Vorsicht wohlangebracht sein, weil eine Herabsetzung des Census unter allen Umständen leichter zu bewirken ist als eine Erhöhung.

Ein wichtiger Punkt betrifft die künftige Stellung der Bürgerschaft als bloßer Wahlversammlung. Wer nur irgend einen Begriff hat von dem Wesen der bisher autonomen Bürger-Comitien, wo ein halbes Tausend schlecht instruirter Köpfe über die complicirtesten technisch-administrativen oder finanziellen Fragen abzustimmen hatte, der wird die dringende Nothwendigkeit der betreffenden Reform nicht verkennen. Das Recht der Beschwerdeführung und der Aufstellung von Desiderien soll den künftigen Wahlversammlungen der allgemeinen Bürgerschaft belassen werden, und dieses wird hoffentlich genügen, um dieselben nicht stumm und langweilig und zum Wahlakt selbst ungeschickt werden zu lassen. Es fragt sich indessen, ob nicht in dieser Richtung noch ein Mehreres geschehen könnte, wie, wenn etwa festgesetzt würde, daß in gewissen Fällen oder unter gewissen Modalitäten die Entscheidung aus der Hand der Aeltesten in die der allgemeinen Bürgerversammlung zurückverlegt werden kann. Besonders wichtige, das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmende und dabei an sich einfache Fragen gehören mit mehr Recht den Vielen als den Wenigen. Die Fälle

freilich, in welchen eine solche Uebertragung zu statuiren wäre, lassen sich nicht in feste Definitionen einfangen, und am wenigstens dürfte die allgemeine Bürgerversammlung selbst darüber Richterin sein; aber Rath und Aelteste, oder vielleicht letztere allein, müßten, unter gewissen Formalitäten, die Sache von sich aus beschließen dürfen. Es ist sehr menschlich und natürlich, daß sie von diesem ihnen gewährten Rechte nur äußerst selten und vielleicht kaum in Decennien Gebrauch machen werden; aber wenn sie es einmal thun, so wird es auch jedesmal nur ein Akt der außerordentlichen Nothwendigkeit und des besonders lebhaft erregten Gemeinsinns sein können. Das wäre der directe Nutzen dieser Einrichtung; ein indirecter, aber vielleicht noch wichtigerer bestände darin, daß sie das politische Selbstgefühl der nicht zu der Aeltestenbank gehörenden und vielleicht auf diese Würde auch keine Aussicht habenden Bürger zu erhöhen geeignet sein wird; denn wenn ich weiß, daß irgend einmal der Tag kommen kann, da ich als voller Einer mitzähle, so bin ich ein ganz Anderer, als wenn ich unter allen Umständen immer nur zu der indirecten Wirkungsweise des Wählers berechtigt sein werde. Die bloße Möglichkeit des vielleicht während meiner Lebenszeit nicht wirklich werdenden Falles erhöht meine Geltung in der Commune und folglich mein Interesse an ihr.

Ein anderes Desiderium, zum Theil zu ähnlichem Zwecke besteht in Folgendem. Die Aeltesten, in Gemeinschaft mit dem Rathe, haben verschiedene Commissionen zu bestellen, theils als beständige Organe der Stadtverwaltung, theils im Dienste zeitweiliger Aufgaben. Es wäre nun gut, wenn nach dem Muster der preußischen Städteordnung von 1808 (s. Balt. Monatsschr. Bd. V S. 279—280) die Aeltestenbank berechtigt würde, diese Stellen nicht nur aus ihrem Schooße, sondern nach Umständen auch mit beliebigen andern Bürgern zu besetzen. Namentlich bei den temporären Commissionen wird leicht der Fall eintreten, daß gerade die durch technische Sachkenntniß befähigtsten Bürger keine Verwendung finden können, weil sie in der betreffenden Wahlperiode nicht zu Aeltesten gewählt sind, und in jeder Commission wird es von Zeit zu Zeit vorkommen müssen, daß eines ihrer Glieder auszutreten genöthigt ist, weil es als Aeltester abgewählt worden. Die specielle Geschäftstüchtigkeit für die betreffende Commission, ja die geradezu unersetzbare Routine in derselben können allgemein anerkannt sein, und dennoch wird der Mann aus mehr zufälligen oder mehr tendenziösen Gründen von der Aeltestenwürde abgewählt; dem Wahlrecht der Bürgerschaft ist also eine zu weit gehende Wirkung einge-

räumt, während die persönliche Rechts- und Pflichtensphäre des einzelnen Bürgers in unbilliger Weise beengt wird. Oder setzen wir auch den umgekehrten Fall: die Bürgerschaft hat gute Gründe, Diesen oder Jenen aus der allgemeinen Rathsversammlung der Aeltesten fortzuwünschen; aber der Mann ist unentbehrlich in einer bestimmten Commission; dieses wird ihr ans Herz gelegt und sie entschließt sich zur Wiedererwählung: hier ist es das Wahlrecht der Bürgerschaft, dem Zwang geschieht. Durch die, wenn auch nur seltene aber mögliche Herbeiziehung der einfachen Bürger zu den Commissionen würde das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der ganzen Bürgerschaft nur gestärkt, der Gemeingeist nur gehoben werden können. Alles, was dazu dienen kann, ein lebendiges Herüber und Hinüber zwischen der regierenden Minorität und der regierten Majorität herzustellen, muß im Communalleben sorgfältig gepflegt werden. Die grasse Scheidung zwischen Wählenden und Gewählten ist gewissermaßen nur eine verhüllte Gestalt des Büreaukratismus, d. h. des als absolut gesetzten Unterschiedes zwischen Regierenden und Regierten. Diese Doctrin traut dem Bürger einer Commune übermenschliche Tugend und Weisheit im Wählen zu, aber weiter auch gar nichts. „Hast du gewählt, so leg' dich schlafen, wir werden für dich wachen — dich regieren." Aber wie nun, wenn die Bürger faul werden im Wählen, zur Wahlversammlung nicht kommen, oder wenigstens leichtsinnig und jedem persönlichen Einfluß nachgehend stimmen? — Man wird erwidern: „auch das Wählen muß gelernt werden; eine gewisse Agitation wird jedesmal vorausgehen, in den Wahlversammlungen selbst wird man die wichtigsten schwebenden Fragen erörtern, auf die geeigneten Persönlichkeiten hinweisen dürfen." — Sehr wohl! folgt aber hieraus, daß man nicht auch die erwähnten, schon in anderer Beziehung nützlichen und jedenfalls gefahrlosen Mittel zur Kräftigung des Communalgeistes benutzen darf? Es wären dieses gleichsam stehen gelassene Reste der bisherigen Autonomie der Masse gegenüber der neu einzurichtenden Oligarchie — kleine aber wirksame Corrective des nackten Wahlprincips, mit dessen alleinseligmachender Kraft man auch keinen Aberglauben treiben soll.

Die Geschichte der Rigaschen Verfassung, — von den alten Jahrhunderten an, da der Rath noch Alles in Allem war, durch jene Epoche hindurch, da ihm die beiden Aeltestenbänke zur Seite gestellt wurden und diese allmälig gegen die Selbstthätigkeit der Gildenversammlungen in den Hintergrund treten mußten, — dann vorüber an der octroyirten Stadtordnung Katharina's und deren Wiederaufhebung — endlich bis zu den bezüglichen

Thatsachen unseres Jahrhunderts — ist erst noch zu schreiben. Besonders lehrreich ist aber die wenig bekannte Geschichte des vorletzten Versuches zu einer Verfassungsreform, über welchen wir hier niederschreiben wollen, soviel wir davon wissen.

Es war in den 40-er Jahren. Die von dem Ministerium des Innern zum Behufe einer Revision des baltischen Städtewesens abgesandte Commission, an deren Spitze der Staatsrath Chanykow stand, hatte während ihres mehrjährigen hiesigen Aufenthaltes unter andern Leistungen auch ein vollständiges Verfassungsproject für Riga fertig gebracht — wir wissen nicht, ob in Folge ursprünglichen Auftrages oder eigener Strebsamkeit. Jedenfalls aber schien die Einführung dieser Verfassung, bei welcher die Stadt gar nicht befragt worden war, unabwendbar und nahe bevorstehend. Fürst Suworow war es, der um diese Zeit als Generalgouverneur eintretend, der Sache eine andere Wendung zu geben vermochte. Eine besondere, aus Beamten des Ministeriums des Innern und des Generalgouvernements und aus Delegirten der Stadt zusammengesetzte Commission erhielt jetzt den Auftrag, den Chanykowschen Entwurf zu revidiren. Sie lieferte (i. J. 1850) zwei neue Verfassungspläne, einen als die Meinung der Commission, den andern als Separatvotum des Rathsherrn W. v. Petersen. Von dem Generalgouverneur mit einer eigenen Meinungsäußerung begleitet und im allgemeinen befürwortet, ging diese Commissionsarbeit ins Ministerium des Innern, und von hier, mit kritischen Bemerkungen versehen, in die zweite Abtheilung der kaiserlichen Kanzellei, wo sie dem durch seine tiefe Kenntniß baltischer Rechtszustände ausgezeichneten Staatsrath (jetzt Geheimrath) G. v. Brevern zur Begutachtung übergeben wurde. Dieser, um aus der Vielfachheit der bereits abgegebenen Meinungen gleichsam eine Summe zu ziehen, unterzog sich der Mühe, wiederum eine ganz vollständige Verfassung auszuarbeiten. Hiemit, und wir wissen nicht, ob nicht auch mit einem eigenen Votum des damaligen Chefs der zweiten Abtheilung, des Grafen Bludow, bereichert, kehrte der nun so umfangreiche Actenstoß in das Ministerium des Innern zurück, wo aus uns unbekannten Gründen, wahrscheinlich aber im Hinblick auf die seitdem beabsichtigte allgemeine Reform der Städteordnungen im ganzen Reich, der Sache keine weitere Folge gegeben worden ist.

Von dem Inhalt der verschiedenen in dieser Erzählung erwähnten Entwürfe hat zu wenig verlautet, als daß wir darüber etwas Sicheres mittheilen könnten; aber schon in formeller Beziehung ist sie merkwürdig

genug. Nach dem Chanykowschen Plane hätten wir eine Verfassungsänderung, und zwar, wie man glauben darf, eine sehr radicale, erlebt, ohne irgend welche Betheiligung der städtischen Corporationen. In Folge der durch den Fürsten Suworow gegebenen Wendung stand eine Reform in Aussicht, bei welcher zwar die drei Stände und sogar auch die außerhalb der Bürgerschaft stehenden Einwohner durch Delegirte ein Wort mitzusprechen gehabt, welche aber nicht den Ständen als solchen vorgelegen hatte. Eine dritte Modalität wird jetzt versucht; die Initiative gehört der Stadt selbst an und sowol Rath als auch beide Gilden werden über den ihnen vorliegenden Commissionsentwurf urtheilen und stimmen. Darnach erst wird er seinen weitern Weg — Generalgouvernement, Ostseecomité (?), Ministerium des Innern, zweite Abtheilung, Reichsrath — bis zur kaiserlichen Sanction zu betreten haben. Wie viel oder wie wenig umgeformt er diese letzte Höhe erreichen dürfte, um als Gesetz uns wieder zuzukommen, läßt sich gar nicht ermessen; daß aber der Ausgangspunkt wichtiger Reformen — wie namentlich auch der eben jetzt in der Krisis befindlichen Justizreform — innerhalb der Stände selbst belegen sein darf, dieses haben wir ohne Zweifel als ein günstiges Geschick zu preisen. Denn nicht immer ist es so gewesen, z. B. nicht bei den wichtigen, Land und Stadt betreffenden Gesetzgebungsacten aus dem Jahre 1841, und bei der ganzen Redaction des Provinzialcodex nicht. Nur einige Monate noch, und es wird offenbar geworden sein, ob es dem „großen Momente“ etwa wiederum so ergangen sei, wie in dem bekannten Schillerschen Xenion. Unterdessen aber heißt es für jeden Patrioten in Bezug auf die in Dorpat versammelte Centraljustizcommission: noli turbare circulos! Denn in der That gleichsam die Quadratur des Zirkels sollen sie finden, diese Männer, deren jeder der ihn gesendet habenden Corporation und die alle zusammen einem größeren Ganzen verantwortlich sind. Jene Corporationen sind sehr reeller, dieses größere Ganze ist mehr nur idealer Natur, und die Gefahr liegt nahe, daß das Gefühl der Verantwortlichkeit in Bezug auf die ersteren das überwiegende sein werde. Die mitgegebenen Instructionen lassen fast die Möglichkeit eines einheitlichen Ergebnisses als zweifelhaft erscheinen und könnten leicht bewirken, daß die Commission eher einem Congresse von Diplomaten als einem selbständig arbeitenden Organe der Gesetzgebung ähnlich wird. — Aber je schwieriger die Aufgabe, desto größer das Verdienst Derer, von denen sie — wer möchte die Hoffnung aufgeben? — dennoch gelöst werden wird! Uns Uebrigen

allen, „vom hohen Glint bis zur Bernsteinküste," geziemt es, mit athemloser Spannung des glücklichen Ausgangs zu harren und dann, ja dann, in freudigem Beifallsrufe die Brust zu erleichtern. Darum wenden wir für jetzt den Blick von Dorpat wieder nach Riga zurück!

Wo das Eigenthum selbst, diese allgemeinste Grundlage des civilisirten Daseins, gefährdet ist, da verliert man den Sinn für die vornehmeren Aufgaben, wie Verfassungs- und Justizreformprojecte sind. So aber erging es unlängst den Rigaern, als das allgemeine Gefühl der Unsicherheit gegenüber zweien Erzfeinden der bürgerlichen Wohlfahrt, den Dieben und dem Feuer, ihrer sich plötzlich bemächtigte.

Die Stadt Riga zahlt jährlich fast 50,000 Rub. für ihre Polizei und über 12,000 Rub. für ihr Feuerlöschwesen (die sogenannten Ambarenspritzen ungerechnet). Es muß nach den jüngsten Erfahrungen offenbar zu wenig sein für das gesteigerte Bedürfniß der Gegenwart. Das Schlimme ist nun aber, daß das ohnehin so stark belastete Budget der Stadt die Mittel zur Deckung des Mehrbedarfs nicht disponibel haben dürfte und die Auflage einer neuen Communalsteuer wenigstens keine schnell zu effectuirende Sache ist. Das Steuerwesen ist überall eine der schwierigsten Materien, jedes neue Steuerproject erfordert weitläufige Arbeiten und eines für unsere Stadt hat mehrere Instanzen zu durchlaufen (wenn auch nur sehr ausnahmsweise die des Landtags); unterdessen aber verbleibt es bei der Frage: ob nicht nächstens ein bedeutender Theil der Stadt niederbrennt? ob nicht heute Nacht mich die Reihe des Einbruchs und der Ausplünderung trifft?

Was bleibt übrig? Schnelle und entschlossene Privathülfe! Freiwillige Selbstbesteuerung und selbstthätige Verwendung der aufgebrachten Geldmittel! Dazu aber ist nöthig, daß sich die rechten Männer finden, welche die Sache mit Nachdruck und Aufopferungsfähigkeit in die Hand nehmen, von Haus zu Haus gehend sammeln und werben, die träge Menge fortreißen, bei der Obrigkeit vermitteln und von ihrer Aufgabe nicht ablassen, bis sie erfüllt ist.

Und siehe da! gegen das Feuer scheint sich der Mann gefunden zu haben. Er tritt nicht auf mit bloßen Wünschen und Vorschlägen, sein erster öffentlicher Aufruf war zugleich seine erste Rechenschaftsablegung (Rig. Ztg. Nr. 196). Das ist die rechte Art! Und wenn er unser verkommenes Löschwesen auch nur um eine „auf der Höhe der Zeit stehende"

Spritze bereichert — niemand, der bei einem Brande etwas zu verlieren hat, wird ihm die Bürgerkrone weigern.

Wir erinnern uns schon 1862, im damaligen Aprilheft der Balt. Monatsschr., einen vortrefflichen Aufsatz über das Rigasche Feuerlöschwesen gelesen zu haben. Er war offenbar aus officiellen Quellen geschöpft und stellte eine zweckmäßige Reform des ganzen Instituts in Aussicht; wir Leser erhielten den Eindruck, als sei dieselbe ganz nahe vor der Thür und fühlten uns ungemein beruhigt; die Sache hat aber immer noch nicht zum Abschluß gebracht werden können.

In demselben Aufsatz wurde die Ansicht ausgesprochen, daß die Rigasche Polizeiorganisation sich ebenso überlebt habe wie das Feuerlöschwesen und auch ihr nur zu helfen sei, wenn sie auf die ganz neue (eigentlich alte) Basis der communalen Selbstverwaltung gestellt werde. Doch damit wird es natürlich noch viel längere Wege haben müssen. —

Um auch über unser Herderdenkmal ein Wort zu sagen, so muß zugegeben werden, daß es eigentlich ein sehr unzeitgemäßes Unternehmen war. Denn was sind die dominirenden Mächte dieser Zeit? — Erstens, wenn wir auf die Welt im allgemeinen sehen: der Industrialismus, die Technik und Nationalökonomie, der Utilitarismus im weitesten Sinne — und was hätte damit der Idealismus eines Herder zu schaffen? Zweitens aber, wenn wir insbesondere auf die Deutschen sehen, so wird, neben jener auch bei ihnen durchgehenden realistischen Hauptströmung, doch wohl, Alles in Allem gerechnet, eine gewisse theologische Denkart als die vorherrschende Zeitrichtung anzuerkennen sein, eine Denkart, welche weit davon entfernt ist, zu Herder sowie zu den übrigen Koryphäen der goldenen deutschen Literaturepoche in einem affirmativen Verhältniß zu stehen. Wie dem nun aber auch sei, so wird man billiger Weise anzunehmen haben, daß hinter dieser Denkmalserrichtung keinerlei Oppositionslust stecke, weder gegen den Utilitarismus, noch gegen die Dogmatik, noch wogegen es sonst etwa sein könnte. Ist denn der einfache Localpatriotismus nicht Grundes genug? Warum sollten wir eine schöne, eine stolze Erinnerung, die wir haben, nicht auch gern herauskehren? Ist sie doch für uns fast die einzige ihrer Art! Denn, abgesehn von dem besondern Gebiete der Stadt- und Provinzialgeschichte, wo Namen zu nennen sind, wie der des früh dahingeschiedenen Napiersky, ist es eine bedrückende Wahrheit, daß Riga in der Geschichte der Wissenschaften gar nicht mitzählt. In den 6½ Jahrhunderten seines Bestehens ist hier kein einziger Gedanke

gedacht worden, der als ein eigenthümlicher Beitrag zu dem allgemeinen Erkenntnißschatze der Menschheit registrirt worden wäre: nur Herders „Fragmente“ und „Kritische Wälder“ und die hier geschriebenen ersten Entwürfe einiger erst später von ihm herausgegebenen Werke retten einigermaßen Riga's intellectuelle Ehre. So mag er denn für uns gleichsam der locale Schutzpatron aller geistigen Bestrebungen sein und das Rigasche Volk mag an seiner Büste allmälig auch über den Mann und was mit ihm zusammenhängt, Einiges zu erfahren veranlaßt werden. Vorläufig weiß es noch gar wenig davon. Wenn man die Gespräche der das Denkmal umstehenden Neugierigen belauscht, bekommt man sehr eigenthümliche Hypothesen über dessen Bedeutung zu hören. Daß es ein Pastor gewesen, begreifen die Meisten, denn das zeigen die „Bäffchen“; aber weiter zu kommen ist schwierig. Die verbreitetste Ansicht ist die, daß er die Jesuiten vertrieben habe; denn warum sonst sei er gerade mit dem Gesicht gegen jenes „Wahrzeichen von Riga“ (früher über der Gildstubenpforte, jetzt in der Mauer des Petersenschen Hauses) gerichtet, welches die Tradition mit der Vertreibung der Mönche oder Jesuiten in Verbindung bringt? Am Ende ist das eine populäre Auffassung, die man mit gutem Humor gewähren lassen kann.

Eine interessante Abhandlung ließe sich schreiben über Herders Verhältniß zu den in unseren Tagen mächtig gewordenen Nationalitätsbestrebungen. Einerseits ist er, durch seine „Stimmen der Völker“ und Anderes, einer der Hauptanstifter derselben; indem er den Sinn für Naturdichtung und naive Volkssitten weckte und jede Völkerindividualität als eine an sich werthvolle Ausprägung des allgemeinen Menschheitsbegriffes begreifen lehrte, legte er den Grund zu den seitdem so fruchtbar gewordenen Studien über nationale Erscheinungsformen, denen vorher als barbarischen nur Verachtung zu Theil geworden war. Andrerseits aber hat er ja mit allen hervorragenden Geistern seines Jahrhunderts jenen großartigen Kosmopolitismus getheilt, welchem die modernen Uebertreibungen des Nationalitätswesens, soweit sie einen culturfeindlichen Charakter annehmen, theils als kindisch, theils als verrucht erscheinen müßten.

Bei Gelegenheit der so eben berührten Materie wird es erlaubt sein, einem übrigens nicht für die Oeffentlichkeit geschriebenen Briefe einige zufällige aber geistreiche Bemerkungen zu entnehmen, welche dort über den Aufsatz „Zur Nationalitätenfrage“ im Junihefte der Balt. Monatsschr. gemacht werden.

„Daß unsere Bauern — so sagt der Briefschreiber — gesehen von ihrer Sprache in allen übrigen Beziehungen schon germa t sind, ist eine besonders fruchtbare Ansicht. Der einsichtige Leser ma daraus Folgerungen über manche anderweitige Völkerverhältnisse gemac haben. Ja, sind wir Deutsche nicht seit zweitausend Jahren gründlic romanisirt worden? Auf dieser Uebertragung und Assimilation beruht r Europäismus, nicht auf der Race, d. h. nicht auf der gemein nen arischen Abstammung, die wegen zu großer Entfernung die Anziehu skraft verloren hat. — Die in der Gegenwart beobachtete Erweiterung d Gebrauchssphäre der beiden „Bauernsprachen“ ist vielleicht nur ein sec ndäres Phänomen, d. h. Folge und Symptom der wirthschaftlichen und so alen Hebung des Bauernstandes. Macht letztere noch Fortschritte, dann n uß das Umgekehrte eintreten: dann fühlt sich der Bauer geehrt, wenn ih ein gerichtliches Urtheil deutsch ausgefertigt wird; und selbst wenn er s nicht versteht, nimmt er lieber heimlich einen kundigen Nachbar zu Hülfe, als daß er sich seinen niedrigen Stand durch eine estnische oder lettische Zuschrift gleichsam documentiren läßt. In Zeiten des Verfalls greift der elementare Naturgeist von unten immer weiter um sich; in aufsteigenden Culturepochen dringt die Bildungssprache, wie Regen- und Sonnenwärme, immer tiefer in den Boden. Für Beides giebt die Geschichte des römischen Reiches Belege. — Die Einwürfe des Aufsatzes gegen kleine Völker überhaupt betreffen eigentlich nur die Dauer ihres intellectuellen Lebensprozesses: es ist zu wenig materieller Stoff zum natürlichen Wechsel vorhanden. Aber durch Momente der Blüthe, durch einzelne Leistungen werden auch sie der Menschheit wichtig, ja unentbehrlich, z. B. die in dem Aufsatz selbst angeführten Holländer oder das kleine Entdeckervölkchen, die Portugiesen, oder die Dänen, die uns Tycho de Brahe und Thorwaldsen gegeben haben, u. s. w. Wer will ferner die Grenze bestimmen, wo ein Volk zur Existenz zu klein ist? Hohe Begabung, reiche Mannichfaltigkeit individueller Anlage, eine durch freie Verfassung, geographische Lage u. s. w. bedingte Regsamkeit aller Glieder ersetzt oft das numerische Quantum. Es giebt große Völker, bei denen das massenhaft aufgehäufte gleichartige Menschenmaterial nicht zur Verwendung kommt oder in sich todt ist und für welche ein Zerfallen in selbständige Theile culturhistorisch ein Glück wäre. Es giebt auch Fälle, wo Klein und Groß gleichsam ein Compromiß geschlossen haben, d. h. kleine cantonale Einheiten verbinden sich zu einem größeren Ganzen, zuweilen mit, zuweilen ohne gleiche Sprache, meistens unter

ewigem Schwanken zwischen Zerfall und engerer Vereinigung. Auch wachsen zuweilen kleine Völkchen zu großen heran, was niemand voraussehen kann: die Engländer waren vor zweihundert Jahren ein Völkchen von einigen Millionen, jetzt wird die englische Sprache von 60 und mehr Millionen gesprochen und die angelsächsische Race ist eine in erschreckendem Verhältniß dominirende und absorbirende — so sehr, daß sich schon Theilungs- und Individuationssymptome zeigen. Das Verhältniß der Völkerscheidung zum Culturprozeß ist überhaupt ein überaus verwickeltes, schwieriges und vieldeutiges."

Soweit unser Briefauszug. Interessant ist es, daß wir gerade auch über einen inländischen Roman berichten können, welcher sich die „Nationalitätenfrage", insonderheit die Lettenfrage, zum Thema genommen hat. Es ist ein neues Werk von Johanna Conradi, das nächstens in N. Kymmels Verlage erscheinen soll und den Referent vor der Ausgabe zu lesen Gelegenheit hatte. Der Held der Erzählung ist ein lettischer Bauerknabe, Jurre aus dem Akmen-Gesinde, der durch besondere Schicksale dazu kommt sich in einen deutsch gebildeten „Georg Stein" umzuwandeln, der aber ein Herz für das Volk seiner Herkunft bewahrt und die Sache der Civilisirung desselben zu seiner Lebensaufgabe zu machen beschließt. Ein besonders glücklicher Gedanke der Verfasserin ist es gewesen, dem Gegensatz von Deutschen und Letten einen andern, übrigens himmelweit verschiedenen, den von Juden und Christen, zur Seite zu stellen. Ein schönes und interessantes Judenmädchen, das in einer adligen Familie Kurlands erzogen, zum Christenthum übertritt, dem aber dennoch seine Herkunft nicht vergessen wird, ist die Trägerin dieses zweiten Gegensatzes. Neben diesen beiden in mehr absichtlicher Weise geformten Charakteren stehen andere, die theils freie Gebilde einer idealisirenden Phantasie sind, theils aber portraitartig aus dem kurländischen Leben herausgegriffen zu sein scheinen. Diese letzteren, wir gestehen es, haben uns am meisten interessirt. Aber auch die gesunde Auffassung des zu Grunde gelegten ethischen Thema's scheint uns — gerade in dieser Form — eine Sache glücklicher Vorbedeutung. Gewisse humane Ideen, die man lange predigen könnte, bis sie beherzigt oder auch nur angehört würden, — in der Hülle einer anziehenden Dichtung werden sie sich einzuschmeicheln wissen. Es ist ein Buch, das auch die Balt. Monatsschr. zu empfehlen auf sich nehmen darf, so wenig sie auch sonst sich um die inländische Belletristik zu bekümmern die Art gehabt hat.

Ja, unsere Belletristik, namentlich unsere Lyrik! Wo sind sie hin, die goldenen Tage, da noch die Rigasche Zeitung beim Jahreswechsel oder sonst epochemachender Veranlassung statt des leidigen Leitartikels ein Gedicht an die Spitze ihres Blattes stellte und da eine im „Inland" gedruckte Recension einer Gedichtsammlung ein Ereigniß sein konnte? Zwar die Gedichte Adolphi's haben noch viel Anklang gefunden, aber es läßt sich unschwer prophezeihen, daß er der letzte Glückliche unter den Lyrikern der Ostseeprovinzen gewesen sein wird. Nur für den Sittenroman und die Zeitnovelle ist noch Raum übrig, und es wäre gar nicht übel, wenn diese Gattung etwas reichlicher unter uns aufblühte. Wäre ich ein Dichter — nicht wie Adolphi, sondern wie Johannes Conradi — ich schriebe z. B. eine Novelle, die sollte heißen „Der Pfandhalter." Ueber gewisse Dinge ist des Raisonnements genug gewesen; mich dürstet nach ihrer poetischen Verklärung.

Riga, den 22. September.

Redacteure:

Th. Bötticher. C. Faltin. G. Berkholz.

Italien.

Ansichten und Streiflichter

von Victor Hehn.

I. Contrast.

Wenn der Nordeuropäer, der Barbar im antiken Sinne des Wortes, einen der Alpenpässe, die nach Süden führen, übersteigt, dann empfängt ihn eine neue, anders gebildete Welt — der Kreis der Uferländer des mittelländischen Meeres, zu denen nicht bloß die Campagna von Rom und die Insel des Aetna, nicht bloß die Vorgebirge Griechenlands und die aus dem blauen Meer in Nähe und Ferne auftauchenden Cykladen, sondern auch das dürre felsige Palästina, die Sinaihalbinsel und die arabischen und libyschen Wüsten gehören. Wer sich das ganze Gefühl, die Ueberraschung dieses Gegensatzes geben will, der eile im Hochsommer unmittelbar aus der Schweiz auf der Eisenbahn nach Genua und Nizza und befahre die Uferstraße zwischen den beiden genannten Städten — la riviera di ponente, die jetzt halb französisch ist. Welch ein Contrast! In der Schweiz — da herrschen Wasser und Wiese, die Thäler sind mit hellem, saftigem Grün gefüllt, überall von den Bergen strömen pfeilschnelle Bäche, arbeiten wild an Steinblöcken und Tannenwurzeln vorüber, stürzen in Kaskaden stäubend über die Felswand, sammeln sich zu Seen und gehen dann als mächtige Flüsse in alle Welt. In den Schweizer Schluchten ist die Welt eng, ewig brausen dort die Dämonen bösen Wetters, und wer nach mühsamem Steigen auf einem Gipfel klare Luft und freie Aussicht trifft, der kann von Glück sagen. In der Schweiz trifft der Wanderer überall liebliche, umschlossene Landschaftsscenen, voll idyllischen Friedens, und ruft

wohl aus: diesen Fleck Erde möcht' ich zur Heimath erwählen, hier meine Hütte bauen, hier meine Tage beschließen! Er bedenkt nicht, daß alles Idyllische sich schnell erschöpft und geistlos wird, daß in diesen hohen Gegenden bald der Winter kommt, der das Thal mit Schnee verschüttet und selbst den Wasserfall in starrende Eisnadeln verwandelt. Dann, in den dunkeln, kalten Monaten lebt der Mensch in hölzernen, mit Schnitzwerk und alten geistlichen Sprüchen verzierten, braunen Wohnungen und trägt Sorge, das Dach wohl mit Steinen zu belasten, daß es der Sturm, der in diesen Berglöchern fürchterlich rast, nicht mit sich fortführe. Die Schweiz ist das Land sauberer, ordentlicher, wohl berechneter Hauswirthschaft, die Heimath knochiger, realistisch denkender Menschen, die schon frühe den romantischen Adel und mit ihm manchen idealen Zug und alle Phantasiegebilde unter sich ausgerottet und sich bürgerlich-republikanisch, nach Gemeinden und Cantonen, eingerichtet haben. Hart und gewaltsam sind in diesem Lande auch die Hochgebirge aufgethürmt, hoch oben öde und sumpfige, mit kurzem Gras bewachsene, bald geneigte, bald in sich muldenförmig vertiefte Flächen tragend; von ihren obern Kanten laufen die [illegible]rigen Halden, lange Streifen grauen Steingerölles, ins Thal; Nebel und Wolken hängen an den Flanken und Steinrippen wie die Wolle am Bauch des Widders, senken sich zu den schwarzen Fichtengürteln nieder und steigen wieder verhüllend und wogend aufwärts zu den kalten Schneekuppen. Ein Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementaren Kämpfe und Naturrevolutionen! — Von diesem weißen und grünen Winterlande sieht man sich Tags drauf, dort wo sich der Abhang der Seealpen zum mittelländischen Meere niedersenkt, in ein braunes Sonnen- und Lichtland, in ein Land, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist, versetzt und fühlt jenseits der See die Gegenwart der lechzenden, farbenglühenden Wüste. Hier herrscht das Himmelsgestirn schon gewaltig, nach dem sich Göthe sehnte und dem zu Ehren er jenen Bettelknaben mit in seinen Wagen nahm. Hier ist das wandelbare Wetter, dessen Launen wir Nordländer fürchten, schon in das Gesetz der Jahreszeiten gefaßt: der Sommer ist heiß und trocken, mit dem ersten Gewitter im Herbst beginnen erquickende Regenschauer; nicht in den Sommer, wie bei uns, sondern in den Herbst und Frühling, ja in den Winter fällt das Leben der Vegetation; breite Flußbetten, dicht voll Kies- und Kalkgeröll, ohne einen Tropfen Wasser, ziehen quer aus den Bergen dem Meere zu; den Weg säumen riesige Agaven mit halbabgebrochenen blauen Blättern

und baumartigen Blüthenspindeln; Stachelkraut aller Art, vom Staube unkenntlich, hängt an der Mauer und bricht aus den Ritzen heißer Felswände. Führt die weiße, blendende Chaussée im Auf- und Absteigen auf einen höhern Punkt, dann zeichnet sich tief unten im Lichtglanz eine gezackte Landzunge, eine schwimmende runde Insel, ein vorspringendes Vorgebirge; es kommt ein kaum merklicher Erquickungshauch vom Meere aufwärts und Gruppen von pinus maritima, ganz leise rauschend, spenden wie in einem Tempel ihren Weihrauch. Den Charakter des Sommers, des Naturlebens als einer unempfundenen, milden, harmonischen Nothwendigkeit, trägt auch Sitte, Körperbildung und Wohnung der Menschen. Die Bevölkerung führt ein Gärtnerleben, pflanzt, gräbt und schneitelt, mauert Terrassen an felsigen Abhängen hin und bewegt in der Abenddämmerung den Brunnenschwengel auf und ab, um die Kanäle zwischen den Beeten und um die Stämme der Fruchtbäume herum mit Wasser zu füllen. Wie Vogelnester drängen sich die runden Ortschaften zusammen, bald unten in der Marina im Grunde halbkreisförmiger Golfe, bald hoch oben auf den Gipfeln der Vorberge; drinnen die Häuser mit zerbröckelnden Steintreppen, offenen Fensterhöhlen, feuchten Mauern und dunkeln Räumen; auf den Gassen aber, an den Hecken, längs den Wegen geht das Menschenleben vor sich, jedem Blick offen, in mannichfachen Verrichtungen, in wechselnden Scenen, bald naiv rührend, bald lächerlich, wohl auch anstößig durch Natürlichkeit; Männer in spitzen Hüten, ernst und braun, mitunter launig und ausgelassen, immer aber maßvoll; reizende halb oder ganz nackte Buben, mit verwildertem Haar, ähnlich den Engelknaben auf Rafaels Madonna von Foligno; Frauen schreitend mit dem Korbe auf dem Haupte, voll Würde und Haltung, mit Augen ausdrucksvoll, fremdblickend, schwarz wie die Nacht. Es sind Kinder eines sonnigen Landes, träge und leidenschaftlich zugleich, eben so fleißig als sorglos. Von ihrer Hand sind alle die Oelgärten gepflanzt und unterhalten, die diese ganze Küste wie ein endloses, graues, schwellendes Meer bedecken, und der Oelbaum fordert viel Arbeit — Auflockerung des Bodens, Reinigung, Beschneidung, Vorsicht bei Lese der Früchte u. s. w. Aber nicht bloß Gärtner sind die Bewohner dieser in lauter Buchten und Vorgebirgen fortlaufenden Küste, sondern auch Fischer und Schiffer; sie flicken und trocknen ihre Netze, sie zimmern an den Balken halbfertiger Böte auf dem kiesigen Ufersande. Von hier aus gingen im Mittelalter neue Argonautenfahrten an den Bosporus und in den Pontus Euxinus; in einem dieser Borgo's ward Columbus geboren; dieselbe prophetische Unschuld des Glaubens, die den

Entdecker der neuen Welt beseelte, hat in unsern Tagen auch seinen Landsmann Garibaldi getrieben, mit zwei Schiffen und einem Häuflein Freiwilliger ein Königreich zu erobern und einen auf Pflege der Militärmacht gegründeten Thron zu stürzen. Sie sind listige Rechner und Händler, diese Abkömmlinge der alten Ligurier, aber auch ahnungsvoll und schwärmerisch. Daß ihre Riviera so volkreich ist, daß an ihr die Ortschaften so ununterbrochen sich folgen, während allen übrigen Strandgegenden des Mittelmeeres die Furcht vor den Seeräubern die öde, verlassene Physiognomie gab, das hat die Stadt bewirkt, die im Mittelalter sich zu ihrem Haupt emporschwang und sie mit ihren mächtigen Flotten deckte — Genova la superba, der Edelstein an diesem weiten, kostbaren, von Spezzia bis Nizza gebogenen Küstenreif.

II. Niederlande.

Versetzen wir uns von der braunen, Aloe und Palmen tragenden ligurischen Felsenküste in den entgegengesetzten östlichen Winkel Italiens, in das Mündungsgebiet der Alpenströme, da empfängt uns tiefes Gelände, feuchter Dunst, ein Labyrinth von Kanälen und Flußarmen, ein unbeschränkter Horizont, die Region der Fieber, Moskitos und Frösche. Land und Meer mengen sich; Lagunen, Sandbänke, Lachen, Sümpfe, undurchdringliche Rohrdickichte, eingedämmte Wiesen, überschwemmte Reißfelder dehnen sich meilenweit. Der Boden, erst im Laufe der Jahrhunderte entstanden, anwachsend fast vor unsern Augen, ist von Menschenhand in allen Richtungen durchschnitten und umgestaltet, seine Wasser getheilt, zur Seite gebeugt, in neue Bahnen gedrängt, seine auftauchenden Höhenpunkte alsbald von der Kultur besetzt und durch aufgeworfene Wälle verwahrt. Dies sind die Niederlande Italiens, hier ist die Heimath der Wasserbaukunst, klassischer Boden für Arbeit mit Grabscheit und Richtwage seit uralter Zeit, ja vor aller deutlichen Geschichte.

Wenn in den Herbstmonaten beim Herannahen des Winters „unendlicher Regen herabstürzt," wenn bei Beginn des Sommers, im Mai und Juni, der Schnee in den Alpen schmilzt, dann schwellen in der weiten Lombardei die Flüsse und drohen der kultivirten Ebene, durch die sie ziehen, den Menschen und ihren Werken, Tod und Zerstörung. Der Po steigt mit jeder Viertelstunde und in demselben Maße die Angst der umwohnenden Bevölkerung. Der düstere Scirocco läßt nicht nach und durchsaust mit wüthenden Schauern die schwarze Nacht. Die einzige Hoffnung

ist, daß die den Strom einfassenden Dämme halten werden. Diese Dämme, eines der ungeheuersten Menschenwerke, beginnen schon bei Cremona und begleiten den Strom, hin und wieder von dem natürlichen Uferrande unterstützt, bis an seine Mündung. Sie allein machen einen großen Theil der Lombardei und Veneziens bewohnbar. Sie bestanden, so weit unser Blick ins Alterthum zurückreicht, wenn auch nicht in der jetzigen Höhe und Vollkommenheit. Polybius, der älteste Zeuge, der aus eigener Anschauung über die Po-Ebene berichtet — er lebte im zweiten Jahrhundert vor Chr. — schildert in seinem zweiten Buch das Land als so reich und gesegnet, daß wir wohl annehmen müssen, es sei schon damals vor der Verheerung der Wasser durch künstliche Deiche geschützt gewesen. Gegen die Zeit von Christi Geburt blickt die Gewalt des Stromes und die vor ihm gehütete üppige Bodenkultur deutlich aus den Versen des Vergil, Georg. 4, 372:

> Eridanus: quo non alius per pinguia culta
> In mare purpureum violentior effluit amnis.

Auch eine Hochfluth und ihre Verwüstungen hatte derselbe in jener Gegend geborene Dichter gesehen, Georg. 1, 481:

> Proluit insano contorquens vertice silvas
> Fluviorum rex Eridanus, camposque per omnis
> Cum stabulis armenta tulit.

Ganz mit den heutigen Farben endlich schildert Lucanus (unter Nero) einen Durchbruch des Po durch seine Dämme, 6, 272:

> Sic pleno Padus ore tumens super aggere tutas
> Excurrit ripas et totos concutit agros.
> Succubuit si qua tellus cumulumque furentem
> Undarum non passa ruit, tum flumine toto
> Transit et ignotos aperit sibi gurgite campos.
> Illos terra fugit dominos, his rura colonis
> Accedunt, donante Pado.

Ganz so richtet sich noch jetzt der Andrang des Hochwassers (cumulus furens undarum), verhängnißvoll arbeitend, trichterförmig wühlend, gegen den Fuß der Dämme: die Allarmkanone erdröhnt, die Glocken läuten, reitende Wächter fliegen hin und her, die ganze männliche Bevölkerung im Umkreis der bedrohten Stelle ist auf den Beinen, Faschinen und Säcke mit Sand werden unablässig in die unterminirte Tiefe versenkt und mit Steinen und allem, was zur Hand ist, beschwert. Entweder rettet dann, wenn Sturm und Regen bei Zeiten nachlassen, die Menschenhand die

gartenähnlich angebauten, mit Dörfern und Wohnstätten übersäten Fluren — oder der Strom ist übermächtig, er sprengt die Fessel, die ihn bändigt, reißt den geöffneten Spalt augenanscheinlich weiter und weiter und bedeckt verheerend viele Quadratmeilen mit seinen trüben wirbelnden Wogen, Bäume und Leichen umherspülend. In Anbetracht solcher drohenden Noth bewacht ein eigenes Polizeipersonal den „König der Ströme" unausgesetzt, nach den Bestimmungen einer strengen Deichordnung. Was vom Regen abgespült worden, wird sorgfältig wieder aufgetragen; kein Baum darf an den Wällen angepflanzt werden, kein Thier dort weiden; jedem Riß, ja dem Maulwurf und seinen Gängen wird mißtrauisch nachgespürt. Daß der Strom über seine Dämme trete, ist jetzt nicht mehr möglich: die Höhe derselben übertrifft überall den höchsten jemals beobachteten Wasserstand. Da der Po im obern Laufe das von den Bergen mitgebrachte Geschiebe, im mittlern und untern wenigstens Sand und Schlamm fortwährend absetzt, so liegt das Flußbett höher als das umgebende Land — bei Ferrara so hoch als die Dächer der Stadt — und der Strom ist wie eine ungeheure mit Wasser gefüllte Rinne quer über die Ebene gelegt. Und wie der Po, so auch seine Nebenflüsse, und wie diese so auch die Etsch und all die kleinern wilden Wasser, die von den Tyroler Alpen und durch Friaul den venetianischen Lagunen und dem adriatischen Meere zuströmen. Auch sie sind mit Deichen eingefaßt und werden von den Umwohnern ängstlich bewacht. Der Bau und die Unterhaltung der Dämme vermehrt dort die Lasten, die den Ackerbauer drücken und die er nur durch unermüdlichen Fleiß zu tragen im Stande ist. Freilich gewährt die durchgängige Erhöhung der Flußbetten auch wieder den Vortheil, Kanäle ohne Schwierigkeit und in jeder Richtung von ihnen abzuleiten.

Je weiter nach Venedig zu, in die eigentlichen Niederlande, desto augenscheinlicher ist das Land weit und breit eine Schöpfung der Flüsse im Verein mit der Menschenarbeit und der Gegenwirkung des Meeres. Die successive Ablagerung läßt sich noch verfolgen, wenn auch nicht Schritt vor Schritt, so doch im allgemeinen: wo einst Sümpfe waren, sind jetzt Gärten, Felder, Villen; wo sonst Wasserspiegel sich ausdehnten, wechseln jetzt üppige Wiesen mit unnahbarem Schilf und Moor; Salz- und Wasserpflanzen bemächtigen sich immer mehr der Strandseen; niedrige sandbedeckte Inselrücken werden abwechselnd vom Meere überfluthet und wieder bloßgelegt. Der Po, überfüllt und übersättigt, ganz ohne Gefälle, nur durch den Druck der obern Wasser noch fortgestoßen, baut aus den erdigen Bestand-

theilen, die er mitbringt, ein immer weiteres Vorland ins Meer hinaus, mühsam durch diese Barre sich den Weg bahnend; dann bei einem Hochwasser erinnert er sich, daß er das Meer in größerer Nähe zur Seite hat, er durchbricht seinen Rand, eilt auf kürzerem Wege zur See und jener erste Lauf wird ein seichterer, ärmerer Nebenarm oder erstirbt auch ganz (fiume morto), wenn im Laufe der Zeit andere Gabelungen erfolgen oder durch Durchbruch vielleicht das ganze System eine neue Gestalt annimmt. Im allgemeinen ging in der Urzeit die Richtung der Powasser mehr nach Südosten, dem Apennin parallel, und ward allmählig immer mehr nach Norden gedrängt. Polybius fand den Po vom Punkte Trigaboli an, beim heutigen Ferrara, in zwei Arme, Padoa und Holana (sonst auch Olana, Volana), gespalten, von denen der erstere, südliche, einst die Flotten der mächtigen Stadt Spina getragen hatte, der letztere, nördliche — ein späterer Durchbruch, wie wir glauben — schon der größere war und die eigentliche Handels- und Seestraße bildete. Einen Hauptweg noch mehr nach Norden öffnete im Mittelalter der ungeheure Durchbruch vom Jahre 1152, der dem sogenannten Po di Venezia seine Entstehung gab, während die Etsch in wiederholter Sprengung ihrer Dämme sich dem Po immer mehr näherte. Der Mensch aber half nach oder hinderte, je nach seinen Zwecken; er überlistete oder zähmte das furchtbare, gefahrvoll-heilsame Element, durchgrub und durchwühlte den schlammigen Boden nach allen Seiten und fügte zu den Veränderungen durch rotte (Durchbrüche) seine eigenen, wohlberechneten durch tagli (Durchschnitte). Oft aber zeigten die Folgen, daß er sich geirrt, daß ein neuer Arm, den er geöffnet, eine neue Richtung, die er den Wassern gegeben, eine Vereinigung oder Trennung derselben, die er unternommen, verderblich statt heilsam wirkte, z. B. den Sand aufhäufte, wo die Schifffahrt frei bleiben sollte: dann schloß er künstlich die von ihm selbst geschaffene Oeffnung wieder, gab dem Flusse seinen alten Weg oder einen dritten neuen, um vielleicht nach Jahren, wenn die Umstände oder die Ansichten sich geändert, wieder zu jener verlassenen Wasserstraße zurückzukehren. Zwischen all diesen Flußarmen aber laufen in allen Richtungen, grade und mäandrisch gekrümmt, zahllose Kanäle und kleinere und größere Wasserfäden in einem verworrenen Netz, von beladenen Schiffen und leichten Böten befahren, die aus der Ferne gesehen oft wie über die grüne Wiese

dahinzugleiten scheinen*). Die Werke der Wasserbaukunst in diesen Gegenden sind in der That von einem Umfang, daß man erstaunt, wenn man sie überschlägt, und daß es schon den Alten, die noch kein Holland kannten, geläufig war, Venetien mit Aegypten zu vergleichen. Die ἐμπειρία, sagt Strabo (5, 5, p. 212) mit Bezug auf Venetien, wird Herr auch über die größten Schwierigkeiten. Die Veneter, die alten wie die neuen, kann man sich ohne Schaufel und Ruder in der Hand gar nicht denken. Charakteristisch ist es, daß wenn einmal das Wasser verheerend durchbricht, sie sich immer gegenseitig im Verdacht haben, das Ereigniß künstlich veranlaßt zu haben. Als in dem erwähnten Schreckensjahre 1152 der Po sich sein neues Bette quer durchs Land gegraben hatte, da ging die Sage, das Unglück sei durch neidische Menschen bewirkt worden, und noch jetzt darf bei gefahrvollen Hochwassern kein Kahn vom jenseitigen Ufer landen und wird beim Versuch mit Schüssen empfangen, in der Furcht, die Schiffer möchten heimlich eine künstliche Oeffnung bewirken wollen, um durch den Abfluß die Gefahr der Ueberschwemmung von der von ihnen bewohnten Seite abzuwenden.

Venedig selbst, die glanzvolle Lagunenstadt, taucht bekanntlich erst nach dem Untergang des römischen Reiches allmählig empor und die Alten wissen noch nichts von einer Stadt in dieser Lage — aber sie ist nur die Erbin, die gleichgeartete Tochter ihrer Vorgängerinnen, eine Schöpfung desselben Menschensinnes auf demselben Kampfgebiet zwischen Meer und Land. Zu einer Zeit, wo die reichen Fruchtgelände des östlichen Venetiens wohl noch von mehr oder minder seichten Wassern bedeckt waren, mögen sich am Rande derselben die Pfahldörfer, auf einzelnen erhöhten Inseln die Ansiedelungen der Veneter erhoben haben, eines sehr alten (Polybius: πάνυ παλαιόν), schon von Herodot als illyrisch bezeichneten Volkes, dessen Stammverwandte sich längs der ganzen adriatischen Küste Italiens bis gegen die Südostspitze, wo sie als Messapier und Japygen auftraten, verbreitet hatten. An dieser offenen Stelle Italiens, durch Friaul und Venetien, im Umwege um die Sümpfe, werden denn auch die eigentlich italischen Völker, der umbrisch-sabinisch-oskisch-latinische Stamm, an den Venetern vorbei und über sie hinweg in die Halbinsel eingedrungen und weiter das Gebirge und die entgegengesetzten westlichen Küsten erreicht haben. Seitdem schränkten die Umbrer das venetische Gebiet ein; später

*) Cassiodor, Var. 12, 24, von den Schiffen der Veneter: putantur eminus quasi per prata ferri, cum eorum contingit alveum non videri.

erscheint ein anderes, fremdartiges Volk, die Etrusker, im Mündungslande des Po bauend und handeltreibend, dem dann die über die Alpen gedrungenen Gallier in der Herrschaft folgen. Zugleich aber taucht griechischer Einfluß, Verkehr zur See mit und durch Griechen und mehr als eine Spur griechischer Kultur und Kunstfertigkeit auf. Ob die Ansiedelungen oder die Besuche griechischer Seefahrer in diesen Gegenden, durch den Schleier mythischer Phantasiegebilde noch halb kenntlich für uns, der Ankunft der Griechen an den Südwestküsten Italiens gleichzeitig waren, ob Diomedes, die Personification griechischer Gründungen am Adriameer, oder die Odysseussage am tyrrhenischen Meer älter ist — bleibt uns verborgen. Wie die Felseninseln, die abgesonderten Vorgebirge dort, so lockten hier die Mündungen der Ströme, als sichere Häfen, und einzelne hohe Uferpunkte zur Anfahrt und zur Anknüpfung mit den Eingeborenen. Eine Reihe von Städten in dieser innersten Bucht, darunter die einen frühe blühend und mächtig, alle aber am und im Wasser liegend, bestanden hier so weit uns zurückzublicken gestattet ist: Ravenna, im seltsamen Wechsel- und Widerspiel zu Rom — gegründet, da von Rom noch nicht die Rede sein konnte, dann sinkend in dem Maße, wie Rom sich erhob; dann, während Rom darniederliegt, die glänzende, mit Palästen und Kirchen geschmückte, vielumstrittene Hauptstadt Italiens; dann, da das päpstliche Rom zur zweiten Weltherrschaft sich erhebt, wiederum ins Nichts zurückfallend; Schule der Gladiatoren, durch Augustus Station der römischen Flotte und mit einem tiefen Kanal, der fossa Augusta, versehen; zu Strabo's Zeit von der Fluth des Meeres bespült, ganz aus Holz erbaut (das Material mag von Istrien oder den Po hinab gekommen sein), nur aus Stegen, Brücken, Ueberfahrten bestehend, also zugleich Vorbild Venedigs, eine Gondelstadt, und in Anknüpfung an die uralteste Zeit ein zur Stadt erhobenes Pfahldorf; als Jordanis schrieb, gegen sechs Jahrhunderte später, bereits durch Gärten und Fruchtbäume auf dem Boden, der einst Hafen gewesen, und durch eine dazwischenliegende Ortschaft, Cäsarea, vom Meere getrennt; zu Procopius Zeit von einer See geschützt, die auf wenigstens dreißig Stadien durch Untiefen unwegsam gemacht war; jetzt drei bis vier geographische Meilen ins Land hinein gelegen, voll wunderbarer Baudenkmäler, noch von Sümpfen umgeben, aber durch einen ungeheuren herrlichen auf altem Meeresgrund gewachsenen Pinienwald, den schon Dante preist, da wo er durch das Paradies wandelt, vor Malaria bewahrt; — Spina, nördlich von Ravenna, einst hochberühmt und

blühend durch Seehandel; zu der Zeit, in der unsere ältesten Gewährsmänner lebten, bereits untergegangen oder zum Dorf geworden, offenbar in Folge veränderter Naturverhältnisse; so eng mit Griechenland verbunden, daß die Stadt für eine griechische Gründung galt und, als das delphische Orakel aufgekommen war, daselbst im Verein mit Cäre eine eigene Schatzkammer hatte; ihre ehemalige Stätte da zu suchen, wo jetzt die Sümpfe von Comacchio sind; — Hatria, gleichfalls mächtige Seestadt, das Meer, welches von ihr das adriatische benannt worden sein soll, durch Handel wohl auch durch Seeraub beherrschend; zur Zeit der Etrusker von diesen besetzt und belebt, so daß sie als tuskische Stadt ausdrücklich bezeichnet wird; jetzt ein mitten im Lande liegendes, von einem Kanal umflossenes Städtchen zwischen Po und Etsch, dessen Vorzeit in Trümmern und Mauern zehn und mehr Fuß im Boden vergraben liegt; — Patavium, von dem troischen Helden Antenor gegründet d. h. eine von jeher vorhandene Ortschaft der Veneter, durch Flüsse und Kanäle mit dem Meere verbunden, das sich uranfänglich vielleicht bis an ihre Thore erstreckte; noch lange nachher als Landstadt mächtig und groß, bis der Hunnenkönig Attila sie dem Erdboden gleich machte; später sich wieder erhebend, vom heiligen Antonius begnadigt, aber ihrer jüngern Schwester Venedig dienstbar; — Altinum, auch einst ein Seehafen, zu Martials Zeit mit prächtigen Villen geschmückt, wie jetzt die Kanäle der terra ferma von Venedig; an einem Meeresufer so lieblich, daß der genannte Dichter dort sein Leben zu beschließen wünschte, wie Horaz zu Tibur, 4, 25:

Aemula Bajanis Altini litora villis —
Vos eritis nostrae requies portusque senectae,
Si juris fuerint otia nostra sui; —

endlich Aquileja, in einer wunder- und mythenreichen Gegend, von den Römern neu angelegt und benannt, der Stapelplatz für Waaren und Kulturverkehr aller Art in das innere Europa, zu illyrischen und celtischen, später auch germanischen Völkern. Im dritten Jahrhundert nach Chr. lief die nächste Verbindungsstraße von Aquileja nach Ravenna noch immer über Altinum durch die sogen. septem maria d. h. durch die Kanäle und Seen im Mündungslande der Etsch und des Po: diesen Weg wählten im Jahre 238 n. Chr. die Boten mit dem Haupt des bei Aquileja ermordeten Kaisers Maximinus und denselben Weg schlug in umgekehrter Richtung gleich darauf der neue Kaiser Maximus ein (Herodian 8, 6. 7). Die Fahrt über das Meer war nicht bloß durch Stürme unsicher, sondern

auch die Landung nirgends mehr bequem. Als nun die Umwandlung des Bodens immer größere Fortschritte machte, wohl auch in der Noth der Zeiten die Strombauten nicht mehr unterhalten wurden, die Einfälle der Hunnen, später der Gothen und der Langobarden Vernichtung brachten und drohten, da waren für die Flüchtigen unterdeß neue Inseln und Sandbänke im Meere aufgestiegen, auf die sie ihre Wasserbaukunst, ihre Erdarbeiten, ihre Ruder- und Segelgewohnheiten übertrugen, und es entstand mitten in unerreichbaren Lagunen aus unscheinbaren Anfängen ein zweites Altinum und Aquileja, ein drittes Hatria und Spina — Venedig, die dominante der Adria, die schon gegen den Frankenkönig Pipin mit Glück ihre Unabhängigkeit behauptete.

Auch Venedig hat in großartigem Maß die Arbeit fortgesetzt, durch die der Mensch dieses Küstengebiet umgestaltete. Den Einbrüchen des Meeres wurde durch Dammbauten gewehrt und der Fluth nur bestimmte Thore gelassen; die Flüsse, die den Sand aufhäufen, wurden durch Seitenwege abgewendet. Die Inselstadt lief beständig Gefahr, des Fahrwassers sich beraubt zu sehen und dadurch in dieselbe Nichtigkeit zurückzusinken, wie ihre Schwestern im Alterthum. Daher die Bauten an Po und Etsch, an Brenta und Piave, für die von der Republik ungeheure Summen verwendet und die Wunder der Technik aufgeboten wurden, während immer neue Kanäle das Herz des innern Landes der Schifffahrt öffneten. Aber der Welthandel hat seitdem andere Wege eingeschlagen, die Dogenrepublik ist gefallen; Triest vermittelt, wie einst Aquileja, den Verkehr mit dem Donaugebiet; nicht mehr auf schwimmendem Fahrzeug, sondern im Fluge auf der Eisenbahn über die ungeheure Lagunenbrücke zieht der Fremde in die Markusstadt ein. Seitdem dringen nur Wenige in das Innere der merkwürdigen Landschaft, an die Ufer des untern Po und der anmuthigen Etsch, Verg. Aen. 9, 680:

> Sive Padi ripis, Athesim seu propter amoenum,

oder befahren auf leisem Boot die trägen Wasserstraßen, wie einst Martial, 3, 67 (Schneid.):

> Cessatis, pueri, nihilque nostis,
> Vaterno Rasinaque pigriores,
> Quorum per vada tarda navigantes
> Lentos tingitis ad celeuma remos —

und die alten Ravennaten, Sil. Ital. 8, 600:

Quique gravi remo limosis segniter undis
Lenta paludosae proscindunt stagna Ravennae.

Und doch kann nichts anziehender sein als sich, etwa auf der Entenjagd, von einer der Villen des obern Landes (die vielleicht von Palladio gebaut und auf der man etwa Gast des Besitzers, eines edlen Venetianers, ist) immer tiefer hinabzulassen zu den baumlosen grasbewachsenen Maremmen, von da zu den grundlosen Sümpfen und stehenden am Rande bewachsenen Süßwasserbecken, weiter zu den Salzwasserlagunen und abwechselnd überflutheten Lido's, von wo in unabsehbarer Ebene von fern die Kuppeln Venedigs sichtbar werden — wunderbar aus den weiten Gewässern aufsteigend, von den langen Strahlen der Abendsonne vergoldet. Dort liegt sie, die Stadt der flüchtigen Freude auf dunklem despotischen Grunde, die über den finstern Löchern der Inquisition eine immerwährende Hochzeit zu Kana feierte; in der die Liebe ewig ihr süßes Intriguenspiel spann und Morgen- und Abendland, Schelde und Nil unter dem Schutz des Markuslöwen sich begegneten; herrschend durch bemannte Galeeren und schlaue Gesandte, durchtönt von Musik, mit Blumen geschmückt, durch farbige Bilder von der Hand der Meister verherrlicht, von geheimnißvollen Gondeln durchnitten — jetzt still, elegisch, verlassen, mit unterdrücktem Ingrimm träumend von dem Tage der ersehnten Befreiung. Ihr Leben stockt, wie die Strömung versandeter Kanäle, ihre phantasievolle Architektur verfällt und die Banken, ihre große Erfindung, die das Zeitalter Neu-Europas einführen halfen, schaffen und mehren auf andern Märkten der Welt den Reichthum und damit Macht und Bildung.

III. Felsboden.

Je weiter von der venetischen Wasserlandschaft in den Süden der Halbinsel, in das sonnennahe gebirgige Kalabrien, auf die halbafrikanische Insel Sicilien — desto dürrer wird der Boden im Glutstrahle des Mittags, desto starrer, medusenhafter blicken uns die Züge der heißen Felsenwüste an. Kein Gedanke erweckt in diesen Gegenden, in Italien und Hellas, wie im Morgenlande, bei den Alten, wie noch heut zu Tage, größeres Entzücken, als der an einen kühlen Bronnen, der aus der Felsenhöhle, dem Hause der Nymphen, eiskalt hervorströmt, von Platanen und Steineichen beschattet. Wie der Araber mit frommer Hand die Quelle am Wege mit Platten einfaßt und mit Bäumen umpflanzt — denn den bösen Geistern gehört die Wüste, den Brunnen aber hat ein guter Genius ge-

schaffen — so heißt auch griechischen und römischen Dichtern Quelle und Wasser heilig*) und so giebt schon der alte Hesiodus (Op. et d. 582 ff.) den kundigen Rath, im Hochsommer, wenn die Cicaden von den Bäumen herab singen und der Sirius die Glieder dörrt, am Rande einer unablässigen, lautern Quelle im Schatten der Bergwand zu ruhen, das Angesicht gegen den Zephyr gewandt. Bewässerung ist in diesen Gegenden die charakteristische Form des Acker- und Gartenbaus, und Wasserstrahlen zu schaffen, die er um seine Beete leiten könne, die erste Sorge des Kolonen. Der Nebenbuhler, rivalis, ist hier der Nachbar, der an meinem Bache, rivus, Theil nimmt oder ihn mir abzuschneiden versucht ist. Der Boden des Gartens ist von verzweigten Rinnen leise strömenden Wassers durchschnitten, Ovid. Fast. 2, 703:

> Hortus odoratis suberat cultissimus herbis,
> Sectus humum rivo lene sonantis aquae.

Schon in der Ilias (21, 257 ff.) ist ausführlich beschrieben, wie „der grabende Mann aus der dunkelfarbigen Quelle durch die Pflanzungen und Gärten den Strom Wassers leitet, in den Händen die Hacke haltend, aus der Furche den Schutt entfernend; das Wasser murmelt über die bewegten Steinchen fort und läuft auch wohl dem Leiter voraus,“ und in der Odyssee (7, 129 ff.) finden wir um den Palast des Alcinous zwei Quellen, von denen die eine zum Hause geleitet, die andere durch den ganzen Garten vertheilt war. Nicht anders dachte sich Göthe, in Sicilien reisend, die paradiesische Insel der Phäaken:

> Dort wirst du in dem schönen Lande wandeln,
> Im Winter Wohlgeruch von Blumen dich erfreun,
> Es rieselt neben dir der Bach, geleitet
> Von Stamm zu Stamm, der Gärtner tränket sie
> Nach seinem Willen.

Der Bauer in Italien, wie Spanien und Griechenland, übt noch jetzt die Kunst, den Acker mit dem Spaten zu einer vollkommenen, etwas geneigten Ebene zu nivelliren: von dem Brunnen, den ein Esel umgeht, laufen die flachen Kanäle und umziehen die Beete, oder das Land ist in kleine Vierecke getheilt, die durch Dämmung eins nach dem andern überrieselt werden. Wo aber keine „immerfließende“ Quelle in der Nähe ist und der Löwe, „das wüthende Gestirn“, die Bäche bis zum letzten Tropfen

*) Z. B. Theokr. 7, 136: ἱερὸν ὕδωρ, oder Vergil. Ecl. 1, 53: fontis sacros, oder Hor. Od. 1, 1, 22: aquae lene caput sacrae.

aufzehrt, da versteht es auch in Italien der Mensch, das Wasser des Winters in der Erde zu sammeln und Cisternen anzulegen, wie im Morgenlande. Aus alter Zeit sind auch wohl Wasserleitungen auf hohen gemauerten mit Epheu malerisch bekleideten Bogen noch übrig, die immer noch dienen, wenn auch an vielen Stellen die Feuchtigkeit durchsickert: denn wie die Cisternen mehr semitisch, so sind die Aquäducte italisch und römisch. Es rettet auch der Thau in kühlen Nächten, der oft so reichlich fällt, daß er die Kleider des im Freien schlafenden Wanderers durch und durch durchnäßt, die Vegetation vor dem Verschmachten — jetzt wie im Alterthum. So viel die grasende Heerde am langen Tage abrupft, so viel bringt in der kurzen Nacht der kühle Thau wieder hervor, Verg. Georg. 2, 201:

> Et quantum longis carpent armenta diebus,
> Exigua tantum gelidum ros nocte reponet.

Die berühmte Ebene von Reate im Sabinerlande war nur deßhalb so fruchtbar, weil sie so reich mit Thau gesegnet war, und führte eben daher ihren Namen Rosea, rosulanus ager, bei Vergil rosea rura Velini — das Thaugefilde des Velinus. Bei der mystischen Vermählung des Himmels und der Erde, die bei Homer als Fabel von dem Beilager des Zeus und der Hera erscheint, träufelt frischer Thau auf die Blumen herab und lockt den schwellenden Rasen hervor, Il. 14, 347:

> Ihnen gebar frisch grünenden Rasen die heilige Erde,
> Lotus, besprengt mit Thau, auch Krokus und auch Hyakinthus,
> Dicht zur weichlichen Streu, die vom Boden sich schwellend emporhob.
> So des Lagers genossen sie dort, umhüllt von der schönen
> Goldenen Wolk' und es rieselten nieder die Tropfen des Thaues,
> Freude erquicket das Herz, wie der Thau das reifende Korn.

Il. 23, 597: Aber die Seele

> Ward ihm erquickt, wie erquickend der Thau sich ergießt um die Aehren
> Wachsender Saat, zur Zeit wo stachlicht starren die Felder.

Und auch Ithaka, ein felsiges Eiland, war mit Regen und (wo dieser ausblieb) mit Thau gesegnet, Od. 5, 245:

> Immer gewährt ist Regen und reichlicher Thau ihr.

Der Regen aber, wenn er kommt, ist in diesem Himmelsstrich gewaltig, stürzt mit plötzlichen Fluthen hernieder, füllt auf einige Stunden die Hohlwege und Schluchten — cava flumina — zerreißt die Bergpfade und

schwemmt die aufgetragene Erde fort. Eine Wolke erscheint als dunkler Fleck am Horizont, wächst reißend schnell und kaum hat der Hirte Zeit, seine Heerde in der Felskluft vor dem Ungewitter zu bergen (Hom. Il. 4, 275). Der Himmel scheint auf Augenblicke in Flammen zu stehen, betäubend rollt der Donner, es wanken dann die Berge selbst. Bei Homer (Il. 20, 56 ff.) erschrickt in solchem Moment sogar der Fürst der Unterwelt Aidoneus — er springt vom Thron und schreit laut auf, in der Furcht, die Erde werde aufgerissen und ihre Tiefe, o Gräuel! sichtbar werden. (Was hat er am Tage der Schlacht von Solferino gesagt, als auf meilenweiter Wahlstatt das Dröhnen des Geschützes und der heiße Kampf von Hunderttausenden von einem Himmelsgewitter mit Donnerschlägen und Staubwirbeln übertönt und zum Stehen gebracht wurde?) — Doch ist die Naturerscheinung vorübergehend, bald leuchtet der blaue Himmel durchsichtiger als zuvor, die reingewaschenen Felsplatten glühen ihm entgegen und das trockene, zackige, hin und wieder durch Steinblöcke gesperrte Bette des Wildbaches*) dient wie bisher dem Maulthier des Reisenden zum Wege.

Wie Bewässerung, so ist auch Terrassenbau eine südliche Form der Bodenkultur. An den heißen Felsabhängen werden mit eisernem Spaten breite horizontale Stufen reihenweise über einander dem Gesteine abgesprengt, in Körben mit Erde betragen und mit Rebstöcken und Oliven bepflanzt. Wo der Boden nicht reiner harter Fels ist — und das ist der gewöhnliche Fall — muß Ausmauerung der Terrasse zu Hülfe kommen. Eine mühsame, beschwerliche Arbeit, die aber der arme Pächter unternimmt und bei der ihn nur sein Esel, der genügsame graue Freund, nicht verläßt. Es sind schwebende Gärten, oft mit schwierigem Zugang; regelmäßig stürzt von Zeit zu Zeit ein Stück herab und muß neu untermauert werden; Sturzregen verwüsten oft das Werk langen Fleißes in wenig Augenblicken. Wie primitiv aber auch sonst die Bodenarbeit oft sein mag — Bewässerung und Terrassirung übt und versteht am Mittelmeer der Bauer überall mit Meisterschaft, durch uralte Tradition. — Verwandt damit sind die Silo's und die gemauerten Nekropolen, zwei Sittenzüge, die gleichfalls an das Morgenland erinnern. Die Silo's sind unterirdische ausgemauerte Höhlen zur Aufbewahrung des Getreides, mit engem brunnenartigen Eingang, so daß der Feind und Räuber oder auch der vorüberreitende Fremdling von außen nichts gewahr wird. Dort ist der Weizen vor Fäulniß und Mäusen sicher und der Kornwurm, wenn er mit hineingebracht worden, stirbt ab.

*) Adversaque natantia saxa Charadrus, Stat. Theb. 4, 712.

Die Länder des Orients zeigen überall noch Spuren solcher Gewölbgrotten und in Felsen eingehauener Kornmagazine aus uralter Zeit. Hirtius, de bello Afric. 65, berichtet: est in Africa consuetudo incolarum, ut in agris et in omnibus fere villis sub terra specus condendi frumenti gratia clam habeant. Im heutigen Palästina, Syrien u. s. w. dienen oft die Ruinen des griechischen und römischen Alterthums, versunkene Tempelgewölbe mit Säulen am Eingang, zu solchen unterirdischen Granarien. In Italien erwähnt zuerst Varro in seiner Schrift über die Landwirthschaft (1, 57, 2) der Siro's, wie sie damals noch hießen, ehe das R im Volksmunde in L überging. Doch spricht er von ihnen mehr wie von einer ausländischen Einrichtung, die in Kappadocien, Thracien und in einigen Landschaften Spaniens gebräuchlich sei. Aehnlich drücken sich Columella (1, 6, 15) und Plinius (18, 30, 73) aus. Heut zu Tage beginnen die Silo's schon in Toskana und sind auf den Inseln Sicilien und Malta ganz gewöhnlich. — Wie das Korn wird auch das Oel in Felsenbehältern, in gemauerten, glasirten, genau geschlossenen Erdcisternen von oft ungeheurer Größe aufbewahrt. Unterirdische Oelmagazine der Art finden sich überall in den Handelshäfen und Hauptorten der olivenreichen Gegenden, z. B. in Livorno und in den Thermen des Diocletian in Rom; von allen am berühmtesten aber sind die dunkeln, kühlen, in den lebendigen Kalkfels geteuften Oelbrunnen von Gallipoli in der Terra di Otranto. Von den Athenern und von allen übrigen Griechen meldet ein alter Zeuge (der Scholiast zu Aristoph. Eccl. 154) ausdrücklich, sie hätten in weiten ausgetünchten unterirdischen Gruben von bald viereckiger, bald runder Form — λάκκοι genannt — ihren Wein und ihr Oel aufbewahrt, und ähnliche ausgetünchte Weincisternen trafen die Zehntausend in den Dörfern der Karduchen an (Xen. Anab. 4, 2, 22). — Im Zusammenhang mit all dem stehen die Felsengräber, die ausgemauerten, trockenen Grabkammern und Todtenstädte in Kleinasien, Syrien, Afrika, Spanien und dem mittlern und südlichen Italien. Wer kennt nicht die Bergwände in Phrygien mit den säulenverzierten Grabstätten der alten Könige mit Namen Gordius und Midas und die gleichen in Lycien? Oder die Schatzkammern des ältesten Griechenlands, die θησαυροί, und die ihnen so ähnlichen Hypogäen der alten Etrusker, die an so vielen Orten Italiens aufgedeckt werden, jene Todtenstädte, die sich unter der Erde oft so wunderbar erhalten haben, indeß oberhalb die festen Städte längst in Staub zerfallen sind, die künstlichen Grotten und Höhlen an hoher Felswand, die man hin und wieder

in Kalabrien und Sicilien trifft, müssen auch die Wohnungen oder Gräber unbekannter Urvölker gewesen sein. Denn während im Norden der Mensch, um sich vor der Witterung zu bergen und vor Feinden und Thieren zu sichern, Gräben in die weiche Erde grub, deren Oeffnung er mit Mist bedeckte, oder Dörfer auf Pfählen in den Seen und Lagunen anlegte, wohnte er hier in den Gebirgen des Südens in hochgelegenen Felsenkammern mit mühsamem oder leicht zu sperrendem Zugang; später, als er in die Ebene hinabzog, barg er oben wenigstens noch seine Todten; ganz spät, in der christlichen Zeit, steckten bisweilen mönchische Einsiedler in jenen Löchern, fromme Selbstqual übend, die im südlichen Klima und durch Gewohnheit gemildert zuletzt nicht unbequem fiel, und den süßen Weihrauch der Bewunderung und Anbetung einziehend, der von der unten stehenden Menge aufwärts stieg. Noch im heutigen Italien herrscht die Sitte, die Todten in langen Wänden über der Erde einzumauern und den Namen auf eine Tafel für den Vorübergehenden einzuschreiben. Eine besonders schöne Nekropolis dieser Art besitzt z. B. Bologna, und wer auf der Eisenbahn von Norden kommt, versäume nicht sie zu besuchen. Unabsehbare Arkaden umschließen weite viereckige Höfe, in denen einzelne Cypressen ernst und starr emporsteigen. In den Bogengängen reiht sich Nische an Nische, Grabmal folgt auf Grabmal mit prächtigen Skulpturen; auf Marmortafeln sind neben den Symbolen der Religion des Kreuzes heidnisch latinisirte Titel und Lobsprüche eingegraben. Kommt ein neuer Todte hinzu, so wird eine neue Arkade angebaut, oder, wenn er einem schon bestehenden Grabgeschlecht angehört, die Platte gehoben und er neben den Seinigen bestattet. Es ist ein großartiger immer wachsender Portikusbau mit langen kühlen Spaziergängen auf marmornem Fußboden, zugleich ein Museum und eine Ruhmeshalle, die dem Bürger die edeln Geschlechter und hervorragenden Männer seiner Stadt vor Augen stellt. In der Mauer an der Straße der noch im Leben Wandelnden zu ruhen, ist doch ein schönerer Gedanke, als im faulenden schwarzen Bretterkasten tief in den sumpfigen Erdboden verscharrt zu werden! — Auch für die Lebendigen war es schöner, in den an natürliche Anhöhen gelehnten Theatern des Südens (z. B. in Frascati und Taormina) auf Stufen aus lebendigem Fels gehauen zu sitzen, als in unseren sammetbeschlagenen Logen. Von jenen Sitzreihen beherrschte der Blick Land und Meer im freien Sonnenlicht, er fiel auf die Linien des Gebirges, nicht auf lampenbeschienene vergoldete Schnörkel und falsche

Curven — und damit war auch so vieles Falsche in Kunst und Empfindung ausgeschlossen.

IV. Vegetation.

1. Im allgemeinen.

Mit der steigenden Kraft des Lichtes und der Wärme nimmt jenseits der Apenninen auch die Vegetation eine andere Art und Gestalt an und gebietet über reichere organische Mittel. Was den Wanderer aus Norden zunächst in Erstaunen setzt, ist die mit jedem Schritt nach Süden sich mehrende Zahl immergrüner Gewächse. Die Villen in und um Rom z. B. glänzen um Weihnachten oder zu Neujahr in ihrem frischesten grünen Schmuck: wer sich um die genannte Zeit in einem dieser herrlichen Gärten auf einer sonnigen Bank niedergelassen hat und sich von dunkeln Laubwänden, nicht von kahlen starrenden Baumgerippen umgeben sieht, der möchte im Gedanken an die winterliche Heimath, wie einst Göthe an derselben Stelle, ausrufen:

Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?

Die Adonisklage des Wintersolstitiums und der Jubel der Wiederkehr gilt in Süditalien für eine Menge immer ernster und sich gleicher Pflanzen nicht. Außer den Gewächsen, die einst der Mensch aus andern Zonen hieher versetzt hat, besonders aus den syrisch-aramäischen Wüstengebieten und aus Armenien und Medien, auch aus Griechenland: der Pomeranze und Citrone, der Cypresse und Pinie, dem Lorbeer und der Myrte, dem Granat- und Johannisbrotbaum, der Olive und Pistazie, der aus Amerika stammenden Magnolie, den gleichfalls der neuen Welt angehörenden Agaven und Opuntienkaktus — außer diesen und andern Zier- und Kulturgewächsen, die die Kraft, den Winter grünend zu überdauern, aus ihrer wärmeren Heimath mitgebracht haben, ist auch die wilde einheimische Flora so reich an immergrünen Bäumen und Sträuchern, daß das Jahr sich hier nicht in eine lebendige und völlig todte Zeit, vielmehr nur in eine des glühenden und des gedämpften Lebens theilt und daß grade im Winter die Natur ein wohlthuendes Ansehen milder stiller Heiterkeit trägt. Immergrün sind die dunkeln Laubmassen der Eiche (quercus Ilex), der echten und falschen Korkeiche (quercus Suber und Pseudosuber) die Gruppen und Wälder von pinus Laricio und p. Halepensis, die meisten der zahlreichen Büsche und baumartigen Sträucher auf den Bergflächen und an

den Abhängen der Felsgebirge, der liebliche, einst eingeführte, jetzt ganz verwilderte Erdbeerbaum mit dem dunkeln Laube und den rothen Früchten, der sog. falsche Lorbeer (viburnum Tinus), der Buxbaum, die verkrüppelte Kermeseiche, der stachlichte Mäusedorn (ruscus aculeatus), der südliche Wegdorn (rhamnus Alaternus), der den Bächen folgende hochblühende Oleander und die rosa sempervirens, die südlichen Juniperusarten (J. phoenicea, oxycedrus, macrocarpa), die Zwergpalme, die blaugrünen fleischigen Agaven und Opuntienkaktus u. s. w. Nur wo die Ulmen und Pappeln, die Reben und Kastanien vorherrschen, da raschelt zur Winterszeit dürres Laub am Boden wie im Norden, die Sonnenlichter spielen ungehindert durch die Kronen und Zweige der Bäume, wie im Ulmenhain bei Ariccia im Albanergebirge, und der Frühling bringt eine zauberische Verwandlung. Aber auch dort bekleidet wenigstens dunkelgrüner Epheu in dichtem Ueberzuge die Stämme der entlaubten Bäume, zwischen denen man wie in einer Halle grüner Säulen wandelt. Bezeichnend ist der Umstand, daß es Gewächse giebt, die in Norditalien, am Fuß der Alpen ihr Laub abwerfen, im südlichsten Italien aber immergrün sind, z. B. der Terpentinbaum (pistacia terebinthus L.), andere, die in den wärmern Strichen Kleinasiens und Syriens das ganze Jahr ihr Laub behalten, in Italien aber im Winter sich entlauben. — Eine andere Folge des wärmern Klimas ist der größere Reichthum an Arten, der die Pflanzenwelt Italiens im Gegensatz gegen die Länder nördlich der Alpen auszeichnet. Zu den belebenden Wirkungen der südlichen Breite kommt in dieser Hinsicht noch die Halbinselgestalt des Landes, der Wechsel von Berg und Thal, die Mannichfaltigkeit des Bodens, der Lage und des Neigungswinkels, auch der uralte Handelsverkehr, die Einführung von Unkräutern mit den Samen der Kulturpflanzen u. s. w. Wir überlassen es den Botanikern die Ziffer der Familien und Arten, um welche die Flora am südlichen Fuß der Alpen die Flora Süd- und Norddeutschlands übertrifft, genau festzustellen, so wie die in Norditalien fehlenden und jenseits des Apennin auftretenden neuen Genera und Species aufzuzählen, aber auch schon dem bloßen Naturfreunde, dem aufmerksamen Reisenden fällt die Mannichfaltigkeit herrlicher Blumen, wechselnder Kräuter und Gesträuche, die bunte Fülle immer neuer Pflanzengestalten auf. Was er zu Hause nur in einer Art kannte, tritt ihm hier mehrfach und vielfach entgegen; was er nur in Gewächshäusern gesehen, erscheint hier zuerst einzeln im Freien, um noch weiter gegen den Aequator sich in einer Menge Arten freudig auszubreiten. Be-

sonders reich ist in Italien das unübersehbare Heer der Schmetterlingsblumen; aber auch die Familien der Liliaceen, Amaryllideen, Orchideen, der Cichoriaceen, Sileneen, Antirrhineen, Ranunculaceen, der Malven, Geranien, Convolvulus u. s. w. wuchern üppig in Arten und Individuen. Dabei färben sich die Blumen mit einem Glanz, den ihre Schwestern im Norden entfernt nicht erreichen; manche, die dort ungefärbt bleiben, nehmen hier zarte Farben an; besonders ein leuchtendes Goldgelb herrscht vor — wie bei den Papilionaceen, Euphorbien, Verbascumarten u. s. w. — obgleich auch das liebliche Blau, wie bei den Borragineen, dem vitex agnus castus — diesem Gesellen des Oleander am Rande der Wasserläufe — den Glockenblumen u. s. w., nicht fehlt. So hervorstechend ist diese mannichfache Blumenpracht, daß selbst der ernste Alterthumsforscher, den die Natur sonst wenig angeht, wenn er die Stätten alter Trümmer durchklettert und über zerstreut daliegende Quadern und Säulenfragmente steigt, nicht umhin kann, den Blick auf das überall zwischen dem Gestein hervorbrechende verworrene Gewühl blühender Stauden und Sträucher zu wenden. Besonders im Frühling nach erfrischenden Regen bedecken sich die Hügel und Gefilde weit und breit mit einem buntgewirkten Teppich, über den die Schmetterlinge — gleichfalls größer, glänzender und zahlreicher als bei uns — flatternd schweben. — Wie die Zahl der Arten gestiegen ist, die Farbe der Blumen deutlicher und entschiedener geworden ist, so ist auch der Duft der Pflanzen in Italien von ganz anderer Intensität als in Mittel- und Nordeuropa. Es giebt Zeiten im Jahr und Gegenden in Italien, wo Alles in Duft schwebt und jeder Athemzug bei Tage und bei Nacht mit balsamischem Wohlgeruch geschwängert ist. Fast jede Pflanze, die man berührt, fast jedes Blatt, das man zerreibt, hinterläßt an der Hand einen würzigen lange haftenden Duft. Unzählige Disteln verbreiten süßen Honiggeruch, von der blühenden Oelwaldung und Rebenpflanzung kommt ein zarter Hauch, wildwachsende Narcissen und Goldlack, Nelken und Violen, Geisblatt und clematis flammula, Rose und Orangenblüthe mischen ihre herrlichen Düfte mit dem Balsam der Zapfenbäume, der Myrtaceen, der Pistazien und Lorbeern und der tausend Gewächse aus den Familien der Corymbiferen und der Labiaten. Besonders die letzteren, der Rosmarin, Salbei, Thymian, Satureja, Lavendel, eine Menge Arten Münze u. s. w. verrathen ihre Gegenwart auf allen Hügeln, an den Wegen, in der Nähe der Kirchhöfe, auf verwahrlosten Höfen, in den Ruinen u. s. w. Selbst Morgens in den Städten, wenn die Märkte sich mit Gemüse füllen

und von dort die Küchen in den Häusern sich versorgen, wird man durch alle Straßen und an allen Hausthüren von dem durchdringenden Geruch der Wurzeln, Stengel- und Blätter verfolgt; denn auch das Gemüse ist hier, wenn auch oft nicht so zart als in den bedeckten Mistbeeten des Nordens, doch reicher an natürlichem Duft und eigenthümlichem Geschmack. Kein Wunder, wenn es hier so viel Pflanzen und Pflanzentheile giebt, die zu Räucherwerk dienen und aus denen wohlriechende Wasser und ätherische Oele bereitet werden! Ein brennendes Stück Olivenharz, angezündete Lentiscuszweige auf dem Heerde erfüllen auch die Hütte des Armen mit angenehmem Wohlgeruch und eine Menge Kräuter, z. B. aus der Familie der Compositae die balsamita vulgaris L., geben ihm gewürzhafte Essenzen. Daher auch der Reichthum an officinellen Pflanzen, an Arzneigewächsen: in dem mildern Klima, bei der erhöhten Energie des organischen Lebens entwickeln eine Menge Pflanzen heilkräftige Säfte; der Landmann sammelt sie für sich oder für den Apotheker in der Stadt, der sie ihm für ein Geringes abnimmt. Mag auch in der Arzneimittellehre des Volkes Vieles nur Phantasie, uralte auf religiöser Symbolik ruhende Tradition sein, immerhin ist die Fülle von balsamischen Aromen in der italienischen Flora, wenn auch mit der arabischen verglichen unbedeutend, doch gegen die kalte, stumpfe und wässerige Pflanzenwelt des Nordens gehalten, außerordentlich. So verfertigen die Hirten in den Abruzzen ihre weltberühmte acqua di cent' erbe, das Hundertkräuterwasser, dem wunderbare Wirkungen zugeschrieben werden und welches sie in der That oft äußert, was auch die wissenschaftliche Medicin dazu sagen mag. Manchem briganto der neuesten wie der ältern Zeit ist damit auf seinem Lager von Laubzweigen die empfangene Schußwunde geheilt worden; das Beste that dabei freilich der „allgegenwärtige Balsam allheilender Natur“ d. h. der kräftige Organismus des Natursohnes. Nicht verschieden davon ist es, wenn der italienische Boden auch eine Menge Giftpflanzen trägt, vor denen der Landmann warnt, z. B. die vielen Euphorbien und manche Ranunculusarten, und wenn die Gifte betäubender und tödtlicher sind, als bei uns. Nicht umsonst hat Italien, wie die ersten Apotheken in Europa, so auch geschickte Giftmischer, und nicht bloß Wundwasser, sondern auch die acqua toffana hervorgebracht. — Verwandt mit all dem ist ferner der Reichthum an vegetativen Färbestoffen, den die Landleute besonders in Süditalien zu verwenden wissen. Bald sind es die Wurzeln, bald die Blätter oder das Holz, bald die Kohle und das Harz der Pflanze,

mit denen die neapolitanischen Mädchen und Frauen ihre Wollen- und Leinwandstoffe, ihre Säume, Gürtel, Tücher und Schürzen roth und gelb und blau zu färben wissen. Gewiß hat der bunte Geschmack bei jenen Volkstrachten nicht bloß in der Heiterkeit des Himmels und der Fülle des Lichtes seinen Grund, sondern auch in dem reichlich auf Bergen und in den Wäldern dargebotenen Farbematerial. — Wie mehr färbende Säfte, so gewährt die Pflanzenwelt Italiens seinen Bewohnern auch mehr Nahrungsstoffe aller Art. Bekannt ist, daß im Süden der Mensch überhaupt mehr vegetabilische, im Norden mehr animalische Kost genießt: dies Verhältniß ist oft als im Klima begründet und als physiologisch nothwendig dargestellt worden; sicherlich aber hat der Charakter der reicher spendenden Vegetation auch seinen Antheil daran. In erster Linie stehen hier die Fruchtbäume, die dem Norden versagt sind und von denen wir hier nur drei nennen wollen: der Oelbaum, dessen Produkt im südlichen Haushalt noch weit mehr Alles in Allem ist als die Butter in Holstein oder in Schweden, denn das Oel dient nicht nur zur Erleuchtung und in Gestalt von Seife zum Waschen, sondern auch zur Bereitung der meisten Speisen, und ein unergiebiges Oeljahr ist eine große Calamität; der Feigenbaum, dessen zuckerträufelnde Früchte frisch und getrocknet die Familie des Armen ernähren helfen, denn sie sind häufig, wohlfeil und zuträglich; die Kastanie, in manchen Gegenden mehrere Monate des Jahres hindurch die vorzüglichste Volksnahrung, so daß die mehr oder minder reichliche Kastanienernte Einfluß auf die Weizenpreise hat. Aber auch die Küchengewächse sind hier mannichfacher, und auf den Krautmärkten der größern Städte pflegt um die Springbrunnen herum eine verwirrende Menge Wurzeln, Blätter und Knollen aller Art den musivischen Steinboden zu bedecken und die Auswahl zu erschweren. Manches davon ist bei uns nicht bekannt, nicht gebräuchlich, das Bekannte erscheint in zahlreichen Varietäten; auch stammen unsere deutschen Gemüse, wie schon ihr Name lehrt, fast alle aus Italien, nur wenige sind ursprünglich in Deutschland heimisch. Noch mehr aber erstaunt man über die große Zahl wildwachsender Pflanzen, die der Landmann, ja auch der Städter zur Nahrung verwendet. Je nach den Landschaften ist dieser Gebrauch verschieden, immer aber sehr mannichfach; jede Jahreszeit bringt aus den Bergen und Gebüschen, vom Rande der Felder und Wege, auch von den Bäumen irgend welche zarte Blättchen, junge Sprossen, Wurzeltriebe, Blüthenknospen u. s. w., die entweder die Suppe würzen oder zu einem Gemüse verkocht werden

oder roh oder gesotten mit Oel, Salz und Essig einen Salat abgeben. Von dem Vielen dieser Art kommen uns nur etwa die Kappernknospen zu: wir thun sie in unsere Speisen und wissen in der Regel nicht, daß wir mit jedem dieser kleinen Köpschen eine der herrlichsten Blumen — ein weißer Kelch mit einem Büschel lilablauer Staubfäden — in unentwickelter Knospe verzehren. Besonders häufig und beliebt aber sind in südlicher Weise die kalten Salate aus gesammelten wildwachsenden oder in die Gärten versetzten Pflanzen: man schmückt das erfrischende und leicht nährende Gericht dann noch mit den eßbaren orangefarbenen Blüthenkronen des tropaeolum majus oder den himmelblauen des Borretsch oder den rosenrothen des Judasbaumes (cercis siliquastrum L.) u. s. w. Auch an eßbaren Pilzen ist Ueberfluß, darunter manche vom feinsten Geschmack, wie sie in den Fichten- und Birkenwäldern des hohen Nordens nicht vorkommen; nur die nordischen Beeren sind so gut wie verschwunden: von Heidel- und Preißelbeeren weiß der Italiener nichts, die Brombeeren und Maulbeeren werden nicht geschätzt, die Arbutusfrüchte sind mehr eine Speise der Vögel als der Menschen und auch die Erdbeeren, obgleich sehr gewürzig, doch nicht so häufig als z. B. in der Schweiz.

2. Wüstenflora. Paradiese.

Die Länder am Mittelmeer sind ihrem eigenthümlichen und vorherrschenden Charakter nach Felsenwüsten, von Licht umflossen: demgemäß ist auch die Flora Italiens, wenigstens des mittleren und südlichen, entweder die der Oase oder eine Strand- und Felsenflora, beides oft gleichzeitig oder hart zusammenstoßend. Zwischen kahlem und heißem Gestein, am Fuß der im Aether sich badenden unbekleideten Bergstöcke dehnt sich die humusreiche bewässerte Vega aus, deren Ertragsfülle durch den Contrast für die Anschauung noch gehoben wird. An solchen begünstigten Stellen drängen sich hinter undurchdringlichen Kaktushecken alle Kulturarten durch und mit einander in verworrenem Reichthum: derselbe Boden, der unten üppige Weizenähren oder strotzende Maiskolben trägt, ernährt oberhalb süße Feigen in schattigen Baumkronen oder bewaffnete Wallnüsse oder fette Oliven und an den Fruchtbäumen noch die umschlingende Rebe mit schweren Trauben, denen die dichte doppelte Beschattung eher wohlthut als schadet. Und wie derselbe Fleck Erde gleichzeitig alles gewährt, so folgt sich auch ergiebiges Wachsthum ununterbrochen. Kaum hat der Winzer die letzte Beere vom Stock gelesen, da stehen die Mandel- und

Aprikosenbäumchen schon in weißer und rother Blüthe und an die letzte Rose an der Hecke reiht sich auf sonnigen Hügeln der duftende Frühlingssaffran, auch Crocusblümchen genannt. Die Oliven- und Orangenernte geht den ganzen Winter über fort. Blüthen und Früchte hängen an demselben Zweig, wie bei den Agrumi und den Arbutusbäumen:

Dort dringen neben Früchten wieder Blüthen,
Und Frücht' auf Früchte wechseln durch das Jahr.

In der Campagna felice ruht die Bodenarbeit eigentlich nie und kein Monat im Jahre bringt vollkommenen Stillstand: auf die Feldfrucht folgen Bohnen als Winterfutter und dann wieder Weizen oder Mais und abermals Lupinen oder Wassermelonen oder purpurblüthiger Klee u. s. f. Dies ist Oasenfülle, Oasensegen. Aber steigt man von solchen Paradiesen in das Berggewirre auf, da beginnt jenseit der Olivenregion die Wüstenflora, die holzige, stachlichte Strauchvegetation, die sogenannten macchia, die z. B. den größten Theil der Inseln Sardinien und Corsika bedecken und die eigentlich charakteristische Vegetationsform für diese Länder bilden. Hier zeigt die Pflanzenwelt deutlich die Wirkungen eines trockenen Klimas. Struppige Kräuter, die dem Brand der Sonne widerstehen, starren pfriemenartig, immergrün, gewürzhaft duftend an den Stirnen und Abhängen der Felsen; die Bäume, am Aufstreben gehindert, breiten sich als dornige, ästige, von Schlingpflanzen dicht durchzogene Büsche und Sträucher am Boden aus. Den unvorsichtigen Wanderer, der sich mit nackten Füßen oder bloßen Händen durch das Dickicht schlagen will, verwunden von allen Seiten die zu glatten scharfen Nadeln verhärteten Haar- und Blattorgane dieser südlichen Heidepflanzen, die außerdem noch oft mit klebrigem Saft gegen die Berührung gewaffnet sind. Hier ist der Bezirk des Arbutus- und Lentiscusstrauches, der Stechpalme und der Kermeseiche, des Cistusgebüsches, der Myrten- und Wachholderarten, der scharfen Stechwinde u. s. w. Hier werden die Reisigbündel gesammelt, mit denen die Esel beladen in die Städte kommen und die sich der Städter für seinen Herd kauft, gleichzeitig mit den Wurzeln und Kräutern, die am Feuer jener gekocht werden sollen. Hier ist auch das Reich jener Bergwasser, die durch nichts aufgehalten sich tiefe zerrissene Schluchten aufwühlen, die einen großen Theil des Jahres völlig trocken liegen. Weiter führt der Weg dann wohl auch durch reine Felsenwüste zu kahlen wasserlosen Hochflächen, wo alle Vegetation aufgehört hat; dann wieder stellenweise zu herrlichen Gruppen mächtiger Bäume, eigentlichen Baum-Oasen, die den Reisenden laben und

entzücken: Platanen mit dichtem Schatten, Ceratonien, mit gewaltigen Wurzeln den Steinboden umklammernd und mit dem bald schwarzdunkeln, bald zarteren Laube — dem jungen Jahrestriebe — eine menschliche Wohnung überwölbend, oder Kastanienwaldung und Eichenbestände, hoch, kühl und luftig, die Stämme mit Epheu umsponnen und unter einander durch schwebende Festons verbunden; dann wieder macchie und immer höher hinauf sogar Wiesen wie in der Schweiz — wo man aber das eigentliche Italien, so zu sagen, schon tief unter seinen Füßen hat. Schouw kam bei Ersteigung des Gran Sasso d'Italia erst durch immergrüne Eichen und die Region der Gebüsche von Myrten und Pistazien (d. h. p. Lentiscus), dann zum Gürtel der Buche, die höher hinaufging als das Getreide, da es der Buche im Gegensatz zu den Cerealien nicht sowohl auf Sommerwärme als auf die Höhe der mittleren Jahrestemperatur ankommt, — endlich zu Wiesen mit Alpenpflanzen und wirklichen Schneefeldern noch im Juni. Am Gennargentu, dem höchsten Berge der Insel Sardinien (1918 Meter, Breite genau 40°) fand La Marmora über der Zone der Kastanien und Wallnüsse Eichenwaldung, dann die Region der immergrünen holzigen Sträucher, Cistus-, Myrten-, Arbutusgebüsch, Eisenbäumchen und Stechpalmen, über diesen längs den Betten der wilden Bergwasser Erlen, dann nur noch verkrüppeltes Gesträuch, Zwergwachholder, gelben Genzian, eine Thymianart, crocus minimus und in den Schluchten Schnee, der sich oft das ganze Jahr hindurch erhält. Die Reihenfolge der Vegetation auf dem Aetna ist oft beschrieben. Ergreifend aber und ganz im Sinne italienischer und mittelländischer Natur ist der Contrast des dürren, malerischen Monte Pellegrino bei Palermo mit dem Fruchtreichthum der an seinem Fuß sich lehnenden goldenen Muschel, der herrlichen Conca d'oro.

3. Wald.

Giebt es in Italien Wälder im eigentlichen Sinne des Wortes? Mancherlei Ursachen scheinen die Existenz derselben unmöglich zu machen. Jene soeben besprochene zwischen Wald und Wüste die Mitte haltende Strauchvegetation kann sich schon deshalb nicht zu höherem Wuchs erheben, weil sie von den Ziegen gleichsam ewig unter der Scheere gehalten wird; von Zeit zu Zeit greifen auch die Feuer der Hirten um sich oder die Halden werden absichtlich in Brand gesteckt, um nach den Winterregen kräftiges Gras zu geben. In beiderlei Hinsicht also sind es die Weidegewohnheiten der Bevölkerung, die dem Waldwuchse entgegenstehen. Dazu

kamen bis jetzt die Besitzverhältnisse, die jede Schonung und Pflege des Waldes erschwerten. Ein Wald, der mit Holz- und Weideservituten belastet ist und der immer sorglosen todten Hand, Klöstern, Kirchen, frommen Stiftungen u. s. w. gehört, kann nicht gedeihen und verwandelt sich allmälig in Gestrüpp und Heide. Gemeindeforsten sind in der Vorstellung der Umwohnenden ein allgemeines Gut, an dem jeder Theil hat — Wildniß, in der die Schafe und Ziegen weiden und die Schweine Eichelmast suchen und aus der Stecken und Hölzer aller Art und zu allem Gebrauche geholt werden. Ein Verbot würde hier schwer ausführbar sein und als der Gipfel der Unbilligkeit und Bedrückung erscheinen. Dazu das geringere Holzbedürfniß in einem warmen Klima und die Eigenthümlichkeit der sich selbst genügenden Bodencultur: Die Abfälle fast aller Kulturzweige, die Schalen der Kastanien und Nüsse, die Rindentheile des Hanfes, die Maisstengel, die Reste der Oelpressen, die bei Schneitelung der Fruchtbäume, z. B. der Olive oder der Rebe, zur Seite fallenden Aeste u. s. w. dienen zur Feuerung; Kastanienklötze geben Holzwerk aller Art z. B. Weinfässer; der Boden wird endlich auch direct auf Holz kultivirt; angepflanzte Weiden, Ulmen und Pappeln säumen die Aecker oder stehen mitten im Weizenfelde, weite hochwogende Felder von arundo donax liefern Stützen für die Reben, Bekleidung der Wände, Nahrung für Heerd und Kamin u. s. w. Da so der Ackerbau sich selbst sein Holz schafft, da das Bedürfniß vielleicht halb so groß ist wie in Deutschland — um wie viel geringer als in Polen, Schweden und Rußland — so wird die Abwesenheit des Waldes natürlich nicht so schmerzlich empfunden. Bei alledem ist es Thatsache, daß Italien noch schöne, herrliche Wälder besitzt, die allerdings nur der sieht, der die gewöhnliche Heerstraße der Touristen meidet. Die toskanischen Maremmen, einst durch Malaria geschützt, bilden jetzt einen weiten, von Kanälen durchschnittenen und rationell behandelten Forst, der, durch die Eisenbahn erschlossen, Bau- und Schiffsholz, Dauben, Faßstäbe, Bahnschwellen u. s. w. nach Livorno liefert. Selten von Reisenden besucht, aber wenigstens dem Namen nach bekannt sind die zusammenhängenden Wälder der Abruzzen, der Kalkgebirgsmasse des Gargano, des finstern granitenen, in der neuesten Geschichte berühmt gewordenen Aspromonte, des Monte Pollino am Meerbusen von Tarent u. s. w. Die Gesetzgebung der letzten Zeiten hat sich eifrig bemüht, diese Forsten theils zu erhalten und nutzbar zu machen, theils zu lichten und durch Wege zu öffnen; strenge Strafen drohen dem Waldfrevler, an Verordnungen fehlt es nicht; der

Erfolg freilich ist fraglich. Daß bei der Regierung wie bei den großen Grundbesitzern wenigstens das Bewußtsein erwacht ist, am Walde einen kostbaren Schatz zu besitzen, darf schon für einen Fortschritt gelten. Zu Hülfe kommt den Bergwäldern die Entlegenheit, der Mangel an Land- und Wasserstraßen, die Beschaffenheit des Felsenbodens, der nach Abtrieb des Holzes eine Beute der wilden Wasser werden würde und keinen Kulturertrag verspricht. Aber Kohlenbrenner treiben droben ihr Wesen, Theer wird gesotten und zahllose Heerden von Schweinen, deren Fleisch als salame und presciutto noch jetzt wie im Alterthum die allgemeinste Zukost in ganz Italien und neben dem Käse fast die einzige animalische Nahrung bildet, werden mit den Eicheln und Schoten der Bäume gemästet.

Wer aber jemals einen Wald in Italien betrat, der wird gestehen müssen, daß derselbe für Anblick und Gefühl ein ganz anderer ist, als der auf den Alpen oder an den Gestaden der Ostsee. Der süditalische Wald ist klangvoll, von reinem Licht und Blau durchschimmert, in seinem Aufstreben, Beugen und Schaudern elastisch und nervig; oft gleicht er einem Tempelhain, nur da, wo er, wie auf dem Gneis- und Glimmerschieferboden des Sila-Gebirges, aus düstern Kiefern besteht, einem furchtbaren Gotte geweiht; meistens ist er mit Ranken und Gewinden geschmückt, mit wunderbarem Duft gefüllt. Die meisten Bäume, aus denen er besteht, kommen nur hier, nicht im Norden vor und bekunden sich dadurch als der Wärme oder einer gleichförmigern Vertheilung von Tag und Nacht bedürftig d. h. als gleichsam von höherem Adel: die mächtige pinus Laricio, zum Schiffbau trefflich geeignet, den eben genannten Sila-Wald bildend, den schon die Alten kannten, auf der Insel Corsika besonders häufig; abies pectinata, oft himmelhoch, mit dunklerem Laube, häufig auf dem Monte Corno und dem Monte Pollino; pinus Halepensis, mit den zarten hellen Nadeln und glänzenden glatten Zapfen, die Felsen und Inseln der Küste liebend; südliche Varietäten von Ahorn und Erle; unter den Eichen: quercus Ilex, die dunkle, feste, alle übrigen Bäume verdrängende immergrüne Eiche, die allbekannte Korkeiche (quercus Suber), der sogen. falsche Korkbaum (quercus Pseudosuber); quercus Apennina, Cerris, Farnetto, quercus Castagnara mit eßbaren Früchten, und hundert andere Spielarten dieses Baumes, die zu classificiren schwer ist. Tiefer unterhalb und näher zu den Wohnungen und Heerden der Menschen, da nimmt Gesträuch und dürre Wüste wieder überhand, die ersten Oliven erscheinen, ein zweiter Wald, der der Fruchtbäume, beginnt und es öffnen sich die Kulturparadiese,

von denen schon gesprochen worden und in denen aller Segen dieses Landes sich überschwänglich zusammendrängt.

V. Landschaft.

Fragt man, wie sich Bergformen, Himmel und Vegetation in Italien zu einer bestimmten Landschaftsphysiognomie verbinden, so sind schon im Vorhergehenden manche Züge zu dem Bilde enthalten, die nur der Ergänzung und Zusammenfassung bedürfen.

Wir wenden uns zunächst zu der Erd-, Küsten- und Gebirgsbildung. Kommt man von den Alpen und folgt der in mancherlei Theilungen und Verzweigungen, Knoten und Ausläufen von Nord nach Süd gerichteten Achse des Apennin, der sich durch Kalabrien durch das tiefe Querthal der Meerenge von Messina wieder nach Sicilien fortzieht, so fühlt man sich bald und mit jedem Schritte mehr in ein neues Reich von Formen und Linien versetzt. Die phantasievollere Zeichnung, die in der gröbern Schweiz nur als Ausnahme erscheint, z. B. am Pilatus bei Luzern oder am Riesen, von Interlaken aus gesehen, wird hier das durchgängige Gesetz. Der harte Eigensinn, die ungeschickt aufthürmende cyclopische Wuth ist getilgt; in Gestalten und Profilen herrscht eine reife Milde, plastischer Schwung, weicherer Wellenfluß, der aber den Ernst, die Bestimmtheit und Energie nicht ausschließt. Es ist als ob die bauende Thätigkeit der Erde nach einer Periode wilder Umwälzungen, deren Spuren in den Alpen vorliegen, hier in dem klassischen Lande sich beruhigt und geklärt hätte. Schon an den oberitalienischen Seen, ja nördlich von der Paßlinie des Hochgebirges in dem Längenthal der Rhone bei St. Remy, Martigny und Sion treten jene geschlossenen Bergbilder auf, deren Anordnung und Contouren dem Auge die reinste Befriedigung gewähren, die braunen oder weißlich gelben, architekturgekrönten Bergpyramiden, die den Mittelgrund der Landschaft einnehmend, den Apennin überall als Vorstufe zur Seite begleiten. In fließender Linie, bequem und heiter, bald scharfkantig gegen den Hintergrund des Himmels abgeschnitten, bald ein unbeweglich schwebender lichtgetränkter Duft liegt der Hauptzug in der Ferne gelagert und sendet am Boden schmaler niedriger Landzungen blaue, malerische, schwimmende Vorgebirge ins Meer. Wer jemals die römische Campagna betreten hat, der erinnert sich des Vorgebirges der Circe, der blauen Felsensphinx, die, von jedem Standpunkt sichtbar, jenseit der pontinischen Sümpfe

den Eingang in das eigentliche Paradies des Südens bewacht — eine Berg- und Küstengestalt, die er von da an immer wiederfindet, auf der Halbinsel von Bajä, auf Ischia, am Kap der Minerva, an dem Monte Postiglione, der die Bai von Policastro nach Norden begrenzt, am Felsen der Scylla, bei Taormina, am Monte Pellegrino u. s. w. Zwischen diesen Felsabstürzen liegen die runden Golfe eingeschlossen, „rein gezeichnete Theaterkreise“ (Vischer), Städte und Wohnungen der Menschen bergend, gefüllt mit azurnem oder smaragdgrünem Meereswasser, umkränzt von aufsteigenden Gärten, Bäumen und Terrassen. Auch mitten im Lande lösen sich von dem Labyrinth der Höhen und Thäler einzelne hervortretende scharfgezeichnete Berghäupter ab, wie der Eryx bei Segesta in Sicilien, oder der Soracte, der wie eine vom Sturm gejagte Sturzwelle — so erschien er Lord Byron im Childe Harold — von Norden die römische Campagna überragt. Wo das Kalkgebirge von vulkanischen Bildungen durchbrochen ist, da sind die ganz stillen und runden Seen wie eingeschlossene Edelsteine in die alten Kraterränder eingesenkt, z. B. die Seen von Albano, Nemi, Agnano u. s. w., und eine anmuthige, klare, langsam geschwungene Linie zieht von der Spitze des Kegels in stetigem Fluß zur Ebene oder zum Meere hinab, nirgends schöner als bei dem Vesuv, auf dem noch immer jene aus Dampf gebildete Pinie schwebt, von welcher der jüngere Plinius in seinem berühmten Briefe dem Tacitus Meldung thut. Tritt man den Stätten vulkanischer Thätigkeit näher, da verwandelt sich freilich die Anmuth der Formen in das Furchtbare: erstarrte, in Klumpen und Schollen zersprungene Lavafelder, Jahrhunderte lang unverändert, reichen in breitem schwarzem Strom bis zu den Gärten der Menschen; von zackigen, zerborstenen Wällen rieselt die Asche nieder; auf dem dunkeln, abschüssigen, unter den Tritten knisternden Boden rollen feuergefärbte, formlose Blöcke; der Athem der Hölle dampft aus Rissen und Spalten, indeß in ergreifendem Contrast wenige Stunden abwärts Oel und Wein und goldene Früchte die fruchtbare Ebene füllen. — Ein anderer, weniger erschütternder als schwermüthiger Charakter spricht aus den Campagnen einst blühender alten Städte, vor allem aus der von Rom, deren Reize, je länger man mit ihnen verkehrt, um so inniger das Gemüth ergreifen: Hohlwege und zufällige Schluchten, Aufschwellungen und Absenkungen des Tuffbodens, angeschwemmte Hügel, struppige Gräser und Dorngesträuch, halbvergrabene, gestaltlose Ruinen, zerbrochene Bogen der Wasserleitungen, ein einsames Haus, ein in der Ferne sich hinziehender leichter Zaun, Hirten

auf Pferden, am Horizont unendlich weite Linien, — alles dies giebt auf Wanderungen durch die römische Campagna tausend und aber tausend anziehende Bilder des Erdlebens als solchen, Motive der Bodengestaltung von unerschöpflichem Reichthum, für die man erst allmälig ein Auge gewinnt. Meist haben diese Ebenen durch Aufschwemmung der Flüsse, die in ihrem Laufe stockend und periodisch anschwellend, Grabmäler und Trümmer des Alterthums immer tiefer unter Schlamm und Erde vergruben, ihre jetzige Gestalt erhalten: so in der herrlichen Campagna von Pästum, in den Sumpfgefilden von Sybaris und Kroton, in Griechenland in der Flußebene von Olympia u. s. w. Nicht bloß Erdbeben und Sturm und Regen, auch die nicht mehr geleiteten und gezügelten Bäche und Ströme haben in Italien, wie in Griechenland, das Gebild von Menschenhand zerstört und den Boden umgestaltet.

Daß die Erd- und Bergformen im klassischen Süden schöner modellirt sind als im Norden der Alpen, scheint dem geognostischen Satze zu widersprechen, wonach dieselbe Gebirgsart in den verschiedensten Klimaten und unter jeder geographischen Breite dieselbe Gestalt zeigt. Wir wissen nicht, wie es sich damit verhalten mag; vielleicht bewirkt nur die reinere Luft, daß die Tektonik des Gebirges sich hier edler darstellt und dem ästhetisch sehenden Auge reizender erscheint. Denn während die Luftperspective in der mehr atmosphärischen Natur des Nordens die Formen stumpf, die Farben schmutzig, die Schatten schwer und trübe macht, nimmt hier das feinere, krystallene Medium allem Körperlichen die Schwere und giebt den Dingen zugleich Bestimmtheit und Leichtigkeit. Nichts kann daher verschiedener sein als eine Tour durch deutsches Gebirgsland und durch manche Gegenden des Apennin, selbst wenn beide derselben Erd-Epoche angehören. Wenn man an regnerischen Tagen z. B. durch den Thüringer Wald oder durch den Schwarzwald wandert — Regen und Nebel sind hier das mehr charakteristische Moment — dann thürmen sich die Wolken wie ein zweites Gebirge über dem Gebirge, die ganze Bergwelt lebt, die Gipfel schwellen, sinken, drängen wie Wogen gegen einander, finster stehen die Tannen, durchnäßt schütteln die Eichen ihre starren Glieder: in Italien liegen die baumlosen, dürren Felsenzinnen in verzauberter Stille da; die Landschaft gleicht einer magischen Lichtzeichnung, ein ätherischer Schleier zittert um Nähe und Ferne; die Schatten erscheinen durchsichtig, alle Gegenstände vergeistigt; mit dunklern Schluchten und lichtern Kanten, blauduftig, wesenlos und doch offenbar, schweben die Ber-

gebirge, die Inseln, die Bergrücken, gleich einer Wohnung der Götter. Mit reinerem Glanze als die Ost- oder Nordsee leuchtet auch das Meer, nach Farbe und Ansehn unendlich variirt, bald röthlich angehaucht mit silbernen Rändern, bald wie ein starrer glühender Metallspiegel, bald wallend wie schwerer Seidenstoff, in Höhlen oder im Schatten der Uferfelsen wie flüssiger Ultramarin oder Smaragd und unter Ruderschlägen in funkelnden Tropfen blitzend. Bekannt ist die blaue Grotte von Capri, aber die ganze Gebirgsküste von Italien und Hellas ist reich an ähnlichen oft schwer zugänglichen Höhlungen voll Lichtzauber, wie z. B. die wenig besuchte Grotte von Polignano in Apulien, deren Grund das Meer bildet, oder die Stalaktitenhöhle am Cap Caccia bei Alghero auf der Insel Sardinien, die Alfred Meißner so poetisch beschrieben hat („Durch Sardinien", Leipzig 1859, S. 213 ff.) — In dieser Reinheit der Atmosphäre sind auch die meteorischen Erscheinungen und der Wechsel der Tageszeiten von ganz anderer Kraft und Stimmung als im Norden. Wunderbar wirkt hier oft die Luftspiegelung; der Verfasser erinnert sich einmal im December von der Höhe des Monte Cavo bei Albano die Insel Ischia gesehen zu haben, deutlich und unverkennbar, obgleich sie in solcher Entfernung bedeutend unter dem Horizonte sein mußte; sowie ein ander Mal auf dem Vesuv an einer Stelle, wo der Golf und die Inseln nicht sichtbar waren, doch am Rande des schwarzen Kraterfeldes die schwebenden blauen Umrisse von Capri. Die Nächte in Italien haben mehr Mondschein als bei uns, was auch die Astronomie dagegen sagen mag, vielleicht weil schon das erste und das letzte Viertel so viel Licht ergießen, daß die Nacht für eine mondhelle gelten mag; in den ganz dunkeln ziehen die Insecten ihre feurige Ketten durch die Luft, vom Himmel aber leuchten die Sterne, zwar viel klarer, aber auch viel stiller als bei uns; sie funkeln selten, auch in der Nähe des Horizonts nicht; die nach Süden gelegenen schönen Sternbilder, wie der Orion und der Skorpion, steigen natürlich viel höher auf und leuchten über dem Haupte des Schiffenden oder durch die dunkeln Zweige der Orangen in den Gärten. Sind die Nächte oft von krystallener Klarheit, so wird umgekehrt in der blendenden Lichtfülle des Mittags die Welt gleichsam dunkel, die Flächen der Mauern und Häuser erscheinen wie schwarz; der Schatten der Bäume fällt fast kreisrund um den Stamm; alles ist still; Pan, der große Naturgott, schläft, selbst die Flußufer rauschen nicht (caretque ripa vagis taciturna ventis); vom Himmel sendet Phöbus Apollo dieselben giftigen Pfeile, mit denen er einst das Lager der

Griechen verheerte, und der Mensch hält sich in der verfinsterten, mit Stein ausgelegten Kammer sorgfältig verborgen — nur der Räuber schleicht vielleicht umher, wie Berglis Liebender, den die Leidenschaft nicht ruhen ließ. Löst sich der Zauber gegen Abend, da beginnt das unbeschreibliche Farbenspiel der Abendröthe, die in den feinsten Abstufungen und leisesten Uebergängen vom hellsten Rosenroth bis zum glühendsten Purpur und dunkelsten Violet Himmel und Erde verklärt. Besonders in den Schluchten und Vorsprüngen des Gebirges wallt dann farbiger Hauch und bläuliches Dunkel mit so wunderbarem Wechsel durch einander, daß alle Realität wie in eine Phantasiewelt sich aufgelöst zu haben scheint. Winde und Witterung modificiren freilich diesen Verlauf der Tageszeiten in etwas: an Sciroccotagen z. B. hüllt ein rothgrauer Dunst beängstigend den Horizont ein; die wiederkehrende Tramontana reinigt dann die Landschaft zu doppeltem Glanz und mit ihr schwingt sich das Gemüth wieder auf.

Zu diesem Himmel, dieser Gebirgsbildung stimmt denn auch Form und Farbe der Pflanzenwelt aufs genaueste. Die italienische Vegetation, ist starr, ernst und still, von gebundener, strenger Gestalt. Hier wogt das Laub nicht in verfließenden Umrissen, von Elfenstimmen durchflüstert, wie im Norden, sondern lederartig, undurchsichtig, unbewegt, ruht es auf dem lichten Hintergrunde des Himmels. Die beiden Hauptcharakterbäume des Südens, die Pinie und die Cypresse, sind beide ganz architektonisch gebaut: die Pinie als eine reingewölbte Kuppel, die Cypresse als schwarzer Obelisk aufstrebend oder als Pfeil oder Flamme gegen den Himmel gerichtet. Die Krone der Dattelpalme schwebt wie ein Springbrunnen in gebogenen Strahlen; wie ein Armleuchter ruht auf grüner Rosette der baumhohe Blüthenstengel der Agave; ferne Orangengruppen, Lorbeerwände, immergrüne Eichen, Karroben, Myrtengebüsche blicken starr, gleich der Felsenlinie über ihnen, als wären sie nichts Vegetatives, sondern aus Lava oder Basalt gemeißelt. Alles ist fertig, lautlos, völlig gestaltet und darum ohne Streben und Verlangen. Und was von der Form, gilt eben so sehr von der Farbe. Schon Theophrast (H. pl. 1, 9, 4.) macht die treffende Bemerkung, die immergrünen Gewächse zeichneten sich durch Kleinblättrigkeit, Aroma und einen gewissen Glanz aus; aber dieser Glanz ist ein düstrer, dunkler, fast metallischer. Durchgängig erscheint das Grün in Italien nicht lachend, sondern schwärzlich, als ein Blaugrün, wovon der Grund offenbar in dem reichern durch die Kraft der Sonne in der Pflanze entwickelten Chlorophyll liegt. Den Lorbeer nennen schon alle Dichter μελάμφυλλος

oder μελαμπέταλος, schwarzblätterig; die immergrünen Eichen auf dem Algidus sind bei Horaz mit der nigra frons bekleidet; am meisten charakteristisch aber für die südliche Landschaft ist das Laub der Olive, der pallens oder flava oder fulva oliva — γλαυκὴ ἐλαία, ξανθὴ ἐλαία, χλωρὴ ἀγριέλαιος — das in bleichen silbergrauen Tinten, wie Asche oder Nebel, weit und breit im Thale und an den Bergen ausgestreut liegt, dem Laube unserer Weide zu vergleichen und doch himmelweit von ihm unterschieden.

Im allgemeinen trägt das Land im Süden — und dies ist, was den Nordländer anfangs am meisten verwirrt — ein einförmiges, gleichartiges, ernstes Colorit. Die Natur malt hier monochromatisch und zwar mit bräunlich gelbem Grundton: Himmel und Erde, Pflanzen und Berge, Vorder- und Hintergrund, alles wird, wie bei pompejanischen Bildern, von der einen, traurig stillen, tiefgesättigten Felsenfarbe beherrscht. Die Vegetation, von dunklem, blauem Ansehen, schließt sich an die rothbraun brennenden Bergwände an, als gehörte sie zu ihnen; die staubig gelbe Ebene trägt die rothfarbenen Halme der reifenden Feldfrucht; zwischen den bleigrauen Oliven liegen warme braune Erdflecke offen; weißliche Steinpfade schlängeln sich zwischen blaugrünen Kaktushecken, auf denen dicker Kalkstaub ruht; in röthlichem Goldton glänzen die Säulen, die Travertinblöcke, die Backsteinmauern der Ruinen; Städte, Schlösser und Wallfahrtskapellen gleichen in Farbe und Ansehen ganz dem hohen Fels, aus dem sie hervorgewachsen scheinen; nichts hebt sich selbständig hervor, selbst nicht das junge Laub in wasserreichen Thälern; alles, selbst der Azur des Himmels und des Meeres, die Abendröthe, das Landhaus, der Baum, das Gemäuer, so fein und individuell auch sonst die Lokalfarbe sein mag, ordnet sich der strengen Harmonie unter, dem Sonnenton, in dessen Stimmung alles versenkt ist. So weit das Auge reicht, ist alles todt und gleichgültig in der Farbe, starr und leblos in der Form. Es ist eine stilvolle, ganz plastische, scheinbar seelenlose Landschaft.

Wie aber nach Göthe's schöner Bemerkung (Farbenlehre I, 664) die unbestimmte, durch organische Kochung bezwungene Farbe eine höhere Stufe bezeichnet als die reine Elementarfarbe; wie bei Vögeln das gemischte gelbgrüne Gefieder organisch edler ist als das schreiende Roth, Grün und Gelb der Papageien: so drückt auch die verschmolzene Einheit des gedämpften Grundtones, sowie der bewegungslose Umriß und das plastisch-architektonische Linienmaß in Vegetation und Boden eine reichere und energischere Anlage und eine weiter reichende Schöpferkraft aus. Was dem nordischen

Naturschwärmer als kalt und arm erscheint, ist daher vielmehr Fülle der wirkenden Natur, die bis zu reiner und ganzer Darstellung ihrer selbst gelangte. In ihrer Stille ist sie sich selbst genug; die Phantasie braucht ihr nichts mehr zu leihen; vor dem Auge, das sehen gelernt hat, liegt sie wie eine Sammlung von plastischen Bildern da, eher ernst als freudig, oder vielmehr auch in der höchsten Freude durch einen Zug von Wehmuth gedämpft, bei der höchsten Erregung durch ein eingebornes Maß beherrscht. Zu sentimentaler Auffassung aber giebt sie keinen Anlaß: da täuscht den Kranken nichts durch Mitempfindung, da klingt kein Echo unbeschreiblicher Seelenstimmung wieder. Der ganze und gesunde Mensch geht auf diesem Boden in Leidenschaft und Ruhe den mannichfachen Zwecken des Lebens nach, haßt und liebt, ergreift oder umschleicht den Gegenstand seiner Begierde, hilft und beneidet, bemitleidet und mordet, und blickt auf die umgebende Natur nur, insofern sie ihm nützlich oder schädlich, gegen ihn karg oder freigebig ist. Die ihm am meisten Frucht liefert und ihn am wenigsten stört und beunruhigt, ist ihm die schönste. Daß die Alten den romantischen Hang zum Naturleben als solchen nicht kannten, ist seit den Ausführungen Schillers, Hegels und Vischers ein allgemein anerkannter Satz. Sie waren eben selbst noch ganz Natur. Sie wandelten als plastische Menschen auf einem Boden, der die ungebrochene Einheit des Gemüthes nicht störte, sondern trug und erhielt. Der personificirende Mythus hatte mit rascher Thätigkeit die ganze Natur in eine ideale Menschenwelt verwandelt und sie nicht nahe, gleichsam nicht zu Worte kommen lassen. Als später die religiöse Production erlosch, war das mythische Gebäude schon so vollendet und befestigt, daß sich den Künstlern und Dichtern wie dem ganzen Volke statt der Natur nur die fertigen Göttergestalten und die figirten, bildlichen Redewendungen boten. Die reale Welt war von einer zweiten mythischen Welt gleichsam überbaut und durch sie dem Blick entzogen. Auch die Römer betrachteten die Natur immer nur unter dem Gesichtspunkt des Kulturzweckes. Wenn sie freiwillig oder gezwungen den Aufenthalt in der Stadt mit dem auf dem Lande vertauschen, da jammern die Einen über den Verlust alles dessen, was der Aufmerksamkeit des Menschen würdig ist, die Andern freuen sich der Einsamkeit, in der die Laster und die Geschäfte der Hauptstadt nicht unbequem werden. Die Alpen, die sie so oft zu übersteigen hatten, erscheinen ihnen nicht groß und herrlich, sondern hassenswerth, weil unwegsam und gefährlich (Humboldt, Kosmos, 2, 24); das Meer ergreift sie nicht durch Erhabenheit, sie verabscheuen

es als todbringend; vor der Tiefe des Waldes schaudern sie und denken sich dort den Sitz der schrecklichen Göttin, die mit Menschenopfern besänftigt wird. Wenn dagegen Horaz Tarent den schönsten Erdwinkel nennt und in Tibur sein Leben zu beschließen wünscht, was für Eigenschaften preist er an beiden Ortschaften? — an der einen, daß sie die edelsten Gattungen Wein und Oel hervorbringe und ein mildes Klima habe*) an der andern den Schatten, die hohe Lage, das fließende Wasser, die Fruchtbarkeit und die milde Luft**), an beiden, daß das unruhige Treiben der politisch bewegten Stadt dorthin nicht reiche***). Auch auf ihren Villen suchten und fanden die Römer nicht Umgang mit der Natur, sondern in Gärten und Gebäuden und unter Sclaven den Genuß gesteigerten Luxus und ungestörter Selbstherrschaft. Das Christenthum, indem es diese objective Sinnesweise brach und die Tiefen des Herzens aufschloß, brachte doch die Natur dem Menschen nicht näher, sondern entfremdete sie ihm zunächst noch mehr. Einzig mit dem Heil seiner Seele beschäftigt, richtete der Gläubige den entzückten Blick ins Jenseits, und die irdische Welt, deren Untergang er jeden Augenblick erwartete, entschwand ihm als wesenlos, wenn sie ihm nicht gar, als Reich und Heimath des Bösen, Grauen einflößte. Die Poesie des Mittelalters spricht nur geringes Naturgefühl aus. Die ritterlichen Minnesänger, die von der Kreuzfahrt heimgekehrten, hatten oft Wunder erlebt, aber von den Pflanzen und Thieren des Orients, die die Begleiter Alexanders des Großen in Erstaunen setzten, wußten sie nichts zu berichten. In den höfischen Epopöen, wie in den lyrischen Gedichten, wiederholen sich, was landschaftliche Scenerie betrifft, einige wenige conventionelle Züge: linde Maienlüfte, Vogelschall u. s. w., sie bilden eine bloße Decoration in abstractem Stil und wir begreifen nicht, wie Gervinus z. B. in der Schilderung der Höhle bei Gottfried von Straßburg Naturfreude finden kann. In König Artus Kreise herrscht bekanntlich ewiger Frühling als Hintergrund in conventionellem Stil; die geringen Anklänge von Naturträumerei in Parcivals Jugendgeschichte gehen bald in die breite Darstellung mystischer Galanterie über. Als dann gleichzeitig mit der Wiederherstellung der Wissenschaften die italienische Malerei aus schüchternen Anfängen zu der herrlichsten Blüthe sich entfaltete, da blieb auch sie dem plastischen Geiste der Menschendarstellung getreu und die

*) Ver ubi longum tepidasque praebet Juppiter brumas.
**) Tiburis densa umbra — Tiburis mite solum — Tibur udum, supinum, fertile.
***) Sed vacuum Tibur placet aut imbelle Tarentum.

Landschaft als solche fehlt im Kreise ihrer Gegenstände. Die beiden Poussin und Claude Lorrain phantasiren zwar schon in Gegenden als solchen, aber in Weise abstracter Idealität; sie malen die Natur als eine Götterwohnung, als Stätte seligen Daseins, stellen Gebäude in die Landschaft, nicht mehr im Stile mönchisch-mystischer Gothik, sondern griechischer Säulenarchitektur, lassen das Licht hinter glänzenden Gebüschen in seiner eigenen Wellenfluth verschwimmen und bevölkern den Vordergrund mit mythologischen Scenen und Figuren. Was diese Künstler erfüllt, ist nicht Sympathie mit dem Naturleben als solchem, sondern die Vorstellung eines Adels der Menschheit und höchsten humanen Genusses, wozu die klassisch stilisirte Landschaft theils die Stätte, theils das Symbol abgiebt. Die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts hatten ihrerseits im Gegensatz gegen den entarteten Idealismus, wie die Scenen ihrer Dörfer, Schenken u. s. w., so auch die Flächen und Gebüsche ihres Landes mit malerischer Empfindung dargestellt, aber erst mit dem Anbruch der eigentlich sentimentalen Periode, seit Rousseau, Ossian und Werthers Leiden, begann die Naturschwärmerei als allgemeine Stimmung. Ja, die Natur als solche wurde nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, so zu sagen, erst entdeckt, und zwar nach beiden Seiten hin, in ihrem eigenen Reiche als organisch-lebendig und selbstthätig, wie in all dem, was im Menschengeiste und im Völkerleben, in Dichtung und Sage, in Recht, Sprache und Staat Natur d. h. unbewußte und eingehüllte Vernunft, unmittelbarer Drang und Trieb ist. Jetzt reiste man meilenweit, um von irgend einem hohen Punkte in einer weiten Aussicht zu schwelgen, vergoß Wonnezähren beim Schauspiel der untergehenden Sonne, löste sich in Wehmuth auf, wenn der Mond Busch und Thal still mit Nebelglanz füllte; die Flöte war das Lieblingsinstrument; man lag im Grase und folgte mit träumerischem Blick dem Auf- und Abklettern der Käfer an den Halmen, der unbemerkten und doch so zierlichen Pflanzenwelt im Kleinen; Jünglinge und Männer wanderten zu Fuße durch Wälder und Gebirge; je einsamer, je weiter von der Kultur der Menschen, um so besser. Die Musik ward die wahre Kunst des Zeitalters; der Genuß an der Landschaft, als Stimmung aussprechend, an der Natur, als der Dämmerung des Geistes, in welcher die beiden Pole des Seins und des Bewußtseins noch nicht aufgebrochen sind und gleichsam die Uridee in schwankender Täuschung zur Erscheinung kommt — wurde ein allgemeiner, innig gepflegter. Was konnte solchen Menschen der Anblick der klassischen Länder gewähren? Was kann er dem

heutigen Geschlechte bieten, dessen sentimentale Lyriker mehrere Dutzend Auflagen erleben und das sich nach Landluft und der Einsamkeit der weiten jungfräulichen Urwälder Amerikas sehnt? Freie Natur findet man in Italien, diesem mit hochgethürmten Städten, Flecken und Ortschaften übersäten, von Pfaden und Wegen, Hecken und Mauern durchschnittenen Lande, nur selten. Ist nicht Italien, so fragte schon Varro, fast ganz ein Garten von Fruchtbäumen?*) Jeder Stein trägt hier die „Spur ordnender Menschenhand". Selbst da, wo man durch dorniges Gestrüpp sich durchzuarbeiten hat oder über einsame Haiden reitet, ist die Natur nicht sowohl wild als verwildert, nicht jungfräulich, sondern melancholisch. Wenn im Norden der Edelmann „still und wild" im Felde schweift, wenn der holsteinische oder mecklenburgische Bauer oft durch eine Tagesreise von der nächsten Stadt und der Berührung mit der Welt entfernt ist, so hat der italienische Pächter überall ein Kaffeehaus, ein Municipium und den Syndicus in der Nähe und nicht die Entfernung, nicht der Druck einförmiger, massenhafter, elementarer Natur beschützt ihn vor mannichfacher Bildung, sondern höchstens die Vormundschaft abergläubischer Pfaffen und der aussaugende Feudalismus.

Indeß, die Sentimentalität, d. h. die Auflösung alles naiven Daseins in bewußten Empfindungs-Selbstgenuß, konnte nur eine vorübergehende Vorstufe zu freier Wiederherstellung der objectiven Welt sein. Wer wie Göthe zu Reife und Klarheit durchgedrungen ist oder dahin strebt, der betritt den klassischen Boden mit dem Gefühl der Förderung und stiller, inniger Seligkeit. Auch die große Menge sehnt sich wenigstens aus ihrer winterlichen Heimath nach Licht und Wärme, nach dem Glanze blauen Himmels, und so finden sich denn trotz dem Wechsel der Richtungen und Tagesinteressen, nach Intervallen von Uebersättigung und Gleichgültigkeit, doch wieder Schriftsteller, die das alte Thema von Italien und seiner Schönheit unter dem Beifall des Publikums wieder aufnehmen, z. B. in neuerer Zeit Adolf Stahr und Ferdinand Gregorovius, beide — was bemerkenswerth ist — der humanen Lehre zugethan, die bei allem Anschein des Gegentheils im Stillen das Bekenntniß Vieler und grade der Begabtesten ist. Auch in der Malerei ist die Landschaft nach Motiven des Südens zwar auf eine Weise zurückgetreten und hat dem reinen Stimmungsbilde — welches naturgemäß die nordische Natur vorzieht — Platz gemacht, aber was hätte dieser Zweig der Kunst Schöneres hervor-

*) R. r. 1, 2: non arboribus consita Italia est, ut tota pomarium videatur?

gebracht als Rottmanns italienische Landschaften unter den Arkaden in München, seine griechischen in der neuen Pinakothek? Hier findet man sie wieder, jene Linien der Berge, jene reiche Modellirung des Bodens und der braunen Erde, die luftgefärbten Felsenufer, das klingende Meer, die Meteore des Himmels, die ganze Harmonie und stille Selbstgenügsamkeit der klassischen Gegenden, deren Erinnerung denjenigen, der sie genossen und verstanden, nicht verläßt und häufig für die relativen Reize der nordischen Natur unempfänglich macht. Auch Achenbach und Calame haben sich von den nordischen Ufer- und Hochgebirgspartien mit glänzendem Erfolg zum Lichte des Südens gewandt: des Erstern stimmungsreiche Ansicht des Aetna von Taormina aus, des Andern glühende Ebene von Pästum mit den Ruinen (im Leipziger Museum) gehören zu dem Herrlichsten, was diese Künstler geschaffen.

VI. Architektur und Gärten.

An die Landschaft schließt sich congruent und charaktervoll die italienische Architektur.

Einen reizenden Anblick gewähren schon an den Seen Oberitaliens die unzähligen, ganz weißen, wie eben aus dem Bade gestiegenen kleinen Ortschaften, entweder unmittelbar im Wasser sich spiegelnd oder hoch am Rande der Felsen schwebend; in Nähe und Ferne von den überall ausgestreuten weißblinkenden Landhäusern umgeben, gleichen sie Haufen von Steinchen, die spielende Knaben am Wege hie und da zusammengetragen. Aber überraschend und mit einem Schlage wird in das Herz südlicher Baukunst versetzt, wer aus Tyrol auf der Eisenbahn in das herrliche, malerische Verona kommt. In dieser Stadt des Catullus, Dietrichs von Bern, des altchristlichen Bischofs Zeno und der Scaliger ist römisches, byzantinisches und mittelalterliches Alterthum mit der Renaissance ganz durchwachsen, jeder Schritt durch die Straßen und über die Plätze ist von Bedeutung, gewährt sinnvolle, reiche Architekturbilder. Fast alle Häuser schließen viereckige, mit Fresken gezierte, hochschwebende Arkadenhöfe ein, alle Façaden sind in malerischer Unregelmäßigkeit durchbrochen, mit Säulen, merkwürdigen Thüren und Fenstern, alten Steinbildern, Zinnen geschmückt; die Straße führt durch Thore und Bogen; Wasserstrahlen plätschern in Becken am Fuße verwitterter Statuen. Die piazza dei Signori dehnt sich wie ein vornehmer Saal mit steinernem Fußboden und seltsam schönen Palast-

flächen; dran stößt die von eben so verworrenen Bauzierden umgebene, mit populärem Leben gefüllte längliche piazza d'Erbe. Wenn der Vollmond dies alles beleuchtet, dann verwandelt es sich vollends in Traum und Mährchen. Wie ernst, fest und stolz führt in ungleichen Bogen die gezähnte alte Brücke vom Schloß der Scaliger über die wilde Etsch! wie echt italienisch ist der Blick von der Höhe der Arena über das Labyrinth von Bauwerken, die braunen Hügel und die schwarzen Nadeln der Cypressen! Leider halten die Oesterreicher die schöne Stadt in soldatischer Umarmung und haben sie weit und breit mit ihren häßlichen mechanischen Festungscasematten umgeben, wie eine Nuß mit dreifacher stachlichter Schale.

Kommt man nach Mittelitalien, der Heimath der städtebauenden Etrusker, da liegen die Ortschaften überall auf dem Gipfel prismatischer Berge zusammengedrängt, die Eisenbahn muß in einer Entfernung Halt machen und nur Esel und Maulthiere mit Körben beladen, finden den Weg hinauf oder ein Doppeljoch breitgestirnter, schwerbeladener Ochsen schleppt den Wagen des Reisenden die staubige Straße hinan. Gelblich wie der Kalkfels, in horizontalen Terrassen, in rechtwinkeligen Parallelogrammen, mit flachen Dächern steigen diese Städte wie ein Naturprodukt aus dem Gebirge auf und setzen ununterscheidbar die abgestochene Bergwand fort, über der sie gelagert sind. Was ist hier Fels, was Haus, und wo beginnt die Cyklopenmauer und hören die natürlichen über einander geschobenen Felsblöcke auf? Epheu bekleidet beides und graugrünes Gestrüpp bricht aus den Fugen hie und da. Florenz selbst, die Erbin und Königin hetrurischer Städte, die Nachbarin des cyklopischen, hochgelegenen Fäsulä, liegt zwar im Thal, aber man blicke z. B. aus einem der Fenster der Gallerie degli Uffizi auf die jenseits des Arno aufsteigende Stadt — lauter lichtgebräunte, rechtwinkelige Flächen, wie durch natürliche Hebung über einander gesetzt, von dunkeln Fensteröffnungen wie von Höhlungen durchbrochen, das Ganze wie ein phantastischer Querdurchschnitt durch ein geologisch mannichfaltiges Stück Erdkruste. Nicht anders in Rom. Ersteigt man in der ewigen Stadt einen der zahlreichen höhern Standpunkte, z. B. S. Pietro in Montorio oder in größerer Ferne den Monte Mario, dann liegt die Stadt dem Beschauer wie ein braungelbes Felsengewirr zu Füßen, aus dem sich einzelne Gruppen, wie die cubischen Massen des Vatikans und St. Peters, von dem Dom überragt, oder der schwere Cylinder der Engelsburg mit der davorliegenden Brücke, oder das Colosseum, wie eine ungeheure Schale mit halbabgebrochenem Rande, hervorheben. Alles aber,

altes wie neues Gemäuer, Säulen wie Paläste und Kirchen, Trümmer des Alterthums wie die Werke mittelalterlicher Barone und der Päpste, ist in den Sonnenton der südlichen Landschaft getaucht, drückt, wie diese, nicht excentrischen Schwung, sondern ruhiges Dasein aus und ist, wo die Hand des Menschen etwa irrte, von der Natur selbst in ihre Einheit zurückgeführt und rein gestimmt. Hie und da in der Ebene, am Fuß der Berge, am Wege steht das Haus des Colonen oder Winzers oder die einsame Osteria, in einfachen zufälligen Umrissen, ohne Symmetrie, immer aber rectangulär, mit breiten Wandflächen und einzelnen unregelmäßigen Fenstern ohne Glas, eine verfallene Mauer schließt sich daran, von außen ist eine Steintreppe angefügt, Bilderfragmente, Inschriften, Schneckenkapitäler, wie sie der Ackersmann beim Pflügen auf dem Felde findet, sind hineingemauert, das Wasser sammelt sich in einem alten Sarkophag, Ephen und Wein ranken sich hinauf, eine dunkle Cypresse steht zur Seite, nackte Kinder spielen vor der hohen Schwelle im Staube oder braune Männer, vom Chor umgeben, strecken mit leidenschaftlichen Ausrufen einander die Finger entgegen; das Ganze, organisch und still, völlig in die Landschaft aufgegangen, Ausdruck naiver Sitte, vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht:

> Die Hütte baute noch mein Vater
> Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen —

und verfällt oder erweitert sich, je nach Bedürfniß.

Mehr nach Süden, wo maurisches und griechisches Wesen dazutritt, z B. auf Capri, da bilden die Häuser vollkommene Würfel, als wären sie nur zufällig gerade auf diese Seite gefallen und als könnten sie auch auf eine andere gerollt werden. Längs der ganzen neapolitanischen Küste folgen sich in gewissen Intervallen die Wartthürme, einst zum Schutz gegen die Seeräuber errichtet — die Furcht vor diesen hat die Strandgegenden verödet und in Sumpf verwandelt und die Ansiedelungen der Menschen von den Landeplätzen auf die Bergspitzen vertrieben — jetzt, wo die Gefahr aufgehört hat, verfallen und malerisch die Landhäuser schmückend. Die Säulentempel des Alterthums bei Bajä, in Pästum, an verschiedenen Punkten Siciliens, seit vielen Jahrhunderten vom Lichte beschienen oder vom Winterregen benetzt, sind in Ton und Farbe zu Naturwerken geworden. Die Travertinblöcke, aus der blaugrünen Sumpfebene aufsteigend, leuchten warm wie dunkles Gold, im Gegensatz zu dem tiefern Rothbraun der netzförmigen Ziegelbauten aus der Kaiserzeit, der offenen Wölbungen, die einst Tempelzellen oder Badehallen u. s. w. waren und nun, von

Schlingpflanzen umwuchert, halb von eigenen Schutte und der darüber sprießenden Dornvegetation verdeckt sind. Die Linien der einen wie der andern, aus einer höhern Welt, der der Kunst stammend, lösen sich allmählig auf und sinken der Natur in den Schooß zurück: das Siegel, das der bildende Geist in den Stein geprägt, erlischt. — An Steinbauten aus alter und aus neuer Zeit ist Italien übrigens unermeßlich reich, die Lust am Bauen war hier immer groß und das schönste Material liegt fast überall bereit. Daher die unübersehlichen Gartenmauern, oft von dreifacher Mannshöhe, die Brücken und Bogen aller Art, die Paläste und Häuser mit den weiten innern Räumen, die Umfangmauern der Städte, die zahllosen Kirchen und Klöster, die Schlösser und Borgo's auf den Felsenspitzen, die Terrassen und Wegebauten — es ist ein Land der Architektur, in dem auch der krystallinische Kalkstein, der leicht zu behandelnde Travertin, der harte Peperin und der Mörtel aus vulkanischer Asche heimisch sind und dessen klarer Himmel die architektonischen Linien so wirksam macht. Denn ein italienisches Bauwerk, in irgend einem nordischen Nebellande sorgfältig nachgeahmt, büßt seine Reinheit und den Zauber seiner Schönheit ein.

Wie diese südliche Steinbaukunst von den leicht faulenden, schief versinkenden, moosbedeckten oder grell angestrichenen Holzbauten des Nordens sich unterscheidet, so die italienische Villa von dem frei componirten Park. Letzterer kann Landschaftsphantasie genannt werden, erstere ist durchweg architektonisch gedacht. Die Villa führt, so zu sagen, nur künstlerisch aus, was ohne sie in der südeuropäischen Vegetation vorgebildet liegt. Gradlinig, mathematisch gezeichnet, mit schwarzen Laubwäldern, in stillen, reinen Umrissen umgiebt sie den Besitzer wie eine humanisirte, ideale Natur, die das Säulengebäude in der Mitte harmonisch fortsetzt und in der die marmornen Götterbilder auf grünem Hintergrunde den schönsten Platz finden. Die Villa verhält sich zum Walde, wie der Tempelbau zu den Bergen. Im Winter erquickt hier den Lustwandelnden die warme Sonne zwischen immergrünen Gewächsen, im Sommer kühlt ihn der plätschernde Springbrunnen, indeß der Blick durch die freien Oeffnungen auf die blaue Sierra oder das Meer mit seinen Inseln oder auf die ruinenbesäte Umgegend fällt. Auch die einst prächtige und bewohnte, jetzt verfallene und halb verlassene Villa hat noch einen süßen elegischen Reiz, z. B. die Villa Este bei Tivoli, im sechszehnten Jahrhundert von dem Kardinal Hippolyt Este angelegt, jetzt durch die majestätischen Cypressen und den Blick von

der Terrasse auf die Campagna unendlich anziehend. Einen großen Irrthum aber beging der Marchese Pallavicini, als er bei Genua in einer herrlichen Ufergegend seinen jetzt so berühmten Garten in englischer Weise anlegte: diese hohen Lorbeeren und stillen Myrten, die immergrünen und Korkeichen, die Magnolien, Kirschlorbeeren und Pinien, die ganze starre Baumvegetation, der lichte Himmel und die Felsenküste sträuben sich gegen die gewundenen Wege, die Ueberraschungen, Einsamkeiten, Spielereien mit chinesischen Tempeln, unterirdischen Grotten u. s. w. Die echte italienische Villa ist auf dem Lande, wo sie entstand, ganz natürlich, viel natürlicher als die Brücken, zu denen erst das Thal gegraben werden mußte, die Tempelchen, in denen niemand betet, die berechneten stillen Plätzchen, die aufgetragenen Hügel, die nachgeahmten Bauerhütten aus Baumrinde u. s. w., wie sie so manchen Park geschmacklos zieren. Auch die Gärten der Alten bei ihren Villen bestanden in symmetrischer Anlage aus beschnittenen Hecken und geschorenen Bäumen, gradlinigen Gängen, offenen grün eingefaßten Blumenbeeten, und die altfranzösische Gartenkunst eines Le Nôtre und seiner Nachfolger war keine neue Erfindung, sondern gleich dem damaligen Drama, Renaissance und Classicismus, Ausdruck der heitern, nach der barbarischen Phantastik und mystischen Transscendenz des Mittelalters wiedererwachten Freude an Form und Maß.

VII. Thiere.

Daß in einem uralten Kulturlande wie Italien, das seinem größten Theile nach mit Pflanzungen, Gärten und Städten bedeckt ist, die Thiere der Wildniß selten oder ganz verschwunden sind, kann nicht Wunder nehmen. Eben so wenig, daß der nervöse, stadtbewohnende, durch eine seit langen Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Bildung humanisirte, an Pflege der Pflanzen und des Hausthiers gewöhnte Italiener keine besondere Neigung zu den groben Freuden der Jagd und deren Muskelanstrengung und Strapazen empfindet. Es fällt dem Grundherrn in Italien nicht leicht ein, sein Gehege eifersüchtig zu bewachen; Jagdservituten existiren kaum oder werden nicht beachtet. Es giebt wohl noch hin und wieder Wildparks, in denen fürstliche Personen und reiche Barone mit Bequemlichkeit Hirsche und Eber erlegen: doch das ist Kunstjagd, Luxus der Vornehmen, nicht Volkslust. Vielmehr hat man, wie weit in

die Geschichte hinauf, so von Italien weit durch viele Zwischenstufen nach Nordosten zu gehen, ehe man zu den eigentlichen Jagdvölkern gelangt — durch dieselben Zwischenstufen, die von dem Travertinquaderbau des Architekturlandes zu den russischen wie Zelte aufgebauten Holzhäusern aus Balken, die leicht ausbrennen und leicht wieder gezimmert sind, und zu den Filzkibitken der Steppennomaden führen. Zwar giebt es in den Gebirgen und Gebirgswäldern, besonders der Abruzzen, der Provinzen Capitanata und Molise, auf Sardinien u. s. w. noch genug Wölfe, gegen welche die Schafheerden von gewaltigen Hunden geschützt werden, aber der Bär, der plumpe Traubendieb, so wie der Dachs, der Verwüster der Maisfelder, ist selten; in der Region der Gesträuche wohnen noch hie und da Rehe und Wildschweine, der Hirsch aber ist ausgerottet; die Mouflons auf Sardinien und Corsika, dem Zoologen so interessant, sind immer seltener geworden, besonders seitdem das weittreffende gezogene Gewehr erfunden worden; die von der Kultur vortheilenden Thiere, der den Kohl benagende Hase, Marder, Iltis, Wiesel, Fuchs, die die Häuser und Hühnerställe umschleichen, sind häufig; in den Kastanienwäldern klettern die flinken Eichhörnchen auf und ab und springen von Baum zu Baum; in manchen Localitäten werden die rasch sich mehrenden Kaninchen zur Plage — aber alles dies verhält sich zu der Masse der Haus- und Kulturthiere wie der freie Wald zu den weiten Strecken angebauten, von einer dichten Bevölkerung bewohnten und betretenen Erdbodens.

Um so belebter ist der Himmel in Italien, diesem Lande der Vögel und der Vogelsteller. Der Vogelfang ist hier eine wahre nationale Leidenschaft. Besonders im Herbst, wenn die Zugvögel, im Norden durch reichliche Nahrung fett geworden und durch die unterdeß ausgebrüteten Jungen in ihrer Anzahl vermehrt, ihren Weg zurück nach Süden nehmen, da fallen sie zu Hunderttausenden und Millionen den Netzen und Schlingen, den Leimruthen, Pfeifen, geblendeten Lockvögeln und dem tödtlichen Rohr zum Opfer. Die Jäger scheuen die Umständlichkeit der Vorrichtung, die lange Weile des Lauerns und Wartens nicht und erwerben in der nöthigen Manipulation oft eine unglaubliche Geschicklichkeit. Und wie nach dem schon früher Bemerkten eine Menge Pflanzen, von denen die nordische Küche nichts weiß, hier in irgend einem Theil oder in irgend einem Stadium ihres Wuchses eßbar sind und gegessen werden, so dienen auch fast alle Vögel zur Nahrung; die mit gröberem Fleisch würzen die Polenta der Armen und des Volkes, die feinern und zartern füllen die Pastete auf

dem Tisch der Vornehmen. Schon in Frankreich kann man beobachten, daß im Gegensatz zu den rindermelkenden Germanen Geflügel eine Hauptnahrung bildet, Hühner, Puter, Tauben u. s. w.: ein Huhn im Topfe, Weizenbrod, Salat, ein Krug Wein ist ein ächt französisch zusammengesetztes Sonntagsmahl. In Italien haben schon die Alten nicht bloß aus Motiven religiösen Aberglaubens den Himmel und den Flug der Vögel viel beobachtet, sondern auch eine Menge Arten zahmen und wilden Geflügels zur Nahrung verwendet, Hühner, Enten, Gänse, Haus- und Feldtauben, die verschiedenen in Italien vorhandenen Species wilder Hühner, Wachteln, Drosseln, Schnepfen, ja selbst Kraniche, Amseln, Nachtigallen u. s. w. und das heutige Italien hat darin im Vergleich mit den Alten noch Fortschritte gemacht. Wenn trotz aller Nachstellungen die Zahl der geflügelten Luftbewohner sich nicht wie die der größern Landthiere verringert hat, so liegt der Grund in der geographischen Lage, in Kultur und Klima. Italien ist ein großes Durchzugsland für die Wandervögel; manche, die bei uns nur Sommergäste sind, fassen in Süditalien schon festen Stand; der Reichthum an Insecten, an Beeren und Früchten, an Kulturpflanzen giebt allen eine reichliche Nahrung. Wie oft sieht der Wanderer in Italien Raubvögel am blauen Himmel unbeweglich schweben oder ihre Kreise ziehen, den Seeadler über den Uferfelsen, an denen er horstet, spähend, Geier, Weihen, Falken, Sperber, Habichte u. s. w. ihre Beute verfolgend. Besonders groß ist der Reichthum der Halbinsel an Tauben: die Feldtauben, von denen unsere zahme Taube stammt, in den Höhlen der Berge, der Meeresfelsen, in zerfallenem Mauerwerk nistend, oft in schöner Flucht aus den alten Uferthürmen sich aufschwingend; die scheuen, waldbewohnenden, von Eicheln, Bohnen u. s. w. sich nährenden Ringeltauben; die im Frühlinge aus Afrika kommenden und im Herbste wieder dahin ziehenden Holztauben; die wegen ihrer Treue gepriesenen, geschwinden, lieblichen, gleichfalls in Afrika überwinterden Turteltauben; alle viel gefangen und oft auf der Tafel erscheinend. Unter den zahlreichen Hühnern ist der ächte Vogel des mittelländischen Meeres, der Francolino — so genannt, weil das Gesetz ihm angeblich einen Freibrief gegen Tödtung gewährt — nicht bloß in Süditalien, sondern auch in Smyrna, Cypern und der ganzen Levante als köstliches Wildprett berühmt. Im Herbste kommen in Schaaren die Drosseln (Weindrosseln, Singdrosseln u. s. w.), wenn gerade die Beeren des Wachholders, des Erdbeerbaums, des Lentiscus, so wie Trauben, Oliven und Feigen reif geworden, ungeduldig

erwartet, listig umgarnt und während des Winters in Masse verspeist; eben so die fetten, schwerfliegenden, unendlich zahlreichen Wachteln, die bei ihrer Reise nach Afrika jeden Ruhepunkt auf Inseln und an Vorgebirgen aufsuchen und dann den Habichten und Falken und bei nächtlicher Weile den Netzen und Lockvögeln der Menschen als Beute verfallen. In der Umgegend Neapels, z. B. auf Capri und Procida, gehören aufgesteckte Wachtelstangen und Wachtelnetze zu der charakteristischen Staffage der Herbst- und Frühlingslandschaft. In den wasserreichen Niederungen an der Mündung der Po-Arme, und wo sonst in Italien stockende Flüsse Sümpfe und Lagunen gebildet haben, da wimmelt es von Enten, Tauchern u. s. w. und zu gewissen Zeiten knallen die Büchsen auf den stillen Wassern von allen Seiten und die Kähne füllen sich mit leichter Jagdbeute. Von den kleinern Singvögeln, den spielenden, hüpfenden Bewohnern der Hecken, Bäume und Dächer, wimmelt in Italien überall ein großes Heer. Die liebliche Lerche wirbelt schon bei Rom in der Campagna den ganzen Winter über (leider wird sie viel weggeschossen, da ihr Fleisch für einen Leckerbissen gilt); zu Anfang des Sommers schmettern in den paradiesischen Thälern die Nachtigallenchöre noch eben so süß wie einst im Hain von Kolonos; Grasmücken, Amseln, Hänflinge, Finken und eine Menge in Deutschland unbekannter Arten beleben zwitschernd mit mannichfachen Stimmen die Saatfelder, das Gebüsch und die Kronen der Fruchtbäume. Nur einige größere Vögel sind selten oder fehlen ganz, wie der Storch — man sieht ihn in Italien nicht, wie in Deutschland, auf den Dächern der Bauerhäuser; der Schwan — er ist ein Vogel des Nordens; die Trappe, die Gans.

Unter den Meeresbewohnern ist vor allen der heiter-zierliche Delphin zu nennen, der musikliebende, sagenberühmte Freund der Menschen. Delphine beleben in närrischer Lustigkeit jede Fahrt durch das blaue Element, der Fischer schont sie, sie helfen ihm beim Fang der Thunfische, sie unterhalten den Schiffer:

> Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
> Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.

Von den Thieren niederer Ordnung will ich hier nur der Cicade gedenken, da ihr durchdringendes Gezirpe zu dem Eindruck der Sommerlandschaft nicht wenig beiträgt. Sie verstummt um die Tageszeit, wenn die Nachtigall beginnt, und umgekehrt. Ihr „lilienzarter Gesang", wie Homer ihn nennt, der Gesang der „süßen Verkündigerin des Sommers" (nach

Anakreon), der „sonneversengten" (nach Theokrit), ist wie die laut gewordene Mittagsglut selbst, die Stimme der im weißen Glanze regungslos ruhenden Natur, Verg. Ecl. 2, 12:

> At mecum raucis, tua dum vestigia lustro,
> Sole sub ardenti resonant arbusta cicadis.

Hat auf die erwähnte Weise der Anbau in Italien das Gethier der Wildniß ausgerottet oder ihm den Raum geschmälert, so treten dafür in jeder landschaftlichen Scene die Haus- und Kulturthiere ein, malerisch, form- und stilvoll, das Naturbild ergänzend, ohne es zu stören. In Mittelitalien fällt dem Fremden zunächst der Stier auf, mit armlangen Hörnern und glatter Haut und von silbergrauer Farbe. Wenn er wiederkäuend im Schatten einer alten Mauer daliegt, ganz Sättigung und Reproduction ausdrückend, gleicht er einem antiken Thierbilde, z. B. in Mithrasdarstellungen; wenn ihrer zwei den Pflug durch den fetten schwarzen Acker ziehen, von dem halbnackten Ackerer im Strohhut geleitet, und die ganze Gruppe sich in einiger Entfernung gegen den lichten Himmel abhebt, glaubt man ein Bild der Urzeit, ein ins Leben getretenes antikes Basrelief zu sehen. Oft begegnet in Süditalien auch das Paar Stiere, wie sie mit dem Ringe durch die Nüstern und das hölzerne Joch quer über den Nacken tragend den schweren Wagen ziehen, dessen zwei ungeheure hölzerne Radscheiben, die tympana, sich in uralter Weise mitsammt der Achse knarrend fortwälzen, Verg. Georg. 1, 163:

> magnaque Eleusiniae matris volventia plaustra.

Unbekannt waren den Alten dagegen die Büffel, die jetzt in der römischen Campagna, in den pontinischen Sümpfen u. s. w. so häufig sind. Mit rückwärts gebogenen, anliegenden, kurzen Hörnern, in dem schrägen dumm-tückischen Auge eine Thräne, schreiten die Büffel in Heerden, die der Hirt mit langem Stachel regiert, oder liegen in der heißen Zeit bis an den Kopf in dem kühlern Sumpfwasser oder schleppen mit gewaltiger Zugkraft langsam den hochgethürmten, mit Garben und Menschen beladenen Erntewagen. In der Campagna sind durch Zäune hin und wieder Asyle gebildet, hinter denen der Wanderer vor der Wuth dieser Thiere, die wohl gebändigt aber nicht gezähmt sind, sich birgt. In den einsamern Sumpfgegenden, z. B. um Pästum, sollen sie indeß folgsam sein, bis sie in die Gegend von Neapel getrieben werden, wo der Wechsel der Gegenstände und der Lärm der Menschen sie aufstört und wild und wüthend macht.

Das eigentliche Charakterthier für die gebirgigen Landschaften Italiens und Griechenlands ist aber nicht das Rind, sondern neben dem Schafe die kletternde, knopperndo Ziege. Sie bedarf nicht des saftigen, feuchten Wiesengrases, sondern nährt sich auf- und abspringend von der Strauchvegetation und den harten würzigen Kräutern, die an den heißen Bergwänden sprossen, am liebsten von dem immergrünen Arbutus, der unserem Heidekraut auf Trockenbergen entspricht. Ueberaus malerisch hängen diese Ziegenheerden weidend über den Felsabstürzen; Abends geht der Hirt, in struppiges Ziegenfell gekleidet und selbst einem aufrechtstehenden Bock nicht unähnlich, blasend mit der Tuba voran und seiner ländlichen Musik drängt sich von allen Seiten blöckend und meckernd die Schaf- und Ziegenheerde nach, um in der Hürde gemolken zu werden. In den kleinern Ortschaften des Südens bekommt der Reisende zu seinem Kaffee nicht leicht andere als Ziegenmilch, die ihm anfangs nicht behagt, an deren gewürzigem Wohlgeschmack er später aber um so größeres Vergnügen findet. In den bergigen waldlosen Gegenden des Südens ist die Ziege in der That das durch die Umstände angezeigte Haus- und Heerdenthier des Landmanns, das ihn kleidet und nährt (drei Ziegen sollen dem Ertrage nach etwa einer Kuh gleich sein, fordern aber viel weniger Wartung und Aufwand): sie selbst aber ist wiederum Schuld, daß kein Wald wieder aufkommen kann; besonders nach den jungen Sprossen der aufschießenden Bäumchen lüstern, tödtet sie die Baumvegetation im Entstehen*). Uebrigens war die Ziegenzucht im Alterthum schon ganz so verbreitet, wie noch jetzt, und zahlreiche Stellen der alten Dichter malen uns das Leben der Ziegenhirten, so wie das ihrer springenden Zöglinge noch ganz mit den heutigen Zügen. Ein ächtes Ziegenbild enthalten z. B. die Verse des Theokrit 5, 128:

> Cytisus fressen bei mir und Geisblatt immer die Ziegen,
> Wandeln auf Mastixlaub und ruhn im Arbutusgesträuche,

und die ganz ähnlichen des Horaz, Od. 1, 17, 5:

> Impune tutum per nemus arbutos
> Quaerunt latentes et thyma deviae
> Olentis uxores mariti.

Auch Vergils Ziegen hängen weidend an der struppig bewachsenen Felswand über dem im Schatten ausgestreckten Hirten, Ecl. 1, 75.

*) Natura inimicae, sagt Varro de r. r. 2, 3. von den Ziegen, inimicae sationi, und übereinstimmend Vergil, Georg. 2, 196: urentes culta capellae.

> Ite meae, felix quondam pecus, ite capellae!
> Non ego vos posthac, viridi projectus in antro,
> Dumosa pendere procul de rupe videbo!

und nähren sich von Baumsprossen und dornigem Gewächs, Georg. 3, 314:

> Pascuntur vero silvas et summa Lycaei
> Horrentesque rubos et amantes ardua dumos —

und auch schon damals schritt der Hirt, wenn der Abend gekommen, blasend voran und die Heerde folgte (Voß zu Verg. Ecl. 2, 23). Aus Theokrit ersieht man, daß die Insel Sicilien schon um das Jahr 300 v. Chr. von Ziegen bevölkert und also schwerlich viel-mehr bewaldet war als jetzt. Attika war zur Zeit der höchsten Blüthe, wie häufige Erwähnungen beweisen, ein dürres, wasserloses Land der Ziegen, und der Pentelikon und Hymettus mit Arbutus und Kappernsträuchern, in denen die Ziegen naschend kletterten, bewachsen wie noch heut zu Tage. Ja schon der alte Homer weiß von Ithaka, der Felseninsel, daß sie von Ziegen beweidet wird (Od. 4, 600 ff.), und drückt dies so aus, daß wir sehen, die Heimath des Odysseus habe sich hierin von den übrigen griechischen Inseln nicht wesentlich unterschieden. Unter den vielen Inseln, die nach den Ziegen benannt sind, wollen wir hier nur das in neuester Zeit so berühmt gewordene Felseneiland Caprera nennen.

Dieselbe Natur, die die Verbreitung der Ziege, der Genossin des Armen, begünstigte, hat auch den Esel zum allgemeinen Hausthier und Lastträger gemacht. Selten wird der graue genügsame Langohr, auf dem Sancho Pansa ritt, in den Ländern am Mittelmeer in irgend einem Landschaftsbilde, wo nur Menschen und menschliche Wohnungen in der Nähe sind, als Staffage fehlen, bald wie er ruhig an der Hecke dasteht und ungeheure Stacheln, mit denen man ein Kalb abstechen könnte, im Maule umdreht und verzehrt, bald wie er mit gleichschwebenden Körben und Fäßchen beladen, vom Treiber mit dumpfen Rufen oder auch mit dem Stachel ermuntert, zur Stadt schreitet oder trippelt, bald wie er von der graziös sitzenden jungen Frau gelenkt wird und dazu klug mit den langen Ohren, die jede Seelenregung alsbald verrathen, auf- und abtelegraphirt u. s. w. — meistens feuriger, als bei uns, ja wahrhaft edel und zierlich in Gestalt und Gang und je weiter nach Süden, desto weniger den Jammergestalten in deutschen Bädern zu vergleichen.

Die Genügsamkeit und die Sicherheit im Klettern durch die Berge giebt in diesen Ländern auch dem Maulthier, das schon Homer und das Alte Testament kennen, den Vorzug vor dem Pferde, welches letztere bei den Alten weniger das arbeitende Zugthier als der edle Kriegsgefährte des Menschen war: bellator equus. Ein Zug bepackter Maulthiere im Gebirge, hoch über der schroffen Felswand sich fortbewegend und von charakteristischen mulattieri begleitet, oder da wo es gute Straßen giebt, ein Wagen mit vier raschen, schellenbehängten Maulthieren bespannt — gewährt ein schönes, malerisches Bild.

(Schluß folgt.)

Cagliostro in Mitau.

Die „ehrwürdige Loge der Freimaurer“, wie sie in den Aktenstücken des vorigen Jahrhunderts benannt zu werden pflegte, zählte in Mitau die angesehensten Familien zu ihren Mitgliedern und hielt ihre Versammlungen in dem jetzt v. Derschauschen Hause in der Seestraße. An diese empfohlen, erschien im März 1779, unter dem Titel eines spanischen Grafen und Obristen Cagliostro, ein Fremder in Mitau, in Begleitung einer jugendlichen, schönen Frau. Er meldete sich bei dem Landmarschall v. Medem als Freimaurer und erklärte, er sei von seinen Obern in wichtigen Geschäften nach dem Norden geschickt und an ihn in Mitau als Meister vom Stuhle gewiesen.

Herr v. Medem nahm hierauf keinen Anstand, diesen Grafen Cagliostro dem Oberburggrafen von der Howen, seinem eigenen Bruder, dem Kammerherrn v. Medem, und andern Angesehenen vom Adel als einen erfahrenen und kenntnißreichen Mann vorzustellen. Auf diese Weise ward denn der fremde Freimaurer allmählig in den angesehensten Familien des kurländischen Adels, welche sich damals in Mitau aufhielten und in der Freimaurerloge sich zusammenfanden, bekannt und gastfreundlich aufgenommen. Ganz besonderes Interesse fanden auch die weiblichen Glieder der Familien an ihm, da er sich als kenntnißreich, fromm und geheimnißvoll zeigte und den Damen verhieß eine loge d'adoption zu gründen, in welche auch Frauenzimmer zugelassen werden sollten, was sonst nicht gestattet war. Diese loge d'adoption trat denn auch als-

bald ins Leben, und mehrere Cavaliere und Damen von Stande ließen sich in dieselbe aufnehmen und unter Andern auch die bereits erwähnten Herren v. Medem und von der Howen, ferner Herr v. Korff und die Frauen dieser Häuser, namentlich Elise von der Recke, die berühmte Schriftstellerin, welche eine geborene v. Medem und Stiefschwester der Herzogin von Kurland war, und endlich die Herren: Hofrath Schwander, ein damals hochangesehener Rechtsgelehrter, und Hofrath Dr. Lieb, ein nicht minder geachteter Arzt, und Notarius Hinz.

Dieser Zusammentritt einflußreicher, geachteter und helldenkender Personen machte ebensowohl in Mitau als auch in Petersburg das größte Aufsehen; von nun an war Cagliostro's Ruf im „Norden" begründet. Sein Aufenthalt in Mitau ist aber schon deshalb von besonderer Bedeutung, weil die später veröffentlichten Bekenntnisse Elisens v. d. Recke der Welt eine Aufklärung vorgeführt haben, wie solche sonst nirgends über das Treiben dieses berüchtigten Abenteurers auf unsere Zeit gekommen ist. Frau v. d. Recke hatte nämlich alle Erlebnisse mit Cagliostro in ein besonderes Tagebuch genau verzeichnet, und dieses Tagebuch aus dem Jahre 1779 wurde von ihr im Jahre 1787 mit aufhellenden Erläuterungen in den Druck gegeben, unter dem Titel: „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau im Jahre 1779 und von dessen magischen Operationen, von Charlotta Elisabeth Constantie von der Recke geb. Gräfin v. Medem. Berlin und Stettin bei Friedrich Nicolai."

Es gehörte die edle und starke Natur der berühmten Frau dazu, um, bei ihrer gesellschaftlichen Stellung mit diesem öffentlichen Bekenntniß ihrer früheren Schwäche hervorzutreten. Die Pflicht, welche sie dem Publikum schuldig zu sein glaubte, überwog in ihr alle Rücksicht auf Verspottung, üble Nachrede und Gefahr; denn auch nicht einmal ganz ohne Gefahr erschien es, einer Persönlichkeit wie Cagliostro auf diese Weise entgegenzutreten; wenigstens hegte Frau v. d. Recke selbst bei der Herausgabe ihres Buches noch die Ansicht, daß sie sich damit geradezu dem Dolche oder der Vergiftung aussetze.

Der Mann, welcher sich, wie erwähnt, in Mitau als spanischer Graf eingeführt hatte, war nach spätern Ermittelungen, welche man vorzugsweise dem deutschen Dichterfürsten verdankt, weder ein Spanier noch auch von Geburt ein Graf, sondern, wie Göthe in seiner sicilianischen Reise erzählt, der Sohn armer Bürgersleute in Palermo: des Pietro Balsamo und der Felizia Bracconieri, welche diesen ihren Sohn frühzeitig in ein

Kloster abgegeben hatten, wo er in der Kloster-Apotheke Beschäftigung fand. Das Geburts-Datum Joseph Balsamo's (so hieß unser Held) wird auf den 8. August 1743 verlegt. Seine schlechte Gemüthsart und boshaften Streiche, die er beging, entfernten ihn bald aus jenem Kloster, wo er einige chemische und theologische Kenntnisse aufgegriffen haben soll. Er entfloh aus seiner Heimath, in welcher er einen bösen Leumund, Schulden und sogar den Verdacht der Betheiligung an einem Morde zurückließ. Diese Nachrichten beruhen auf den authentischen Mittheilungen der nächsten Verwandten des Joseph Balsamo, welche Göthe selbst aufgesucht und von denen er mit List und Eifer das Nähere erkundet hat.

Den Namen Cagliostro von einem Anverwandten seiner Familie entlehnend, durchstrich der junge Abenteurer Sicilien, Italien, Alexandria, Rhodus, Malta, bis er denn endlich auch in Rom eintraf. Hier erschien er bald als Abbé, bald als Weltmann und fand seinen Unterhalt als Künstler, indem er mit Feder und Tusche Zeichnungen anfertigte, die er für Kupferstiche verkaufte; wahrscheinlich aber betrieb er dabei die einträglichere Kunst falsche Wechsel zu schreiben und Urkunden aller Art zu fälschen, denn alsbald zeigte er sich mit dem Patent eines preußischen Obristen, welches die Unterschrift des Königs Friedrich II. trug, an der Seite einer schönen jungen Römerin, Lorenza Feliciani, eines gewesenen Stubenmädchens, das er mit Zustimmung ihrer Eltern geheirathet hatte.

Nunmehr durchzog Cagliostro Italien, Spanien, die Schweiz und erschien darauf in London, wo er von 1771 bis 1772 vielfache Gaunereien verübte, bis er nach Frankreich entfliehen mußte. Hier entwischte ihm seine junge Frau, welche der elenden Lebensweise Cagliostro's überdrüssig geworden war und, wie es scheint, schon längst damit umging, sich von ihm loszumachen. Nachdem Cagliostro sie ermittelt und unter seinem wahren Namen, als Joseph Balsamo, polizeilich reclamirt hatte, begann er dasjenige Gewerbe, durch welches er berühmt geworden ist, d. h. den Betrug durch Thaumaturgie, indem er den Magier spielte, welchem Geheimmittel und Naturkräfte zu Gebote ständen, der Gold zu machen, das Leben zu verlängern, Schätze zu entdecken, in die Zukunft und in die räumliche Ferne zu schauen vermöge, u. dgl. m. Vermittelst dieser Künste ward nun Cagliostro allmählig eine Person, deren Ruhm sich durch ganz Europa verbreitet hatte. Er galt Vielen als ein Erretter und Heiland des Menschengeschlechtes; sein Brustbild stand in Frankreich auf den Kaminen, war in Ringe gravirt, die Pariser Mode erfand Mützen und Hüte, Uhr-

ketten, Knöpfe rc. à la Cagliostro, welche durch die Welt gingen, und unter seiner Büste las man die Unterschrift „der göttliche Cagliostro". Körperschönheit scheint ihm nicht eigen gewesen zu sein; ein Zeitgenosse schildert ihn so: er sei ein kleiner breitschulteriger Mann mit schwarzen Haaren und lebhaften Augen, habe ein volles Gesicht, eine etwas hervorstehende Oberlippe und kleine Hände und Füße. Wenn man ihn selbst nach seiner Heimath befragte, sagte er, daß ein Geheimniß über seiner Geburt, über seinem Stande und seinen Eltern schwebe; Vertrauteren theilte er wohl auch mit, er sei der Sohn des Großmeisters des Malteserordens, oder der Sohn eines Fürsten von Trebisonde, oder er stamme aus dem Geschlechte der riesigen Enakskinder, deren in der Bibel erwähnt wird; drang man aber weiter in ihn, so versank er in seltsames Schweigen und sagte dann mit Stolz: „Ich bin, der ich bin," oder er zeichnete statt der Antwort seine Devise: eine Schlange mit einem Apfel im Munde, deren Schwanz in einen Pfeil verlief. Ebenso erzählte er von seinen wunderbaren Reisen, von seinem mehrjährigen Aufenthalte in Mekka und unter den Pyramiden. Ueber sein Alter waren seine Auskünfte nicht weniger wunderlich; bald wollte er schon vor 150 Jahren gelebt haben, und besonders gläubigen Ohren vertraute er sogar, daß er auf der Hochzeit zu Kana gegenwärtig gewesen.

Nachdem dieser Wundermann noch Deutschland durchreist und Leipzig, Berlin, Danzig, Königsberg berührt hatte, erschien er denn, wie gesagt, im März des Jahres 1779, in Mitau. Sein Logis soll Cagliostro zunächst in dem jetzigen Davidoffschen Hause an der Ecke der See- und Schreiberstraße genommen haben, später aber in die Wohnung der Herren von Medem, zunächst der großen Synagoge, gezogen sein; hier wenigstens hat er den größten Theil seiner Rolle abgespielt. Diese Rolle war in Mitau eine andere als bisher: während Cagliostro sonst gerade nicht die Gestalt eines Weltmanns angenommen hatte, erschien er in Kurland mit einer vornehmen Auslage und predigte Sittlichkeit, Moral, frommes Leben, Gottesfurcht. Die zuweilen durchsetzende Ungeschliffenheit seiner Manieren schrieb man nachsichtig auf Rechnung seines langen Aufenthalts in Mekka und Aegypten oder auf den täglichen Kampf mit einem Heere ihn verfolgender böser Dämonen; sprach er es doch selbst aus: „wer mit Geistern umgehen müsse, habe durchaus alles Materielle zu bekämpfen."

Cagliostro hatte anfänglich in Mitau nur für seine loge d'adoption zu wirken geschienen und es abgewiesen Beweise seiner Kunst in der Magie

zu geben; als sich aber das nicht mehr hinausschieben ließ und er seine Position für ziemlich gesichert halten konnte, trat er denn auch mit einzelnen Wunderthaten auf. Unter Anderem hatte er verheißen, Bernstein zu schmelzen, aus kleinen Perlen große zu bereiten, aus Quecksilber gediegenes Silber herzurichten. Gleich bei der Schmelzung des Bernsteins bewies Cagliostro ebensowol seine maßlose Frechheit als auch seine Gewandtheit, sich aus Verlegenheiten zu helfen. Er hatte die Schmelzung des Bernsteins als eine Kleinigkeit ausgegeben, man war besonders begierig auf das Resultat, da man im Bernsteinlande lebte und sich vielen Gewinn davon versprach. Ein Kreis seiner Verehrer saß um ihn, er konnte den Bitten nicht mehr widerstehen, endlich mit besonderem Pathos dictirt er ein Recept, aber — man erkennt: es sei nichts als ein Recept zu Räucherpulver. Cagliostro hatte seine Zuhörer falsch taxirt, und man erhob sich mit Empfindlichkeit; der Magier aber verliert die Geistesgegenwart nicht und erklärt, „es sei ihm daran gelegen gewesen, seine Schüler kennen zu lernen, und schmerze ihn tief, in denselben nicht Verehrer des höhern Princips, sondern kaufmännischen Geist in Bezug auf Erlangung einer Handelswaare gefunden zu haben; er sei nicht nach Kurland gekommen, um Bernstein zu schmelzen, sondern auf Befehl seiner Obern." — Man stand beschämt vor dem schamlosen Betrüger, welchen man noch nicht erkannt hatte.

Ein anderes Mal war Cagliostro in einem vornehmen Cirkel der Herzogin Wittwe Benigna von Kurland, der Mutter des Herzogs Peter, begegnet und hatte deren echte kostbare Perlen mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet, dann aber ausgerufen: „Sonderbar! ich begegne hier Bekannten — ich habe diese Perlen selbst gemacht." Als man von ihm die Anfertigung solcher Perlen verlangte, half er sich damit durch, daß dazu viel Zeit erforderlich sei, welche ihm mangele, da er in einigen Wochen nach Petersburg reisen müsse. — Die Verwandlung von Quecksilber in reines Silber muß aber Cagliostro besonders gut von der Hand gegangen sein, denn wir hören von Elise v. d. Recke erzählen, daß er durch dieses Kunststück die beiden Herren v. Medem und den Herrn v. d. Howen gewonnen und von seiner Wunderkraft überzeugt habe.

Anders verhielt es sich freilich mit dem Hofrath Schwander, denn dieser hatte seine ganze Beredtsamkeit angewandt, um die Frauen von dem Zutritt zur loge d'adoption abzubringen; da aber seine Gründe und Warnungen nicht verfingen, erklärte der Ehrenmann und bewährte Freund

des v. Medemschen Hauses: „dann trete ich auch in die Loge.“ Hiezu bemerkt Elise v. d. Recke: „unvergeßlich ist mir der Blick, der Ton der Stimme, mit welcher Schwander mit verhaltenen Thränen mich ermahnte und dann ausrief: wenn ich todt sein werde, und Umstände Sie von Ihrer Schwärmerei geheilt haben, dann erst werden Sie das Opfer ganz fühlen welches ich Ihnen jetzt bringe.“

So traten denn auch Schwander, Lieb und Hinz in die loge d'adoption ein. Die Schwester der Frau v. d. Recke, die spätere Herzogin Dorothea von Kurland, scheint sich überall von Cagliostro ferner gehalten zu haben; wenigstens wird erzählt, daß sie auf sein Ansuchen, ihm das Versprechen abzulegen, nur einen Freimaurer zu heirathen, die zuversichtliche Antwort gegeben habe, sie binde sich durch kein derartiges Versprechen und werde heirathen wen sie wolle.

Von dem ersten größeren magischen Experiment, welches Cagliostro in Mitau machte, erzählt Frau v. d. Recke folgendermaßen:

„Mein Vater und mein Vaterbruder verfügten sich zu Herrn v. d. Howen, und der jüngste Sohn meines verstorbenen Vaterbruders wurde zu diesem Experiment bestimmt. Wie Cagliostro eigentlich dabei verfuhr, weiß ich nicht mit Zuversicht zu sagen, da ich kein Augenzeuge dabei war, aber die Herren erzählten uns folgender Gestalt die Sache. Cagliostro habe in die linke Hand und auf das Haupt des Kindes, nach Cagliostro's Aussage, das Oel der Weisheit gegossen und so unter dem Gebete eines Psalms den Knaben zu einem künftigen Lehrer eingeweiht, der Kleine wäre bei dieser Operation sehr erhitzt worden und in Transpiration gerathen; darauf habe Cagliostro gesagt, dies wäre ein Zeichen, daß die Geister Wohlgefallen an dem Kinde hätten. Nun habe Cagliostro in des Knaben Hand und auf dessen Kopf Charaktere geschrieben, dem Knaben geboten unaufhörlich in die gesalbte Hand zu sehen, und so habe er die Beschwörung angefangen. Zuvor habe Cagliostro meinen Vaterbruder gefragt, ohne daß das Kind es gehört, was er seinem Sohne für eine Erscheinung machen sollte. Mein Vater habe Cagliostro gebeten, er möge dem Kinde seine Mutter und die Schwester, die noch zu Hause sei, erscheinen lassen, damit der Knabe nicht erschrecke, wenn er die Erscheinung sehe. Ungefähr 10 Minuten nach der Beschwörung habe das Kind gerufen: es sehe seine Mutter und Schwester, da habe Cagliostro gefragt: was macht Ihre Schwester? und das Kind habe geantwortet: sie greift sich nach dem Herzen, als wenn ihr da Etwas wehe thäte. Nach einer Weile habe der

Kleine gerufen: jetzt läßt meine Schwester meinen Bruder, der nach Hause gekommen ist."

Es hatten sich nun aber weiter diese Gesichte des Kindes sämmtlich bestätigt, was um so erstaunlicher erscheinen mußte, als der letzterwähnte Bruder des Kindes gar nicht in Mitau anwesend, sondern 7 Meilen außerhalb Mitau gewesen und gerade damals unverhofft eingetroffen war, überdies aber das Howensche von dem Medemschen Hause durch mehre Straßen entfernt lag. Durch welche Mittel Cagliostro dieses Experiment auf die erzählte vollkommen gelungene Weise vollführen können, ist nicht enthüllt worden, wohl aber ist später festgestellt, daß Cagliostro den kleinen sechsjährigen Medem durch Liebkosungen, Versprechungen und Drohungen der Art für sich zu gewinnen gewußt, daß der Knabe nach Cagliostro's Instruction gehandelt habe. Die Gefügigkeit des Kindes begreift sich bald, wenn man dessen zartes Alter, Cagliostro's gewaltige Persönlichkeit und endlich die allgemeine Verehrung, welche dem fremden Manne gezollt wurde, dabei berücksichtigt; es muß vielmehr ganz natürlich erscheinen, daß ein Kind, welches aus Aller Munde nur Bewunderung für den einen Mann vernahm, sich gleichfalls gefällig erwies, darin Spaß fand und dann auch gern die eigene Huldigung und Bewunderung hinnahm. Cagliostro beobachtete dabei das Verfahren, daß er dem Kinde zur Pflicht machte, immer den ersten Theil seiner Frage zu bejahen; er fragte z. B.: „Sehen sie eine weiße Lichtgestalt oder einen Tannenbaum?" — u. s. w. Ferner legte er dem Kinde einen Bogen mit Charakteren d. h. geheimnißvolle Zeichen vor, das Papier war aber durchsichtig fein und unter dem ersten Papiere lag ein zweites, bemalt mit farbigen in die Augen fallenden Bildern, und nach diesen letztern antwortete denn das Kind, welches, wie wir weiter sehen werden, stets hinter einem Schirme oder einer Scheidewand allein saß. „Was sehen Sie?" fragte Cagliostro — der Kleine sah auf dem bemalten Bogen die lichte Frauengestalt und gab darnach die Antwort. — Der Knabe erhielt dann durch Cagliostro's Vermittlung hübsche Geschenke, eine galante Uniform rc., war aber auch bedrohet, im Falle des Ausplauderns in Stücke gehauen zu werden, wobei Cagliostro auf einen Degen hinwies, mit welchem er bei seinen Zaubereien magische Kreise zog.

Seit dem Tage der Errichtung der loge d'adoption führte Cagliostro tägliche Gespräche über Magie und Nekromantie, oder zu deutsch: Zauberkunst und Todtenbefragung, Geisterbeschwörung und Geisterbannung. Er machte seinen Anhängern zur Pflicht, nur an Logentagen und auch dann

nur im intimsten Cercle über diese Angelegenheiten zu sprechen, desto eifriger aber für sich über diese Dinge nachzudenken und auf diese Weise sich für den Dienst des Wesens zu bereiten, dessen Erlangung mit besondern Schwierigkeiten verbunden sei. Elise v. d. Recke erzählt, wie gerade diese Anweisung sie immer tiefer zu Abgeschlossenheit und Grübelei verleitet und ihren Einblick in die Unwahrheit dieses Treibens getrübt habe. Genug! Cagliostro hatte seine Anhänger allmählig dahin gebracht, wohin er wollte, zu vollständiger Abhängigkeit, unbedingtem Glauben an seine Wunderthaten und seine Macht über Menschen und Geister.

Inzwischen hielt Cagliostro seinen Mitauer Anhängern auch förmlich Vorträge über magische Philosophie, wie er seine Lehre nannte. Frau v. d. Recke hat uns Bruchstücke dieser Vorträge überliefert, welche sie nachgeschrieben. Man wird daraus bald erkennen, wie dieser Meister der Hohlrednerei sich und seine angebliche Lehre in allerlei Mysterien hüllt und die Summe aller seiner Wichtigthuerei auf Unsinn hinausläuft, der nur deshalb bei seinen Zuhörern Eingang fand, weil er einestheils an die Freimaurerei, welcher diese ergeben waren, anknüpfte, anderntheils die schwärmerische Stimmung jener Zeit, welche namentlich in den Frauenseelen wucherte, klug benutzte, immer aber chamäleonartig die Gestalt annahm, welche seinen Anhängern im gegebenen Falle am meisten zusagte. In Mitau zeigte er sich, abweichend von seinem Verhalten in Paris, Straßburg und Leipzig, in einem frömmelnden Gewande, während er an jenen Orten alle Religion verlacht und Alles auf Naturmächte zurückgeführt hatte, deren Kräfte er in Aegypten erlernt haben wollte. In Mitau fand er unter den höher Gebildeten ein kleines Publikum religiös und moralisch erregter, empfindungsseliger Menschen, und so trat er als Philosoph und Prophet auf, der weit über die gewöhnliche Freimaurerei hinausgehend, die aegyptische Freimaurerei lehre, in welche er dann hineinverflocht, was ihm gerade in den Kram paßte. Da der Wundermann keine Sprache geläufig redete, so wurden diese Vorträge in einem eigenthümlichen Kauderwälsch gehalten, aber immer mit den gewaltigsten Gesten begleitet. Der Ton der Begeisterung, die Heftigkeit des Vortrags und der Galimathias von fremden und zum Theil sinnlosen Worten machte auf die Zuhörer — in der Stimmung, in welche diese einmal sich befanden — einen großen Eindruck; den alltäglichsten Dingen wußte Cagliostro einen geheimnißvollen Anstrich zu geben und Effect damit zu machen, aber sehr oft lief auch etwas ganz Plattes mitunter, und wenn man ihn hierauf aufmerksam machte, pflegte er zu

erwidern: man solle den Gesichtspunkt nie aus den Augen lassen, daß er den Geist und Charakter seiner Jünger durch mancherlei Dinge auf die Probe stellen müsse. So wußte sich denn der schlaue Italiener immer aus der Verlegenheit zu ziehen und neues Interesse für sein Gebahren zu erwecken.

Um ein Beispiel zu geben, entlehne ich einem der von Frau v. d. Recke uns aufbewahrten Vorträge Folgendes:

„Moses, Elias und Christus sind drei Hauptvorsteher unseres Erdballs und die vollkommensten Freimaurer, die noch bis jetzt gelebt haben. Der Einfluß dieser drei großen Erscheinungen dauert auch nach deren Erhebung in höhere Sphären fort, und jeder von ihnen hat hier auf Erden eine eigene unsichtbare Gemeine, die aber insgesammt auf einen Hauptpunkt zusammentreffen und durch verschiedene Kanäle dem bösen Princip entgegenarbeiten. Die Freimaurerei ist die Schule, in welcher diejenigen erzogen werden, welche zur heiligen Mystik bestimmt sind. Doch ahnen die untern Klassen der Freimaurer nichts von diesen Gegenständen. — Der engere Ausschuß dieser Mitglieder wird von den drei Vorstehern unseres Erdballs gewählt; diese Untergeordneten von Moses, Elias und Christus sind die geheimen Obern der Freimaurer. Cagliostro ist Einer der Untergeordneten des Elias. Er ist schon zur dritten Klasse gelangt. Die Schüler des Elias sterben nie, wenn sie nicht zur schwarzen Magie übertreten, sondern werden, wenn ihre irdische Laufbahn beendigt ist, gleich ihrem erhabenen Lehrer gen Himmel gehoben.“

In dieser Weise erzählt denn Cagliostro weiter von den verschiedenen Freimaurergraden und von deren Mitgliedern; es gäbe nämlich 4 Grade der Vervollkommnung, im vierten Grade seien nur 12 Mitglieder, eines dieser Mitglieder werde bald in höhere Regionen aufgenommen werden und da werde denn in jeder der drei niedrigeren Klassen eine Erhebung um einen Grad vorkommen; würde man nun nach einiger Zeit hören, daß er, Cagliostro, gestorben sei, und wieder, daß er lebe, so könne man darauf rechnen, daß er den Versuchungen aller bösen Geister widerstanden habe und zum vierten Grad hinaufgerückt sei. Hiernächst machte Cagliostro seinen Zuhörern Hoffnung auf baldige Erlangung des ersten Grades, und oft erzählte er von wunderbaren Zeichen und geheimnißvollen Zahlen. Der Kreis und das Dreieck seien magische heilige Figuren; 3 und 9, 2 und 7, heilige Zahlen. Wer die Kraft dieser Zahlen und Figuren verstehe, sei der Quelle des Guten nahe. Das Wort Jehova fasse zweimal drei

in sich und habe eine unermeßliche Kraft. Die heiligen Buchstaben seien aber J. S. H.*), diese dürfe man nie ohne die tiefste Ehrfurcht anblicken, nennen oder an sie denken, denn sie schlössen alle Weisheit und die Quelle aller Glückseligkeit in sich. — Endlich erzählte Cagliostro, es fehlten drei Kapitel aus der Bibel und seien nur in den Händen der Magiker, und wer nur eins dieser Kapitel besäße, dem ständen schon übernatürliche Kräfte zu Gebote.

Dieser kurze Auszug eines Cagliostroschen Vortrages dürfte genügen, um dessen ganzen Hocuspocus kennen zu lernen. Wenn wir nun kaum begreifen können, wie gebildete und edeldenkende Menschen dergleichen anhören und als Weisheit anstaunen konnten, so muß man in Rechnung stellen, daß die Freimaurerei und andere Zeiteinflüsse die Empfänglichkeit für alles Unklar-geheimnißvolle bereits groß gezogen hatte, daß aber auch ein Theil der Mitglieder der loge d'adoption keineswegs gläubig war und daß Elise v. d. Recke von sich selbst erzählt, wie sie sich von jeher zum Mysticismus geneigt habe und durch schwere Lebenserfahrungen in frühen Lebensjahren um so mehr dazu geführt worden sei, als sie geglaubt habe, daß die Wunderkraft der Apostel noch fortdauere. Der Wunsch, vielen Tausenden ihrer Mitmenschen hülfreich zu werden, habe ihren jugendlichen Geist entflammt und sie nach überirdischen Dingen streben lassen; bei dieser Stimmung war ihr ein theurer Bruder, ein 20-jähriger Jüngling, gestorben, sein Tod vermehrte den Hang zur Mystik; manche Nacht, erzählt sie, habe sie auf Kirchhöfen in stillen Gebeten verbracht und gehofft des Glückes theilhaft zu werden, Umgang mit den Verstorbenen und höhern Geistern zu pflegen. In dieser Zeit sei Cagliostro erschienen; sie hielt ihn für einen Mann Gottes, der ihr behülflich sein werde, ihre mystischen Wünsche nach dem Jenseits zu befriedigen. Cagliostro verstand es denn auch, diese schwärmerische Seele mit seiner gewaltigen Persönlichkeit anzufassen. Bald bat Elise ihn, ihr den Beweis seiner Güte zu liefern, indem er den Geist ihres theuren Bruders erscheinen lasse. Der Untergeordnete des Elias erklärte aber, er habe keine Gewalt über Verstorbene, sondern nur über die „mittleren Geister“, die nach dem Worte der Bibel zum Dienste der Menschen ausgesendet seien. Und doch hatte Cagliostro an andern Orten auch abgeschiedene Geister citirt; hier wählte er wohl diesen Ausweg, weil ihm das Bild des Verstorbenen nicht zur Hand war. Er versprach aber Elisen v. d. Recke einen Traum in nächster Nacht, wo sie

*) Die Buchstaben J. H. S. sind die Zeichen des Jesuitenordens.

dann mit ihrem verstorbenen Bruder eine Unterhaltung über die Mystik halten könne. Mehrere Nächte quälte sich nun die durch dies Versprechen tief aufgeregte treue Schwester damit ab, nur überhaupt Ruhe und Schlaf zu gewinnen: es war vergebens. Cagliostro schalt sie, mahnte zur Ruhe und sagte, bei ihren schwachen Nerven habe er ihr keinen magischen Traum geben wollen und können, ihr Körper habe nicht die Kraft dazu. Als dieser Zustand dennoch fortwährte, sagte Cagliostro den Freunden: „Ihr werdet sie krank finden," und als sich diese Angabe bestätigt hatte, äußerte er weiter: „jetzt wird sie gesund werden." Nun ließ er sich zu ihr geleiten, tröstete sie und erklärte, da sie zu schwach sei, um auf die gewünschte Weise zu dem Traum zu gelangen, müsse sie auf den gewöhnlichen Weg der Mystik zurückkehren und die auf einander folgenden Grade derselben zu ersteigen suchen. Er zeigte ihr auch an, daß er ihr seinen besten Geist, den Schutzgeist Hanachiel zugesellt habe, welcher ihm fortwährend von ihren Gedanken Nachricht geben werde.

Wieder haben wir aus dieser Erzählung ersehen können, wie der schlaue Betrüger jedes Mißlingen seiner angeblichen Wunderthaten und Prophezeihungen stets in seinen Nutzen zu verwandeln verstand und niemals in Verlegenheit gerieth, wenn es galt sich herauszuhelfen. Seine Gewandtheit ist hier ebenso erstaunenswürdig wie die Macht, welche er über diejenigen übte, die sich in seine Netze verfangen hatten. Wäre der Traum, auf die angegebene Weise wohl vorbereitet, eingetreten, welch ein Triumph für den Propheten! blieb er aber aus, so war wenigstens nichts verloren.

Den Knaben, welchem Cagliostro die magischen Gesichte eingab, pflegte er in ein besonderes Gemach zu sperren oder hinter eine spanische Wand treten zu lassen; die Gesellschaft placirte sich dann im Saale, welcher „magisch" beleuchtet war, er selbst stellte sich mit entblößtem Degen in die Mitte des Zimmers und gebot Stille, Andacht und Ernst. Mit dem Degen schrieb er ägyptische Figuren oder sogenannte Charaktere an die geschlossene Thür oder zog sie durch die Luft und rief allerlei absonderliche Namen, von welchen Elise v. d. Recke folgende drei aufgezeichnet hat: Helion, Melion, Tetragrammaton. Seine Augen rollten ihm im Kopfe, sein Körper bebte, er stampfte heftig mit den Füßen und warnte fortwährend die Anwesenden sich nicht zu rühren, da die bösen Geister nur durch seine magischen Kreise abgehalten würden, vernichtend einzuwirken. Dann gebot er entweder dem Knaben niederzuknieen, oder er rief auch Einzelne

aus der Gesellschaft zu sich, die er niederknieen und um die Erscheinung bitten ließ, und nun mußte der Knabe erzählen, was er sähe, und diejenigen Antworten ertheilen, welche ihm von Cagliostro eingegeben waren; wir wissen schon auf welche Weise der Kleine instruirt worden war. Elise v. d. Recke erzählt, sie wäre stets froh gewesen, wenn die Beschwörung vorüber gewesen und Cagliostro, arabisch redend, die bösen Geister weichen gemacht. Oftmals habe Cagliostro ganz erschöpft geschienen, sei in convulsivische Ohnmacht verfallen oder auch mit Wuth auf das Geisterzimmer zugeschritten, habe die Thür zugeschlagen und dann noch mit voller Stimme mit den Geistern im Nebengemache gezankt, worauf ein dumpfes Getöse gefolgt und er mit trumphirender Miene zurückgekehrt sei.

Noch eines absonderlichen Vorganges ist zu erwähnen, da dieser in manchen Stücken von den sonstigen abweicht. Am 10. April 1779 nämlich trat Cagliostro mit wichtiger Miene aus seinem Kabinet in den Kreis seiner Anhänger und verkündete, seine Obern (d. h. die überirdischen Geister, mit welchen er Verkehr zu haben vorgab) hätten ihm geoffenbart, daß in Kurland, am Ostseestrande, wichtige Schriften über die Magie vergraben lägen. Vor 600 Jahren habe ein berühmter Magier wichtige magische Instrumente und einen großen Schatz in einem Walde vergraben. Die Anhänger des bösen Princips oder die Nekromanten spürten bereits längere Zeit nach diesen Schätzen, aber vergebens, obgleich einer derselben deshalb bereits in Kurland erschienen sei. Dies war eine Anspielung auf den in der Geschichte der deutschen Literatur eine gewisse Rolle spielenden Starck, der damals in Mitau lebte und als Lehrer der Philosophie zugleich Oberhaupt einer geheimen Gesellschaft sein wollte, die er gleichfalls, wie Cagliostro, mit allerlei Nachrichten aus der Geisterwelt unterhielt, indem er in weißem Talar und rother Mütze Räucherwerk verbrannte und andere mystische Operationen vollzog. Es ist kein Wunder, daß die beiden Mystagogen einander haßten und daß Jeder vor dem Andern als einem bösen Zauberer warnte.

Dieser Dr. Starck kam aus Königsberg, wo er als Professor und Oberhofprediger fungirt hatte, bis er, diese ansehnliche Stellung aufgebend, dem Rufe als Professor an der herzoglichen Akademie zu Mitau folgte. Seine Ankunft fällt in das Jahr 1777, also vor der Cagliostro's. Schon früher hatte sich über ihn das Gerücht verbreitet, daß er in Paris heimlich zum Katholicismus übergetreten sei; deshalb vielfach angegriffen, hat er sich, trotz einer 1787 herausgegebenen voluminösen Schrift „über-

Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus" 2c. niemals von diesem Verdachte reinigen können. Seinen vielbewegten und hinsichtlich mancher Umstände räthselhaften Lebenslauf endete er in Darmstadt als Oberhofprediger und Consistorialrath, nachdem er vorher noch in den Freiherrnstand erhoben worden war; aber wiederum bei Gelegenheit seines Todes (1816) wurde der Vorwurf des heimlichen Katholicismus gegen ihn laut. In engeren Kreisen huldigte er auch, wie schon gesagt, der Geheimbündlerei und Geisterseherei. Nachdem Starck Mitau wieder verlassen hatte, fand auch er sich durch das Buch Elisens v. d. Recke über Cagliostro compromittirt und gerieth darüber in einen Federkrieg mit der Verfasserin und mit dem Herausgeber ihrer Werke, dem bekannten Berliner Buchhändler und Aufklärer Nicolai. Dieser Streit aber führte nur zu neuen Enthüllungen über Starcks zweideutiges Treiben, welche Frau v. d. Recke in einem besonderen Buche veröffentlichte.

Cagliostro, zu welchem wir nach dieser Abschweifung zurückkehren, bezeichnete nun als den Ort für die fraglichen magischen Schätze ein Landgut Namens Wilzen und erklärte für nothwendig, sich dieses Schatzes zu bemächtigen, da sonst unsägliches und Jahrhunderte währendes Elend für die ganze Welt erwachsen könne, wenn die bösen schwarzen Magiker diesen Ort ermittelten und den Schatz höben. Es läge aber eine besonders schwierige, nur durch vereintes Gebet zu überwindende Arbeit vor, welcher er sich indessen unterziehen wolle. Zum größten Erstaunen seiner Anhänger geschah es nun, daß Cagliostro eine Zeichnung jenes geheimnißvollen Ortes, welcher die Schätze bergen sollte, vorzeigte und der Landmarschall v. Medem darin sofort den nämlichen Ort des Waldes in Wilzen erkannte, wo er als Knabe schon von den Bauern des Gutes oftmals vernommen, daß böse Geister dort spukten und einen Schatz bewachten. Auf Befragen, wie er zur Kenntniß dieser entlegenen Waldgegend gelangt, erklärte Cagliostro, daß seine dienstbaren Geister auf Befehl des mächtigsten dieser Geister, des „Großkophta," ihn nach Wilzen getragen, wo er dann selbst jenen Ort gesehen. Bei Hebung des Schatzes reservirte er nur die magischen Instrumente für seine Oberen, den Schatz aber wollte er dem Landmarschall überlassen. Vor der Reise, welche alsbald nach Wilzen unternommen werden sollte, ward noch der Knabe, in üblicher Weise hinter dem Schirm sitzend, befragt, wobei er aussagte, er sehe einen Wald und in diesem einen Knaben (d. h. einen Engel), welcher die Erde aufthue, mehrere Schritte hineinschreite und Geld, Silber Instrumente 2c. und ein

Kästchen mit rothem Pulver zeige. Indem nun die ganze Gesellschaft sich auf die Reise begab, saß Elise v. d. Recke mit Cagliostro in einem Wagen, und sie hat von dieser Fahrt Folgendes erzählt.

Nachdem Cagliostro vielfache Gespräche über Magie gepflogen, welche sie in Erstaunen und Verwunderung gesetzt, habe er sie gefragt, was sie von Z. halte? — sie möge ihn doch mit dessen Wesen und Lebensgängen näher bekannt machen. Obgleich nun Frau v. d. Recke eine Anekdote von diesem Herrn wußte, welche Z. Nachtheil bringen konnte, habe sie dennoch aus Discretion geschwiegen, da diese Kunde ihr von ihrer Mutter unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt und sonst nur der verwittweten Herzogin Benigna bekannt war. Sie antwortete daher: sie kenne Z. nur wenig und wisse nichts von ihm zu erzählen. Cagliostro, der dieselbe Anekdote bereits anderweitig ermittelt hatte und hievon für den Ruf seiner Allwissenheit Vortheil ziehen wollte, sah nun Elisen scharf ins Gesicht und fragte mit bedeutender Stimme: „Sie wissen also nichts von Z., wodurch sie mich näher mit seinem Charakter und Schicksal bekannt machen könnten, da mir doch so sehr daran gelegen wäre?" Frau v. d. Recke antwortete abermals: „Wahrlich Z. ist wenig von mir gekannt." Cagliostro aber rief aus: „Schlange, die ich an meinem Busen nähre, du lügst! Schwöre mir hier, daß du von Z.'s Lebensumständen keine Anekdote weißt, die außer dir nur Dreien bekannt ist!" Hierauf folgte noch eine längere heftige Strafrede Cagliostro's und endlich die Frage: „Nun Heuchlerin, was verstummen Sie? antworten Sie mir! Sie wissen also nichts von Z. zu sagen?" Die feinfühlende Frau erwiederte nach kurzem Besinnen: „Herr Graf! Ihr Betragen befremdet mich, ich weiß nicht vor wem Sie diese Scene spielen, da Sie doch jetzt nur mich an Ihrer Seite haben — mich, die, wie Sie selbst sagen, von Ihrem dienstbaren Geiste Hanachiel beobachtet wird. Da ich das Auge des Allsehenden, der in dem Innern meines Herzens liest, nicht zu scheuen habe, so fürchte ich auch die Beobachtung Hanachiels nicht, wenn er als guter Geist in meiner Seele liest — und ist er es nicht, nun! so mag er Ihnen von mir berichten, was er will. Ich traue auf den, der Dämonen und Nekromantisten im Zaume zu halten weiß, und bin überzeugt, daß er alle Unordnungen in der Welt zum Besten lenken wird." — Cagliostro sah nun seine Reisegefährtin sehr freundlich an, drückte ihre Hand und sprach: „Gute Seele! die Verschwiegenheit, die Stärke des Geistes und die Klugheit hätte ich Ihnen bei Ihrer Jugend nicht zugetraut" — und darauf erzählte er, wie seine Obern

ihm befohlen der liebenswürdigen Frau jene Fragen vorzulegen. Er wisse ohnehin, wie die ganze Sache zusammenhänge, wisse auch, daß Elisens Mutter ihr die Anekdote von Z. im Vertrauen erzählt; sie habe die Prüfung trefflich bestanden; er sei nun sicher, daß sie alle weitern Proben bestehen würde und besondere Befähigung zur Erreichung des hohen Zieles besäße, des Zieles, durch welches man sich und Andere beseligen könne. — Hiernach, sagt Frau v. d. Recke weiter, hätten sie beide geschwiegen, Cagliostro habe in einer fremden Sprache gebetet, in einem kleinen rothen magischen Buche gelesen und endlich unweit des Gutes Wilzen auf einen Wald hinweisend mit wildem Feuer ausgerufen: „Dort, dort liegen die magischen Schriften vergraben, und du, großer Baumeister der Welten, hilf mir das Werk vollenden!“ Auch habe er erklärt, er wisse nicht, ob er schon jetzt Alles vollbringen werde, aber jedenfalls wolle er die Schätze so binden, daß Niemand ohne ihn dieselben heben könne.

Bald nach der Ankunft auf Wilzen ging nun Cagliostro ohne Wegweiser in Begleitung der Herren v. Medem und v. d. Howen in den Wald, welchen er beschrieben, und zeigte dort den abgebrochenen Baum, unter welchem die Schätze verborgen lägen. Durch allerlei Beschwörungen gab er vor, einen seiner Geister an diese Stelle zu binden. Aus dem Heben des Schatzes wurde begreiflicher Weise nichts, aber wieder auf dem Gute Wilzen wurde mit dem Knaben experimentirt: Cagliostro ließ ihn hinter der spanischen Wand 14 Stufen zur Tiefe hinuntersteigen, den 7 bewachenden Geistern Küsse geben, und vermittelst eines bezauberten Nagels wurde der Schatz so gebannt, daß ihn kein Magier oder Nekromantist ohne Wissen und Willen des Herrn v. d. Howen heben könne. So ließen sich Menschen, die mit Recht zu den Edlen und Geistvollen ihrer Zeit gezählt werden mochten, von einem verruchten Abenteurer am Narrenseil führen.

Der ganze Aufenthalt Cagliostro's in Mitau und seine hier vollführten Wunderthaten waren nur darauf berechnet, eine Vorbereitung für Petersburg zu sein, dort sich Reichthümer zu sammeln, und vor der Kaiserin selbst zu glänzen. Zu dem Ende hatte er den Plan entworfen, mit Elise v. d. Recke gemeinschaftlich die Reise nach Petersburg anzutreten und durch diese sich die höhern Kreise zu erschließen. Dieser Plan aber scheiterte gänzlich. Zwar wünschten sogar die Eltern der edlen Frau, daß sie den Grafen nach Petersburg begleiten solle, allein dazu war sie schlechterdings nicht zu bewegen. Ein feiner weiblicher Takt sagte ihr, daß sie hierin

ihrem eigenen Gefühle folgen müsse, und so widerstand sie allem Andrange. Sehen wir mit Aufmerksamkeit die Bekenntnisse dieser „schönen Seele“, so finden wir wohl auch die directen Motive dazu angedeutet. Cagliostro hatte nicht immer verstanden, sein eigentliches roh-sinnliches Wesen ganz zu beherrschen, er hatte in seinen Vorträgen zuweilen Abschweifungen in's Gebiete gewagt, welche der reinen Seele dieser Frau anstößig sein mußten, er hatte endlich einen satanischen Grimm an den Tag gelegt, als er von der verehrten Großmutter der Frau von der Recke, der greisen 80-jährigen Starostin v. Korff bei einem gewagten Besuche nicht angenommen worden war; denn diese alte erfahrene Dame hatte alsbald nachdem Cagliostro in Mitau erschienen und sie von dessen Treiben Kunde erlangt, sich entschieden gegen ihn erklärt und ihn einen Charlatan genannt, seinen Besuch aber kurz zurückgewiesen. Zornig heimkehrend hatte er in Gegenwart der Verwandten ausgerufen: „Sie wird ihre Beleidigung büßen; heut übers Jahr, ehe sie ihre Mittagssuppe ißt, wird sie des Todes sein.“ Er hatte auch diese Prophezeiung nicht zurückgenommen, als die erschrockenen Verwandten ihn deshalb beschworen, und erwiedert: er bedaure das nicht thun zu können, gern würde er die Todesstunde hinausschieben, aber er habe nur im Auftrag seiner Obern gehandelt, welche es nicht duldeten, daß ihr Abgesandter verhöhnt und beleidigt werde. Die Starostin überlebte indessen den 12. Mai 1780 und ist erst mehrere Jahre später entschlummert. — Frau Elise v. d. Recke berichtet, wie sie Cagliostro nicht nach Petersburg begleitet, weil er es doch selbst gesagt, daß er von bösen Geistern oftmals versucht werde und vom guten Principe abfallen könnte: „ich wollte also nicht in einem fremden Lande im beständigen Umgange eines Magikers leben, der von den Dämonen überwunden werden könnte.“

Da, wie gesagt, Cagliostro's Aufenthalt in Mitau nur als Vorstufe zu seinem Auftreten in Petersburg dienen sollte, dürfte in diesem Zusammenhange noch zu erwähnen sein, daß Cagliostro in Petersburg rücksichtlich seiner directen Hoffnungen und Wünsche vollständiges Fiasko machte. Sein eigentlicher Plan ging dahin, die Kaiserin für die aegyptische Freimaurerei zu gewinnen und wo möglich herbeizuführen, daß sie sich zur Beschützerin, zur Großmeisterin derselben erklärte, wo denn er, Cagliostro, die wichtigste Rolle gespielt haben würde. Er trat in Petersburg vorzugsweise als Arzt auf, wies alle Belohnungen ab zeigte sich bei den ihm gemachten Besuchen nur wenig und stellte seine reizende junge Frau in den Vordergrund. Er selbst war für alle Geschenke unzugänglich, die Frau aber machte den

Finanzverwalter und gab sich den Schein, als ob ihre finanziellen Anordnungen ihrem Gemahl gänzlich fremd und widerwärtig wären. Die schöne Seraphine, wie sie hier genannt wurde, warnte vor dem Bekanntwerden der Darbringungen, welche nur geheim geschehen dürften, da Cagliostro hierin unerbittlich streng denke und handle, auch dessen bei seinen Reichthümern nicht bedürfe. Schleppte nun auf diese Weise die schöne Römerin allerdings große Schätze von den russischen Großen zusammen, so gelang es dagegen Cagliostro nicht in die Nähe der Kaiserin zu kommen, ja nicht einmal dieselbe auch nur zu sehen, und zuletzt endete seine Petersburger Unternehmung mit einer Ausweisung auf kaiserlichen Befehl. Kaum aber hatte er Petersburg verlassen, so wurden zwei Lustspiele bekannt, welche aus der Feder der Kaiserin selbst stammten. Das eine führte den Titel: „der Betrüger"; Cagliostro war darin unter dem Namen Kalitakscherkon nach dem Leben geschildert, man sieht ihn mit Alexander dem Großen und Salomon sprechen, Gold machen, Edelsteine schmelzen u. dgl. m. Das andere Stück ähnlichen Inhalts hieß „der Verblendete", und nach einigen Jahren folgte noch ein drittes: „der sibirische Schaman". Diese Werke Katharina's wurden von Nicolai ins Deutsche übersetzt und zusammen unter dem Titel „Lustspiele wider Schwärmerei und Aberglauben v. J. M. d. K. a. R." herausgegeben. Die beiden ersten sind sogar in Petersburg auf der Hofbühne gegeben worden. Die Kaiserin befahl auch „den entlarvten Cagliostro" der Frau v. d. Recke ins Russische zu übersetzen. Die Verfasserin selbst wurde von ihr i. J. 1795 in Petersburg überaus gnädig empfangen und mit dem Krongute Pfalzgrafen beschenkt.

Auf seiner Rückreise aus Rußland passirte Cagliostro wieder Mitau, hielt es aber für gerathen sich niemandem zu zeigen, und als ihm unversehens der Diener eines seiner Mitauer Verehrer begegnete, trug er diesem eine Empfehlung an die Herrschaft auf — „er möge diese grüßen, er habe keine Zeit sie zu besuchen, werde aber bald wiederkommen." Nun erwachte man auch in Mitau aus dem Wahne, fand aber keinen Schlüssel für die scheinbaren Wunder, welche vor den Augen so Vieler erlebt worden waren, bis denn endlich der mitspielende Knabe Geständnisse machte und es zu Tage kam, daß Cagliostro 800 Dukaten und verschiedene Kostbarkeiten auch aus Mitau heimlich zugesteckt erhalten und fortgeschleppt habe. Elise v. d. Recke blieb am längsten allen Angriffen wider Cagliostro unzugänglich; für Schwanders überzeugende Erörterungen hatte sie kein Ohr. Es

fingen aber die Schuppen von ihren Augen zu fallen an, als sie in Lessings „Nathan“ die Worte las:

> Begreifst du aber,
> Wie viel andächtig schwärmen leichter als
> Gut handeln ist? wie gern der schlechte Mensch
> Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
> Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
> Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Demnächst aber hatte auch der Hofrath Bode in Weimar besondern Einfluß darauf, daß Frau v. d. Recke endlich über Cagliostro volle Klarheit erhielt.

Da es hier nicht gilt, Cagliostro's Biographie im allgemeinen, sondern nur dessen Leben und Treiben in Mitau, und was damit in nächstem Zusammenhange steht, wiederzugeben, so kann hier auch nur noch beiläufig erwähnt werden, daß Cagliostro später bei der Halsbandgeschichte der Königin Maria Antoinette in Frankreich eine Rolle gespielt und in die Bastille gesperrt worden ist, bei seiner nach einigen Monaten erfolgten Entlassung aber die merkwürdige Prophezeihung ausgesprochen haben soll: die Bastille werde niedergerissen und zu einem öffentlichen Spaziergange gemacht werden — ferner, daß er noch manches Jahr sein vagirendes Leben in den verschiedensten Theilen Europa's fortgesetzt hat, endlich aber am 27. December 1789 in Rom auf päpstliches Geheiß von der Inquisition verhaftet, in Untersuchung gezogen zum Tode verurtheilt, diese Strafe aber in lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt worden ist. Er starb 1795 in dem Gefängniß zu St. Leo. Seine Frau wurde in ein Nonnenkloster auf Lebenszeit eingesperrt. In der Engelsburg wird noch jetzt Cagliostro's Gefängniß im höchsten Stocke gezeigt.

In seiner Untersuchung vor der römischen Inquisition gab Cagliostro auch über Kurland mehrfache Bekenntnisse ab, deren Werth man aber am besten darnach bemessen kann, daß er kühnlich erzählte, man habe ihm dort den Herzogsthron angeboten, er denselben aber ausgeschlagen.

Ein Cagliostro heute — scheint unmöglich. Zwar haben wir noch unlängst das Tischrücken, die Klopfgeister und den großen Hume erlebt, als Beweis, daß des Hanges zum Uebernatürlichen noch genug in der Welt ist; aber es läßt sich nicht verkennen, daß der ganze Charakter dieses neuen Aberglaubens ein gegen früher wesentlich veränderter gewesen ist. Nicht mit Moses, Elias, Mekka, Pyramiden und einem nach Rangstufen

wohlgeordneten Dämonenstaate hatte man es hier zu thun, sondern mit einer Unendlichkeit namenloser Elementargeister, die fast nur als Naturkräfte oder als eine Art magnetischen Fluidums gedacht wurden. Das Moment der Personification war also abgeschwächt; es war, so zu sagen, ein mehr physikalischer als mythologischer Hocuspocus, und diese veränderte Methode des Unsinns bezeichnet immerhin einen relativen Fortschritt, den man der sich immer mehr vertiefenden und zugleich ausbreitenden Naturerkenntniß zu verdanken hat. Wenn aber namentlich eine so abscheuliche und unverschämte Mystification, wie die hier erzählte, gegenwärtig undenkbar sein dürfte, so ist das vor allem eine Frucht der mächtig entwickelten Publicität unserer Tage: die Kunst Gutenbergs läßt die Künste eines Cagliostro nicht mehr aufkommen. Hat die erstere auch Zeitungsenten, Inseraten-Humbug und politische Tendenzlügen in ihrem Gefolge: im Ganzen ist sie doch die wohlthätige Fackel, welche allgemeine Helligkeit verbreitet und vor welcher der Spuck zurückweichen muß. Die Charlatanerie, in welcher Gestalt sie auch noch auftrete, findet alsbald ihre competenten Richter und wird steckbrieflich durch die Presse verfolgt.

J. Eckardt
Stadtsecretair in Mitau.

St. Petersburger Correspondenz.

Anfang October.

,ß. — Obgleich wir uns hier in der Nähe der Peripherie der europäischen Cultur befinden, so machen wir doch mancherlei Schwingungen mit, welche von den Civilisationscentralpunkten des Westens ausgehen. Die Contagiosität der Bildung nimmt zu; die Bildungsmittel verbreiten sich rascher und wirksamer als früher. Gegenwärtig sind vielerlei Ausstellungen in gewissem Sinne epochemachend und auch bei uns fehlt es nicht an Ausstellungen, wenngleich wir es allerdings noch nicht bis zu einem Krystallpalast gebracht haben, wie so viele andere westliche Städte. Die Schaulust hat ihre Berechtigung, mögen ihr nun speciell-technische, wissenschaftliche oder allgemeine Bildungsmotive zu Grunde liegen. Hat doch in Deutschland manches kleine Städtchen seine regelmäßig jedes Jahr wiederkehrenden Ausstellungen, zu denen die Kunstwerke oft weit herbeigeholt werden müssen; wie viel leichter ist es unserer Hauptstadt, in deren Mauern sich Werke befinden, die dem Besten in der Welt zur Seite gestellt werden dürfen. Hier steht die Kunstsammlung in der Ermitage obenan, welche früher so schwer zugänglich war, daß nur sehr Wenige dieselbe kannten, und welche jetzt endlich leichter zugänglich gemacht ist. Es ist dieses eine erfreuliche Reform. Wenn man an die Alten denkt, denen die Kunst durchaus Gemeingut war, wenn man sich der Liberalität erinnert, mit welcher z. B. in Berlin die Kunstsammlungen dem Publikum offen stehen, so kann man die Einsicht gewinnen, daß uns noch mancher Schritt in dieser Richtung hin zu thun übrig bleibt.

Wir sind hier in dem großstädtischen Treiben in ununterbrochener Geschäftshast, in fieberhafter Eile und Unruhe. Wohl uns, wenn wir oft Gelegenheit haben, die bildende Kunst auf uns wirken zu lassen. Göthe sagt einmal, man solle nie einen Tag vorübergehen lassen ohne ein gutes Gedicht zu lesen. Dasselbe könnte man von dem Betrachten guter Bilder, Sculpturen und Gebäude sagen. Wir sind sehr fern von solchem geistigen Luxus und machen leider in vielen Fällen sehr geringe Ansprüche. Das kommt wohl zum Theil daher, weil wir bisher knapp gehalten wurden. Der Brodkorb hing sehr hoch. Um eine Eintrittskarte in die Ermitage zu erhalten, mußte man früher ein-, zwei- oder gar dreimal über hundert Stufen hoch in eine Behörde steigen und, daß solche Drangsale geeignet sind den Kunstenthusiasmus abzukühlen, hat Mancher erfahren. Jetzt ist die Einrichtung getroffen worden, daß man in einem allerdings mehrere Minuten von dem Eingange in die Ermitage befindlichen Local ohne Aufenthalt Eintrittskarten erhalten kann. Der letztere Umweg ist eingestandenermaßen ein Mittel, die Zahl der etwaigen Besucher nicht allzusehr anschwellen zu lassen. Man fürchtete, es würde sonst eine Ueberfüllung eintreten, und bei den jetzt bestehenden Verhältnissen sind die Diener in den Sälen der Ermitage in der That noch immer in der Majorität und die Besucher in der Minorität. Die Schuld davon liegt aber weit weniger an den Einrichtungen als an dem Publikum selbst.

In Athen erhielten die ärmern Bürger Geld von Staatswegen, um ins Theater zu gehen und diese Einrichtung ist wohl mit Recht als „die verderblichste Ausgeburt des Perikleischen Zeitalters“ bezeichnet worden. In Rom war der bekannte Ruf „panem et circenses“ eine fatale Krankheitserscheinung und ein Pöbel, der sich von den grandiosen Spielen eines Cäsar und Pompejus ködern ließ, war allerdings ein Symptom für das Zusammenbrechen des Weltstaates. Dagegen wird man den Römern des sechszehnten Jahrhunderts schwerlich zum Vorwurf machen können, wenn sie es dem philiströsen Papste Hadrian VI. sehr übel nahmen, als er den Zutritt zu den Kunstsammlungen erschwerte. Ohne den in der Luft liegenden allgemeinen Kunstsinn der Deutschen, welche sich an Tausenden von Holzschnitten u. dgl. und an den Schwänken Rosenplüts und Hans Sachsens ergötzten, wären Luthers Gedanken nicht so Gemeingut der Nation geworden, als dieses der Fall war. Sonst ist wohl Kunstgenuß und Kunstkenntniß meist das Privilegium einer bescheidenen Minderzahl gewesen. Auch heute und hier ist das Interesse an den Sammlungen der Ermitage

ein sehr beschränktes. Nicht viele wissen von der größern Zugänglichkeit der Ermitage und sehr Viele gehen lieber zu Blondin. Das Kunststück ist populärer als die Kunst.

Für diejenigen aber, welche die Gemäldegalerie der Ermitage besuchen, giebt es jetzt einen Führer, auf den wir stolz sein können, den berühmten Kunsthistoriker Waagen. Sein Buch „Die Gemäldesammlungen in der kaiserlichen Ermitage zu St. Petersburg, nebst Bemerkungen über andere dortige Sammlungen" (München 1864), ein ansehnlicher Band, ist für jeden Besucher der Ermitage von großem Werthe. Waagen gehört zu denjenigen Kunsthistorikern, welche ein erschöpfendes Wissen der Theorie mit grandioser Erfahrung vereinigen. Seine vielfachen Reisen, seine genaue Kenntniß fast aller Kunstsammlungen in Europa setzen ihn in den Stand die genauesten Vergleiche anzustellen über den Werth der verschiedenen Sammlungen sowohl als der einzelnen Kunstwerke. Der Wunsch des Kaisers, daß die Ergebnisse der Forschungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der Malerei des Mittelalters und der neuern Zeit, wie die mancherlei Erfahrungen über Aufstellung und Katalogisirung von Gemäldegalerieen auch der Sammlung der Ermitage zu Gute kommen möchten, veranlaßte die Einladung des Nestors unter den lebenden Kunstforschern hierher, und das Ergebniß von Waagens zweimaligem Aufenthalte in unsrer Hauptstadt ist das obengenannte Buch. Die Thatsache dieses Buches ist aber wieder einmal ein Beweis, daß wir den Westen nicht entbehren können. Man klagt über schlechte Handelsbilanz, ohne sich von den Erzeugnissen des Auslandes emancipiren zu können: auch die geistige Bilanz ist ungünstig und das liegt nun einmal in der Natur der Dinge. Uebrigens brauchen wir uns der Dienstleistung Waagens nicht zu schämen; sein Wissen ist durchaus kosmopolitischer Art. — Ein spanischer Minister im achtzehnten Jahrhundert erklärt, indem er die Unwissenheit seiner Landsleute rügte, alle geographischen Karten müsse Spanien aus dem Auslande beziehen, so daß kein Spanier ohne ausländische Hülfe die Lage seiner Vaterstadt oder die Entfernung von einem Orte zum andern wisse. Es ist für uns Petersburger gewiß verzeihlicher, wenn wir zu einem erhöhteren Genuß und tiefern Verständniß unserer Kunstschätze ausländischer Hülfe bedürfen.

Einleitungsweise entwirft Waagen ein Bild von der Physiognomie unsrer Hauptstadt, geht ferner auf die Besprechung des Gebäudes der Ermitage ein, theilt viele anziehende historische Notizen über die Entstehung der Gemäldegalerie mit und betrachtet dann nach einander die ver-

schiedenen Schulen der Malerei, die Handzeichnungen, die Kupferstiche, Sculpturen, Alterthümer, geschnittenen Steine, Münzen u. s. f. Anhangsweise folgen dann zum Schlusse Bemerkungen über die Kunstwerke im Besitz der kaiserlichen Familie, in der Akademie der Künste und in vielen Privatsammlungen. Für Laien auf dem Gebiete der Kunst sind die mancherlei historischen Notizen, die Jahreszahlen, die Charakteristiken der einzelnen Malerschulen von großem Werthe.

Schon die Kaiserin Katharine II. ließ 1768 durch den Baumeister La Motta in der Nähe des Winterpalastes ein Gebäude aufführen, um sich, vom Geräusche des Hofes zurückgezogen, in kleineren und gewählten Kreisen mit Literatur und Kunst zu beschäftigen. In dieser „Ermitage" fanden die bis dahin erworbenen Kunstwerke ihre Aufstellung. Da für die spätern Ankäufe die Räumlichkeit nicht ausreichte, so ließ die Kaiserin 1775 durch den Architekten Velten einen zweiten durch einen Bogengang mit dem ersten verbundenen Bau errichten. Der Kaiser Nicolaus I. endlich faßte im Jahre 1839 den Entschluß alle die sehr zahlreichen von ihm und seinen Vorgängern erworbenen und in verschiedenen kaiserlichen Schlössern zerstreuten Kunstwerke in einem Prachtbau aufstellen zu lassen. Zu diesem Zwecke ward der zu Anfang 1864 verstorbene Leo v. Klenze nach St. Petersburg berufen. Schon am Anfang des Jahrhunderts hatte Klenze als Hofarchitekt in Kassel bei König Hieronymus gewirkt, später München mit seinen bedeutenden Werken, u. A. der Glyptothek geschmückt, im Jahre 1834 in Athen ein neues Feld des Schaffens und des Studiums gefunden. Er konnte neben Schinkel als Vertreter und Begründer der classischen Richtung in der neuen Baukunst gelten. Er kam nach St. Petersburg. Im Jahre 1840 ward der Bau der jetzigen Ermitage begonnen 1850 vollendet. Waagen ist nicht so sehr eingenommen von dem Gebäude als Kunstwerk, wie überrascht von der Gediegenheit, Schönheit und Kostbarkeit des Materials. Nach seinem Ausspruche hält in letzterer Beziehung kein Profanbau in Europa den Vergleich mit der Ermitage aus. Die vielen großartigen Monolithen von dem herrlichsten Granit und dem gewähltesten Marmor, die Fußböden von Marmor und reichverziertem Holzmosaik, die mancherlei Obelisken, Candelaber, Vasen; die Tische von Jaspis, Lapislazuli und Malachit, die Tapeten von purpurrother Seide — alles dieses imponirt und ergänzt in würdiger Weise den Eindruck, welchen man bei Betrachtung der eigentlichen Kunstwerke empfängt.

Als erster Gründer der Gemäldesammlung ist Peter der Große zu

betrachten, der namentlich während seines Aufenthaltes in London viele der niederländischen Schule angehörenden Bilder kaufte. Unverhältnißmäßig bedeutendere Erwerbungen wurden indessen von der Kaiserin Katharina II. gemacht, welche jede Gelegenheit benutzte, gute Bilder zu kaufen, wobei außer der niederländischen auch die italienische, die französische und die spanische Schule ins Auge gefaßt wurden. Unter dieser und den folgenden Regierungen wurden mancherlei Sammlungen angekauft und so eine Gemäldegalerie zusammengebracht, welche nach Waagens Schätzung nur durch die Galerien von Paris, Dresden, Madrid und Florenz übertroffen wird, während sie denen von Wien, München und Berlin gleichgestellt werden darf. Es gehört die ungewöhnliche, durch viele Reisen und Studien erworbene Erfahrung Waagens dazu, den Vergleich unserer Sammlung mit andern so weit fortzuführen, daß er in Bezug auf die einzelnen Schulen Folgendes aufgestellt hat. Die glänzendste Seite der Ermitage ist die niederländische und deutsche Schule des 17. und 18. Jahrhunderts, so daß die Ermitage in Bildern von Rembrandt, van Dyk als Portraitmaler, Terburg, Noller u. A. unübertroffen dasteht. Mit den fünfzig Bildern von Wouwerman können allein die Wouwermanschen Bilder in der Dresdner Galerie wetteifern. In der spanischen Schule wird die Ermitage nur von der Galerie von Madrid übertroffen, in der französischen nur von der Pariser. Die Ermitage ist die einzige Sammlung des Continents, welche Bilder aus der englischen Schule aufzuweisen hat; die russische Schule endlich ist dieser Sammlung ganz allein eigenthümlich.

Mit demselben Fleiße, welchen Waagen anwendet, die Sammlungen mit einander zu vergleichen, geht er auf die Details bei Betrachtung der einzelnen Schulen und Bilder ein.

In der Ermitage stellt sich uns die Geschichte der Malerei in ihrer ganzen Ausdehnung dar: in einer andern Gestalt, welche hier seit nicht langer Zeit besteht, begegnen wir Episoden aus der neuesten Geschichte der Malerei. Wir meinen die „Permanente Kunstausstellung der Gesellschaft zur Anregung von Künstlern.“ Diese Gesellschaft vermittelt zwischen den Künstlern und dem Publikum, übernimmt den Verkauf alter und neuer Kunstwerke, sowie Bestellungen von Gemälden, Sculpturen u. s. f., macht die Werkstätten der Künstler einzelnen Kunstkennern und Mäcenaten zugänglich und giebt dem Publikum durch Ausstellung der neuesten Bilder

Gelegenheit, sich mit manchen neuesten Schöpfungen einheimischer und ausländischer Künstler bekannt zu machen.

Die Geschichte der Malerei ist eine Geschichte der Stoffe. Die Perioden charakterisiren sich durch die Wahl der Objecte für die Malerei. Das Vorwiegen der Landschaftsmalerei auf allen Ausstellungen der neuesten Malerei, die bescheidene Rolle, mit welcher die Landschaft sich in solchen Sammlungen begnügt, welche, wie die Ermitage, ihren Schwerpunkt in frühern Perioden haben — sind historische Thatsachen und Zeugniß für die weite Kluft zwischen Sonst und Jetzt. Die ganze subjective Bewegtheit der Gegenwart spiegelt sich in der modernen Landschaftsmalerei; die modern-lyrische Stimmung begegnet uns in diesen Landschaftsbildern ebenso wie in den musikalischen Schöpfungen Mendelsohns, Schumanns, Chopins. Die moderne Malerei steht eben an der äußersten Grenze der bildenden Kunst und streift in das Gebiet der Musik und der Dichtung hinüber. In der landschaftlichen Natur wird der stimmungsvolle Wiederhall des persönlichen Lebens gefunden. Die Zeichnung tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Die Zerrissenheit, der Weltschmerz, das Zittern moderner Stimmungen und Verstimmungen — alles dieses stellt sich in der Vorliebe dar, mit welcher Wasser, Luft, Waldesdunkel und Bergeshöhen Gegenstand der Malerei geworden sind. Der unbedeutendste Schilfhalm „zittert und webt im ahnungsvollen Ganzen und scheint ein bedeutungsvolles Etwas sagen zu wollen" (Vischer). Man flüchtet gern aus dem Gewühl der Städte, aus all' der Geschäftshitze in die einsame Natur. Dasjenige, was den Robinsonaden einen so unzählbaren Leserkreis verschaffte, was Rousseau's Gedanken einen so großen Reiz verlieh — die unermeßliche Entfernung des modernen Menschen von der Natur — ist der Hauptgrund für die Popularität der Landschaftsbilder. Das bekannte „Beatus ille" u. s. w. wird in Manchem wach bei Betrachten der Werke eines Calame, Aiwasowski u. A.

Die beiden letztgenannten Koryphäen der neuesten Malerei spielen bei manchen Ausstellungen hier eine hervorragende Rolle. So ist Calame durch einige herrliche Bilder auch in der „permanenten Ausstellung" vertreten. Von Aiwasowski sind daselbst: „Jalta am Südufer der Krim" und ein „Sturm auf der Reise" ausgestellt. Wenn man diese bezaubernden Bilder mit gemaltem Wetter betrachtet, so begreift man, daß die Engländer nicht mit Unrecht es für keinen so strafbaren Verstoß halten, wenn vom Wetter gesprochen wird, oder wenn eine Correspondentin

Wilhelms v. Humboldt, wie er bemerkt, in jedem Briefe erwähnte, bei welchem Wetter derselbe geschrieben sei. So viel macht heutzutage die Stimmung und Feuchtersleben bemerkt: „Mann kann wohl Stimmungen haben, aber wehe dem, den die Stimmungen haben.“

Mitte October.

Wir haben außer den obigen Bemerkungen über die Ermitage noch von andern Fortschritten auf dem Gebiete der Ausstellungen zu berichten. So wird fortan das zoologische Museum der Akademie der Wissenschaften im Laufe des ganzen Jahres geöffnet sein. Die Bekanntmachung läßt erkennen, daß man beim Publikum eine fabelhafte Schaulust voraussetzt. Es ist nämlich die Veranstaltung getroffen worden, daß die Besucher beim Schweizer eine bezifferte Karte nehmen müssen, um die Zahl der Besucher zu erkennen und wenn dieselbe (incredibile dictu!) auf 1000 gestiegen ist, werden weitere Besucher nicht eher zugelassen, als bis ein Theil der früheren fortgegangen ist. So wünschenswerth es sein mag, daß die Zahl der Besucher aller Ausstellungen nach Tausenden gemessen würde, so unwahrscheinlich erscheint es, daß unser Publikum urplötzlich von einem solchen zoologischen Fanatismus ergriffen werden sollte. Uebrigens können wir allerdings um so mehr einer stärkern Frequenz des zoologischen Museums entgegensehen, als ein vor einigen Wochen erschienener gedruckter Katalog desselben das Interesse an den dort befindlichen Sammlungen zu erhöhen geeignet ist.

Ein allgemeineres und praktischeres Bedürfniß wird befriedigt durch das landwirthschaftliche Museum des Ministeriums der Reichsdomainen, welches fast täglich zu bestimmten Stunden geöffnet ist. Bestimmte Stunden sind festgesetzt, an denen von den Aufsehern des Museums die in demselben aufgestellten Gegenstände erläutert werden, und andere, an denen über einzelne Theile der Sammlungen eingehendere Vorträge gehalten werden. Auch bei dieser Anstalt bleibt es nicht bei der Belehrung, es werden auch geschäftliche Zwecke damit verbunden. Im Comptoir des Museums stehen Preisverzeichnisse und Kataloge russischer und ausländischer Fabriken von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen zur Einsicht offen und ebendaselbst erhält man Auskunft auf alle die Maschinen u. dgl. betreffende Fragen.

So vortrefflich solche Anstalten sind, so viel Gelegenheit geben sie zu erkennen, daß unsere Praxis in dieser Beziehung noch nicht allzulange

dauert und daß wir noch viel zu lernen haben. Dies zeigt u. A. die landwirthschaftliche Ausstellung in Moskau, über welche man vielfach klagen hört. Sie wurde am 15. September, als noch sehr Vieles in der größten Unordnung und zum Theil noch nicht ausgepackt war, eröffnet. Seit mehr als einem Jahre hatte man die Programme versendet und mithin wohl Zeit gehabt, alle die vorbereitenden Arbeiten zu vollenden und einen Plan für die Aufstellung der Gegenstände zu entwerfen. Im Plane aber ist, wie man meint, darin ein bedeutender Fehler begangen worden, daß man die Aufstellung der Gegenstände nach Gouvernements vorgenommen hat, während eine landwirtschaftliche Ausstellung für ganz Rußland füglich nach den Gegenständen und nicht nach Gouvernements hätte geordnet werden müssen. Nur in dem ersteren Falle hätte die Ausstellung über den Zustand jedes Wirthschaftszweiges in Rußland eine klare Vorstellung geben können und eine solche Uebersichtlichkeit ist ja wohl Hauptzweck und Hauptaufgabe solcher Ausstellungen. Bei der gegenwärtigen, allerdings für die Ordner vielleicht bequemeren Gruppirung erhält man für die einzelnen Gouvernements möglicherweise eine einigermaßen befriedigende Vorstellung von den Wirthschaftszweigen, aber zu diesem Zwecke bestehen ja eben die jährlichen wirthschaftlichen Ausstellungen in den einzelnen Gouvernements, welche jedesmal beschrieben werden. Dazu ist nicht einmal bei der Gruppirung der Gouvernements eine consequente Regel eingehalten worden, so daß z. B. das Gouvernement Archangel an zwei ganz weit auseinanderliegenden Stellen vertreten ist. Eine solche Aufstellung erschwert die Thätigkeit der Experten ungemein, da es fast unmöglich ist zu vergleichen und sichere Urtheile zu fällen. Endlich war es ein fühlbarer Uebelstand, daß noch mehrere Tage nach Eröffnung der Ausstellung ein Katalog fehlte. Die Besucher, welche anfangs 1 Rub. S. zahlen mußten, konnten, soweit sie nicht Leute vom Fach waren, nicht anders als unbefriedigt bleiben, da jede Erklärung mangelte.

Nicht nur in Bezug auf öffentliche Ausstellungen bessern sich die Verhältnisse unsrer Hauptstadt, sondern auch in anderer Beziehung. Die Communicationsmittel werden erträglicher. Die seit einigen Monaten eröffneten Pferdeeisenbahnen sind unentbehrlich geworden und die Frequenz auf denselben ist im Zunehmen. Man hört wohl noch von neuen Eisenbahnlinien innerhalb des Stadtgebiets, die im Plane seien, und jede Nachricht dieser Art muß mit Freude begrüßt werden. Außerdem sind in den letzten Wochen ein Paar neue Omnibuslinien entstanden und schon

bestehende haben ihren Tarif herabgesetzt. Bei dem sonstigen schlechten und theuern Fuhrwerk ist dies in der That ein großer Gewinn und es steht zu hoffen, daß auch die Unternehmer bei diesem sogenannten demokratischen Princip der Preisstellung gewinnen werden. Es kann Einem dabei die berühmte Postreform Rowland Hills in England im Jahre 1839 einfallen. — Die Fuhrwerke innerhalb einer Stadt sind nicht minder wichtig als die Eisenbahnen, welche Völker und Länder verbinden. Es geht damit ähnlich wie mit dem Binnenhandel. Wenn von Handel die Rede ist, so denkt Jeder zuerst an den auswärtigen Handel, während Jedermann aus den Büchern seines Haushalts sich davon überzeugen kann, daß der Umsatz von Erzeugnissen des Binnenhandels größer ist als der der eingeführten Waaren. Daher haben Städte wie Berlin und London in den letzten Zeiten eine so großartige Energie entfaltet, indem sie für Verkehrsmittel in der Stadt sorgten. Die Zahl der Droschken und Omnibusse steigt dort rasch und namentlich ein Blick nach London kann uns darüber belehren, was städtische Verkehrsmittel bedeuten. Die Eisenbahnen im Stadtbereich London haben etwa 60 Stationen und auf manchen Linien gehen die Züge in den kürzesten Intervallen, auf manchen Linien alle 7 Minuten. Tag und Nacht braust unterhalb Londons Zug auf Zug heran und davon. Bei solchem Steigen des Werthes der Zeit bedarf man freilich der elektrischen Uhren und der elektrischen Stadtposten, und so ist denn London vor Kurzem mit einem Drahtnetz übersponnen worden mit hundert telegraphischen Stadtpostbüreaus, in welchen die Depeschen aufgegeben und sofort befördert werden, so daß man die Antwort bisweilen nach einigen Minuten bereits eintreffen sieht. Die elektrotelegraphische Stadtpostcompagnie Londons erklärt täglich 10,000 Botschaften von jedem einzigen Büreau empfangen und versenden zu können. Freilich hat man auch einen Apparat, der 600 Buchstaben in der Minute leistet. Ferner bestehen in London ganze Bündel isolirter Drähte, welche einzeln an Privatleute vermiethet werden. Alle namhaften Büreaus, Feuer-, Wasser-, Polizei- und Staatsbehörden und die Organe aller größeren Corporationen, wie alle größeren Geschäftsmänner stehen durch das ungeheure Drahtmaschennetz mit einander in Verbindung. (Unsere Tage, 63. Heft).

Doch muß man nicht allzuneidisch sein und — warten. Bei uns geht Manches langsamer wie im Westen, wie wir an unsern Droschkenreformen, Wasser- und Gasleitungen noch in den letzten Zeiten genugsam erfahren haben. Daß das Tempo accelerando geht, kann man trotzdem

an manchen andern Symptomen des Verkehrswesens erfahren z. B. an den neuerdings eingeführten Postmarken ins Ausland, an der Erleichterung der Versendung von Büchern u. A., worauf wir später einmal vielleicht zurückkommen werden.

Die Anklage auf Separatismus.

Michael Nikiforowitsch Katkow ist ein großer Publicist, aber das Schlachtroß, das er seit zwei Jahren reitet, verrennt sich auch manchmal auf Holzwegen.

Ehedem hatte er ein anderes — von englischer Race, Namens „Selfgovernment", auch „Decentralisation" genannt. Wir erinnern uns gern daran, mit wieviel Sachkenntniß und wissenschaftlichem Ernst der von Katkow redigirte „Russki Westnik" jahrelang dieses große Princip seinen Lesern verständlich zu machen bemüht war. Und konnte es auch ein berechtigteres geben gegenüber dem polypenartig wuchernden Büreaukratismus, welcher, wie die meisten übrigen Staaten des europäischen Continents, so auch Rußland mit der Macht eines unabwendbaren Fatums erfaßt zu haben scheint? — Aber Michael Nikiforowitsch machte nicht viel Glück mit seiner Doctrin; es blühte gerade damals eine andere, mit dem Reize des verbotenen Mysteriums ausgestattete, nur auf Schleichwegen importirte, aber von dem Publikum gierig verschlungene Weisheit: der alle Realität übersliegende, die extremsten Zukunftsphantasien des Westens unvermittelt auf Rußland übertragende und nöthigen Falles durch die Beile vermitteln wollende Socialismus eines Alexander Herzen. Wenn der „Russki Westnik" dennoch eine der gelesensten Zeitschriften Rußlands wurde, so war das ein succès d'estime in Folge der anderweitigen guten Eigenschaften desselben; ans Herz der Nation zu greifen blieb die Geschichte vom Selfgovernment ohnmächtig.

Was aber geschah weiter? Die fast revolutionäre Werdelust des russischen Nationalgeistes führte zu den kritischen Symptomen der Jahre 1861 und 1862: den Studentenkrawallen und der Auflösung der St. Petersburger Universität; den Feuersbrünsten in der Residenz, in denen man ein politisches Verbrechen vermuthete; den von unsichtbaren Händen verbreiteten Proclamationen wahrhaft tollhäuslerischen Inhalts. Michael Nikiforowitsch ist ein viel zu positiver Kopf, als daß er nicht die Hohlheit dieses ganzen Wesens von Haus aus hätte einsehen sollen; den richtigen Moment ergreifend, eröffnete er eine Polemik gegen den in London sitzenden Obersten aller destructiven russischen Geister. Das Ueberraschendste und Wirksamste aber war die Möglichkeit einer solchen Polemik überhaupt, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, denn bis dahin hatte der Name Herzen in Rußland gar nicht gedruckt werden dürfen; auch geschah es, wie Katkow selbst uns kürzlich erzählt hat, daß der Censor, welcher seinen ersten Artikel gegen Herzen durchgelassen, „bald darnach eine anderweitige amtliche Verwendung erhielt". Indessen, die Bahn war gebrochen, mit dem Mysterium schwand auch der Zauber und bald fand das bezügliche Verdienst des „Russki Westnik" die gebührende Anerkennung, sowol in den weiteren Kreisen des russischen Publikums als auch in denjenigen engeren, welche die erwähnte anderweitige Verwendung des Censors zunächst — gebilligt haben mögen. — Doch noch weiter sollte Michael Nikiforowitsch es bringen. Der turbulente polnische Adel hatte unterdessen eine wirkliche, bewaffnete Revolution in Scene gesetzt; nichts vergessen und nichts lernen könnend, träumte er von einer Wiederherstellung innerhalb der Grenzen vor 1772 (alte Kurland miteinbegriffen). Durch diese Prätensionen mußte das russische Nationalgefühl auf's tiefste beleidigt werden, aber das Organ, in welchem es zu seinem adäquaten Ausdruck gekommen wäre, fehlte ihm noch. Denn, von Herzen gar nicht zu reden, der immer mit den Polen conspirirt hatte und gegenwärtig zu einem Scribenten bloß im polnischen Interesse herabgekommen ist, so hatten sich auch die Slavophilen und fast alle übrigen literärischen Gruppen zu tief in das Nationalitäts- d. h. Racenprincip eingelassen; die Slavicität der Polen war für sie das überwiegende Moment und sie konnten sich nicht entschließen, ihnen mit denselben herzlichen Hasse zu vergelten, den Jene dem „Moskal" geschworen haben. Wiederum war Katkow gescheidter als die Andern; mit Entschiedenheit stellte er sich auf den rein politischen Standpunkt, die Feinde des Staates waren ihm einfach Feinde, gleichviel ob nach Schafariks „Racenkarte" zur slavischen

Völkerfamilie gezählt oder nicht; nicht „slavisch" sondern „russisch" ist ihm heilig; mit dem ersteren dieser beiden Worte macht er gar keinen Staat — ebenso wenig als mit dem bei Anderen so beliebten vorpetrinischen Alterthum. Dagegen hat er es sich angelegen sein lassen, gleichsam den Geist von 1812 wieder heraufzubeschwören, d. h. den mit dem Staate, seiner Macht und seinen Grenzen sich identisch fühlenden und vor allem zur Abwehr gerüsteten Nationalgeist. Das war ein zündender Funke, und so wurde Katkow der russische Publicist par excellence, besonders seitdem er auch die Redaction der Moskauschen Ztg. an sich gebracht hatte und durch die Einmischung der auswärtigen Mächte in die polnische Angelegenheit seinem patriotischen Eifer ein noch dankbareres Feld gegeben wurde.

Als nun die kränkenden Einschüchterungsversuche der fremden Staaten abgeschlagen waren und es mit dem polnischen Aufstande zur Neige ging — Dank der muthigen Haltung der auswärtigen Politik Rußlands und Dank gewiß auch der das russische Nationalgefühl zu einer achtunggebietenden Macht anschwellenden Moskauer Ztg. — da hatte Michael Nikiforowitsch den geistreichen Gedanken, die bisher mit ebensoviel Recht als Glück verfochtene These zu generalisiren. Freilich, abgesehen von den Polen war in dem Reiche, das ein Siebentel des Erdbodens einnimmt, kaum etwas zu finden, das auch nur dem Schatten von Revolution und Hochverrath ähnlich gesehen hätte, aber — giebt es nicht Ukrainophilen, die eine Monatsschrift und noch andere Bücher in ihrem Patois herausgeben? — und Finnland, das nur in dem Verhältniß der Personalunion zu Rußland zu stehen vermeint? — und die Kur-Est-Livländer, die auch irgend welche aparte Institutionen haben und werth halten? — wie wäre es, wenn man diese Alle mit den Polen zusammen einem höhern Begriffe unterstellte? — das Nationalgefühl, die Begeisterung für die Größe und Einheit des Staates ist gerade mächtig angeregt, es läßt sich darauf speculiren — der gesuchte höhere Begriff ist auch leicht gefunden, man benenne ihn z. B. Individuationstrieb, Besonderungsstreben, Separatismus, und so wird sich das Instrument, auf welchem man sich so vortrefflich eingeübt hat, noch eine Weile lang fortspielen lassen!

Oder vielmehr, das einmal aufgezogene Instrument spielt von selbst fort. Denn die Dinge sind mächtiger als die Menschen, „man glaubt zu schieben und man wird geschoben." Auch in dem Kopfe eines gewesenen Professors der Philosophie (das ist Katkow) giebt es unbewußte Acte der Ideenassociation oder des Generalisirens von Begriffen. „Separatismus" ist nun einmal

das oberste Denkprincip des gewesenen Philosophen geworden, er sieht ihn überall und verfolgt ihn unter allen Gestalten. Man nehme der Mosk. Ztg. diese ihre Specialität, und sie wird wie eine andere russische Zeitung; es ist nur natürlich, daß sie die Idee, welche ihr eine hervorragende Bedeutung gegeben hat, instinctiv festzuhalten sucht, selbst bis dieselbe zur fixen Idee ausartet. —

Nachdem das finnländische Thema, über dessen Grund oder Ungrund wir uns jedes Urtheils enthalten, erschöpft war, glückte es der Mosk. Ztg., eine „livländische Frage" in Scene zu setzen, und sie hat dieselbe seitdem bei verschiedenen Anlässen schon von mehreren Seiten angegriffen, immer mit derselben Conclusion auf „Separatismus" und, wie man uns sagt, immer mit dem größten Effect bei dem russischen Publikum. Noch fernerer Variationen müssen wir gewärtig sein, und zwar unsrerseits, was wir auch sagen oder thun mögen, in fast wehrloser Lage dastehend. Wer auf „Separatismus" anklagt, also als Anwalt des patriotischen Hauptinteresses der Nation auftritt, wird vor dem Forum des russischen Nationalgefühls von vornherein Recht haben und der die wirkliche Sachlage kennende Kur-Est-Livländer gewöhnt sich schon immer mehr daran, der anschwellenden Fluth der großrussischen öffentlichen Meinung nichts als einen indianischen Stoicismus entgegensetzen zu können. Und so möchten auch wir — bei diesem Punkte der Betrachtung angekommen — die Feder schon gern wieder aus der Hand legen, wenn wir uns nicht versucht fänden, eine berichtigte Begriffsbestimmung dessen, was den Gegnern als „Separatismus" erscheint, zu geben und dadurch die Sache an der Wurzel zu fassen — immerhin auch dabei, hinsichtlich der Wirkung über die Provinzialgrenzen hinaus, uns keinerlei Illusionen machend.

Was ist der wesentliche Unterschied der hiesigen Verfassungs- und Verwaltungsformen von denen der großrussischen Gouvernements? — Etwa der, daß es hier, im Lande der mittelalterlichen Trümmer und polnisch-schwedischen Findlingsblöcke, mehr Rechtsungleichheiten, Privilegien und corporative Ausschließlichkeiten giebt als drüben, in jener großen Ebene, die für alle beliebigen Neubauten fast unbeengten Spielraum zu bieten scheint? — So ist es freilich, leider so ist es! Wir haben es nicht verstanden, das Feld rechtzeitig von den hinderlichen Trümmerstücken zu reinigen und müssen es jetzt büßen. Aber die Sache hat auch noch eine andere Seite, deren Erläuterung an die folgende, vor einiger Zeit in Petersburg coursirende Anekdote angeknüpft werden mag.

Als die neue Provinzialordnung (земскія учрежденія) veröffentlicht wurde, unternimmt es der Civilchef irgend eines großrussischen Gouvernements einer Gesellschaft von Edelleuten den Zweck und Sinn dieser großen Reform zu erklären; da er unter Anderem darauf zu reden kommt, daß den neuen Delegirtenversammlungen das Recht zustehen werde, in allen das Interesse des Kreises oder Gouvernements betreffenden Angelegenheiten „Projecte" auszuarbeiten und bei der Regierung einzureichen, da erheben sich mehrere der Zuhörer entrüstet: „wie? noch Projecte sollen wir machen? wozu sind denn die Staatsbeamten da?" — Jeder, der Rußland kennt, wird zugeben, daß diese Geschichte wenigstens wahr sein **kann**, und wie unmöglich wäre sie in den Ostseeprovinzen! Wo irgend unseren Corporationen, mögen sie aus Edelleuten, Kaufleuten oder Handwerkern bestehen, das Recht der Initiative bei der Gesetzgebung zusteht, da wahren sie es als ihren kostbarsten Schatz, und wo irgend ihnen von der Regierung die Gelegenheit, mitzurathen, gewährt wird, da ergreifen sie dieselbe dankbar und eifrig. Und wie bei der Gesetzgebung, ebenso ist es in der Praxis der Rechtspflege und Verwaltung. Es ist eine von der russischen Publicistik selbst oft genug erhobene Klage, daß die durch die Constitution Katharina's geschaffenen Adelsversammlungen die ihnen verliehenen ansehnlichen Rechte nur schlecht oder gar nicht zu nutzen verstanden haben, und in Bezug auf die demnächst in's Leben tretende neue Provinzialordnung ist auch schon die Befürchtung laut geworden, daß in vielen Gouvernements das geschenkte schöne Gefäß vor der Hand ziemlich inhaltslos bleiben werde, während bei uns der von innen herauswachsende Trieb der Selbstverwaltung nicht nur die gegebenen Formen auszufüllen pflegt, sondern auch nicht selten durch dieselben sich noch beengt fühlt. Um sich den ganzen Unterschied an einem Beispiele anschaulich zu machen, denke man nur an unsere provinziellen Bodencreditbanken, die schon seit dem Anfang des Jahrhunderts bestehen, **ohne alle Staatscontrole** immer ordentlich und einsichtig verwaltet wurden und höchst wohlthätig gewirkt haben, und sehe dann zu, wie bei den Gutsbesitzern aller übrigen Gouvernements das Ding auf keine Weise anschlagen will, soviel Mühe sich auch die Regierung seit einigen Jahren darum giebt. Aehnliche gemeinnützige Institute aber, die ohne Zuthun des Staates von unseren politischen Corporationen oder von den betreffenden Gesellschaftsgruppen selbst, je mit größerem oder geringerem Erfolge, immer aber in der zuverlässigsten Weise und mit den geringsten Verwaltungskosten besorgt werden, haben wir noch viele (Riga-

sches Börsencomité, Polytechnicum, ritterschaftliche Oberlandschulbehörde, Hagelversicherungsverein, Briefpostorganisation des Wendenschen Kreises u. s. w.) und überhaupt ist zu sagen, daß bei uns die Summe der gratis verrichteten Staatsarbeit größer ist, nicht nur als im übrigen Rußland, sondern auch als in vielen Ländern des Westens, so daß noch unlängst ein preußischer Landrath, der als Schriftsteller über Agrarsachen namhaft ist, ein Buch geschrieben hat*) in welchem er als die entgegengesetzten Pole der modernen Staatsentwickelung Frankreich und Kurland einander gegenüberstellt ersteres als das klassische Beispiel der bösen Centralisation, letzteres als das nicht minder vollkommene Muster der guten Selbstverwaltung. Das ist freilich eine lächerliche Uebertreibung und für Kurland zuviel Ehre**), aber doch auch, deductis deducendis, ein schätzbares Zeugniß. — Und nun! nehmen wir dagegen ein beliebiges großrussisches Gouvernement: wenn da einmal von einer gemeinnützigen Einrichtung die Rede ist, welche die Gesellschaft von sich aus besorgen soll, so fehlt es bald an jener Geduld und Mühseligkeit, die auch die Kleinheit der Anfänge nicht verschmäht, bald an gegenseitigem Zutrauen, und niemand hat Lust das Werk anzugreifen; kommt es aber dennoch zu Stande, so pflegt es sich, glücklichsten Falles, über kurz oder lang in eine Staatsanstalt zu verwandeln. Anders als vermittelst der bezahlten, durch die Aussicht auf Rang und Orden und durch die Stufenreihe der Controle zusammengehaltenen Beamtenhierarchie geht dort nun einmal fast gar nichts. Was Wunder, wenn denn auch durch das Gesetz selbst (s. Provinzialgesetzbuch für die Ostseegouvernements) die Grenzen unserer ständischen Berechtigung an der Gesetzgebung und Verwaltung weiter gesteckt sind als die der Adelsversammlungen und Stadträthe nach der Constitution Katharina's und auch als die der repräsentativen Körperschaften nach der neuen Provinzialordnung! Bei Abfassung der letzteren in noch liberalerer Weise vorzugehen, als die Staatsregierung schon gethan hat, wird ihr in Berücksichtigung des gegebenen Sitten- und Bildungsmaterials eben als unmöglich erschienen sein.

---

*) Lavergne-Peguilhen, Socialpolitische Studien. Berlin 1863.

**) Was würde dieser Lobredner der neben- und ehrenamtlichen Staatsarbeit erst gesagt haben, wenn er auch nach Estland gekommen wäre und gesehen hätte, wie dort der Hakenrichter sein Amt nicht nur gratis bekleidete, sondern noch für Besoldung des Notärs, Kanzelleimaterialien u. s. w. eine jährliche Zubuße von 500—700 Rbl. zu tragen hatte?

Wir wollen uns hüten, nach dem Beispiel einiger unserer Gegner die Gerechtigkeit weniger zu lieben als den rhetorischen Effect und haben daher folgende Zwischenrede einzuschieben. — Nicht dem russischen Volke im engern Sinne des Worts ist die Unfähigkeit zur Selbstverwaltung vorzuwerfen; ganz im Gegentheil! — der russische Bauer, wenigstens der großrussische, versteht sich darauf vorzüglich, und das Emancipationswerk vom 19. Februar 1861 hat dieser seiner Fähigkeit gebührende Rechnung getragen: die gegenwärtige russische Gemeindeordnung ist so liberal, daß die parallelen Bestimmungen unsrer baltischen Bauergesetzbücher dagegen in tiefem Schatten zu stehen kommen. (Eine neue Gemeindeordnung ist eines unserer dringendsten Bedürfnisse). Auch die aus dem Bauernstande sich rekrutirende städtische Arbeiterklasse in Rußland zeigt bekanntlich einen bewunderuswerthen Associations- und Selbstverwaltungsgeist, und wir wissen endlich auch, daß in den letzten Jahren hie und da unter dem russischen Adel ein neuer Geist sich zu regen begonnen hat, der Geist eines auch den localen Aufgaben sich zuwendenden Patriotismus. Aber alle diese Erscheinungen bilden erst elementare Anfänge zu dem, was bei uns eingelebt und alltäglich ist, und niemand wahrlich kann diesem Anfange mit mehr Wärme einen glücklichen Fortgang wünschen als gerade wir Ostseeprovinziale; denn erst wenn es dem richtig verstandenen Princip der localen Selbstverwaltung — einer möglichen Uebertreibung desselben würden auch wir nicht das Wort reden — gelingen sollte, im ganzen Reich sich zu consolidiren, erst dann würden wir davor gesichert sein, um seinetwillen des „Separatismus" verklagt zu werden.

Denn das eben ist's, das ist der den Anklägern unverständliche Kern der Sache! Nicht um den „status in statu" (wie gewisse Gegner sich ausdrücken) handelt es sich in dieser Frage, sondern nur um ein gewisses Maß von communaler und provinzialer Selbstverwaltung — im Gegensatz zu einem bis in die letzte Peripherie des Staatsorganismus durchsickern wollenden Büreaukratismus.

Der Trieb nach Selbstverwaltung ist's, der jedem Kur-Est-Livländer im Blute steckt und mit seinen Nerven verwachsen ist, auch wenn der wahre Begriff der Sache ihm nicht zu klarem Bewußtsein gekommen sein sollte. Wenn er z. B. das veraltete, wirthschaftlich schädliche und dem modernen Rechtsbewußtsein hassenswerthe Corporations- und Privilegienwesen für etwas an sich Werthvolles hält, so ist das nur eine traditionelle Maske, in welche sich ihm jener edle Trieb verkleidet hat. Und wenn so Vielen

von uns das positive Staatsrecht, das Recht der Tractaten und Capitulationen die letzte Grenze ihres Denkens ist, so ist das wiederum nur ein mit schon habituell gewordener Handbewegung vorgehaltener Schild, eine Verwechslung des schützenden Schildes mit dem zu hütenden Schatze. Wenn einst keine Mosk. Ztg. mehr den Neid gegen uns aufzustacheln bemüht sein wird, dann werden auch die erwähnten Masken um so weniger Existenzgrund haben; aber auch umgekehrt! je entschiedener wir unsrerseits den wesentlichen Gehalt von den unwesentlichen Formen zu unterscheiden uns entschließen, desto bessere Aussicht werden wir haben, den ersteren nach seiner wahren Bedeutung gewürdigt und uns freundlich gegönnt zu sehen.

Der centralisirende Staatsabsolutismus mit der aus ihm sich ergebenden Büreaukratie war einst der Rettungsact der Menschheit aus dem unleidlich gewordenen Wuste des Feudalismus. Seitdem bis auf den heutigen Tag hat die neue Staatsform Zeit gehabt, nicht nur ihre guten Früchte zu tragen, sondern auch einige minder gute. Gerade als die Zuletztkommenden möchten wir nun die von der Geschichte gezogenen Lehren für uns nutzbar machen und, gleichsam zwischen Scylla und Charybdis durchschiffend, einerseits die nothwendig gewordenen Negationen vollziehen, ohne andrerseits das bei uns noch lebendige Wesen der communalen und provinziellen Selbstverwaltung zu opfern. Das ist unsere „eigenthümliche“ Aufgabe, um deren Lösung der Herausgeber des „Russki Westnik“, der ehemalige Vorkämpfer des Selbstverwaltungsprincips für Rußland, leider — kein Verdienst hat haben wollen.

Einige außer dem obigen Zusammenhange stehende Bemerkungen, die wir längst gegen die Mosk. Ztg. auf dem Herzen haben, mögen noch bei dieser Gelegenheit angebracht werden. —

Unter den Symptomen unseres „Separatismus“ steht der Moskauer Zeitung der angebliche Unionismus der drei Ostseeprovinzen in erster Reihe; angenommen nun, diese Provinzen gingen in ihrem Unionsbestreben bis zur äußersten denkbaren Grenze d. h. sie wünschten zu einem Gouvernement gemacht zu werden — was wäre denn daran das Gefährliche? Würde diese neugeschaffene administrative Einheit an Flächenausdehnung und Volkszahl das übliche Maß der Gouvernements im russischen Reiche etwa in bedenklicher Weise überschreiten? Man nehme folgende statistische Data!

Wenn man alle Gouvernements und Districte des europäischen Rußland nach der Volksmenge unter einander stellt, so nimmt Livland in dieser Reihe die 38-ste Stelle ein, Kurland die 45-ste, Estland die 48-ste, und nur Olonez und Archangel haben eine noch geringere Bevölkerung als Estland. Nach dem Flächenraum aber gestellt, kommen Kurland und Estland, als die kleinsten von allen, ganz ans Ende zu stehen, während Livland die 34-ste Stelle einnimmt. — Denkt man sich Kur-Est-Livland zu einem Gouvernement zusammengefaßt, so gäbe es immer noch 8 andere Gouvernements (Wiatka, Perm, Orenburg, Kiew, Poltawa, Tambow, Woronesch, Kursk), deren jedes eine größere Einwohnerzahl aufzuweisen hätte, und 11 Gouvernements oder Districte, welche an Flächenausdehnung voranständen.

Wenn aber nicht in der Größe des vorausgesetzten Complexes, worin sonst soll denn die Gefahr bestehen? Nun aber kommt hinzu, daß man noch gar nicht in Kur-Est-Livland die Verschmelzung zu einem Gouvernement gewünscht hat, vielmehr nur an eine gemeinsame oder doch parallel gehende Behandlung der meisten diese Provinzen betreffenden Angelegenheiten von Seiten der Staatsregierung gewöhnt ist, dieselbe beibehalten zu sehen wünscht und dadurch zu immer größerer Ausgleichung der Institutionen zu gelangen hofft. Die Mosk. Ztg. freilich wußte nichts von einem solchen ausgleichenden Verfahren der Regierung. Durch die Rigasche Zeitung wird sie jetzt eines Besseren belehrt sein; die betreffenden Argumente brauchen also hier nicht wiederholt zu werden. Warum denn, fragt es sich, sollte man auch mit Fleiß darauf aus sein, z. B. die Gemeindeordnungen in Liv- und Kurland verschieden zu machen und den Letten, sobald er die Düna überschreitet, auf möglichst unähnliche Einrichtungen stoßen zu lassen? Da müßte doch aller Menschenverstand aufhören!

Doch die Mosk. Ztg. denkt bei ihrer Perhorrescirung des baltischen Unionismus unter Anderem auch an den „vereinigten Landtag", welches Wort sie von der Dorpater „Pythia" vernommen hat. Wir könnten ihr sagen, welche besondere Bewandtniß es damit hat. Jenes der Mosk. Ztg. unwillkommen-willkommene Wort ist unter uns überhaupt erst zu Anfang des Jahres 1862 aufgekommen; aber wahrlich, es ist schon damals wenig Ernst damit gewesen. Aus der nämlichen Zeit existirt auch ein in Leipzig gedruckter angeblicher Brief eines Kurländers aus Belgien, welcher dasselbe Thema weiter ausgesponnen hat und insofern nicht uninteressant ist, als er den Entstehungsgrund dieser Chimäre offenbart; denn in der That ist sie nur in Beziehung, respective im Gegensatz zu den noch viel extra-

vaganteren Ideen, die um jene Zeit in russischen Köpfen umgingen, als entstanden zu denken. Das schnell wieder vergessene Wort tauchte später nur einmal noch im Dorpater Tagesblatt auf, bei Gelegenheit einer der künstlichen und oft sehr kühnen Constructionen, wie eben die „Pythia" sie liebte, — und dort hat, wie gesagt, die Mosk. Ztg. es aufgefangen, um so heterogene Dinge, wie diesen, doch nur bei einer Verschmelzung der drei Gouvernements in ein einziges denkbaren, also sehr unpraktischen „vereinigten Landtag" und unsere sehr reale und sehr legale Centraljustizcommission in einen Topf zu werfen. Mit demselben Rechte könnte man etwa auch dem gegenwärtigen russischen Publikum allen 1861 und 1862 bei ihm umgegangenen „Schwindel" anrechnen: das ist eine Erwägung, welcher die Mosk. Ztg. sich nicht entziehen möge, wenn sie je wieder auf den „vereinigten Landtag" zurückkommen sollte. Wie dem aber auch sei: weder in diesem Punkte, noch in irgend einem andern bekennen wir uns jenes „Separatismus," womit man den Löwen des russischen Nationalgefühls weckt, schuldig. Denn, um es nochmals zu sagen, unsere angeblich „separatistischen" Tendenzen sind nichts als der Trieb nach derjenigen localen Selbstthätigkeit, die nach der Erfahrung aller Länder und Jahrhunderte auch für das Staatsganze nur heilsam sein kann. Ueber die mit dieser unserer Hauptangelegenheit sich complicirende Sprachen- und Religionsfrage hat sich die Balt. Monatsschr. schon im Maiheft d. J. deutlich genug ausgesprochen, als über Schwierigkeiten, die eine tolerante Gesetzgebung, im Verein mit der fortschreitenden Bildung der Völker, einst glücklich zu lösen berufen ist. Wenn dagegen die Mosk. Ztg. ihre Klage über Auseinanderfallen des Reiches auch durch uns zu exemplificiren sich berechtigt glaubt, so ist darauf immer und immer zu erwiedern: wir Kur-Est-Livländer rühmen uns ein nicht unwichtiger Theil des Reiches zu sein, wir tragen seine Lasten gleich den Uebrigen (und vielleicht sogar in vorzüglichem Maße), wir haben seine Schlachten mitgeschlagen (und wahrlich nicht als die Schlechtesten), Riga hat 1812 gebrannt wie Moskau — und wir sind entschlossen, die Einsicht in die bleibende geschichtliche Nothwendigkeit dieses Verhältnisses uns nicht verbittern zu lassen, wie sehr man es auch darauf anlege!

Redacteure:
Th. Böttícher. A. Faltin. G. Berkholz.

Italien.

Ansichten und Streiflichter

von Victor Hehn.

(Schluß.)

VIII. Pro populo Italico.

Sollen wir jetzt auch über das Menschenleben in Italien einige Worte hinzufügen, so ist dasselbe so oft von Reisenden geschildert — da es weniger zu verbergen scheint als anderswo — und von Halb- und Ungebildeten, auch wohl von Interessirten so widersprechenden Urtheilen unterworfen worden, daß man sich mehr abgeschreckt als aufgefordert fühlt, dies Thema von neuem zu behandeln. Wer an der folgenden apologetischen Darstellung Aergerniß nimmt, der findet den gewünschten feindseligen und wegwerfenden Ton zur Genüge in Schriften und Tagesblättern einer gewissen Art (z. B. in Bogumil Goltz, „des deutschen Kleinstädters von der preußisch-polnischen Grenze," bekanntem Buche: Der Mensch und die Leute, Leipzig 1858).

Ganz allgemein gesprochen ist der Mensch in Italien von schönerer, edlerer Race als der germanische Nordländer. Damit wollen wir nicht sagen, daß nicht in einer bestimmten Phase des allgemeinen Kulturprozesses der Menschheit ein Stamm von gröberem Stoffe fähiger sei, die von dem Moment geforderte Arbeit zu verrichten, die dem Jahrhundert grade vorliegende Aufgabe zu lösen und folglich die Herrschaft zu führen, sondern nur, daß der Italiener in der Stufenreihe, die von den niedersten Typen zu immer edlern Organismen aufwärts führt, eine höhere Stelle

einnehme, eine geistigere, reicher vermittelte Menschenbildung darstelle als z. B. der Engländer. Eine zweite Beschränkung ist in folgender Regel enthalten. Man hüte sich wohl, bei Vergleichung von Völkerindividuen eine zu kurze Entwickelungsreihe oder eine willkürlich gewählte Epoche zu Grunde zu legen: ein im Uebrigen unparteiischer Beobachter, der aber etwa im siebzehnten oder in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hätte, würde ohne Zweifel die Sphäre des deutschen Genius zu eng umgränzt und Deutschlands poetischen und wissenschaftlichen Beruf, der sich gegen Ende des letztgenannten Jahrhunderts so glänzend bewährte, nothwendiger Weise verkannt haben. Würde nicht, wer nur die Zeit Dante's und die kolossalen Quadern florentinischer Stadtburgen oder die Epoche Benvenuto Cellini's und Michelangelo's im Auge hätte, die Toskaner für ein Heldengeschlecht halten, sie, denen man jetzt, je nachdem, Milde nachrühmt oder Weichlichkeit vorwirft? Wer errieth in den tändelnden, frivolen Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts die Charakterenergie und die ungeheure geistige Productivität der Revolution? Ganz ebenso ist für den jetzigen Beurtheiler Gefahr vorhanden, daß er etwaige Mängel des italienischen Charakters, die vielleicht nur die ephemere Folge politischen Mißgeschickes sind — denn es ist nicht wahr, daß ein Volk sich seine Geschichte allein aus dem Grunde seines Naturells herausschaffe, diese resultirt vielmehr auch aus der allgemeinen Weltlage — eben diesem Naturell zur Last lege und eine unter günstigen Umständen vielleicht große und glänzende Zukunft außer Rechnung lasse.

Der Deutsche, wenn er Italien betritt und den Italiener sprechen, handeln, in Ruhe und Geschäft sich darstellen sieht, erhält durchaus den Eindruck einer ganzen und unmittelbaren Existenz, deren Aeußerungen sich in natürlichem Flusse nothwendig und leicht vollziehen — sowohl geistig als leiblich. Er selbst, der Sohn des Nordens, ist ein so schwankendes, gebrochenes Geschöpf: Dämmerschein des Bewußtseins reicht bei ihm bis in die Tiefen, wo die Gefühle, die Entschlüsse geboren werden, und kränkelt ihnen im ersten Keime Blässe und Unbestimmtheit an; bald ergiebt sich ein Ueberschuß des Geistes, wo allein organische Function sich vollziehen sollte, bald ist ein Glied, eine Muskelbewegung, ein Gesichtszug von der Seele gleichsam nicht durchleuchtet, von ihr unabhängig, also eckig, roh, plump, mechanisch, bald endlich ist der ganze Apparat von Anfang an grob construirt und reagirt gegen die Reize der Welt zu langsam oder gehorcht den Regungen des Gehirns nur spät und gleichsam widerwillig. Anders

bei dem Menschen südlich der Alpen, dem Italiener. Seine Erscheinung drückt eine Geistes- und Empfindungsfülle aus, die bei Bildung des organischen Leibes in ihrem Erguß nicht aufgehalten worden, sondern sich volles sinnliches Formdasein gegeben hat. Der physiognomische Typus ist edel; alles eigentlich Brutale ist getilgt und tritt nie, auch in unbewachten Augenblicken nicht wieder hervor. Man vergleiche die Bildnisse Tizians mit den gleichzeitigen Holbeins oder das große an Portraitfiguren reiche Gemälde von Bonifazio: Uebergabe der Schlüssel von Verona an den Dogen von Venedig — mit der Zusammenstellung von Reformatoren und ihren Zeitgenossen bei Lucas Cranach: dort die prächtigsten Charakterköpfe, hier lauter treue, viereckige Doggengesichter. Wären die Modelle zu den beiden Mädchenköpfen von Riedel in der Münchener neuen Pinakothek wohl in Deutschland zu finden gewesen? Das italienische Knochengerüst ist feiner als das deutsche; reineres Gleichgewicht trägt jeden Theil; elektrisch, blitzartig zuckt jede Lebensregung, jede Gemüthsaffection durch das Nervennetz und die Muskelfaser. Hier ist die Heimath schöner Gesangstimmen, ein Zeichen edler Organisation. Die Rede ist taktvoll, das Verständniß schnell, das Benehmen angemessen, Haltung und Anstand von angeborener, ungesuchter Würde. Der Geringste aus dem Volke braucht Wendungen, bewegt sich in Formen, faßt sich mit einer Geistesgegenwart, daß der schwerfällige deutsche Gelehrte, dem Vieles gegeben ist, nur nicht der feine Sinn für Takt und Darstellung, den Kopf schüttelt und wohl auch hin und wieder, ohne es sich gestehen zu wollen, von dem beschämenden Gefühl der eigenen Inferiorität beschlichen wird. Man richte dagegen z. B. an den hannöverschen Bauern eine Frage: es vergehen Minuten, ehe das Wort bis an sein Gehirn gelangt, dort die nöthigen Veränderungen bewirkt und dann gewöhnlich als ein langgedehntes „Kannitverstan" oder als Gegenfrage wieder zurückkommt. Nicht bloß seine Geistesoperationen gehen langsam von statten, auch die begleitenden Gebärden tragen die Spuren der Arbeit, erscheinen wie Druck, Schlag, Schub, Zug oder wie von der Gravitation niedergezogen. In Italien aber stellt sich der Bettler selbst als ein König im Elend dar; nachlässig hingegossen sitzt in reinen Sculpturlinien das Mädchen auf dem abgebrochenen Säulenstück am Wege, sinnend ruht der klare Blick des am Stabe gebogenen Hirtenjünglings auf der Ferne, in einfältiger Majestät schreitet die Frau mit dem Säugling im Korbe auf dem Haupt, trotzig steht der junge Bursche da, beide Hände in den Gürtel gesteckt — lauter herrliche Heldengestalten,

Bilder aus dem Alterthume und seiner Kunst. In keinem Lande wissen die Frauen des Volkes ihr Haar so reizend, mit so edler Simplicität aufzustecken als in Italien, nirgends der Mann den Mantel umzuwerfen, die Lumpen selbst mit Stolz zu tragen wie hier. Man sehe dort die Gruppe Männer auf dem Markte, tief verhüllt, mit spitzen Hüten auf dem Haupt, ernst und schwarz, halblaut Worte austauschend — ob es nicht Römer des Forums sein könnten, ehrfurchtgebietende Senatoren, Republikaner in der Verschwörung? Dort die Mädchen, nach dürftiger Musik unter freiem Himmel auf staubiger Landstraße tanzend — welche Grazie, welches Maß, Bacchantinnen, Nymphen, direkt aus einem antiken Basrelief in die Wirklichkeit versetzt, mit demselben Faltenwurf, demselben Schwung der Linien, der Säume und Gewänder. Dort die andern, unten am Bache waschend, ihre bunten Tücher am Gesträuche aufhängend — ein reizendes Gewimmel von Farben, Beugungen und Neigungen der schlanken Leiber, fröhlichem Gelächter und wiederspielenden Schatten! Das alte Weib dort, dürr, quittengelb, mit spitzen Zügen, Runzeln in der pergamentartigen Haut und struppigem Haar — wie ist sie bei aller Häßlichkeit doch so charakteristisch, eine echte Hexe, die man gleich auf die Leinwand bannen möchte! In der Schenke hier — wie lustig ist der Weinrausch, wie voll launiger Possen, auch voll heftiger Leidenschaften, aber alles Andere eher als roh und gemein. Ueber einen eigentlich Trunkenen, wenn ein solcher sich finden sollte, — es wird in den meisten Fällen ein eingewanderter Handwerksbursch oder ein abgedankter Schweizersoldat sein — lacht niemand; Jeder wendet sich entrüstet weg und macht seinem Ekel mit einem puh! oder brutto! Luft. Man vergleiche italienische Volkskomik, die hier altheimische und je nach den Landschaften in eigener Gestalt auftretende Posse mit englischen populären Schauspielen, wo auf der Bühne Prügel und Besoffenheit den Nerv des Humors abgeben, indeß vom Zuschauerraum Wiehern, Grunzen und Heulen das Echo bilden. Man vergleiche italienisches Volksgedränge mit zusammengelaufenem englischen mob und beider Benehmen z. B. bei öffentlichen Hinrichtungen. Daß die vielen Volksschulen in Preußen, wo jeder Dorftölpel außer Lesen und Schreiben auch noch ein Schock Bibelsprüche auswendig gelernt hat, nicht schon menschliche Bildung geben und den Kern dieser nordischen Sandsteppenbewohner, über die der Freiherr v. Stein so ungünstig urtheilte, erweichen, haben zahlreiche Gelegenheiten, wo officielle Schaustellungen oder populäre Feste die Bevölkerung auf die Straße lockten, selbst in der Hauptstadt bewiesen. Nirgends offenbart

sich die Liebenswürdigkeit und Humanität des italienischen Volkes schöner als gerade bei öffentlichen Festen, wo Tausende zusammenströmen und ganz sich selbst und ihren eigenen Anstandsgefühlen überlassen sind. Im römischen Karneval — wenn er noch einmal zu Stande kommt — geht unter den dichten Massen Scherz und Ausgelassenheit aller Art und in aller Gestalt um; den Nächsten zu foppen, den Achtlosen zu überraschen ist die Losung eines Jeden, und doch — wird auch nur eine Scheibe zerschlagen, eine Dame gekränkt, wird ein Unmaß oder eine Ungebühr begangen als etwa von einem angereisten jungen Laffen aus Großbritannien? und verspottet sich nicht Jeder zugleich selbst mit, mit ächtem Humor, und giebt komisch sein Ernstes und Heiligstes preis, im Bewußtsein, daß es ihm doch unverlierbar ist? Und welcher angeborene Schönheitssinn schmückt und ordnet überall diese Feste, seien es Kirchenfeierlichkeiten oder ein Feuerwerk oder ein Fest der Blumen, wie das von Genzano, der Thiere, eines Madonnenbildes, um die Springbrunnen, bei einer Kapelle, außer der Stadt oder an einem bestimmten Tage und auf einem bestimmten Platze innerhalb derselben! Man hat oft von dem rohen niedern Volke im Schooß unserer großen Städte, wenn es einmal aufstünde und Herr würde, den Untergang der Civilisation und eine allgemeine Zerstörung befürchtet: ich weiß nicht, ob diese Gefahr einer angeblich an unser Thor pochenden Wildheit eine eingebildete ist oder nicht. Der Verfasser wohnte einmal einem Volksfeste in der großen von Napoleon erbauten Arena in Mailand bei, die viele tausend Menschen faßt und an diesem Tage bis auf den letzten Platz gefüllt war. Die ungeheure Menge war während der Tombola von den mannichfachsten wechselnden Gefühlen belebt, Neid, Freude, Spott, Jubel, Ueberraschung u. s. w., und „wie im Meere Well' auf Well'" lief der Ausdruck derselben in Händeklatschen, Ausrufen, Zischen, Gelächter durch die unabsehbar amphitheatralisch sich übereinander erhebenden Reihen. Das Schauspiel, das darauf folgte, war sehr schön, den wunderbarsten Theil desselben aber bildete für den Fremden jene menschlich heitere, mit angeborenem Takt sich selbst beherrschende, von keiner Polizeigewalt gehütete Zuschauerschaft. Hin und wieder, in langen Intervallen, stand ein unbeweglicher granatiere mit der Flinte da, mehr zur Zierde als zur Abwehr — das war Alles. Es war stockfinster, als das Schauspiel zu Ende ging und die Menge durch die Thore auswärts und zurückströmte. Aber auch die Nacht verleitete niemand zu irgend einem Unfug, selbst im Gedränge des Ausganges zu keinem jener Merkmale der Ungeduld, wie sie sich in

ähnlichen Fällen, z. B. in Hamburg, in Gestalt von Rippenstößen oder Faustschlägen dem Unglücklichen, der unter das Volk gerathen, kund thut. Und diese Mäßigung ist nicht etwa Phlegma, denn der Italiener ist im Vergleich mit dem lymphatischen Deutschen ein empfindlich reizbares, heißblütiges, heftig begehrendes und verabscheuendes Geschöpf. Völlig fremd ist ihm das deutsche Philisterium, ganz undenkbar das Temperament jener phantasielosen und politisch und religiös wohlmeinenden Söhne der Gewohnheit, die mit allen Tugenden der Gewöhnlichkeit ausgestattet, ehrenwerth durch Mäßigkeit der Ansprüche, langsam in der Auffassung, sich bescheidend in dürftigem Auskommen, die von den Vätern überkommene Last bürgerlicher Vorurtheile mit rührender Geduld ihr Leben lang weiterschleppen. Eben so wenig ist der Italiener durch Amt, Stand, Beschäftigung zu einem bloßen Fragment gemacht, das nichts enthält, als was das ihm aufgedrückte Berufszeichen aussagt. Solche verhockte, versessene, verkümmerte, schief gewachsene, in Akten- und Bücherstaub verdorrte, in Handwerks- und Gewerbesbanden verkrüppelte, in Haus- und Familiengeist verweichlichte halbe und Viertelsmenschen, wie bei uns, trifft man in Italien nirgends. Der Italiener, er treibe welches Geschäft er wolle, bleibt immer ein voller und ganzer Mensch. Die Gründe für diese Erscheinung sind mannichfach. Zuerst das milde Klima, der Aufenthalt im Freien, dann die mehr öffentliche Sitte, der sociale Sinn. Die Kinder laufen fast nackt herum, die Jugend verfließt fast ganz auf der Straße; dem armen Bauern, dem gedrückten Pächter leuchtet doch auch die warme Wintersonne; Lasten trägt sein Esel für ihn; seine Kleidung ist mehr ein loser Umwurf, in dem die Glieder sich frei bewegen; seine Frau ist nicht in die hundert Binden und Tücher gewickelt, er selbst nicht in die knöpfebesetzten Hosen und Wämser und die ungeheuren Ledercylinder, Stiefel genannt, gezwängt, wie Bauer und Bäuerin anderswo; beide begraben sich auch Nachts nicht in und unter die fürchterlichen Gänsefederbetten, in denen die Ausdünstung stockt. Der Schuster, der Schneider, alle Handwerker arbeiten halb oder ganz auf der Straße, sie nähren ihr Blut nicht mit der verdorbenen Luft hinter blinden Scheiben in der Ofenhitze oder gar in Kellerwohnungen, wie so oft der unglückliche deutsche Zünftler. In den Gegenden freilich, wo Malaria herrscht, da schwanken auch in Italien todbleiche Menschen umher; dafür aber fehlen Branntwein und Syphilis, diese beiden Würgengel der modernen Menschheit, oder gehen wenigstens in milderer Form um. Die barbarische Indianersitte des

Rauchens hat in Italien freilich sehr um sich gegriffen, wird aber wieder durch das Leben im Freien erträglicher gemacht; die häßliche Verirrung des Tabackschnupfens, wie es scheint aus Spanien eingeschleppt, ist aber bis auf die Dörfer hin verbreitet und ein Tribut, den auch Italien moderner Kulturbarbarei zollt. Da es in dem Lande noch wenig Fabriken und keine Kohlenminen giebt, so fehlen auch die Fabrikslaven und die englischen Kohlenarbeiter unter der Erde, diese Repräsentanten tiefster Entwürdigung unseres Geschlechts. Wie in allen romanischen Landen, sind sich auch in Italien alle Stände nahe gerückt und durch gleichen Anstand verbunden: der Offizier und der Gemeine sitzen in demselben Kaffeehause an demselben Tische; der Signore und sein Gärtner leeren gemeinsam in der Laube ihre Bottiglia; der Untergebene spricht höflich, doch nicht unterwürfig und kriechend mit dem Obern; der Bauer, wenn er auch oft einen durchdringenden Knoblauchgeruch um sich verbreitet, die arme Strohflechterin oder Seidenspinnerin, wenn sie auch arg von der Sonne gebräunt ist, bewegen doch die Arme und neigen das Haupt so vornehm, daß der Herr Fürst von Schwarzenstein, die Frau Gräfin von Eichenfels und die Baronin von Falkenburg, für so viel sie sich auch in ihrem Lande halten, gewiß von ihnen lernen könnten. Umgekehrt benehmen sich auch wieder die höhern Stände gegen die niedern mit einer Achtung und Zartheit, die nichts mit dem anderswo gebräuchlichen schroffen Uebermuth gemein hat. Zu alle dem, bei dem natürlichen Reichthum des Landes, die geringere Arbeit überhaupt, die zum Unterhalt der Menschen nöthig ist, die vielen Feste, das Pfaffenregiment mit seiner Maxime: „leben und leben lassen," die leichte Pflanzenkost, der heitere Sinn, der, wie schon Göthe bemerkt, über Weinländern in der Luft zu schweben scheint u. s. w. Hier krümmt sich der Mensch nicht unter der Peitsche der Noth, die im nordischen Winter einen Theil der Bevölkerung häßlich und blöde macht. Faulheit ist dem Italiener noch erlaubt und diese gütige Göttin erhält ihm seine Gesundheit.

Doch hier höre ich die Einwürfe, die Zweifel, die schon bisher mit Mühe zurückgehalten worden, von allen Seiten laut werden. „Die Italiener sind eine verschmitzte, tückische, geld- und rachgierige, zu fauler Bettelei geneigte, abergläubische, schmutzige, indolente, tief gesunkene Race" — so hat schon mancher Tourist und Bücher- und Zeitungsschreiber geurtheilt, sei es, daß er als gewesener Schweizer-Offizier das liberale Gesindel,

welches zu bewachen er bezahlt worden, pflichtschuldig verachtete*), sei es, daß er als Britte die technisch-ökonomische Zweckmäßigkeit des äußern Lebens, wie sie sein Vaterland in solcher Vollendung besitzt, in Italien vermißte, sei es, daß er als großsprecherischer Preuße alles besser wußte, wie in älterer Zeit Nicolai, in neuerer der schon genannte Bogumil Goltz, sei es endlich — die schlimmste Sorte von allen — als verkappter Schildknappe der Wiener Staatskanzellei oder des Münchner Klerus oder des unter den Flügeln beider gegründeten, auf die gebildete Dummheit mit Glück speculirenden großen Augsburger Fälschungslaboratoriums, das schon seit einem halben Jahrhundert bemüht ist, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen.

„Zur Bettelei geneigt" — leider wahr, wir können es nicht leugnen. Bettelei ist in den meisten Fällen süßer als Arbeit, und welche Nation wäre nicht dazu geneigt? Bettelei ist das charakteristische Zeichen des Dogmas, das auf den Himmel weist, und der feudalen auf Ungleichheit basirten Gesellschaft. Noch im vorigen Jahrhundert waren alle Straßen und Wege Europas mit Lumpen und Bettlern überfüllt und erst die centralistische Polizei, der man jetzt so viel Böses nachsagt, hat uns auf Spaziergängen und Reisen von dieser häßlichen Plage befreit. In Italien ist in der neuesten Zeit auch in dieser Beziehung ein augenfälliger Fortschritt gemacht worden. Die bisherigen Regierungen, sowohl die Bourbonen als die Vettern Lothringens, von Mönchen umgeben, nur darauf bedacht, ihre Herrschaft in Händen zu behalten, suchten die Quellen des Bettelwesens, Zoll- und Gewerbeschranken, Reiseverbote, Lotto, Klöster, andächtiges Nichtsthun, Wallfahrten, Almosen, kirchliche Speisungen und Schenkungen u. s. w., eher zu erweitern als zu verstopfen. — Ueber italienische Faulheit ferner richtig zu urtheilen, ist auch nicht so leicht, als Mancher wähnt, der nicht über den Schein hinauskommt. In welchem Lande freilich trifft man so viel Maulaffen in den Straßen, als hier — denen man zurufen möchte: Wollt Ihr gleich zur Arbeit, Tagediebe, was thut Ihr gaffen? Wo sind so viel Müßiggänger zu allen Tagesstunden in und vor den Kaffeehäusern versammelt, als in Italien? Da liegen mitten in der Arbeitszeit die Schläfer ausgestreckt auf den öffentlichen Plätzen, vor den Kirchenportalen, auf allen Stufen und Treppen; da sitzen ganze Reihen

*) Die Schweizer betrachten Italien überhaupt als ihre Domäne, die sie als Kaufleute und Fabrikherren nach Kräften ausbeuten. Man hat sie mit Recht die Armenier Italiens genannt. In Mailand hielten sie es mit den Oesterreichern und hatten auch sonst für die Freuden und Leiden des Landes und der Nation kein Herz.

Schaulustiger und verlieren die kostbare Zeit; bei dem geringsten Ereigniß und Wortwechsel auf der Straße strömt von allen Seiten der Chorus herbei, starrt mit schwarzen Augen neugierig hin und nimmt sich Zeit die Entwickelung abzuwarten. Wie schaffen sich alle diese den Unterhalt? Wer verrichtet die Arbeiten, von denen der Bestand der Gesellschaft abhängt? Muß nicht Verarmung und Entvölkerung die Folge sein? — Sieht man wieder umgekehrt auf die mühselige und sorgfältige Bodenbenutzung, bei der nichts verloren gehen, kein Augenblick versäumt werden darf, auf den Kampf des Menschen mit sterilem Felsengrund, auf das gespannte ländliche Pachtsystem, bei dem nur die äußerste Anstrengung die Familie vor dem gänzlichen Ruin retten kann — sind dies nicht auch Italiener? Wie unermüdlich ist der Handwerker, wie betriebsam der Kaufmann! wie jagt der Geschäftsmann unausgesetzt dem Erwerbe nach! wie überwältigt der Richter, der Advocat die schwere Last der Arbeiten! wie ist der Gelehrte in das Archiv, das Laboratorium, in sein Museum gebannt! Besuche macht man nur am späten Abend, um niemand in seinem Geschäfte zu stören — so sagt schon der ehrwürdige Mittermaier in einem Buche voll trefflicher Charakteristik *). Diese ungeheuren Mauern und zahllosen hochgethürmten Städte, diese Palläste, Brücken, Kunststraßen, Wasserbauten sind die Frucht italienischer Arbeit, so wie auch der trotz der allerungünstigsten Verhältnisse nicht unbedeutende Nationalreichtum durch productiven Fleiß hat erworben werden müssen. Die emsige Arbeit der Lombarden und Venetianer hat viele Jahre lang mit ihren Zwanzigern dem unersättlichen Wiener Fiscus Nahrung geben müssen, der wohl wußte, daß die italienischen Provinzen die reichsten des Kaiserstaates waren. Wir sehen die Italiener auf der Straße im müßiggängerischen Nichtsthun, blicken deßhalb auf sie herab und vergessen, wie viel Stunden wir ungesehen zu Hause in der Gemächlichkeit des Schlafrocks, mit Weib und Kindern, in bequemer Gemüthlichkeit, bei Lectüre der Gartenlaube, im Gespräche mit dem Vetter Michel, mit wenig Witz und viel Behagen verträumen und verdehnen, von der Bierkanne und dem breiten Schmausen gar nicht zu reden. Man schlage in Italien dem ersten besten Faullenzer auf der Straße ein Geschäft oder eine Hülfleistung vor, bei der etwas zu verdienen ist, man gebe ihm auf, eine Bestellung auszurichten oder ein schweres Gepäck zu tragen, und man wird sehen wie er aufspringt und mit Begierde, mit funkelnden

*) Italienische Zustände, Heidelberg 1844. S. 15.

Augen die dargebotene Gelegenheit zum Erwerbe ergreift. Denn man nenne ihn nun träge oder nicht, passive Bequemlichkeit liegt nicht in seiner Natur.

Aber nicht bloß faul, auch verschmitzt, tückisch, betrügerisch soll er sein; wälsche Arglist ist ein beliebtes Stichwort. Gewiß ist mancher deutsche Reisende, der in Italien noch ein Neuling war, arg übervortheilt und schmählich überlistet worden. Der ungeschlachte Fremdling, der nichts merkt, der die Rolle des Riesen in den alten Märchen spielt und am liebsten gleich dreinhauen möchte, reizt den Italiener unwiderstehlich zur Spitzbüberei. Dazu die Meinung von seinem ungeheuren Reichthum, mit dem er, der Barbar, doch nichts anzufangen weiß. Uebrigens darf das Benehmen der Facchino's und Oste's gegen den lordo aus England nicht verwechselt werden mit dem Verhalten der Italiener unter einander — da fällt viel weniger Betrug vor, denn sie kennen sich gegenseitig und der Versuch löst sich in Lachen auf; es ist wie ein Spiel des Witzes und Scharfsinns, in welchem Jeder den Andern zu übertreffen sucht. Wir glauben, daß der lebhafte Italiener gar nicht so weit Heuchler ist, daß nicht eine Tücke, die er im Herzen führt, in den Zügen seines Gesichts und dem Blick seiner Augen dem Menschenkenner sich verriethe. Auch widersteht er einer Berufung auf seine Ehre, auf Würde der Gesinnung, besonders wenn sie in etwas pathetisch-rednerischer Form auftritt, nicht leicht: da erwacht sein Stolz, da regt sich sein Sinn für das moralisch Große und Prächtige und man kann sicher sein, daß er aus dem Versteck hervortritt. Wer die Italiener zu nehmen weiß, der findet in ihnen die liebenswürdigsten und zutraulichsten Menschen, die, wenn man ihnen freundlich zuspricht, auch gern Vernunft annehmen; aber das hochfahrende Wesen der meisten Reisenden, verbunden mit Unkenntniß der Sprache, die Heftigkeit und der Ausdruck der Verachtung, die Schimpfwörter und Drohungen sind grade das Mittel, Kutscher, Verkäufer u. s. w. in ihren unbilligen Forderungen zu bestärken*). Bei alle dem wollen wir gern zugeben, daß jene grad-

*) Arnold Ruge, „Aus früherer Zeit", 3, S. 392: „Hier will ich nur gleich bemerken, daß ich kein gutherzigeres und gefügigeres Volk kenne als die Italiener, die Wirthe und Kutscher gar nicht ausgenommen, daß ich ein ganzes Jahr lang immer mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden und mich fast nie mit ihnen überworfen habe. Wer sie freundlich behandelt und vernünftig mit ihnen redet, ist ganz sicher, eben so von ihnen behandelt zu werden, und die vielen Klagen über die Italiener haben alle ihren Grund in der Ungeschicklichkeit und Unliebenswürdigkeit der Klagenden. Der Italiener hat vielleicht

finnige Treue, deren wir uns rühmen, in Italien seltener zu finden ist, schon weil der Italiener bei heftigem Begehren viel zu klug ist, um, wenn Hindernisse entgegenstehen, nicht zu Seitenwegen sich verführen zu lassen.

Aber auch grausam ist er, wenn wir Vischer in seinen „Neuen kritischen Gängen" trauen wollen. Vischer, im Grunde ein Freund des italienischen Volkes, der es, wie wir glauben, auch hinreichend kennt, um ein gewichtiges Wort zu sprechen, hat sich doch neuerdings unter das Patronat der Cotta'schen Officin begeben und damit die Pflicht übernommen, seine Leier nach der dort geltenden Stimmgabel einzurichten. Er hat in Mailand in der Nähe des Doms geblendete Singvögel feil bieten sehen und benutzt diesen Umstand als Zeugniß für den grausamen Sinn des Volkes, vergißt aber, daß die geblendeten Thierchen Lockvögel waren, geblendet zum Behufe der Jagd, nicht aus Freude an der Sache, und daß wer alle Missethaten des Menschen gegen die Thiere, wenn es sich um Jagd, Nahrung u. s. w. handelt, aufzählen wollte, viel zu thun hätte. Wahr ist, daß der Italiener, besonders im Süden, gegen Pferd und Esel oft unbarmherzig ist: es hängt dies mit der antiken, objectiven Sinnesart zusammen, die kein sentimentales Verhältniß zur Natur kennt, einer Sinnesart, die Vischer selbst in mehr als einer Stelle seiner Schriften mit so erschöpfender Tiefe dargestellt hat. Niemals aber wäre denen, die einigen Vögeln die Augen ausstechen, damit sie andere Vögel fangen helfen, oder überhaupt einem Italiener, und wäre er auch der grausamste, zu thun möglich gewesen, was z. B. die Oesterreicher im August des Jahres 1849 in Mailand thaten — die auf öffentlichem Platz 34 Personen, größtentheils dem gebildeten Mittelstande angehörig, Kaufleute, Beamte, Gewerbtreibende, darunter auch ein Nobile, weil sie an einem Straßenkrawall Theil genommen haben sollten, inmitten eines Soldatencarré's auspeitschen ließen, während zwei Frauenzimmer dieselbe Strafe im Castell erlitten. Bei dem bloßen Gedanken daran sträubt sich jedem Italiener das Haar: öffentliche Ruthenstreiche erscheinen ihm so scythisch-barbarisch, daß Messer und Dolch dagegen eine Wohlthat wäre*).

---

noch mehr Humor und Biederkeit als der Franzose und ist durchschnittlich eben so gesetzt und bedächtig als der Deutsche u. s. w."

*) Charakteristisch war auch in diesem Fall das Benehmen der Augsburger A. Zeitung. Nachdem sie eine Weile den Vorfall ignorirt, entnimmt sie endlich, da die Sache auch in Wien anfängt Aufsehen zu machen, der Wiener Allg. Zeitungscorrespondenz, einem Organ, das, wie sie sagt, „die loyalste Haltung gegen die Regierung beobachtet", folgenden Be-

Aber wie er grausam ist, so ist der Italiener auch feige. Italien ist das Land der Feigen — dieser mäßige Wortwitz hat bei österreichischen Officieren auf dem Marcusplatz Glück gemacht. Der Italiener ist feige, wenn man will — wie eine nervöse Organisation, eine vormalende Phantasie den Muth ausschließt, der das Ergebniß derberer Complexion zu sein pflegt, der Italiener ist aber auch kühn und hat dies oft bewiesen; nur muß ihn eine Idee berauschen, ein Vortheil ihm winken, sein Gefühl für eine Sache gewonnen sein. Seit den Zeiten Marco Polo's und des Columbus hat mancher Italiener gefährliche Reisen nach fernen Ländern unternommen, wie noch neulich jene vier lombardischen Seidenzüchter ins Innere von Turkestan; Tausende und aber Tausende haben die noch schrecklicheren Gefahren nicht gescheut, mit denen die Inquisition und der argwöhnische Despotismus drohte: Beispiele dazu liefern die Kasematten des Spielberg und des Kuffstein mit ihren jahrelangen stummen Leiden, vor denen jeder rechtschaffene Oesterreicher diesseits und jenseits der Donau in heilsamer Vorsicht sich hütet. Eine andere Frage ist freilich, wie der italienische Soldat in der Schlacht, der Kanone gegenüber — im Angesicht des brutal nach dem französischen Lagerausdruck — sich benehmen würde. Guicciardini behauptete, drei italienische Soldaten seien gleich einem spa-

richt: „Ein Bataillon war im Carré aufgestellt. Inmitten desselben standen die Angeklagten in einer Reihe. Kaum war das Urtheil verlesen, so stürzten sie sämmtlich auf die Knie und flehten mit wahrhaft bewegter Stimme um Milderung des Urtheils. Vergebens. Sechs Bänke wurden herbeigeschleppt, und die Execution beginnt unter furchtbarem herzzerreißendem Geheul. Die meisten Zuschauer zerstreuten sich, denn das Unglaubliche mit anzusehn, ja spottend und höhnend auf die unglücklichen Opfer zu deuten, war wohl nur einigen Individuen, die wir nicht näher bezeichnen wollen [von der Polizei bezahltes Publikum?], möglich. Ein junger Mann von weicher Körperbildung war vergebens niedergekniet. Kaum war der erste Streich gefallen, so stürzte er von der Bank herunter. Beim zweiten Streich widerfuhr ihm dasselbe, worauf ihn zwei Soldaten faßten und mit Gewalt auf die Bank schleuderten, daß er wie ein Klotz steif und halbtodt dort liegen blieb. Cavalleriepatrouillen und Gensdarmen zogen fortwährend auf und nieder; kein Italiener wagte sich in die Nähe [waren die obigen „Individuen" also Oesterreicher?]. — — Am nächsten Tage wurden die Bestraften entlassen, verschwanden aber sämmtlich aus Mailand." Mit diesem Bericht war die Sache für die Augsburger Zeitung abgethan· sie wagte kein Wort des Vorwurfs gegen die Urheber. Die Namen der Unglücklichen, auch der beiden jungen Frauenzimmer, finden sich bei Gualterio, gli ultimi rivolgimenti, im ersten Bande. Stockprügel ist übrigens das dritte Wort im Munde österreichischer Beamten, wenn sie von den Italienern reden. Bezeichnend ist es, daß der österreichische Stock schon am 5. December 1746 in Genua einen Aufstand erregte und zur Befreiung der Stadt von ihren Drängern führte.

nischen Infanteristen; aber damals waren die spanischen Heere die ersten in Europa und die kleinen Kriege der italienischen Condottieri nichts als taktisches Spiel der Heerführer ohne viel Blutvergießen. Venedig und Rom wurden in neuerer Zeit tapfer vertheidigt, aber — es war eben Vertheidigung, und hinter Mauern, Hecken u. s. w. sind auch entnervte Staaten noch des Heldenmuthes fähig. Bei Duellen — und solche fielen zwischen österreichischen Officieren und italienischen Civilisten nicht selten vor — benahmen sich die Italiener mit muthigem Anstande, aber hier kam der Stolz der Persönlichkeit ins Spiel, der den Italiener nicht leicht verläßt. Im allgemeinen hat der gemeine Mann in Italien — mit Ausnahme des Piemontesen — keine große Neigung zum Soldatenleben; die Einsperrung in Casernen, die Einstellung in Reih und Glied, wo der Einzelne unterschiedslos verschwindet, ist seinem Individualitätsgefühl zuwider; die Versetzung in das eigentliche Oesterreich kam ihm gar wie eine Verweisung nach Sibirien vor. Ich habe öfter in Oberitalien österreichische und italienische Krieger zu vergleichen Gelegenheit gehabt, allerdings nur auf Paraden und im Garnisonleben. Dem feinern Gliederbau, dem niedrigern Wuchs, der etwas schlaffen, verdrossenen, nachlässigen Haltung der Italiener gegenüber strotzten die österreichischen Soldaten von robuster Muskelkraft, welche die strammen weißen Röcke und blauen Hosen oft zu sprengen drohte. Ein österreichischer Publicist hat aus diesem Verhältniß ein Recht Oesterreichs auf Herrschaft über die schwächern Italiener herzuleiten gesucht, allein, wenn hier überhaupt von Herrschaft und Dienst gesprochen werden dürfte, so wäre der umgekehrte Schluß richtiger: der Sclave gehorcht mit seiner physischen Kraft dem geistig überlegenen, wenn auch schwächeren Herren. Oesterreich hat in seinen halbwilden Völkern einen trefflichen Rohstoff für neuere mechanisirte Kriegskunst — das ist unleugbar. Allein die Kriegsgeschichte dieses Jahrhunderts hat auch bewiesen, daß das technisch-mechanische Moment nicht allein und nicht immer den Ausschlag giebt. Italienische Tirailleurs würden sich in Berggegenden wohl mit den österreichischen messen können, italienische Artillerie steht gleichfalls der österreichischen schwerlich nach und diese Waffe ist in neuerer Zeit in demselben Maße zu größerer Bedeutung gekommen, als die der Cavallerie abgenommen hat. Ein Vortheil für Italien ist es, daß in dem überall von Kanälen, Hecken und Baumreihen durchschnittenen Lande die Cavallerie, diese Steppenwaffe, die den Stolz der österreichischen Armee bildet und die in den Pußten Ungarns so wirksam ist, wenig zur Anwendung kommen kann.

Doch, muthig oder nicht — daß der Italiener gemüthlos, ohne religiöse Tiefe, daß er ein halbheidnischer Katholik ist, daß er warmes, inniges Familienleben und Wohnlichkeit und Reinlichkeit des Hauses nicht kennt und statt dessen nur auf leeren Prunk bedacht ist — das sind Vorwürfe, die besonders oft von Engländern und Norddeutschen erhoben werden und in den Augen derselben besonders schwer wiegen. Aber auch hier hüte man sich das Leben nach fremden abstracten Maßstäben zu beurtheilen. Das germanische Haus ist ein heiliger Bezirk, der darum gepflegt, sauber geordnet und geschmückt wird, die wahre Heimath, in die wir von Geschäften und Spaziergängen, überhaupt aus der fremden Welt gern zurückkehren, in der wir unser Glück finden, in der uns das Herz wieder aufgeht. Wie öde und unbehaglich sind dagegen italienische Wohnungsräume! Staub und Spinnweb, Zugwind und jenes geschäftige Volk, das Göthe lieber hatte als die Nebel des Nordens, alter unbequemer Hausrath in halbleeren Steinsälen, halbschließende Thüren, blinde oder zerbrochene Fensterscheiben, steinerne Treppen und Fußböden, selbst in Marmorpalästen die Einrichtung zugleich prächtig und dürftig, nichts einladend als das hohe, harte, reinliche, eine quadratische Fläche bildende Bett mit dem gerollten Polster für das Haupt — auf das warme Klima trefflich berechnet. Aber eben das Klima, sowie die antike Tradition erklärt auch die italienische Hauswirthschaft. Der Italiener lebt im Freien, auf der Straße, im Kaffeehause, im Gerichtshof u. s. w. und verläßt das Haus, so oft Sonnenbrand und Regenschauer es erlauben. Die Frauen und Mädchen sitzen auf der Terrasse, besuchen die Kirchen, erwarten die Stunde der Corsofahrt und des Theaters. Wie die Lampen, die Tische, die Gestelle aller Art u. s. w. in den Augen moderner Techniker höchst unvollkommen construirt, doch immer noch die klassischen schönen Formen an sich tragen, so bildet auch der Aufenthalt im umschlossenen Hof unter freiem Himmel, auf öffentlichem Versammlungsplatz, unter dem Porticus, auf marmornen Treppenstufen, auf Straße und Markt, in Kirche und Theater u. s. w. nach antiker Weise den Haupttheil im System des Lebens und der Sitte*). Für jede freie

*) Wie alle Stände den öffentlichen Platz als gemeinsamen Saal betrachten und neben einander ihre Hantierung treiben, zeigt auf ergötzliche Weise gleich die erste Scene des Schauspiels von Goldoni: Il ventaglio. Der Schauplatz ist una villa del Milanese detta Casa nuova. Bei Aufgang des Vorhangs sieht man folgende Personen auf der Bühne: Geltruda und Candida auf der Terrasse sitzend, beide mit Handarbeit beschäftigt; Evaristo (ein Signore) und der Baron in Lehnstühlen sitzend und Kaffee trinkend,

Stunde sichs drinnen im Hause behaglich zu machen, fällt dem Italiener nicht ein. Geht ihm auf solche Art manche Tugend ab, die nur im engen häuslichen Kreise sich entwickelt, so hat er dafür um so mehr Sinn für Politik, die im Blute des deutschen Bürgersmannes eigentlich ein fremder Tropfen ist. Auch im Punkt der Volksreligion wäre es ungerecht, nordisch-protestantische Innerlichkeit unter diesem Himmel zu verlangen. Göthe war froh, dem Zustand entronnen zu sein, wo er über sein Ich,

des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank;

aber den frommen Engländer, wenn ihm die Sinnlichkeit dieser Religion vor Augen tritt, pflegt des Volkes zu jammern, zu dem er gekommen, und er möchte gleich eine Schiffsladung Bibeln importiren. Letzteres würde unter den alten Regierungen mit immerwährendem Kerker gebüßt worden sein: seit dem Jahre 1860 ist es erlaubt und diese Erlaubniß wird denn auch von eifrigen Methodisten fleißig benutzt. Man darf zweifeln, daß der Erfolg sehr glänzend sein wird. In der That, Sonntags in ungeschmückter Kirche auf hölzernen Bänken sitzen und lange Lieder nach 300 Jahr alten Melodien singen, schwarzangethan in demüthiger Anmaßung umhergehen, in lauter Bibelsprüchen reden, Hausandacht halten, lautlose Bußtage feiern, allein das körperlose Wort verehren — dies alles würde dem Italiener schmecken wie schwedisches Haferbrod. Schon die nordische Trennung in Geist und Sinnlichkeit ist diesen Menschen nicht gegeben, deren Gesichtspunkt immerfort der des Schönen ist. Ohne Darstellung kennen sie keine Andacht, ihr Innerstes müssen sie in sinnliche Gegenwart verwandeln. Sie schmücken das Mysterium mit allem Lichter- und Blumenglanz, mit Musik und Farben, damit seine Erscheinung seinem un-

---

neben jedem eine Jagdflinte; der Graf vom Lande in Ueberrock und Strohhut und mit einem Stocke, zunächst dem Apotheker sitzend, in einem Buche lesend; Timoteo (eben der Apotheker) in seinem Laden stehend und auf dem Fensterbrett etwas in einem messingenen Mörser zerstoßend; Giannina (ein Bauermädchen) vor ihrer Thür sitzend und strickend; Susanna (eine Kramhändlerin) vor ihrem Laden sitzend und nähend; Coronato (Gastwirth) auf einer Bank vor dem Wirthshause sitzend, mit einem Rechnungsbuch und einem Bleistift in der Hand, Crespino (ein Schuster) auf seiner Bank sitzend; Moracchio (Bauerbursch) einen Jagdhund an einem Stricke haltend und ihm Brodstücke vorwerfend; Gradezzo (Diener im Wirthshause) ein Huhn rupfend; Simoncino (Diener im Kaffeehause) mit einem Präsentirteller in der Hand in der Nähe der beiden Kaffee trinkenden Herren wartend, bis er die Tassen fortnehmen könne; Tognino (Diener der beiden Damen) die Vorderseite des Landhauses säubernd und vor der Thür fegend.

endlichen Werthe gleichkomme. Mystische Verzückung, brünstiger Erguß, grenzenlose Hingabe ist auch dem Italiener nicht fremd. In den Schleier gehüllt, liegt die junge Frau vor dem Bilde der santissima madre di Dio auf den Knien, ganz aufgelöst in Schmerz und Wonne, allein in der einsamen Seitenkapelle, der guten und mächtigen padrona ihr Anliegen vortragend; der Predigermönch auf öffentlichem Platz richtet unter reuigen Thränen die schmelzendsten, zärtlichsten Liebesworte an das Crucifix in seiner Hand, das er an einer langen Stange der umstehenden Menge zum Kusse darreicht; wenn während der Messe die Glocke erschallt, die das vollzogene Wunder und die Gegenwart des Allerheiligsten verkündet, dann fällt alles nieder wie vom Licht geblendet oder vom Donner des Himmels überwältigt, „kindliche Schauer treu in der Brust". An Naturen, wie der heilige Franz von Assisi, der in ekstatischen Visionen mit dem Himmel und dann wieder sinnvoll-kindlich mit der Natur und ihren Geschöpfen verkehrte, oder der mailändische Erzbischof Federigo Borromeo, den Manzoni in seinem promessi sposi mit so viel Wärme geschildert hat, ist der italienische Boden in alter und neuer Zeit nicht arm gewesen. Dennoch ist der Italiener, wie auch Vischer bemerkt, im Grunde ein rationell denkendes Menschenkind, spanische Bigotterie ist ihm fremd und Gründen der Aufklärung ist er nicht unzugänglich. Die Wurzeln der Hierarchie liegen hier lange nicht so tief als in manchen Ländern jenseits der Alpen z. B. in Tyrol und Baiern oder in Köln und Münster, ja selbst im Vaterlande Voltaire's in Languedoc und in der Bretagne. Die eigentliche Philosophie hat natürlich in dem Italien, wie es bisher war, keine Stätte finden können. Dennoch fehlt es, wie wir glauben, an einer bedeutenden Anlage dazu nicht: wenigstens hat der Italiener die erste Vorbedingung dazu, den idealen Hang und Sinn vor manchem Andern, z. B. dem Engländer, der die Welt als mechanisches Werk und Gott als den Uhrmacher ansieht, voraus. Ist nicht in den beiden Neapolitanern Vanini und Giordano Bruno ein tiefsinniger Pantheismus zuerst aus dem dürren Boden dualistischer Scholastik hervorgegangen, wenn auch, wie natürlich, anfangs bloß in schwärmerischer Gestalt? Und die Neapolitaner ist man gewohnt sich als unselbständige, nach bunten Lappen greifende Kinder vorzustellen, die aber noch heutzutage die schwierige deutsche Identitätsphilosophie und monistische Speculation aus dem Munde ihrer Lehrer mit ernster Sammlung aufnehmen. Man versuche, das was die Herren Vera und Spaventa den Studenten an der Universität Neapel, was Marselli in Turin, d'Ercole in

Pavia vertragen, den fellows im Trinity College oder sonst wo im Vereinigten Königreich zum Verständniß zu bringen — die Herren werden den ungläubigen german philosopher kaum ausreden lassen, sondern ihm als einem Uebertreter der Satzung schweigend den Rücken kehren. Nein, an Tiefe der Empfindung fehlt es dem Italiener nicht, wenn er auch Gemüth im specifischen Sinne des Wortes nicht besitzt. Er haßt glühend, zerschmilzt in Zärtlichkeit, begehrt verzehrend, ist betrübt zum Tode, jauchzt himmelhoch, spielt in übermüthiger Laune — und alles dies drückt er in Geberden und Blicken, in seiner melodiösen Musik und deren Vortrag aus. Was den akademischen Poeten an Wärme und Innigkeit abging, schien durch die in den letzten Jahren, so zu sagen, ganz neuentdeckte italienische Volkspoesie wieder gut gemacht. Die schönen Sammlungen toskanischer Lieder von Tigri, sicilianischer von Lionardo Vigo, piemontesischer von Constantin Nigra u. s. w. sind in Deutschland durch Kopisch, Paul Heyse, Gregorovius und den kundigen Verfasser der Artikel über italienische Volksdichtung im deutschen Museum von Prutz (1861 und 1863), in Frankreich durch Rathéry (Revue des deux mondes, März 1862) bekannt gemacht und von unserem romantischen Nachwuchs mit Jubel aufgenommen worden. „Es ist eine himmlische Erquickung wahrhafter Muse, sagt Gregorovius („Siciliana," S. 331), darin zu lesen und das elende Reimgeklingel der Kunstpoeten zu vergessen. Daß diese Sammlungen gerade in dieser gegenwärtigen Epoche an das Licht gekommen sind, kann dem italienischen Volke zu großem Trost gereichen; denn diese ihre Volksdichtung ist die glänzendste Apologie Italiens, die je geschrieben worden ist; es ist das Volksparlament der Musen, welches seine Stimme auch vor dem Ausland erhebt, und sie wird gern vernommen werden." Billig durfte man erstaunt sein, auf diesem Boden überhaupt noch Volkslieder zu finden, die sonst ein Zeichen von Naturexistenz vor höhern Culturepochen sind. Aber eben dies hindert, in den genannten Sammlungen einen treuen Spiegel der italienischen Volkspsyche und ihrer wesentlichen Züge zu finden. Diese Lieder sind ein Spiegel, hervorgegangen aus der Freude am Gesang als solchem, an Worten und Tönen, ein Zeitvertreib in müßigen Stunden, nicht ein Ausbruch des übervollen Herzens. Das deutsche Volkslied ringt vergebens nach Ausdruck, das italienische tändelt in schmeichelndem Empfindungs-, Witz- und Klangspiel. Der Unterschied von Natur- und Kunstpoesie gilt für Italien eigentlich gar nicht oder nicht in dem Maße wie in germanischen Landen. Nördlich der Alpen,

wo die Stände durch eine weite Kluft getrennt, wo die höhern Schichten von antiker und mannichfach vermittelter ausländischen Bildung durchdrungen sind, da malen und dichten die Künstler für diese begünstigten und entwickeltern Kreise, indeß tief unten im Dunkel des Volks Lieder umgehen, empfindungstief, ungeschickt, wortkarg, die von raffinirten ästhetischen Kennern aufgefangen werden. Aber eben Wildnisse, wo solche Waldblumen wachsen, giebt es in Italien wenig oder gar nicht: das niedere Volk, so unwissend es sein mag, wandelt doch im Lichte und auch sein Singen ist schon Kunst d. h. Niederschlag einer alten Kultur. Und hier grade ist der Punkt, wo der Unterschied germanischen und romanischen Charakters seine eigentliche Wurzel hat. Man hat für den Gegensatz beider Völkergruppen die richtige, nur abstracte Formel überwiegenden Wesens auf der einen, vorwaltender Form auf der andern Seite aufgestellt, aber geschichtlich angesehn löst sich derselbe in den realern von Natur und Kunst auf. Die Germanen sind verhältnißmäßig spät in die europäische Geschichte eingetreten und hierin liegt ihr Verhältniß zu der südwestlichen Welt auch für die Folgezeit ausgesprochen. Das Neue, das sie brachten, war nicht absolut ein solches, ihre Freiheit dieselbe, die einige Jahrhunderte früher die Celten, noch früher die italienischen Völker besessen, aber in langer Bildungsgeschichte überschritten hatten. Kulturentwickelung führt zu festen Resultaten menschlicher Einrichtungen und Vorstellungen: das Leben erstarrt in Formen, die, an sich ein schöner Gewinn langer Arbeit, doch leicht zu einem Aeußersten, zum Geisteskerker werden. Nachgekommene Völker, die noch am Anfange stehen, bringen dann Barbarei, aber zugleich neuen Trieb des Wachsthums. Es beginnt der Proceß der Entfaltung von Neuem, bei den Einen von der rohen Naturgrundlage aus, unter unausgesetzter Oberherrschaft anderswo erreichter Bildungsergebnisse, die aber als Joch empfunden werden und gegen welche von Zeit zu Zeit das natürlich-nationale Bewußtsein reagirt, bei den Andern von eben diesen Ergebnissen aus, die zwar immer noch die Gefahr frühzeitiger Fixation — Scholastik, Dogma, Despotismus, conventionelle Normen, Regel, Formalismus — mit sich bringen, dafür aber als tiefere Durchdringung mit edler Menschlichkeit, die zur zweiten Natur geworden ist, und als Schönheit und Bestimmtheit fortwirkend sich kund thun. Dies alles ließe sich leicht an Recht, Kunst, Poesie, Sitte, Staat, Kirche u. s. w. im Einzelnen belegen — wenn wir damit nicht über die Grenzen dieser Skizze hinausgeführt würden.

Man mag im Uebrigen den Italienern so viel Böses nachsagen, als man wolle, gewiß ist, daß, auch im Falle die Gegner Recht hätten, immer nur ein Weg der Rettung bliebe, derselbe, den das italienische Volk in der neuesten Zeit eingeschlagen hat. Nur die Freiheit erzieht den Charakter, nur das öffentliche Leben bildet Männer, nur die weiteren Verhältnisse eines größern Staates erzeugen Menschen von weitem und großem Sinn. Erwägt man, welches der bisherige kirchliche, politische und ökonomische Zustand war, so muß man erstaunen über das Maß von Energie, das der Italiener in so langer Knechtschaft sich zu erhalten gewußt hat. Jahrhunderte lang konnte auf der Halbinsel z. B. kein Buch erscheinen ohne die approvazione, die licentia superiorum u. s. w., das heißt ohne daß es durch den mehrfachen Sichtungsapparat der politischen Polizei und der Inquisition hindurchgegangen war, und man weiß, wie liberal die Denkart der geschorenen Köpfe in der Mönchskutte und der von Madrid, Rom und Wien aus bestellten Gedankenwächter war. Was blieb unter solchen Umständen als Feld literarischer und künstlerischer Thätigkeit übrig? Römische Antiquitäten, mittelalterliche Localgeschichte, die sog. Academien d. h. Gesellschaften zur Sprachreinigung und Versmacherei, die inhaltslose Rhetorik, die entnervende Belletristik, der Cultus der Primadonnen, der conventionelle Singsang der Oper, die flitterbenähten Lumpen der Theaterdeclamation, die nichtsnutzige bloß formale Kunst der Improvisatoren und Sonettenschmiede mit ihren rime obbligate und ihrer Trinkgeldbettelei. Rehfues („Briefe aus Italien“, I, S. 101 f.) berechnete am Anfang dieses Jahrhunderts die Zahl der in Italien gleichzeitig ihr Handwerk betreibenden Sonettendichter auf 200,000, so daß jede 75-ste Seele eine Dichterseele war — eine Ziffer, die für sich selbst spricht. Da alles verboten war, was des Menschen würdig ist, so war auch die Geselligkeit theils nichtig, theils verdorben: man denke nur an das Cicisbeat. Wie konnte — um eine andere Seite des nationalen Lebens zu berühren — auf der weit wie ein langer Molo ins mittelländische Meer hinausgestreckten Halbinsel die Seefahrt sich entwickeln, wenn politische Furcht der vielen kleinen Staaten die Küstenschifffahrt, überall die Grundlage größerer maritimen Unternehmungen, hinderte oder unmöglich machte? Kein Fahrzeug konnte aus Livorno nach Neapel, von Venedig nach Ankona, ja selbst nicht von Neapel nach Palermo, ohne die Ausweise und Gebühren, denen fremde Schiffe in den genannten Häfen unterworfen waren. Schlimmer noch, als in dem römischen Priesterstaat, dem immer noch aus alter Zeit eine gewisse Würde

und Größe innewohnte, stand es um Neapel und Sicilien. Diese spanischen Nebenländer erfuhren drittehalb Jahrhunderte lang den ertödtenden Einfluß der spanischen feudal-despotischen Regierungsweise, dessen Folgen auch nach den Reformen des ersten Bourbons, Karls III., und seines Ministers Tanucci nicht so leicht verwunden wurden. Mit der französischen Revolution brach auch für Italien der Tag der Auferstehung an: Bonaparte's Armeen, der Wechsel der Herrscher und der Grenzen, die Gesetzbücher und Einrichtungen der Republik und des Kaiserthums reinigten den stockenden Boden, durchschnitten ihn, so zu sagen, nach allen Seiten mit Abzugsgräben und streuten die politische Saat aus, die wir jetzt in Halmen stehen sehen. Niemand wird leugnen dürfen, daß die Italiener, dies angeblich entartete Volk — entartet, damit es der fremden Gewaltherrschaft nicht an einem Vorwande fehle — in der neuesten Zeit ein eminentes politisches Talent bewiesen haben. Zwei Eigenschaften, die schwer erworben werden, besonders von politisch handelnden Massen, und die man den Italienern vor allem abzusprechen geneigt war, Geduld und Disciplin, gerade diese Eigenschaften sind in den Jahren, die dem Frieden von Villafranca folgten, in bemerkenswerther Weise hervorgetreten. Der Drang nach nationaler Einheit ist so mächtig geworden, daß er, es komme was da wolle, nicht mehr aufzuhalten ist. Haben nicht Städte wie Mailand und Florenz, ja selbst Neapel, ruhig das Scepter niedergelegt und im großitalischen Gefühle sich Turin untergeordnet? Mögen diejenigen unter uns, die die italienische Politik als viel zu irdisch bekritteln, sich fragen, ob z. B. München zu Gunsten Berlins ein Gleiches thun würde? Der Hinweis auf Nizza erledigt sich durch den Satz, daß wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß. Da ohne die Abtretung ein reales Italien nicht zu Stande gekommen wäre, so wäre dann auch Nizza nicht italienisch geworden. Daß das Einheitsstreben nicht zum Extrem führe, wie im alten Rom, dafür bürgt der Municipalgeist, der locale Wetteifer, das Gefühl der Landsmannschaft, der Stolz auf Geburtsort und Wohnstätte, die Gewohnheit der Wirksamkeit in städtischen Gemeinden. Das Wesentliche und Entscheidende aber ist, daß die italienische Bewegung nicht als rohe Stammverwandtschaft, sondern als Kultursphäre erscheint; daß sie nicht Eigensinn der Race, sondern politisch-sittlich ist; daß die sich realisirende Nationalität eins und dasselbe ist mit Realisation von Bildung und Freiheit. Denn ein Volkskrieg gegen das Fremde, als bloß natürlicher Zug, kann gut und böse, kulturmäßig und kulturfeindlich sein und hat an sich noch nicht das Recht auf seiner

Seite. Wenn die Griechen ihre nationalen Heiligthümer bei Marathon und Salamis vertheidigten, so retteten sie damit die Freiheit des Abendlandes überhaupt und ihre nationale Sache war die der ganzen Menschheit. Wenn aber die Hindus sich der britischen Civilisation erwehren, wenn die Beduinen Algiers zum heiligen Krieg aufstehen, wenn die Kroaten ein eigenes Reich bilden wollen und die Tyroler für die „Glaubenseinheit" ihres Stammes und Landes bereit sind zur Büchse zu greifen, so mag es Interessirte geben, die daran ihr Wohlgefallen finden, humane Sympathie wird solchen Ausbrüchen vaterländischen Racentriebes nicht zu Theil. Die Geburt des Königreichs Italien aber war ein Sieg des Fortschritts in Europa und die Nation Dante's und Rafaels, Cavours und Garibaldi's darf wohl den Anspruch erheben, ihre eigenen Wege zu gehen und sich nicht von Kroaten und Tyrolern beherrschen zu lassen.

Kein reifer Beurtheiler wird übrigens erwarten, daß die Schäden in so vielen Zweigen des Staatslebens, der Erziehung und der Volkswirthschaft in Italien wie durch Zauber verschwinden könnten oder daß nicht Generationen sich ablösen müßten, um die Spuren langer Leiden zu tilgen. Die Zeit der Arbeit, die mühsame Praxis realer Vermittelungen beginnt erst. Was Noth thut ist nicht kindischer Siegesjubel vor dem Kampfe, sondern die auch in Momenten der Enttäuschung ausharrende Ueberzeugung, die mannhafte, ernste, wortkarge, zähe, dauernde, im Kleinen, im Alltäglichen sich bewährende, immer streitbare Tugend. Bei aller politischen Anlage hat der Italiener doch mehr als ein Anderer gewisse schädliche Neigungen zu überwinden: den declamatorischen Kothurn und die Charlatanerie, den komischen Humor und die Selbstverspottung, die so leicht außerhalb des Zweckes setzt, die Freude an Darstellung, an Festen, an Demonstrationen, die politica spettaculosa. Letztere blühte besonders zu der Zeit, wo Pio nono der Held war, und hat sie auch, wie Reuchlin in seiner Geschichte Italiens sich ausdrückt, „manche harte Herzensfaser erweicht" und veredelnder gewirkt „als viele fürstliche Geburtstagsfeier-Diners", so ist es doch gewiß ein Zeichen größerer Reife, daß seitdem an Stelle dieser phantasirenden Symbolik immer mehr die Realität getreten ist. Das Land, von dem die eigentliche politische That ausging, Piemont, war auch in jener Zeit des Wort- und Schauspiel-Enthusiasmus das nüchternste, etwa wie Preußen in Deutschland, während Neapel sich auch jetzt noch die Feste nicht nehmen lassen will. Vielleicht knüpft sich auch in Deutschland der Fortschritt nicht an diejenigen, deren drittes Wort deutsch ist, die mit

Fahnen und Farben Aufzüge halten und z. B. zu Schützenfesten zusammenströmen, ehe noch das Ziel getroffen, ja ehe noch ein solches recht gefunden und aufgesteckt worden. Saure Wochen, frohe Feste — heißt es auch in der Politik. Die Zeit der Arbeit steht Italien, wie gesagt, noch erst recht bevor. Die Gesetzgebung hat schonende Rücksichten aller Art zu nehmen; der Aufgaben bleiben viele und sehr verwickelte, die permanente Bewaffnung, die doch wieder durch die Lage der Dinge gefordert wird, zehrt an den Finanzen des Landes. Kirchen- und Klostergüter lassen sich einziehen; ein Stand freier Bodenbesitzer kann auf ihnen, wie in Frankreich, geschaffen werden, aber beides wie allmählig! Der Adel, der, anders als der deutsche, der nationalen Sache größtentheils sehr ergeben gewesen ist, darf fürs Erste nicht an seinen Besitzrechten angegriffen werden: den unglücklichen Pächtern auf Halb- ja Drittelertrag, den ländlichen Proletariern kann der Staat, so lange die neue Ordnung der Dinge nicht völlig consolidirt ist, nicht direkt zu Hülfe kommen. An die Stelle des Pachtsystems freies Eigenthum zu setzen — dies muß für das kommende Jahrhundert ein Hauptziel des regenerirten Italien sein. Dann allein kann die Bodenkultur von der Stufe der Kindheit sich erheben, auf der sie in der südlichen Hälfte des Landes trotz antiker Tradition, großen Fleißes und milden Himmels sich befindet.

Ein Wort über das Brigantenwesen wird sich hier passend anschließen. Die Gründe dieser Erscheinung sind nicht einfach. Erstens finden wir die Neigung, auf Gebirgspfaden mit der Flinte umherzuschleichen und sich durch Raub sein Leben täglich zu verdienen, bei allen Völkern um das Mittelmeer herum eingewurzelt: wie der brigante klettert der spanische guerillero und contrabandiero, der griechische Klephte, der Beduine in Syrien und am Atlas lieber mit dem Gewehr in der Hand herum, als daß er den schweren Pflug lenkte und sich ein festes Haus baute. Wir haben es also hier mit einem Stück Sitten- oder Kulturgeographie zu thun. Zweitens ist das Banditenleben historisches Erbtheil der Gegend, in der es bis auf den heutigen Tag geblüht hat. Die Tradition geht hier bis auf das höchste Alterthum hinauf: es genüge das eine Zeugniß des Livius anzuführen, der unter dem Jahre 185 v. Chr. erzählt, der die Provinz Tarent verwaltende Prätor L. Postumius habe von Räubern aus dem Hirtenstande, die die Wege und das gemeine Weideland unsicher machten, gegen siebentausend zum Tode verurtheilt*). Solche latrones

*) Liv. 39, 29: Tarentum provinciam L. Postumius praetor habebat. Is de pa-

und grassatores werden auch in den spätern Zeiten der Römerherrschaft in Süditalien erwähnt; daß ihr Stamm im Mittelalter nicht ausging, versteht sich von selbst. In den Revolutionswechseln am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts stand das Räuberwesen in voller Blüthe und wurde schon damals von der reactionären Partei für nationale Erhebung ausgegeben. Während der Bourbonenherrschaft erlosch die Krankheit eigentlich nie, sie trug nur einen chronischen Charakter. Die gegen die Räuber ausgeschickten Sbirren thaten es den erstern an Gewalt und Bedrückung gleich; sehr gewöhnlich war bekanntlich das Mittel, mit einem gefährlichen Räuberhauptmann wie mit einer feindlichen Macht zu paciscieren und ihn um den Preis einer anständigen Versorgung zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Ein auf diese Weise geographisch und historisch dem Boden inhärirendes Uebel ist schwer zu bekämpfen. Dem modernen Staat indeß mit den Mitteln seiner polizeilichen Technik müßte gelingen, was frühern Jahrhunderten unmöglich war — wenn nicht eine dritte Klasse von Ursachen hinzukäme, die den Proceß der Heilung langsam macht, eben der erwähnte gedrückte Stand des Landvolks. Besitzlos, ohne Kapital, also ohne Mittel, vortheilhaftere Kulturarten anzuwenden, den die Vorschüsse leistenden Produktenhändlern und den adeligen Eigenthümern tief verschuldet, zu der angestrengtesten und doch für ihn fruchtlosen Arbeit genöthigt — wie konnte der contadino der Versuchung widerstehen, an dem socialen Kriege der Armen gegen die Reichen Theil zu nehmen? War er gar ein elender terrazzano im Tavogliere di Puglia, wo es nur Weidewirthschaft und große Güter giebt, d. h. ein heimathloser Proletarier, ein ohnehin unstäter Hirte, gewohnt die Heerde bewaffnet zu hüten, was lag näher als auf Kosten der Besitzenden sein Glück zu suchen? Der ausführliche und interessante Bericht der Untersuchungscommission der italienischen Deputirtenkammer hat durch die sprechendsten Zeugnisse dargethan, daß in den Provinzen, wo der ökonomische Zustand der Agrarbevölkerung verhältnißmäßig befriedigend ist, der brigantaggio keine Wurzel hat fassen können; von dem Punkt an, wo jener Zustand sich verschlechtert, alsbald die Symptome dieses auftreten; wo der ländliche Wohlstand tief darniederliegt, wie in den Provinzen Molise, Capitanata u. s. w., das Räuberwesen

---

storum conjuratione, qui vias latrociniis pascuaque publica infesta habuerant, quaestionem severe exercuit. Ad septem millia hominum condemnavit: multi inde fugerunt, de multis sumptum est supplicium.

unvertilglich scheint *). Nun giebt es zwar noch sonst in der Welt Landstriche, wo der Bauer unter dem Druck der Armuth schmachtet und sein Elend in stummer Gleichgültigkeit fortschleppt, keiner Erhebung fähig. Das persönliche Freiheitsgefühl ist aber auch bei diesem Theil des italienischen Volkes nicht erloschen; die ihm angeborne Phantasie spiegelt ihm Gold und Schätze vor; der tiefe Haß gegen die signori und possidenti und gegen die Bürger der Städte **) vereinigt die Landbevölkerung gleichsam zu einer allgemeinen stillschweigenden Verschwörung; die Natur des gebirgigen Landes kommt dem Unabhängigkeitssinn zu Hülfe. Denn — und hiermit kommen wir auf unsern Ausgangspunkt zurück — so schwer die Last der Armuth auf den Schultern der untern Klassen ruhen mag, so systematisch seit Jahrhunderten dies Volk durch Censur und Pfaffenthum, Argwohn des Despotismus, vergiftende Spionage, Zerstückelung des Gebietes, Gewalt des Auslandes, Brutalität fremder Soldaten, Rechtsverdrehung, Pflege und Erhaltung alles Niedrigen, Erstickung alles Höheren im Menschen — mißhandelt und in Schlaf gelullt worden, dennoch ist es ungebrochen und noch immer durch Elasticität des Geistes und Stolz der körperlichen Haltung die Freude der Künstler. Wer diese Menschen und ihre Geberden nicht gesehen, ihre Accente nicht gehört hat, der konnte durch Adelaide Ristori einen Begriff davon bekommen. Die tragische Plastik dieser Künstlerin war die eingeborene Tochter des Volkes: so deklamiren die Weiber am Brunnen, so leidenschaftlich streiten sie über die Straße, jede an der Schwelle ihrer Hausthür sitzend, so stehen sie versteinert da, so blitzschnell schwingen sie das Messer, so funkeln ihre Augen, so schleudern sie Zorn- und Schmachrufe. Eine Scene, die Otto Speyer („Bilder ital. Landes und Lebens", II., S. 203 ff.) bei Agrigent in Sicilien erlebte, mag das Gesagte deutlich machen:

„Zwei noch junge Frauen kamen in lebhaftem Wortwechsel den Berg hinab. Wenige Schritte von uns entfernt blieben sie stehen; immer lebhafter wurden ihre Geberden, immer

*) Der Bericht ist von Massari im Namen der Commission abgefaßt und wurde im August 1863 publicirt.

**) Dieser Gegensatz wurde unter König Ferdinand II. sogar zum Regierungshebel und daher geflissentlich genährt und, wo er nicht bestand, künstlich eingeimpft. „Ich regiere so, sagte der König, daß wenn ich das Reich verlassen müßte, ich meinem Nachfolger eine 50-jährige Anarchie vermachen würde." Garibaldi und seine Rothhemden wurden nur deßhalb auch vom niedern Volke mit solchem Jubel empfangen, weil er als Befreier vom Joche des Bürgerstandes und überhaupt der Gebildeten galt. Dieser Wahn ist noch nicht erloschen.

zorniger die Blitze ihrer sprühenden Augen, immer rascher und rauschender der Redestrom, der ununterbrochen von Beider Lippen floß. Nach dem Wenigen, was wir davon verstehen konnten, schien es sich um das eheliche Verhältniß der Einen zu handeln, in welches die Andere störend eingegriffen haben sollte. Bald kam es von Worten zu Thaten. Wie Furien fielen die beiden Weiber über einander her; bald waren die Gesichter blutig, die Haare aufgelöst; andere Männer und Frauen stürzten auf das Hülfsgeschrei herbei und suchten sie zu trennen, vergebens, sie wurden selbst von der Wuth der Kämpfenden mitangesteckt; es entstand ein förmliches, zunächst jedoch nur mit Fäusten und Nägeln geführtes Gefecht. Aber schon wurden Steine aufgehoben, schon blutete Einer aus einer großen Kopfwunde, schon blitzte eine Messerklinge in der Luft, und ein junges Frauenzimmer wurde von ihrer Gegnerin bei den Haaren auf der Erde umhergeschleift, da wurden die Weiber durch die zahlreichen herbeieilenden Nachbarn, unter denen auch ein Polizeibeamter in Uniform erschien, mit Gewalt auseinandergerissen. Nun begann das Wortgefecht von Neuem, aber nach wenigen Minuten (verstehen konnten wir nichts von den Verhandlungen) schien alles ins Reine gebracht und die ganze Gesellschaft verließ den Kampfplatz, allem Anschein nach, in Frieden und Einigkeit. Nur jene erwähnte junge Frau, die von ihrer Gegnerin so arg mißhandelt worden war, blieb zurück, schüttelte drohend ihre geballte Hand hinter der Fortgehenden, setzte sich dann weinend auf den Boden und begann, während sie ihre langen aufgelösten Flechten durch die Hand gleiten ließ, einen leidenschaftlichen Monolog, der hauptsächlich an einen gewissen, mit allen möglichen Liebes- und Schimpfnamen zugleich überhäuften „Cecco“ gerichtet war. Dann stand sie wieder auf, warf die Haare aus dem Gesicht, faßte den zerzausten Mantel mit der einen Hand zusammen, streckte den andern Arm drohend in der Richtung aus, wo ihre Feindin verschwunden war, stand einige Minuten lang regungslos wie eine Bildsäule in einer Stellung, die einer Rachel als Phädra oder Medea hätte zum Muster dienen können, und schritt dann dicht an uns vorüber, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Es lag in dieser entfesselten, ihr selbst und ihrer Umgebung unbewußten Leidenschaft eines Weibes aus dem Volke etwas Großartiges, Gewaltiges, das unsere Blicke wie mit Zaubermacht fesselte“.

So weit Speyer, dies war eine einfache Bäuerin und doch wie unmittelbar vom tragischen Theater, aus einem Stück des Aeschylus genommen. Aber auch dem Maler eröffnet dies Volksleben die reichsten Quellen für seine Kunst. Durch die Größe des Ausdrucks, die es an sich trägt, erheben sich alltägliche Genrescenen zu historischen Bildern, in eine höhere Kunstsphäre. Dies empfand Leopold Robert: er, der Genremaler, wurde auf diesem Boden, ohne daß er es wußte und wollte, zum Geschichtsmaler; Einfalt und Adel dieses Volkslebens — er gebraucht diese Worte sebst in einem seiner Briefe — drückten seinen Darstellungen den Stempel heroischen, idealen Stiles auf. Der junge Bursche auf dem Bilde der Schnitter kann wohl ein Telemachos oder Antilochos sein, er kann ein Orestes werden, wenn ihn der Wahn der Leidenschaft ergreift; dieser alte venetianische Fischer, fern über das Meer blickend — aus ihm spricht ein

Columbus; jener schlafende von seinem Weibe bewachte Räuber — ist er nicht ein todmüder Held, den die Uebermacht verfolgt, der sich aber nicht fangen lassen, sondern im Kampfe fallen wird? Der Garibaldizug, der Brigantenkrieg der letzten Jahre ist reich an malerischen Momenten aller Art gewesen, die nur des Künstlers harren. Hätte L. Robert z. B. bei folgender Scene, die sich im Herbste 1863 im gebirgigen Theil der Terra di Lavoro zutrug, zugegen sein und sie auf die Leinwand heften können! Dort war eines Tages eine Anzahl Räuber von Bersaglieren verfolgt worden und hatte in einer Höhle des Berges la Palombara, einige Stunden von Cerreto, Zuflucht gefunden. Den Zugang zu dieser Höhle bildete ein schwindelnder Felsenpfad, wie sie in jenem Gebirge vorkommen, und jeder Soldat, der sich hätte hinaufwagen wollen, wäre unfehlbar durch einen Schuß von oben niedergestreckt worden. Da aber die Höhle keinen andern Ausgang hatte, warteten die Bersaglieri unten, bis der Mangel die Räuber oben gezwungen haben würde sich zu ergeben. Dies dauerte Tage lang. Von oben hörte man fröhliche Rufe, hin und wieder einen Schuß, Gesang, Tanz, denn die briganti hatten einige Frauen bei sich, wie auch Wein und Mundvorrath; zu den harrenden Soldaten unten sammelten sich Landleute der Umgegend, brachten Körbe mit Früchten, Krüge mit Wein und Oel herbei, Feuer wurden angezündet, ein Markt bildete sich, das Tamburin ertönte, die Tänze gingen auch hier die Nacht hindurch fort — alles dies unter dem neapolitanischen Himmel, auf unebnem Terrain, beim Farbenschein der Abend- und Morgensonne! So wird diesem Volke alles zum Fest und das Leben zur Dichtung! Nach einigen Tagen, nachdem die Lebensmittel verzehrt und Ermüdung eingetreten war, stiegen die Räuber herab: da sie sich unbewaffnet ergaben, mögen sie mit dem Leben davongekommen sein. — Unzählige Maler haben solche und andere italienische Sittenbilder geliefert, aber Keiner mit so innig poetischem Verständniß als jener Meister aus dem Juragebirge. Genrescenen sind auch von allen Enden der Welt herbeigebracht worden, aus der helgolander Bauerhütte, vom baierischen Hochlande, und von wo nicht? — aber sie blieben Genrebilder, im besten Falle traulich, herzlich und gemüthlich; Menschenadel geben sie uns nicht zu schauen und der realistische Stil fiel nicht unmittelbar mit Idealität zusammen. Das ist und bleibt das Vorrecht Italiens.

Naturbilder aus Estland.

Ein am 24. Nov. 1861 im Hörsaal des Gymnasiums zu Reval gehaltener Vortrag.

Wenn der Sinn für Naturschönheiten als ein so allgemein verbreiteter angesehen werden kann, daß man wohl geradezu behaupten möchte, er sei dem menschlichen Gemüthe angeboren und ein unveräußerliches Eigenthum eines jeden guten Menschen, so verschieden auch seine Bildungsstufe sein möge, so erscheint es vorzugsweise noch als ein eigenthümliches Zeichen der Gegenwart, daß die Freude an der Natur, das allgemein und entschieden gefühlte Bedürfniß nach Erkenntniß derselben in kaum einer andern Periode der gesellschaftlichen Entwickelung lebhafter ausgesprochen und befriedigender erfüllt worden ist als eben in unsern Tagen. — Aber die Eigenthümlichkeit der Menschennatur tritt uns auch hier bei Befriedigung dieses Bedürfnisses auf eine Weise entgegen, welche nicht wenig geeignet ist, einen wesentlichen Theil unserer möglichen Freude an der Natur und unseres nächsten Genusses daran zu verkümmern. Wir folgen mit gespannter Aufmerksamkeit den Fahrten kühner Forscher über Land und Meere, ihren Abenteuern und Entdeckungen, wir bereichern unsere Phantasie mit den leuchtenden, farbigen Bildern einer üppigen Tropenwelt, wandeln mit fremdartigen Menschengestalten im Schatten der Tamarinden- und Palmenhaine, oder lauschen dem Brausen der Ströme, welche donnernd von den ewigen Häuptern riesiger Gebirge niederstürzen; wir versetzen uns in die Unwirthlichkeit und das stumme Grausen der Polarzone; wir folgen

dem kundigen Führer in die Eingeweide der Erde, aus denen der Bergmann das ungeläuterte Metall, der Forscher das reine Gold der Wissenschaft zu Tage fördert, oder auch zu den Höhen des Sternenhimmels, zu den zahllosen Welten die dort stumm und still ihre ewigen Kreise ziehen — und verlieren leicht über der Romantik der fernen Naturwunder den Boden der Wirklichkeit unter unsern Füßen, indem unsere nächste Umgebung, das Land, worin wir, wie Schiller sagt, „leidlich" wohnen, uns eine unbekannte Welt bleibt. Ueberall führt uns des Herzens unerklärtes Sehnen hinaus aus der Wirklichkeit in das Reich der Phantasie und der Ideale. Das, was wir haben und besitzen, glauben wir auch genau zu kennen und wir geben uns davon, als von etwas Gewohntem, Selbstverständlichem, so wenig wie möglich Rechenschaft, um mit unsern Wünschen und Anschauungen lieber durch eine fremde, ferne Welt zu irren, welche wir mit der Zauberkraft unserer Phantasie noch herrlicher ausstatten, als sie meistens in der Wirklichkeit ist. Die vorwurfsvolle Frage Göthe's:

> Warum willst du weiter schweifen?
> Sieh', das Gute liegt so nah'!

finden wir wohl poetisch schön, allein die reelle Antwort darauf bleiben wir schuldig. — Und so werde ich voraussetzen können, daß selbst in dieser erlesenen Versammlung nicht Wenige sein dürften, welche die Natur ferner Welttheile, die Eigenthümlichkeiten derselben, die hervorragendsten Einzelnheiten der fremden Thier- und Pflanzenwelt, genauer, deutlicher und ich möchte sagen lebensvoller zu beschreiben im Stande wären als den kleinen, armen Theil unserer großen, wunderreichen Erde, welchen wir eben zusammen bewohnen. Es ist dies, wie ich schon bemerkte — und Gleiches begegnet uns noch in vielen andern Beziehungen des innern wie äußern Lebens — eine Eigenthümlichkeit der Menschennatur überhaupt. Und doch überall, in den Tropen, wo die glühende Sonne die Gewürze Indiens kocht, wie da, wo ewiges Eis dem weitern Forschen eine undurchdringliche Schranke baut, überall, also auch bei uns hier, ist die Natur reich und schön; denn eben darin besteht eine große, unerreichbare Kunst der Natur, aus einem und demselben Brunnen Jeden an jedem Orte etwas Anderes für seinen Sinn und sein Gemüth schöpfen zu lassen. Für das kindliche, ahnungsvolle Menschenherz, welches die Stimmen in Gottes herrlicher Natur hören und verstehen will, für das mit Sorgen und Kummer belastete, für das mit sich selbst zerfallene Gemüth, welches im Tempel der Schöpfung Ruhe und Erholung, Frieden und neue Lebenslust sucht;

für den Wißbegierigen, welcher Belehrung und Stoff zu ernsten Betrachtungen und Schlüssen aus der Natur sammelt — ihnen allen kann schon die nächste Umgebung unendlich viel sein und bieten, wenn eben nur der Wille da ist, die Natur verstehen zu wollen.

Fragen wir nun aber, was so laut und vernehmlich überall in der Natur zu uns redet und worin die unversiegbare Quelle sinniger Genüsse und Empfindungen besteht, welche uns auf allen Wegen in Gottes großem Garten entgegensprudelt, so ist es überall zunächst die Pflanzenwelt, die uns besonders anspricht und welche auch vorwiegend jeder Landschaft ihren eigenthümlichen Typus, ihre Physiognomie aufdrückt; es ist die Pflanzenwelt, die Pflanzendecke der Erde, an welche wir unwillkürlich auch immer zunächst denken, wenn wir von einer Erholung in der freien Natur reden. Während uns die Thierwelt nur selten ein Bild der Beständigkeit, Ruhe und des Friedens, sondern weit eher einen ewigen schonungslosen Kampf vor Augen stellt, zeigt sich im Pflanzenreiche jene edle Harmonie, die von jedem kindlichen unverdorbenen Gemüthe mitempfunden und begriffen wird und welche allein im Stande ist, den Gesammteindruck einer Gegend zu einem wohlthuenden zu machen. Die gesteigerte Neigung zur Pflanzen- und Blüthenwelt, die sich im regern Studium der botanischen Wissenschaften, im Gartenbau und der demselben verwandten Verschönerung der landschaftlichen Umgebung überhaupt ausspricht, ist nicht nur ein vorübergehendes Symptom unserer sentimentalen Epoche; so war es mehr oder weniger immer, so oft nur die Zeitverhältnisse eine freiere Entwickelung gestatteten; es ist eine Erscheinung, die in dem geheimnißvollen Naturdrang der Menschenbrust überhaupt wurzelt. Denn gewiß, es giebt ein Band, welches die Pflanzenwelt und das menschliche Gemüth leise aber unzertrennlich umschlingt und welches schon in der ersten Kindheit des Menschengeschlechtes gewoben wurde, wie sich aus den Traditionen der verschiedenen Religionssysteme des grauen Alterthumes beweisen läßt. In einer glücklichen pflanzenreichen Landschaft, in einem Garten stand das Paradies, das Gan Eden der jüdischen Mythe, von dem uns Moses bereits 1600 Jahre vor Christi Geburt ein Gemälde von so allgemein gültiger Natur entwerfen konnte, daß unsere ästhetische Empfindung noch heutigen Tages an eine reizende Landschaft keine andern Ansprüche machen könnte, woraus sich also der höchst bemerkenswerthe Schluß ziehen läßt, daß der Sinn für Naturschönheit in uns kein wandelbarer, sondern ein ewig angeborener ist. Begegnen wir doch auch in den Gärten der Hesperiden, dem

Aufenthalt der Heiligen des griechischen Polytheismus, einem dem vorigen sehr verwandten Gedanken, jedenfalls einem leise verklungenen Nachhall des verlorenen Paradieses. Ebenfalls ausgestattet mit allen Reizen einer baum- und blüthenreichen Landschaft ist das Bild, welches uns Skylax, ein Geograph des 5. Jahrhunderts v. C. von ihnen entwirft, nach welchem sie mit Bäumen jeglicher Gattung dicht und regellos bewachsen waren, und Goldäpfel und Granaten, Maulbeeren und Weinreben, Oliven, Mandeln und Wallnüsse, blühende Schneeballen, Myrten, Lorbeeren, Ephen und wilde Oelbäume in lieblichen Gruppen enthielten. Besonders auffallend wird die Aehnlichkeit der griechischen Mythe mit dem Paradies der Genesis durch den verhängnißvollen Apfel der Eva und die goldenen Aepfel der Juno, durch den Engel mit dem flammenden Schwerte und den nie schlafenden Drachen, welcher die Gärten der Hesperiden bewachte. Das griechische Alterthum hatte überhaupt eine reiche Symbolik der Pflanzen, während sich in Aegypten und Indien schon weit früher ein förmlicher Pflanzencultus entwickelt hatte. Wir begegnen endlich, merkwürdig genug, wenn auch in späterer Zeit, in dem Paradies der Muhamedaner einem neuen Beweise, wie das menschliche Gemüth überall dem geheimnißvollen Naturdrange zur Pflanzenwelt sich hingiebt, denn auch hier öffnet sich uns eine üppige Landschaft mit schattigen Grotten, duftenden Lauben, voll flüsternder Bäume und springender Wasser.

Und über diesen Wohnstätten seliger Wesen ist ebenfalls, wie über unsere Landschaft, der blaue Himmel ausgespannt, der sein hohes mit goldenen Sternen beflecktes Dach darüber breitet, und der Friede, den uns die Sterne heimlich künden, gleicht er nicht dem Frieden, der aus der Pflanzenwelt zu uns redet? Sterne am Himmel sind das, was die Blumen auf der Erde; wie sind sie beide so vertraut dem kindlichen Gemüthe, dem reinen Menschensinn! Getrennt von einander durch ungeheure Fernen und doch verbunden mit einander durch den Zauber, den sie auf die träumende Erde ausgießen.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten windet sich das Kind Blüthen zum Kranze um das lockige Haupt, und Blumen auch sind die treuen Boten der Liebe:

„Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.“

Und Blüthen und Bäume sind es wieder, die da trauern helfen am Grabe der Entschlafenen. Und so umflicht von der Wiege bis zur Bahre ein

inniges sinniges Band das Menschengeschlecht und die Pflanzenwelt. Unleugbar liegen selbst unsern gegenwärtigen Anschauungen und den einzelnen Begriffen, welche wir mit dem Charakter und der Bedeutung mancher Pflanzen zu verbinden gewohnt sind, uralte Allegorien zu Grunde, die wie eine geheimnißvolle Offenbarung das gesammte Menschengeschlecht begleiten.

Doch begnügen wir uns, dieses verführerische Thema der Pflanzensymbolik nur leise berührt zu haben! Die andere, uns hier näher angehende Seite der Sache besteht darin, daß die Pflanzenschöpfung schon durch ihre stetige Größe und Massenvertheilung auf unsere Einbildungskraft wirkt und uns veranlaßt, noch mehr Empfindung und Bedeutung hineinzulegen, als sie uns unmittelbar entgegenträgt. Dieses ist der Gesichtspunkt, von welchem aus ich die Pflanzenwelt unseres Vaterlandes zu betrachten habe. Wenn — wie A. v. Humboldt so geistvoll entwickelt hat — die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden auf das innigste mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit der seiner Cultur verknüpft ist, so wird es keiner weitern Rechtfertigung für den nachfolgenden Versuch bedürfen.

Es ist wahr, es giebt reichere Länder als Estland, welches als Theil der großen nordischen Ebene nur geringe Bodenerhebungen aufzuweisen hat, die also nicht im Stande sind der Landschaft den Stempel des Erhabenen zu verleihen; um so mehr kann es nur die Vegetation allein sein, welche in die Gleichförmigkeit des Terrains Charakter und Leben zu bringen bestimmt ist. Nun beschränkt freilich der hohe Breitengrad, unter welchem unser Gebiet liegt und dessen Einfluß nur wenig durch die Nähe des Meeres gemildert ist, natürlich auch bedeutend die Mannichfaltigkeit und Abwechslung der pflanzlichen Erscheinungen, da sich die Verbreitung der Gewächse im Wesentlichen von der Wärmevertheilung auf der Erde abhängig zeigt. Allein trotzdem bietet unser Estland ein charakteristisches und keineswegs unpoetisches Bild unter dem Typus der nordischen Landschaft dar. An der Grenze der kältern gemäßigten Zone gelegen, bereits zur subarktischen Zone der Pflanzengeographen gehörig, trägt es vorzugsweise Nadelhölzer, während dagegen die Laubholzformen selten zu größern geschlossenen Wäldern zusammentreten. Es vereinigen sich aber noch andere Umstände, welche nicht eben günstig auf die Entwicklung unserer Pflanzenwelt einwirken. Ganz Estland besteht, gleich dem benachbarten Ingermanland, aus einem kalkseiligen Untergrunde, welcher zur ältern silurischen Formation gehört und dessen obere Schicht

von dem sogenannten Trilobitenkalk gebildet ist, welcher, auffallend reich an interessanten Petrefacten, an vielen Stellen frei zu Tage liegt. Meistens ist dieses Grundgestein nur mit einer sehr dünnen Schicht kalktrümmerreicher Dammerde überlagert, welche keine üppige Vegetation zu ernähren im Stande ist; indem es nun theilweise aus mächtigen Platten gebildet afustritt, so übt es auch dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Scenerie der Landschaft, daß es, wenig geeignet die oberirdischen Wasser durchzulassen, zahlreiche Moräste und kleinere Landseen veranlaßt, welche dann natürlich von einer Vegetation begleitet sind, die, wenn auch nicht des charakteristischen Interesses, doch leicht des Malerischen entbehrt.

Das hervorragendste Material zur Landschaft in Estland ist also, wie gesagt, das Nadelholz und zwar in den Gestalten der Tanne und der Kiefer oder Föhre*), deren überwiegender Bestand die ganze subarktische Zone zu einem eigentlichen Waldlande macht, eine Bezeichnung, welche Estland, trotz der zeither geübten schlimmen Forstwirthschaft noch immer beanspruchen darf. Die Stelle der immergrünen Laubwälder der wärmern gemäßigten Zone gewissermaßen einnehmend, mildern sie wesentlich den öden Charakter unserer Winterlandschaften, welche ohne die, wenn auch ernsten, doch immer lebenverrathender Farben des Nadelholzes bei der Monate lang die Erde verhüllenden Schneedecke ein trostloses Bild abgeben würden; „sie verkünden“, sagt Humboldt in seinen Ansichten der Natur, „gleichsam den nordischen Völkern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheische Feuer, nie auf unserm Planeten erlischt“. Zu diesem Bestande finden wir hier noch eine ziemliche Anzahl laubabwerfender Bäume, unter denen als der schönste und treueste nordische Laubbaum die Birke obenan zu stellen ist. Die Einzelnentwickelung der Birke steht in Estland fast unübertroffen da, und sie ist es namentlich, welche bei uns in den häufigen Gruppirungen mit dem Nadelholze die lieblichsten Contraste vermittelt und deren Bedeutung auch in der Poesie der Esten keine geringe Rolle spielt. Ihre Verbreitung in den Norden hin ist bedeutend. Selbst in Lappland und dem nördlichsten Sibirien und auf der westlichen Hemisphäre noch in Grönland kommt sie baumartig vor. Anders dagegen verhält es sich mit der Eiche, welcher Baum in Estland seine Nordgrenze erreicht und soweit die

*) Unter Tanne oder Fichte verstehe man den Baum, für welchen man hier zu Lande die aus dem Schwedischen stammende Benennung Gräne anwendet, während man die Kiefer oder Föhre fälschlich „Tanne“ nennt.

noch vorhandenen Reste zu beurtheilen gestatten, allerdings sich kaum je zum Adel der deutschen Eiche erhoben hat. In den helllaubigen Eschen und Ahornbäumen, sowie in den weit in die Lüfte greifenden Rüstern und Espen, in den Linden, Ebereschen und unserm frühlingbegrüßenden Faulbaum schließt sich, bis auf zwei sogleich zu erwähnende charakteristische Laubhölzer, die höhere Reihe der estländischen Baumvegetation ab, wie auch keine der letztgenannten Arten in enger geschlossenen Wäldern, sondern nur in gemischten Gruppen auftritt und also zum größten Theile dem überwältigend ernsten Eindrucke der Nadelhölzer unterliegt.

Von einiger landschaftlichen Bedeutung dagegen werden an ihrem Platze zwei andere Laubholzformen: die Erlen, von denen die sogenannte weiße Erle (nach Chamisso) bis nach Kamtschatka hin vorkommt, und die Weidenarten, deren Estland allein 20 verschiedene Formen hervorbringt, von den niedrigsten strauchartigen Bildungen der Sandregion bis zu den höchsten Entwicklungen der Laubholzgestalt hinauf, und die geeignet sind, einen eigenthümlichen Einfluß auf die Scenerie mancher Gegenden auszuüben, da die leichte, graziöse Neigung der schlanken Aeste, das neckende Spiel der leise bewegten Luft mit den spitzigen, schmalen und meist glänzenden Blättern sie zu einer der auffallendsten Gruppen unter allen Laubhölzern erhebt. Ein eigenthümlicher Reiz ihrer Erscheinung besteht noch besonders in ihrem Blütheustande, welcher, größer und in die Augen fallender als aller unsern übrigen Waldbäume, zu einer Zeit eintritt, wo jede andere Vegetation größtentheils noch schlummert und kaum eine Ahnung des nahenden Frühlings verräth.

Haben wir nun das Material kennen gelernt, woraus die erfinderische Natur eine volle und frische, und was besonders in Betracht kommt, eine charakteristische Waldlandschaft in unserm Norden herstellt oder womit sie den Hintergrund eines blumigen Wiesengemäldes begrenzt, so ist nichts billiger, als auch dem Vegetationscharakter der niedern Pflanzen und Gräser diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, welche sie im Landschaftsbilde nothwendig verdienen, — sind sie doch alle, so zu sagen, Steinchen, womit die Meisterin Natur den Mosaikboden ihres Tempels, der Erde, zusammensetzt, ausschmückt und Farben und Töne aus ihnen zusammenstellt, welche von dem innern Gemüthe des beschauenden Menschen begriffen und verstanden werden, wenigstens verstanden werden sollen. So reich, ja überraschend reich nun aber auch dem wissenschaftlichen Forscher und Sammler sich unsere Flora darbietet, so daß namentlich die nächste Um-

gebung unserer guten Stadt Reval für den Botaniker eine wahre Fundgrube der lieblichsten und seltensten Pflanzen ist — nach neuern Zählungen und Entdeckungen kommen von den sichtbarblühenden Pflanzenarten Est- Liv- und Kurlands allein um Reval herum 755 Arten wildwachsend vor — so wenig würde es für unsere flüchtige Beleuchtung des nordischen Vegetationscharakters im allgemeinen erheblich sein, wollte ich die Fülle dieser Gewächse einer speciellen Anführung und Betrachtung unterziehen, um so mehr als wohl nirgends sichtlicher als gerade in einem allgemein gehaltenen Vortrage die unvermeidlichen barbarischen Pflanzennamen die Illusion der Anschauung stören würden. Diese Namen, deren bloße Kenntniß überhaupt wenig zu bedeuten hat wenn sie auch immer noch von Vielen als der wahre Schlüssel und Talisman zum Verständniß der ganzen Pflanzenwelt angesehen werden, lassen sich für unsern Zweck mit Vortheil auf gewisse einzelne Gruppenbezeichnungen von Gewächsen beschränken, welche den Charakter unserer nordischen Landschaft wesentlich bedingen. Denn so wünschenswerth nun allerdings jedem Gebildeten eine genauere Kenntniß der Vorkommnisse und Produkte namentlich seines Vaterlandes sein muß, so wäre es andererseits wirklich traurig, wenn jeder harmlose Mensch, welcher sich der Natur so recht von Herzen erfreuen möchte, dazu erst einer wissenschaftlichen Vorbereitung bedürfte. Und gerade darin liegt ja der Zauber der Pflanzenwelt in der wilden Naturlandschaft, daß sie eine Sprache redet, verständlich dem Unmündigen wie dem Weisen, dem Tauben wie dem Hörenden, dem Meister wie dem Schüler.

Unter den für die Physiognomie des Nordens besonders charakteristischen niedern Pflanzenformen steht namentlich eine voran, deren Name sogar zur allgemeinen Bezeichnung der Landstriche, auf welchen sie gemeinschaftlich und massenhaft auftritt, gebraucht wird und einen gefürchteten Klang hat, weil diese Pflanzen schon zu allen Zeiten und von vielen ackerbautreibenden Völkern nur mit sehr geringem Erfolg bekämpft wurden. Es ist dies die Form der Haidekräuter oder Haiden. Obgleich der Anblick einer blühend-erröthenden, namentlich einer frisch im Morgenthau gebadeten Haidegegend einen unendlich lieblichen und träumerischen Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, so findet sich doch in der Haidelandschaft im allgemeinen das Bild der Armuth und Dürftigkeit so deutlich ausgesprochen, daß es selbst sprichwörtlich werden konnte. In unserm Estland fehlt den Haideplätzen, denen Deutschlands, Schwedens und Norwegens gegenüber, auch noch die persönliche Fülle und Kraft der Haide-

pflanze selbst, deren gedrückte Höhenentwicklung durch den fast immer dieselben Regionen besetzenden krüppligen Wachholder besonders fühlbar und deutlich gemacht wird. An einem heißen Sommertage auf „dürrer Haide“ irren zu müssen, auf welcher sich hier und da nur eine Zwergfichte trauernd erhebt, wo der Fuß auf den röthlichen borstenartigen Büscheln des kummervollen Graswuchses knistert und außer der leise summenden Bienenwelt keine Spur eines lebenden Wesens die bängliche Einsamkeit unterbricht, wäre allerdings keine poetische Wanderung, wenn sie nicht eben durch das Charakteristische in ihrer Art dem denkenden Menschen interessant werden könnte. Kommt hierzu nun, daß wir in Estland durchaus keine so ermüdend ausgedehnten und endlosen Haiden haben wie manche andere Länder von der Schelde in großen Zügen bis zum Ural, sondern dieselben immer in den tiefgrünen Rahmen näherer oder fernerer Nadelwälder eingestellt sind, so steigert sich glücklicher Weise ihr Totaleindruck auch nicht unmittelbar zu einem unerträglichen, obgleich andererseits freilich immer noch ein beträchtlicher Theil des Grundbesitzes dem Feldbau und selbst der Viezucht verloren geht, da die Haide nicht einmal zu einer nahrhaften Weide tauglich ist. Und doch quillt in diesen wasserlosen Strecken, welche nur mit den schwersten Opfern kulturfähig werden, ein tiefer reicher Brunnen voll herrlicher Süßigkeit. Hier ist das Land erschlossen, wo, wenn auch nicht Milch, doch reichlich Honig fließt — der Lieblingsaufenthalt der fleißigen Biene, welche aus den zartröthlichen, glockenförmigen, zu einer reichen und allerliebst geformten Blumenrispe vereinigten und die ganze Sommerzeit blühenden Haideblümchen den wohlschmeckendsten und reinsten Honig bereitet.

In unserm Estland kommen oft ziemlich schwer zu unterscheidende Uebergänge in den Bodenverhältnissen der mit Haide bestandenen Ländereien vor, welche dann mehr oder weniger von einer abweichenden Nebenvegetation begleitet sind. Es wird nämlich da, wo der Ackergrund die oberirdischen Wasser zurückhält oder irgend eine Neigung des Terrains die Ansammlung derselben begünstigt, der ohnedies für die Extreme großer Trockenheit und großer Nässe leicht zugängliche Haideboden zu einem torf- und moorhaltigen und dann leicht ungesunden und versauerten Bestande. Unter solchen Umständen wird jedenfalls der Eindruck der Landschaft noch unendlich unwirthlicher und unbehaglicher. Es bilden sich da, wo einzelne größere Moor- und Haidepflanzen ihr unerquickliches und gedrücktes Leben fristen, kleine hüglichte Erhebungen, welche bald mit weißlichgrünem Torf-

moos bekleidet oder mit roth- und grünköpfigen Becherflechten und manchen andern sehr niedlichen und seltnen phanerogamen Gewächsen bestanden sind, während dagegen die zahlreichen Vertiefungen zwischen den erwähnten Hügeln meist aller Vegetation entbehren oder doch ein sehr dürftiges Geschlecht, wahre Parias unter den Pflanzen, hervorbringen und ernähren. Es gestattet die gewöhnliche Nässe und Schlüpfrigkeit das Gehen auf solchen Strecken nur auf den kleinen schwankenden und schaukelnden Hügeln, wodurch freilich nur ein ebenso erschöpfender als unästhetischer Genuß erreicht wird. Solche Partien sind unendlich zahlreicher in Estland vertreten als das eigentliche, auch leider keineswegs sparsam vertheilte dürre und kümmerliche Haideland. Wenn ich mich nun auch absichtlich enthalten muß, die hier vorkommenden Gewächse einzeln anzuführen, so begegnen wir doch unter ihnen einer botanischen Merkwürdigkeit, welche ich um so weniger unerwähnt lassen kann, als sie gerade auf solche Standorte beschränkt ist, von denen wir eben zu sprechen Gelegenheit nahmen. Ich meine nämlich die Potentilla fruticosa L. der Botaniker, das strauchartige Fingerkraut, welches in einem Umkreise von ungefähr 10 □-Werst sich von Koddack über Hark, Fähna bis Fall ausbreitet, während es sich in ganz Deutschland gar nicht, in England, Schweden und Sicilien nur sparsam, endlich wieder in den Pyrenäen und, nach Osten, hier und da in Nordamerika wiederfindet. Weiter tritt es in den kaukasischen Provinzen, Armenien und ganz Sibirien auf, von wo es bis Kamtschatka und auch nach dem arktischen Amerika hinüberreicht. Wenn auch keine Rede davon sein kann, daß die massenhafte Vertheilung dieser Pflanze, die in unserm Estland gewissermaßen inselartig auftritt, ein schönes Landschaftsbild hervorbringe, ja wenn sie stellenweise trotz ihrer unerschöpflichen gelben Blüthen einen trostlosen Anblick gewährt, wie namentlich auf dem Wege von Fall nach Fähna, wo sie auf manchen Strecken fast allein den ganzen pflanzlichen Bestand des moorig-hügligen Bodens ausmacht — so ist doch dieser Anblick so selten, vielleicht sogar so einzig in seiner Art und von so besonderem wissenschaftlichen Interesse, daß man über dieser Eigenthümlichkeit unserer Flora wohl leicht den weniger heitern Eindruck derselben vergessen mag.

In der Vegetation des entschiednen Moor- und Sumpfbodens, welcher durchschnittlich den dritten Theil unseres ganzen baltischen Gebietes ausmacht und schon deshalb ganz erklärlich eine große und ernste Bedeutung auf das allgemeine Landschaftsbild ausüben muß, begegnen wir aber

nun ferner einer andern Gruppe von Gewächsen, welche in sehr zahlreichen, den Botanikern jedenfalls mehr als den Landwirthen interessanten Arten hierorts auftreten und überall besonders charakteristisch für solche Standorte sind: den Rietgräsern oder Seggen und den Wollgräsern, die den vorwiegenden Bestand unserer sogenannten sauern Wiesen bilden und viel von dem frischen lebhaften Grün der eigentlichen guten Futterwiesen mit ihrem buntfarbigen Schmucke der mannichfaltigsten Wiesenkräuter entbehren. Durch Drainirung und überhaupt Trockenlegung solcher Terrains hat die neuere rationelle Landwirthschaft schon erhebliche und erfreuliche Errungenschaften an Kulturland gemacht (namentlich stehen die betreffenden Arbeiten des Herrn Grafen v. Keyserling als aufmunternde Belege obenan, und es kann und wird nicht fehlen, daß nach und nach durch fortgesetzten Fleiß nicht allein ein besserer Ertrag so bedeutender Bodenstrecken, sondern auch selbst ein erheblicher Einfluß auf das Klima und ein freundlicheres Landschaftsbild gewonnen werde. Der Moorboden überhaupt enhält bekanntlich eine große Menge ungelöster humöser Bodenbestandtheile, welche nach stattgefundener Entwässerung der lösenden Einwirkung der Atmosphäre zugänglich gemacht werden und dann weit mehr kulturfähige Elemente darbieten, als je unsere Haiden und dürren, steinigen und humusarmen Bodenstrecken bieten können, welche letztere namentlich eine noch kümmerlichere Vegetation tragen als das sprüchwörtlich arme Haideland selbst. Was aber den Einfluß auf das Klima betrifft, so ist es selbstredend, daß diese tiefgrundigen, wasserreichen Moore die Wärme der Atmosphäre weit langsamer als andere Bodenlagen aufnehmen, wie denn Beispiele vorhanden sind, daß man selbst mitten im Sommer noch in gewissen Lagen gefrorene Partien unserer Moore beobachtet hat. So können die Moore nicht anders als herabdrückend auf die Lufttemperatur einwirken, und sie sind es, von welchen sich unsere späten Nachtfröste vor Johannis und unsere frühen nach Johannis zum größten Theile herschreiben. Es ist nicht uninteressant einiger Beobachtungen des Herrn v. Löwis zu gedenken, welche derselbe bereits vor längerer Zeit angestellt hat und welche in neuerer Zeit durch die Herren Wiedemann und Weber verglichen und vervollständigt wurden. Herr v. Löwis beobachtete den 31. Mai (also 12. Juni n. St.) den letzten Nachtfrost vor und den 10. (22.) August den ersten Nachtfrost nach Johannis. Am 1. (13.) Juni 1809 war, ebenso wie am 16. (28.) Juni 1810, der Boden in den Sümpfen noch gefroren. Nach harten Wintern, wie z. B. 1838, blieb die Erde in den Sümpfen bis in den

Juli gefroren, ja man hat Beispiele, daß sie stellweise gar nicht aufthaut. Ende Juli 1829 fand man in Estland die Moräste auf 16 Zoll Tiefe noch gefroren.

Dieser einförmigen und armen Vegetation unserer Haiden und Moore gegenüber, welcher wir gern eine kürzere Betrachtung gewidmet hätten, wenn sie nicht zu häufig in unserer Landschaft uns begegnete, treten uns aber andererseits, als freundlicher Gegensatz, die meist mit Gebüsch und Laubbäumen in der lieblichsten natürlichen Anordnung bestandenen und gleich einem Teppich mit farbigen Blumen und Kräutern geschmückten Wiesenpartien entgegen, bald umgeben von wogenden Saatfeldern und andern erquicklichen Spuren unmittelbaren menschlichen Fleißes, bald durchrauscht von silberklaren, murmelnden Bächen, bald begrenzt von dem durch einen Theil des Landes sich hinziehenden Höhenzuge — wodurch einzelne wirklich romantische Landschaften mit den reizendsten Fernsichten über Land und Meer hergestellt und alle die Zauber wachgerufen werden, welchen namentlich im Frühling das mit der Natur gewissermaßen neu erwachende Menschenherz so zugänglich ist. Die Ruhe und Sabbathstille, welche eine hervorragende Eigenthümlichkeit der nordischen Natur ist, erzeugt ein Gefühl des Ernsten und Sinnenden im Gemüthe, und da sich im Charakter unseres Nadelwaldes ein verwandtes Motiv düsterer Traurigkeit und melancholischen Träumens ausspricht, so erklärt sich hieraus Vieles in dem Charakter, der Sprache und der Poesie der Landeskinder. Und hierzu wirken nicht allein die schweren und trägen Massen der Nadelwälder, die trauernde Neigung der Birken, die einförmigen Umrisse und Bilder der Haide- und Moorstrecken, sondern namentlich auch die Farbentöne und Lichter, welche, über die ganze nordische Landschaft ausgegossen, ihnen erst Leben und tiefinnerste Bedeutung verleihen. Neben den Formen der Naturscenerien, welche, wie überall, so auch hier, selten mit einem Male wechseln, sondern meistens durch Uebergänge in einer Weise vermittelt und modificirt werden, welche gerade das Malerische der Landschaftspartien bedingt, ist es besonders auch die Färbung, welche die Umrisse des Ganzen und seiner Theile so schön erscheinen läßt und deren Töne sich in dem Empfindungs- und Gefühlswesen des Menschen wiederspiegeln. Gesetze der Farbengebung, welche im Großen vorzugsweise im Wechsel der Jahreszeit sich studieren lassen, verleihen wie der gemäßigten Zone, so auch unserer Landschaft einen Reiz, der den reichen Tropenländern ganz unbekannt ist. Trotz unserer Armuth und Einseitigkeit von Pflanzenformen werden hier so über-

raschend schöne und malerische Gemälde zusammengestellt, so lebhafte Contraste und vielseitige Abwechselungen vermittelt und so wesentlich von denen der gemäßigtern Zone abweichende Landschaftsbilder geschaffen, daß alle diese Wirkungen der Farbe abermals als ein charakteristisches Eigenthum unserer nordischen Natur gelten können.

Wie die Nähe des Meeres für die Ostseeprovinzen ein, wenn auch milderes, doch freilich unbeständigeres Klima bedingt, als für die Entwickelung der Feld- und Gartenkultur und ihrer Ernten eigentlich wünschenswerth ist, so ist auch einen großen Theil des Jahres die Färbung unseres Himmels der Art, daß dieselbe mit dem tiefblauen Himmel Italiens gar nicht und nicht einmal mit der lieblichen Himmelsbläue Deutschlands verglichen werden kann. Es ist jedenfalls wahr und verfehlt keineswegs seinen Einfluß auf das Landschaftsbild im allgemeinen, daß unser nordischer Himmel einen großen Theil des Jahres wie eine bleierne Decke über der Erde liegt und von dem Grün und den Farben der Pflanzenwelt den lieblichsten Schmelz verwischt. Daher kommt es, daß unsere nordische Landschaft fast zu jeder Jahreszeit, selbst in dem nach langem, schwerem Winter erwachten Lenze immer ein Gefühl eigenthümlicher Schwermuth und leisen, unerklärten Sehnens in dem Gemüthe des Nordländers hervorbringt, ein Gefühl, welches sich nicht bloß auf den eingeborenen Theil der Bevölkerung beschränkt, und dessen auch Humboldt im zweiten Theile seines Kosmos pag. 31 gedenkt, wenn er sagt: „es ist eine vielfach geäußerte Meinung, daß bei den nordischen Völkern die Freude an der Natur, eine alte Sehnsucht nach den anmuthigen Gefilden von Italien und Griechenland, nach der wundervollen Ueppigkeit der Tropenvegetation, hauptsächlich einer langen winterlichen Entbehrung alles Naturgenusses zuzuschreiben sei.“ Jedenfalls kann ein solcher Ausspruch nur auf diejenigen Gruppen der Bevölkerung unseres Nordens Anwendung finden, in welchen ein gewisser durch Unterricht oder Reisen erreichter Bildungsgrad eine Kenntniß von der Natur jener glücklicheren Länder erwarten läßt. Allein es wurzelt nachweisbar diese schwermüthige Naturanschauung und dieses Sehnen nach etwas Unbestimmtem auch in denjenigen Schichten des Volkes, von welchen die obige Voraussetzung nicht gilt. Es fehlt diesem größern Theile des Volkes schon von der Wiege an jene übersprudelnde Fröhlichkeit des Herzens, jener leichte Sinn, der ein Erbtheil aller Völker eines heitern, glücklichen Himmelsstriches ist. Trübe wie sein Himmel, ernst wie seine Natur ist auch seiner Empfindungen Wesen, sind seine Lieder,

ist seine Musik. Alle Naturbilder der Esten, so wenig auch deren bekannt sind oder so fremd ihnen an sich ein gefühlvolleres Eingehen auf die Natur sein mag, sind trauriger, schwermüthiger Art. Ihre Melodien sind mehr ein Klageruf, ein Schmerzensschrei als ein Gesang. So selten auch diese Volksdichtung auf die freie Natur eingehen mag, so ist doch den wenigen bekannten Liedern eine poetische Tiefe der Anschauung nicht abzusprechen. Ich erinnere hier an ein Frühlingslied aus der reichen Sammlung estnischer Lieder unseres verdienstvollen Neus, im zweiten Bändchen derselben pag. 196, welches von charakteristisch trüber Färbung ist:

> Wieder weht die Trauerbirke,
> Grünt die Esp' in ihrem Wehn,
> In des Moors, des großen, Mitte,
> In den weiten Wüsteneien:
> Auf ihr Mägdlein, auf ihr jungen,
> Gehn zu brechen wir die Zweige, u. s. w.

Wie ganz anders klingt ein deutsches Frühlingslied mit seinem vollen frischen Seelenjubel! — Hierher zähle ich auch die auf das Menschenleben bezogenen Naturbilder, wie sie in der estnischen Volksdichtung häufig vorzukommen scheinen, z. B. das folgende aus einem Waisenliede:

> Ach es starb die stolze Tanne,
> Schwand die schöngekrauste Birke,
> Fiel die wipfellose Föhre;
> Aeste blieben um zu klagen,
> Blieb das Laub um Leid zu tragen u. s. w.

Fast alle Lieder des Volkes, namentlich die neuern, sind elegischer Natur, ganz wie auch der Ton und die Färbung unserer nordischen Landschaft im allgemeinen der Elegie angehört, und namentlich möchte ich darauf hinweisen, daß die Birke und der alte Nadelwald, als die vorherrschendsten Eindrücke der pflanzlichen Natur des Landes, nicht wenig dazu beigetragen haben dürften, der Poesie der nordischen Völker unwillkürlich eine solche Richtung zu geben. Nach den für die Aesthetik der Landschaftsmalerei und der daraus entwickelten Landschaftsgärtnerei aufgestellten Grundsätzen, welche auf gesicherten Beobachtungen der Wirkungen der Pflanzen in der Natur begründet sind, gehören das junge Nadelholz, die junge Birke, die Linde, die Erle, die Weide, sowie der Ahorn und die Eberesche vorzugsweise der Idylle an, während dagegen die höhere Birke und der ältere Nadelwald, sowie die Ulme oder Rüster immer die elegische Form bezeichnen.

Es ist von Personen, denen es vergönnt gewesen, die Naturschönheiten anderer Länder, namentlich das gesegnete Deutschland im Lenze, zu schauen, unserm Estlande vielfach der unverdiente Vorwurf gemacht worden, daß ihm der schönste Reiz des Jahres, der Frühling fehle und sich die Eintheilung der Jahreszeiten hier einfach auf einen kurzen Sommer und einen langen Winter beschränke. Es ist ein böswilliger und undankbarer Ausspruch! Bedingt auch die geographische Lage des Landes eine ganz natürliche Beschränkung der lenzlichen Entwickelungsperiode der Natur, so raubt sie uns doch durchaus nicht die Annehmlichkeiten einer Jahreszeit, welche durch das Wiedererwachen der ganzen Natur aus dem langen Winterschlafe die ersehnteste und gefeiertste vieler Nationen werden konnte. Freilich ist die Bezeichnung unseres Monats Mai als „Wonnemond“ nicht selten kaum etwas anderes als eine bittere Ironie; aber dafür entschädigt unsere Natur nach der wohl recht ermüdenden Einförmigkeit eines langen und strengen Winters uns meistens durch eine überraschend schnelle Entfaltung der ganzen Vegetation, wie sie nur bei den in niedern Breiten ganz unbekannten tageshellen Nächten ermöglicht wird. In diesen wunderschönen Nächten des nordischen Sommers liegt einer der unvergleichlichsten Reize der nordischen Zone; insbesondere über unserer Waldlandschaft, über ihrem Duft und Grün ruht in solchen Nächten ein Zauber, der allein schon mit so manchen andern Entbehrungen unseres Naturgenusses versöhnen kann, und nur die Gleichgültigkeit, die unschöne Tochter der Gewohnheit, vermag daran unergriffen vorüberzueilen.

Wenn wir zur Zeit der frischesten vollsten Vegetationsentwickelung, ehe eine nicht selten eintretende Dürre oder unüberschwängliche Nässe das Landschaftsbild entstellt, also vielleicht im ersten Verlauf des Junimonats, in die estländische Natur hinaustreten und den Blick sich ergehen lassen auf den blumigen Wiesen, über denen die Birke träumerisch die hängenden Aeste wiegt, auf den saftigen Feldern, über denen sich die Lerche in die sonnig durchwärmte Luft schwingt, zu den frischen dunkelgrünen Wäldern, welche bald in weithin zusammenhängenden Zügen, bald zu malerischen Gruppen gestaltet die Fernsicht begrenzen und den Rahmen um das liebliche Gemälde bilden — und wenn wir den Pfad verfolgen, welcher, eingesäumt mit Erlen- und Weidengesträuch, uns vorüberführt an den wechselndsten Bildern, bald der Haide und des Moores, bald der Wiesen und der Felder, vorüber an den Hütten des estnischen Landvolks, wie an den meist malerisch gelegenen und geschmackvoll gebauten Edelgütern, die

aus den Schatten hoher Linden, Kastanien und Eichen als die Pflanzstätten und Herde deutscher Cultur und Sitte hervorsehen: dann müssen wir auch freudigen und dankbaren Herzens gestehen, daß auch bei uns hier die Natur reich und schön und würdig genug ist, daß wir sie lieben und an ihr hängen und uns mit ihr so vertraut als möglich machen mögen. Sie bewährt auch hier sich als die große Künstlerin, da sie mit so beschränkten Mitteln so wechselnde Bilder schaffen konnte. Und werfen wir endlich einen aufmerksamen Blick auf die Gestaltenwelt, „die da kriecht und fliegt", und auf die Blumen und Kräuter, die aus dem heimischen Schooße der Erde sprossen, wie lehrreich und lohnend kann er für den Wißbegierigen, wie befriedigend wird er für den Forscher sein! Die Wunder ferner Länder gewinnen erst dann Licht und Farbe und Bedeutung, wenn man die Naturgaben, die aus so unerschöpflichem Füllhorn über die Marken der Heimath ausgegossen sind, genügend kennen, unterscheiden und würdigen lernte. Da gilt es wohl Manchem zu erröthen, namentlich aus unserer Jugendwelt, daß er so gleichgültig und nichtachtend an ihnen vorübergehen kann, wie es leider vielfach geschieht; die Natur unseres Landes hat das nicht verdient! — Haben wir nun in der angenommenen Weise unsern Pfad verfolgt und stehen vor den Thoren des Waldpallastes, welche weit geöffnet sind, uns in den geheimnißvollen Schatten seines stillen Heiligthums aufzunehmen, und wenden wir noch einmal den Blick rückwärts, wie verändert stellt sich uns dann wieder das Bild der Gegend dar, welche wir eben in befriedigendem Genusse durchwandert haben. Vielleicht blitzt uns aus der Ferne ein silberner Streifen des Meeres entgegen, auf welchem ein weißes Segel wie der Fittich eines Riesenvogels dahinschwebt, oder aus einem Kranze hell- und dunkelfarbiger Laubkronen schimmert der einfache Thurm einer ländlichen Dorfkirche hervor, und der Anblick einer weidenden Heerde vervollständigt uns das schöne Gemälde des Friedens. Wer freilich in dem Meere nur Wasser und im Walde nur Bäume sieht, der mag Länder und Welttheile durchstreifen, und er wird überall nichts Anderes aus und in der Natur lesen und herausfinden können als höchstens noch Steine. — Zitternd fällt der Lichtstrahl durch die schattige Nacht der Baumwipfel und Zweige des Waldes, den wir betreten, als fürchte er die hehre Ruhe der „Waldeinsamkeit" zu stören. Leise flüstern die Blätter der leicht beweglichen Espe mit den lauen, würzigen Lüften von den Geheimnissen des Waldes und ernst und träumend stehen die alten Tannen da, im ehrwürdigen

Schmucke ihrer mit Moos und Flechten umgürteten Stämme. Auf gewundenen Pfaden, die der Zufall uns bahnt, vertiefen wir uns in diese erhabene Natur, welche auf jedem Schritte neue Schönheiten entfaltet, neue überraschende Landschaftsbilder in der wechselvollsten Beleuchtung uns aufrollt. Alle Altersstufen des Nadelholzes vereinigen sich zu natürlichen Gruppen, deren fast jede eine Aufgabe für den Künstler sein könnte. An riesigen Granitblöcken, diesen zahlreichen Fragezeichen unserer nordischen Ebene, an die sich leise nickende Farrnkräuter anschmiegen, vorüber, überschreiten wir wohl einen kleinen, über Geröll dahinhüpfenden Waldbach, dessen üppigere Vegetation von buntfarbigen blühenden Kräutern einen lieblichen Contrast mit der ernsten dunkeln Färbung des Waldes bildet, und nur den Lauf der Sonne als Wegweiser und Führer habend, in langen vollen Zügen die aromatische Waldluft trinkend, schreiten wir weiter. — Da empfängt uns wohl mitten im Walde ein frischgrüner, freier, rings umschlossener Raum, und nach der Dämmerung des Waldes, die uns zeither umhielt, gießt plötzlich der Sonnenstrahl sein blendendes, volles Licht auf die liebliche Matte, gleich einer hellen Erinnerung an die laute, lustige Welt, die wir weit hinter uns gelassen, wie aus einem wachen Traume uns erweckend. — Und über Waldblumen und üppige Moose treten wir wieder hinein in den immer dichter und wilder sich verzweigenden Wald. Riesige Stämme, vom Sturme gebrochen, versperren oft unsern engen, ungebahnten Pfad; üppig sprossende junge Tannen bilden fast undurchdringliche Mauern, eine sichere Zuflucht dem feigen Wolf, kein Laut regt sich in der selten vom Menschenfuß betretenen jungfräulichen Wildniß, in welcher Pflanzengenerationen der seltensten Art ungesehen und unbeachtet kommen und vergehen. Ringsumher aus dem feuchten Schatten des Dickichts erhebt sich ein Heer wunderlich gespenstischer Formen von Pilzen in bleichen und unheimlichen Farben. Aus den modernden Stämmen der gestürzten Bäume quellen neben rothen und gelben Keulenschwämmen und bleigrauen Flechten zierliche Moosformen hervor, zwischen allen denen eine vielgestaltige kleine Thierwelt ihr stilles geschäftiges Wesen treibt. O möchten doch Alle, die da sich sehnen nach den Herrlichkeiten einer fremden Welt und in der sprüchwörtlichen Armuth unserer Natur eine Entschuldigung für die Gleichgültigkeit gegen dieselbe suchen, nur einmal hinaustreten in unsere Wälder, sie würden beschämt umherblicken und verwundert stille stehn! — Aber nicht immer scheint die Sonne; nicht immer fächelt eine laue, linde Luft das Laub der Aeste und spielt mit den herab-

hängenden Zweigen der Birke. Im Aufruhr der Elemente, im Brausen des Herbststurmes, wenn die gelben und rothen Blätter fallen und durch zerrissene Wolkenschleier der graue, trübe Himmel hervorscheint, dann ist der Anblick und Eindruck unserer größern geschlossenen Waldungen ein furchtbar-schöner und ergreifender! Dann, um mit Mephistopheles zu reden, dann:

Höre wie's durch die Wälder kracht,
Aufgescheucht fliegen die Eulen,
Hör' es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste —
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.

Und auch zu solcher Zeit muß man die Natur belauschen, wenn man sie verstehen lernen will. Es genügt nicht, im warmen Zimmer, umgeben von aller Bequemlichkeit, eine interessante Reisebeschreibung durchzublättern und sich so recht lebhaft in die Abenteuer und Gefahren einer tropischen Wildniß oder die Entbehrungen und stündliche Todesnoth einer Polarexpedition hineinzulesen und dann sich ein Urtheil über die Natur jener Länder fertig zu machen oder gar sich einzubilden, dieselbe schon wirklich erfaßt zu haben. Die Natur ist überall groß und schön; sie ist ein offenes Buch göttlicher Offenbarung und in diesem Buche sollen wir lesen und lernen, wo und wie wir können.

Ein einzelnes bestimmtes Landschaftsbild aus Estland einer speciellen Betrachtung zu unterziehen, habe ich aus mehr als einem Grunde vermieden, obgleich es nicht schwer werden würde, ausgezeichnete landschaftliche Partien hervorzuheben, welche mit vielen gerühmten Gegenden des bald mit Recht, bald aus Vorurtheil gefeierten Auslandes unbedingt concurriren könnten. Uns allen namentlich ist das freundliche Loos gefallen, in einer Stadt zu leben, welche durch ihre malerische Lage und romantische Umgebung geradezu als ein Licht- und Glanzpunkt unserer baltischen Landschaften dasteht, und selbst jedem Fremden keine andere als freundliche Erinnerungen zurücklassen kann. Ein solches unmittelbare Eingehen auf hervorragende Einzelnheiten liegt indeß jedenfalls außerhalb der diesmaligen Aufgabe, da es vorzugsweise galt, den allgemeinen Charakter des Landes einer Betrachtung zu unterwerfen. —

Es versteht sich von selbst, daß der Herbst, dessen wir vorhin nur flüchtig gedachten, auch hier, gleichwie in der gemäßigten Zone, den An-

blick der Fluren und Wälder, und mit ihnen des gesammten Landschaftsbildes auffallend verändert und seine bunten Farben über das ganze Land ausstreut. Ueber die Stoppeln jagt der Herbstwind und verweht die Blätter des Lenzes und in engere Kreise zieht sich die Thätigkeit der Bewohner zusammen. Die hellen Nächte weichen kurzen trüben Tagen, Schaaren von Wandervögeln ziehen in frischer Wanderlust der wärmern Heimath zu und, wie in der Außenwelt, wird es auch im Gemüthe der Menschen stiller und trüber. Daß auch das estnische Volk mit Ernst und Trauer seine Bäume sich entblättern sieht und sinnige Gedanken trüber Art damit zu verbinden versteht, läßt sich wohl aus mancher Anspielung in ihren Liedern erkennen, von denen ich beispielsweise eins aus der Sammlung des Herrn Neus (im zweiten Bändchen pag. 167) anführen möchte:

Von der Erle fliehn die Blätter,
Von der Birke weh'n die Blätter,
Fallen nieder von den Espen,
Irren abwärts von den Eichen,
Rauschen von der Rüster nieder,
Von den Föhren fiel die Rinde.
Nicht ist mein Geschick ein mildres, u. s. f.

Mag nun auch die Ursache solcher stillen Klage einen Grund haben, welchen sie wolle, so beweisen doch jedenfalls derartige Beispiele, daß die Natur in ihrem Wechsel dem Gemüthsleben unseres Volkes und der Färbung seiner Stimmung nicht fremd blieb, sondern auch hier ihren unausbleiblichen Einfluß ausübte.

Wer aber endlich den Norden in seiner Herrlichkeit kennen lernen mag, wer wirklich einen Eindruck erhabener Größe in seinen Erinnerungen an ihn mitnehmen will, der trete einmal mitten im tiefen Winter aus der Stadt und ihrer unfreien Atmosphäre und wage sich muthig hinaus in die estnische Winterlandschaft. — Eine weiße Schneedecke liegt auf der ebenen Gegend, der leichte Schlitten fliegt vogelschnell über die funkelnde Fläche und der muntere Klang des Glöckchens zittert weit durch die frische klare Luft. Wie eintönig, wie so ganz anders, liegt jetzt die im Frühsommer so wechselvolle Landschaft vor uns. In ermüdender Einförmigkeit breitet sich der blendende Schnee über Felder, Wiesen und Haide aus; entblättert steht die treue Birke, verstummt ist das Geflüster der Espe und vergessen die Stätte, wo Blumen blühten und dufteten. Aber in unverwelklicher Schönheit, in ihrem dunkeln grünen Gewande schauen unsere Nadelwälder, Zei-

chen der Trauer und der Hoffnung zugleich, auf die schlummernde Erde; in ernster Würde stehen sie noch da, ebenso wie im linden Säuseln der Sommerluft, jetzt unter dem gewaltigen Drucke der Schneelast, die wohl ihre Aeste zu beugen, nicht aber das innere tiefe Leben zu verlöschen vermag, durch dessen vielseitige Aeußerungen die Pflanzenwelt zwischen Nord und Süd die Zonen der Erde mit einander verbindet, ihre magischen Kreise auch um jedes Menschenherz ziehend. Und wie dort in der sengenden Gluth des Südens, wo die Gebüsche und Blüthen still das Haupt neigen und endlich verdorrend sterben, die königliche Palme ihre volle Laubkrone frei und stolz zum wolkenleeren Himmel hebt, so hält hier im kalten Norden unsere Tanne, ein Bild ungebrochener Kraft und heiligen Ernstes, ihre treue Wacht über ihre schlafenden Geschwister, die träumend auf den Auferstehungsmorgen des jungen Frühlings warten.

Aber glücklich preise ich den — denn er hat eines von Gottes herrlichsten Werken im Norden geschaut — der im tiefen Winter Gelegenheit suchte und fand, bei heller Mondscheinnacht im einsamen nordischen Nadelwalde zu wandeln und alle Zauber seiner Lichter und Schatten, seiner süßen Dämmerung und dunklen Nacht, welche mit Entzücken und Grauen zugleich die Seele umfangen, auf sich einwirken zu lassen. Geisterhaft treten die alten Stämme in ihrer winterlichen Pracht und Hoheit urplötzlich in die sanfte, milde Beleuchtung, einen langen, riesigen Schatten hinter sich werfend, welcher ganze weite Strecken in tiefste, schweigende Nacht begräbt. Kein Laut, kein Athemzug unterbricht die selige Ruhe, die hier ausgegossen ist über die Landschaft, welche im schweren silbernen Schmucke dasteht wie der verzauberte Garten in einem morgenländischen Mährchen. Immer neuen phantastischen Bildern begegnet das Auge im Weiterschreiten auf der gebahnten Waldstraße. Leichte Wolken fliehen über die Scheibe des Mondes — ihre Schatten verflüchtigen sich wie Geisterhauch in die Labyrinthe und Tiefen der Landschaft. Bald fühlt man sich nicht mehr allein, unwillkürlich bevölkert sich diese stille Welt mit körperlosen Wesen unserer Einbildungskraft. Alle Ahnungen und Träume der Kinderzeit werden wieder wach, alle Jugendhoffnungen im Herzen wieder laut. Verschwunden aus dem Gedächtniß sind alle Täuschungen, alle Bitterkeiten des Lebens, die in der lauten, bunten Welt uns Schmerzen bereiteten, und ein Gefühl ruhigen Glückes zieht dafür wärmend und wohlthuend in die Seele. Und so vermag in kalter Nacht, in einem kalten Lande die Natur das menschliche Gemüth zu ergreifen, zu erwärmen, zu trösten. Und das kann sie mit

dem stummen Walde, über welchen sie den bleichen Mondschein ausgießt: nicht mehr ein gewöhnlicher Wald, ein Tempel Gottes, unseres Herrn, dünkt er uns, und wenn nicht von der Lippe, so doch im Herzen tönt das Lied des Dichters wieder:

> Wer hat dich, du schöner Wald,
> Aufgebaut so hoch da droben?
> Ja! den Meister will ich loben,
> Solang noch mein' Stimm' erschallt!

A. H. Dietrich.

Russische Typen.

I. Der Nihilist.

Die „Petersburger Correspondenz" im Augustheft der Balt. Monatsschr. enthielt eine vortreffliche Analyse des Turgenjewschen Romans: „Die Väter und die Söhne". Da also die Leser dieser Zeitschrift über das merkwürdige Buch im allgemeinen schon orientirt sind, so dürfte auch die Mittheilung einiger vollständigen Scenen daraus nur um so besser am Platz sein. Zwar seit dem Erscheinen desselben sind bereits zwei Jahre verflossen und der rapide russische Ideenproceß steht bei weitem nicht mehr in derselben Phase wie damals. Auch der Nihilismus, diese letzte Consequenz des sich überbietenden Fortschrittsdranges (des „Peredowismus" möchten wir sagen, wenn eine solche Wortbildung erlaubt sein könnte) hat sich schon mehr oder weniger ausgelebt; eine Umkehr in gewissem Sinne (nicht gerade dem Stahls) ist eingetreten: die für Conservirung der traditionellen Staatsgrundlagen sowie für den Classicismus im Schulunterricht kämpfende Moskausche Zeitung hat bekanntlich jetzt das entschiedene Uebergewicht. Dennoch wird jene jüngstvergangene Epoche noch nicht als so völlig vergangen anzusehen sein, daß es in keiner Weise mehr sich lohnen sollte, sich um ihr Verständniß zu bemühen, besonders für uns abseits Stehende, die wir immer nur mittelbar von der Bewegung berührt werden und dieselbe gewöhnlich erst in retrospectiver Weise, nachdem irgend ein Abschluß erreicht ist, zu begreifen in der Lage sind. — Es versteht sich von selbst, daß mit den nachfolgenden Fragmenten nur von der Sache, d. h. dem Nihilismus, nicht aber von dem Kunstwerth der Turgenjewschen Dichtung ein Begriff gegeben werden kann.

Die Handlung ist in das Jahr 1859 versetzt, in jene Zeit also, da die Vorarbeiten für die Bauernemancipation und für manche andere Reformen die Gemüther gespannt hielten. Es traten damals die Gouvernements-Comité's zusammen und in allen Ministerien wurden zahlreiche Commissionen für die vorzunehmenden Reformen errichtet. Die beliebteste Lectüre bestand in den verbotenen Schriften Herzens, und Jeder, der auf sich etwas hielt, strebte nach der Anerkennung, zu den Vordermännern der Gedankenbewegung (передовые люди) gezählt zu werden. Die „Rückständigkeit" (отсталость) war das schlimmste Scheltwort.

Nikolai Petrowitsch Kirsanow, ein wohlhabender Gutsbesitzer, welcher, der Bauernemancipation zuvorkommend, sein Gut bereits zu einer „Ferme" umgewandelt, d. h. nach baltischer Terminologie: Knechtswirthschaft eingeführt und bei der Unerfahrenheit in der neuen Wirthschaftsmethode mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hat, erwartet aus der Residenz seinen Sohn Arkadius, der so eben den Universitätscursus beendet hat und als Candidat ins väterliche Haus zurückzukehren im Begriff ist. Der Vater ist ihm bis zur nächsten Station entgegengefahren und erwartet mit Ungeduld seinen künftigen Gehülfen und Rathgeber, der, wie er meint, die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft heiß gebacken in die Provinz mitbringt. Nikolai Petrowitsch besitzt, 25 Werst von der Chaussée entfernt, ein schönes Gut von 200 Seelen oder vielmehr eine Ferme von 2000 Dessätinen Land, wie er sich auszudrücken liebt, seitdem er die Bauern mit ihrem Lande gänzlich abgelöst hat. Sein Vater war einer der Generale des denkwürdigen Jahres 1812, ein wenig gebildeter, aber kein schlechter Mensch; sein Leben lang stand er im Dienst, kommandirte zuerst eine Brigade, dann eine Division und lebte beständig in der Provinz, wo er wegen seines Ranges eine ziemlich bedeutende Rolle spielen konnte. Seine beiden Söhne, Nikolai und Paul, erhielten bis zum vierzehnten Jahre eine häusliche Erziehung, während welcher Zeit sie in der Umgebung der Adjutanten ihres Vaters und des übrigen Regimentspersonals aufwuchsen. Obgleich Nikolai durchaus nicht durch Tapferkeit sich auszeichnete, im Gegentheil sogar den Ruf eines Feiglings sich zugezogen hatte, so mußte er dennoch, als Sohn eines Generals, ebenso wie sein Bruder Paul, in den Militärdienst treten. Er brach sich aber das Bein an demselben Tage, da die Nachricht von seiner Anstellung eintraf und nach einem langen Krankenlager blieb er für immer etwas hinkend. Der Vater gab alle Hoffnung einer glänzenden Carriere für seinen Sohn

auf und bestimmte ihn für den Civildienst; sobald er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, brachte er ihn nach Petersburg auf die Universität. Zur selben Zeit avancirte sein Bruder zum Officier in der Garde und die beiden jungen Leute lebten zusammen in der Residenz unter der entfernten Aufsicht eines Oheims mütterlicherseits, eines einflußreichen Staatsbeamten. Der Vater kehrte zu seiner Division zurück und schickte seinen Söhnen von Zeit zu Zeit große Quartbogen grauen Papiers mit der weitläuftigen Handschrift eines Schreibers; am Ende dieser dictirten Briefe paradirten mit sorgfältig abgerundeten Schnörkeln die Worte: Peter Kirsanow General-Major. Im Jahre 1835 verließ Nikolai Petrowitsch die Universität als Candidat und im selben Jahre zog General-Major Kirsanow, in Folge einer unglücklichen Revue verabschiedet, mit seiner Familie nach Petersburg. Er bezog eine Wohnung neben dem taurischen Garten, wurde Mitglied des englischen Klubs, starb aber plötzlich am Schlage. Ihm folgte bald auch seine Gemahlin Agafoklea Kusminischna. Unterdessen hatte sich der Sohn Nikolai Petrowitsch noch bei Lebzeiten der Eltern und zum nicht geringen Kummer derselben in die Tochter eines nicht hochstehenden Beamten verliebt. Er heirathete sie, sobald nur die Trauerzeit vorüber war, gab seine Stelle im Apanagen-Ministerium auf und lebte überglücklich mit seiner jungen Frau, zuerst auf einer Datsche unweit des Forstcorps, dann in der Stadt in einem kleinen gemüthlichen Quartier, mit einer reinlichen Treppe und kühlem Gastzimmer; zuletzt siedelte er sich definitiv auf sein Gut über, wo ihm bald ein Sohn Arkadius geboren wurde. Das junge Ehepaar lebte still und zufrieden; zehn Jahre vergingen wie ein Traum; 1847 starb die Frau; Kirsanow erlag beinahe diesem Schlage des Schicksals, ergraute in wenigen Wochen und war im Begriff zu seiner Zerstreuung eine Reise ins Ausland zu unternehmen, woran aber die Ereignisse des Jahres 1848 ihn verhinderten. Nothgedrungen kehrte er auf sein Gut zurück und nach einer langen Periode völliger Unthätigkeit begann er mit der Wirthschaft sich zu beschäftigen. 1853 brachte er seinen Sohn auf die Universität, verlebte mit ihm drei Winter in Petersburg, ging gar nicht aus und suchte mit den Studienfreunden seines Sohnes Bekanntschaft anzuknüpfen. Den letzten Winter konnte er nicht in Petersburg verbringen, und wir sehen ihn so im Mai 1859, bereits ganz ergraut, seinen Sohn erwarten, der, wie einst er selbst, den Candidatengrad erlangt hatte.

Endlich zeigte sich in der Ferne ein Tarantaß, er kommt näher, durch die Staubwolke erblickt Nikolai Petrowitsch die Studentenmütze, erkennt

die theuern Züge und einige Augenblicke später liegen Vater und Sohn einander in den Armen. Der Sohn ist aber nicht allein, nach der ersten Begrüßung stellt er dem Vater seinen Freund Eugen Basarow vor, der die Ferien mit ihm auf dem Lande zuzubringen versprochen hat. Es ist ein junger Mann von hohem Wuchs, mit einem langen, hageren Gesicht, breiter Stirn, zugespitzter Nase, mit großen hellgrünen Augen und herabhängendem, röthlichem Backenbarte; die Züge, belebt von einem ruhigen Lächeln, drücken Selbstvertrauen und Verstand aus. Er hat auf der Universität den medicinischen Cursus absolvirt und bereitet sich zum Doktorexamen vor. Nikolai Petrowitsch heißt den Freund seines Sohnes liebevoll willkommen, die Equipagen werden hurtig angespannt, und fort geht es auf das Gut.

Dort stürzt nicht ein Heer von Bedienten hervor, um die Herren zu empfangen, wie das bei den übrigen Gutsbesitzern damals noch der Brauch war; ein einziger Diener erschien und half den Herren aus dem Wagen. Es war bereits spät, man erwartete nur das Abendessen, worauf besonders Basarow bestand, um dann sich zur Ruhe zu begeben. Da erschien in den Saal ein Mann von mittlerer Größe, in einem dunklen englischen Anzug, mit modischem schmalen Halstuch und lakirten Halbstiefeln; es war Paul Petrowitsch Kirsanow, der Bruder Nikolai's. Dem Ansehn nach war er etwa 45 Jahre alt; sein kurzgeschorenes graues Haar gab einen matten Glanz wie Neusilber, seine Gesichtszüge waren ernst und streng, aber ohne Falten und ungewöhnlich regelmäßig, wie von einem Bildhauer gemeißelt, und zeigten die Spuren einer bemerkenswerthen Schönheit; besonders schön aber waren die dunklen, klaren Augen. Seine ganze Gestalt war edel und hatte das jugendliche Ebenmaß, jenes Streben nach oben, das nach den zwanziger Jahren größten Theils verloren zu gehn pflegt, beibehalten. Er zog aus der Tasche seine schöne Hand mit langen rosenfarbenen Nägeln, sie schien noch schöner durch die schneeweiße Manchette, welche mit einem großen Opal zugeknöpft war, und reichte sie dem Neffen zu einem Handschlage; darauf umarmte er ihn nach russischer Sitte und berührte mit seinem duftenden Schnurbart dreimal die Wangen des Neffen, indem er sagte: „sei willkommen!" Nikolai Petrowitsch stellte ihm Basarow vor, dem aber Paul Petrowitsch nur eine leichte Verbeugung machte, ohne ihm die Hand zu reichen; er steckte sie sogar wieder in die Tasche. Bei dem Abendessen wurde wenig gesprochen, Nikolai Petrowitsch erzählte verschiedene Umstände aus seiner neuen Fermenwirthschaft und verbreitete sich über

die bevorstehenden Veränderungen in dem Leben der Gutsbesitzer; Arkadius theilte Neuigkeiten aus Petersburg mit und Paul Petrowitsch ging schweigend im Zimmer auf und ab, nur dann und wann einige abgebrochene Worte ausstoßend. Nach dem Essen begab man sich sofort zur Ruhe.

„Aber recht wunderlich ist doch dein Oheim — sagte darnach Basarow zu Arkadius, im Schlafrocke neben dessen Bette sitzend und aus einer kurzen Pfeife rauchend — was soll diese Eleganz auf dem Lande? und was für Nägel! wahrlich, werth zur Ausstellung geschickt zu werden!"

„Nun, du weißt nicht, erwiederte Arkadius, daß er ein Löwe der Gesellschaft zu seiner Zeit war. Gelegentlich will ich dir seine Lebensgeschichte erzählen; er war ein bildschöner Mann und verdrehte den Frauen die Köpfe."

„Ah, also noch nach dem Alten; leider ist hier kein Wesen, das er bezaubern könnte. Ich betrachtete ihn lange; was er für wunderliche Bäffchen trägt, sie sind wie von Porzellan, und das Kinn, wie glatt und sorgfältig rasirt! Arkadius: ist das nicht lächerlich?"

„Es mag sein, aber er ist wirklich ein guter Mensch."

„Eine alterthümliche Erscheinung! Aber dein Vater ist ein biederer Mann. Nur Verse muß er nicht lesen, und auch von der Landwirthschaft scheint er wenig zu verstehen."

„Mein Vater ist ein goldener Mensch."

„Hast du bemerkt, wie er schüchtern und unschlüssig ist?" Arkadius nickte zustimmend mit dem Kopfe, als ob er niemals schüchtern gewesen wäre.

„Es ist doch sonderbar, fuhr Basarow fort, wie diese alten Romantiker ihr Nervensystem bis zur Ueberreizung ausbilden, das Gleichgewicht ist dadurch gestört. Nun, gute Nacht! In meinem Zimmer ist zwar ein englisches Waschbecken, aber die Thüre schließt nicht! nun, wenigstens die englischen Waschbecken sind ein Fortschritt!"

Den andern Morgen erwachte Basarow früh und machte einen Spaziergang durch das Gut, fand aber nichts besonders Anziehendes und begab sich mit zwei Bauerknaben, die er zufällig auf dem Hofe getroffen, nach dem nächsten Morast, um Frösche einzufangen, die ihm zu seinen physiologischen Studien dienen sollten.

Unterdessen erwachten auch die Andern im Hause und begaben sich auf die Terrasse zum Frühstück. Paul Petrowitsch erschien in einem eleganten englischen Morgencostüm, mit einem kleinen hübschen Feß auf dem Kopfe. Diese Kopfbedeckung und das nachlässig zugebundene Halstuch

sollten die Ungebundenheit des ländlichen Lebens andeuten, aber die Bäffchen des Hemdes, jetzt nicht eines weißen, sondern eines bunten, wie es zu einer Morgentollette paßte, stemmten sich mit gewöhnlicher Hartnäckigkeit gegen das glattrasirte Kinn.

„Wo ist denn dein Freund"? fragte er Arkadius. „Er ist bereits ausgegangen; man muß auf ihn keine Acht haben, er liebt die Etiquette nicht."

„O, das merkt man," erwiederte Paul Petrowitsch, und begann langsam Butter auf sein Brot zu streichen.

„Wird er lange bei uns bleiben?"

„Das ist unbestimmt, er ist auf dem Wege zu seinem Vater."

„Wo lebt denn sein Vater?"

„In unserem Gouvernement, gegen 80 Werst von hier, er besitzt da ein Gütchen; früher war er Regimentsarzt."

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich, der Name Basarow kam mir so bekannt vor. Nikolai! wenn ich mich nicht sehr irre, war in dem Regimente unseres Vaters ein Arzt Basarow?"

„Ja, ich glaube."

„Ja, Ja, also dieser Arzt ist sein Vater! Hm! Aber Herr Basarow selbst? was ist er denn eigentlich?" fragte Paul Petrowitsch gedehnt.

„Was er ist?" — Arkadius lächelte — „Wenn Sie wollen, so werde ich sagen, was er eigentlich ist."

„Sei so gut mein Neffe."

„Er ist ein Nihilist."

„Wie? fragte Nikolai, und Paul Petrowitsch blieb einen Augenblick unbeweglich, sein Messer mit einem Stückchen Butter daran in die Höhe haltend.

„Er ist Nihilist," wiederholte Arkadius.

„Nihilist, sagte Nikolai Petrowitsch, das kommt von dem lateinischen Worte nihil her, und so viel ich verstehe, wird es einen Menschen bedeuten, der nichts anerkennt."

„Sage lieber, der nichts achtet," verbesserte ihn Paul Petrowitsch und fuhr fort Butter auf sein Brot zu streichen!

„Der Alles von einem kritischen Standpunkte aus betrachtet," bemerkte Arkadius.

„Ist denn das nicht einerlei?" fragte Paul Petrowitsch.

„Nein, das ist nicht einerlei. Ein Nihilist beugt sich vor keiner Au-

torität, nimmt kein Princip auf Treu und Glauben an, es mag dasselbe auch noch so hoch in der allgemeinen Achtung stehn."

„Und wie denkst du? ist das gut?" unterbrach ihn Paul Petrowitsch.

„Lieber Oheim! je nachdem! denn der Eine befindet sich wohl dabei, der Andere sehr übel."

„Also so! nun ich sehe, so etwas paßt nicht für uns. Wir sind Leute der alten Zeit und der Ansicht, daß man ohne Prinzipien, die man auf Treu und Glauben angenommen hat, auch nicht einen Schritt thun kann; vous avez changé tout cela, möge euch Gott Gesundheit schenken und einen Generalsrang dazu, wir wollen nur zusehen und uns freuen über die Herren ... wie nanntest du sie doch?"

„Nihilisten," antwortete Arkadius mit Nachdruck.

„Ja, früher gab es Hegelianer, aber jetzt Nihilisten. Wir wollen sehen, wie ihr in der Leere, in dem luftleeren Raume existiren werdet!" und sichtbar verstimmt unterbrach Paul Petrowitsch die Unterhaltung.

Unterdessen war Basarow von seiner Excursion mit einem Sack voll Fröschen zurückgekehrt; er wechselte rasch seinen Anzug; nach einer kurzen Entschuldigung über sein verspätetes Erscheinen setzte er sich zum Theetisch und begann hastig zu frühstücken. Beide Brüder betrachteten ihn stillschweigend und Arkadius sah verstohlen bald auf seinen Vater, bald auf seinen Oheim.

„Sie haben einen weiten Spaziergang gemacht?" fragte endlich Nikolai Petrowitsch.

„Neben dem Espenwäldchen, antwortete Basarow, haben Sie einen kleinen Morast, ich habe da einige Schnepfen aufgescheucht, die kannst du, Arkadius, gelegentlich schießen."

„Sie sind kein Jäger?" fragte wieder Nikolai Petrowitsch.

„Nein."

„Sie beschäftigen sich eigentlich mit der Physik?" fragte seinerseits Paul Petrowitsch.

„Mit Physik auch; im allgemeinen mit Naturwissenschaften."

„Man sagt, daß die Herren Deutschen in der letzten Zeit darin große Fortschritte gemacht haben."

„Ja, die Deutschen sind darin unsere Lehrer," antwortete Basarow nachlässig.

„Sie haben also eine so hohe Meinung von den Deutschen?" fragte Paul Petrowitsch mit einem besonderen Ausdruck von Höflichkeit; er fühlte

sich innerlich gereizt, seine aristokratische Natur empörte sich über die gänzliche Ungenirtheit Basarews. Dieser Sohn eines armen Arztes war nicht nur nicht schüchtern, sondern antwortete sogar kurz und ungern, und in seiner Stimme lag etwas Grobes, selbst Dreistes.

„Die Gelehrten dort sind gediegene Leute," erwiederte Basarow.

„Allerdings! aber von den russischen Gelehrten haben Sie wahrscheinlich keine so schmeichelhafte Meinung?"

„Sie mögen Recht haben."

„Das ist eine lobenswerthe Selbstverleugnung — bemerkte Paul Petrowitsch, sich gerade aufrichtend und den Kopf zurückwerfend — aber noch eben hat uns Arkadius gesagt, daß Sie keine Autoritäten anerkennen, daß Sie denselben keinen Glauben schenken?"

„Warum soll ich Autoritäten anerkennen? warum soll ich ihnen glauben? Wenn sie mir was Gescheidtes sagen, so stimme ich ihnen bei; das ist ganz einfach."

„Aber sagen die Deutschen denn immer was Gescheidtes?" entgegnete Paul Petrowitsch und sein Gesicht nahm einen so kalten und theilnahmlosen Ausdruck an, als ob er sich in die Wolken erheben wollte.

„Nein, nicht alle," antwortete Basarow mit einem unterdrückten Gähnen; offenbar wollte er den Wortstreit nicht fortsetzen. Paul Petrowitsch warf einen Blick auf Arkadius, der ihm deutlich sagen sollte: nun, bekenne, höflich ist dein Freund nicht.

„Was mich betrifft, begann er wieder mit einer gewissen Ueberwindung, so kann ich die Deutschen leider nicht leiden. Der russischen Deutschen gar nicht zu erwähnen — es ist bekannt, was das für Leute sind — aber auch die deutschen Deutschen gefallen mir keineswegs; ehemals, da gingen sie noch an, sie hatten da einen Schiller und einen Göthe, denen mein Bruder Nikolai besonders zugethan ist, aber jetzt hört man unter ihnen nur von Gott weiß was für Chemikern und Materialisten."

„Ein gründlicher Chemiker ist zwanzigmal nützlicher als ein Dichter," unterbrach ihn Basarow.

„Also so? sagte Paul Petrowitsch, die Kunst also existirt für sie nicht? Alles dieses verwerfen Sie, und Sie glauben nur an die Wissenschaft?"

„Ich habe bereits gesagt, daß ich an nichts glaube, und was ist denn die Wissenschaft, die Wissenschaft im allgemeinen? Es giebt Wissenschaften, wie es Handwerke und Berufsarten giebt, aber eine Wissenschaft im allgemeinen existirt gar nicht."

„Sehr gut, aber hinsichtlich anderer allgemein anerkannter Institutionen, folgen Sie auch da derselben negirenden Richtung!"

„Was, stellen Sie ein Verhör an?" fragte Basarow.

Paul Petrowitsch erblaßte, so daß sein Bruder Nikolai sich in das Gespräch mischen zu müssen glaubte.

„Wir wollen nächstens genauer diesen Gegenstand untersuchen, sagte er, bester Eugen Wasiljewitsch, wir werden Ihre Meinung hören und auch die unsrige vorbringen. Ich, meinerseits freue mich sehr, daß Sie sich mit Naturwissenschaften beschäftigen. Ich habe gehört, daß Liebig wunderbare Entdeckungen über die Düngung der Felder gemacht hat, Sie werden mir in meinen agronomischen Arbeiten helfen und mir nützliche Rathschläge geben können."

„Zu Ihren Diensten, Nikolai Petrowitsch, nur was soll uns Liebig? Zuerst muß man das ABC lernen und dann erst ein Buch in die Hand nehmen, aber bis jetzt haben wir in der Chemie nicht einmal das A ergründet."

„Nun, ich sehe, du bist wirklich ein Nihilist," dachte Nikolai Petrowitsch bei sich und setzte laut hinzu: „dennoch erlauben Sie bei Gelegenheit mich an Sie zu wenden. Aber jetzt ist es Zeit, daß ich den Verwalter kommen lasse."

Paul Petrowitsch erhob sich vom Stuhl.

„Ja, sagte er ohne an irgend Jemand besonders sich zu wenden, es ist ein Malheur so fünf Jahre entfernt von den großen Geistern auf dem Lande zu verleben. Man bleibt ein ganzer Dummkopf; man giebt sich alle Mühe zu behalten, was man gelernt hat, aber baß! — da erweist es sich, daß das lauter dummes Zeug gewesen, daß ordentliche Leute sich mit solchen Dingen nicht mehr abgeben und daß man eine alte Schlafmütze geworden ist. Was ist dabei zu machen, die Jugend scheint in der That klüger zu sein!"

Paul Petrowitsch drehte sich dabei langsam auf seinem Absatz herum und entfernte sich mit Nikolai Petrowitsch.

„Ist er immer so?" fragte Basarow gelassen seinen Freund Arkadius, als die Thür sich hinter den beiden Brüdern geschlossen hatte.

„Eugen, du sprachst zu beißend mit ihm, bemerkte Arkadius, du hast ihn beleidigt."

„Bah! Soll ich denn diese Provinzial-Aristokraten hätscheln? Sind das nicht lauter Gewohnheiten eines alten Löwen, lauter Eitelkeit und Geckenthum? Er sollte Petersburg zur beständigen Arena seiner Thätigkeit

wählen, wenn das seine Natur ist. Uebrigens habeat sibi! Ich habe ein ziemlich seltenes Exemplar eines Wasserkäfers gefunden, ich will dir ihn zeigen."

„Ich habe versprochen, dir seine Lebensgeschichte zu erzählen," begann Arkadius.

„Die Lebensgeschichte des Käfers?"

„Ach, was soll das, Eugen! die Lebensgeschichte meines Oheims! du wirst hören, daß er nicht ist, wofür du ihn dir vorstellst; er verdient eher bedauert als verspottet zu werden."

„Nun, darüber will ich nicht streiten. Aber was findest du denn an ihm so Besonderes?"

„Aber höre doch," begann Arkadius und erzählte die Lebensgeschichte seines Oheims. Sie bestand wesentlich in Folgendem. Paul Petrowitsch hatte seine erste Erziehung im Pagencorps erhalten, trat darauf in die Garde, zeichnete sich durch eine bemerkenswerthe Schönheit aus, war im Umgange piquant und voll Selbstvertrauen und machte in der Gesellschaft besonders bei den Damen viel Glück; 28 Jahr alt war er schon Gardecapitain und eine glänzende Laufbahn schien ihm bevorzustehn. Da verliebte er sich plötzlich in die Fürstin R., eine excentrische und launische Dame, folgte derselben ins Ausland und nahm seine Entlassung. Doch fühlte er sich nicht glücklich, selbst solange die Fürstin ihn liebte; als aber ihre Liebe gegen ihn sehr bald erkaltete, da verlor er alle Haltung; verfolgte sie noch längere Zeit im Auslande von einem Ort zum andern, mußte aber bald alle Hoffnung aufgeben, kehrte nach Petersburg zurück und siedelte nach dem Tode der Geliebten zu seinem Bruder Nikolai in die Provinz über. Seine ganze Lebensweise daselbst regelte er nach englischer Art, las fast nur englische Bücher, verkehrte mit Niemand und fuhr nur zuweilen, gelegentlich der Adelswahlen, zur Gouvernementsstadt, wo er sich meist schweigend verhielt und nur dann und wann die alten Gutsbesitzer durch eine liberale Aeußerung erschreckte, ohne sich deßhalb den Repräsentanten der neuen Generation auch nur im geringsten zu nähern. Die Einen wie die Andern erklärten ihn für arrogant, achteten ihn aber wegen seiner aristokratischen Manieren, seiner Erfolge in der Gesellschaft und seiner unbedingten Ehrenhaftigkeit.

„Siehst du, Eugen, sagte Arkadius seine Erzählung endigend, wie ungerecht du meinen Oheim beurtheiltest! Und ich habe noch gar nicht erwähnt, daß er meinem Vater oft aus Verlegenheit geholfen, ihm all sein Geld hergegeben hat, überhaupt froh ist, einem Jeden zu helfen und im-

mer die Bauern zu beschützen; freilich, wenn er mit ihnen spricht, so verzieht er die Nase und hat sein Riechfläschchen zur Hand."

„Versteht sich, er ist nervös," unterbrach Basarow.

„Es mag sein, doch hat er ein sehr gutes Herz und auch Verstand. Wie viele nützliche Rathschläge hat er mir gegeben! besonders ... in Bezug auf das schöne Geschlecht."

„Aha! er weiß, wo ihn der Schuh drückt."

„Mit einem Wort, fuhr Arkadius fort, er ist recht unglücklich und es ist unrecht, ihn zu verachten."

„Wer verachtet ihn denn? erwiederte Basarow, aber dennoch muß ich gestehen, wer sein ganzes Leben auf die Karte der Frauenliebe stellt und sich zu nichts mehr tauglich erweist, wenn die Karte gegen ihn gefallen ist, ein solcher Mensch ist kein Mann. Du sagst, daß er unglücklich ist, nun, du mußt es besser wissen, aber Narrheit steckt ihm noch genug im Kopfe. Ich bin überzeugt, daß er im Ernste sich für einen tüchtigen Menschen hält, weil er englische Bücher liest und vielleicht monatlich einmal einen Bauer von der Leibesstrafe befreit."

„Aber bedenke doch seine Erziehung, die Zeit, in der er lebte," bemerkte Arkadius.

„Jeder Mensch muß sich selbst erziehen, entgegnete Basarow, und was die Zeit betrifft, so sage mir doch, warum soll ich von ihr abhängen? Und was sind das für mysteriöse Beziehungen zwischen einem Mann und einem Frauenzimmer? wir Physiologen wissen, was daran ist; studiere doch nur die Anatomie des Auges, wo soll denn da, wie du dich ausdrückst, ein magnetischer Blick herkommen? Das ist lauter Romantik, Unsinn, Kunst und Moder! Komm lieber und laß uns den Käfer untersuchen."

„Im Hause befand sich noch eine Person, deren officieller Charakter der einer Haushälterin war. Fenitschka oder eigentlich Feodosia Nikolajewna war ein liebliches junges Mädchen, das nach dem Tode ihrer Mutter, der frühern Wirthin, mutterseelenallein auf der Welt zurückblieb. Wo sollte sie hin? — Sie war so jung und verlassen, Nikolai Petrowitsch gegen sie so theilnehmend und gütig — nun, das Weitere ist zu erzählen überflüssig. Seit zwei Jahren bereits war sie aus dem Nebengebäude ins Wohnhaus des Gutes hinübergezogen und hatte einen Sohn Mitja, einen schönen Knaben, der ihr Stolz und Nikolai Petrowitschs Liebling war. Basarow hatte mit ihr rasch Bekanntschaft gemacht. Sein gerades und einfaches

Wesen erwarb ihm bald das Vertrauen und die Zuneigung der gemeinen Leute. „Mir gefällt es, sagte er zu Arkadius, daß sie sich ihrer Stellung im Hause nicht schämt, ein Anderer würde vielleicht das an ihr aussetzen. Welche Thorheit! Worüber soll sie sich schämen? Sie ist Mutter und folglich im Recht."

„Sie ist im Recht, bemerkte Arkadius, aber mein Vater" ...

„Auch er ist im Recht," unterbrach ihn Basarow.

„Nun, nein! das finde ich nicht."

„Ah! ein zweiter Erbe ist dir nicht genehm!"

„Schämst du dich nicht, mir solche Gedanken zuzumuthen? sagte Arkadius voll Entrüstung, nicht darin gebe ich meinem Vater Unrecht; im Gegentheil, ich denke, er hätte sie heirathen sollen."

„Oho! sagte ruhig Basarow, welche Großmuth! du gestehst der Ehe noch eine Bedeutung zu, das hätte ich von dir nicht erwartet!"

An einem schönen Sommerabende spazierten Basarow und Arkadius im Garten des Gutes. Basarow machte wie immer sarkastische Bemerkungen über seine Umgebung; er fand die Wirthschaft des Gutes in einem miserablen Zustande und legte die Schuld theils dem Besitzer, theils der Unordentlichkeit der Bauern zur Last. „Ein russischer Bauer ist im Stande selbst den lieben Herrgott zu betrügen," äußerte er, womit aber selbst Arkadius nicht einverstanden war: Basarow, meinte er, habe eine zu schlechte Meinung von dem russischen Volke. „Große Herrlichkeit! fuhr Basarow fort, der Russe besitzt nur das eine Gute, daß er von sich selbst eine ganz erbärmliche Meinung hat; wichtig ist die Thatsache, daß 2 mal 2 vier ist, alles Uebrige ist dummes Zeug."

„Auch die Natur ist dummes Zeug?" fragte Arkadius, indem er auf die bunten Felder blickte, welche von der untergehenden Sonne malerisch beleuchtet wurden.

„Auch die Natur ist dummes Zeug in der Bedeutung, welche du ihr gegenwärtig beilegst. Die Natur ist kein Tempel, sondern eine Werkstatt und der Mensch in derselben ein Arbeiter."

Bei diesen Worten erklangen sanfte Töne eines Violoncells aus dem Wohngebäude; die „Erwartung" von Schubert wurde mit viel Gefühl gespielt und wie ein süßer Duft verbreitete sich die Musik in der Luft.

„Was ist das?" rief Basarow verwundert aus.

„Mein Vater musicirt."

„Dein Vater spielt auf dem Violoncell?"

„Ja."

„Aber wie alt ist denn dein Vater?"

„Vier und vierzig Jahr."

Basarow erhob plötzlich ein Gelächter.

„Worüber lachst du denn?"

„Bedenke, ein Mann im 44-sten Jahre, pater familias, hier im Dorfe, spielt auf dem Violoncell!"

Basarow fuhr fort zu lachen, aber Arkadius lächelte nicht einmal, wie sehr er auch sonst seinen Lehrer verehrte.

Ein anderes Mal sah Basarow Nikolai Petrowitsch in Puschkins Werken lesen. „Erkläre doch deinem Vater, sagte er darüber zu Arkadius, daß solch eine Lectüre gar nicht für ihn paßt; er ist kein Knabe mehr und es ist Zeit von diesem Unsinn abzulassen! Es ist doch ein sonderbares Gelüsten bei jetzigen Zeiten noch ein Romantiker sein zu wollen! Gieb ihm doch etwas Vernünftiges zu lesen."

„Was glaubst du wohl, daß ich ihm geben könnte?" fragte Arkadius.

„Nun, ich glaube, Büchners „Stoff und Kraft" für den ersten Anfang."

Nikolai Petrowitsch versuchte auch wirklich „Stoff und Kraft" zu lesen, aber umsonst, er konnte darin nichts verstehn und es schmerzte ihn sehr, daß er sich der jungen Generation gegenüber so fremd fühlte. Seine Bauern hatte er aus der Erbunterthänigkeit entlassen, sein Gut zu einer „Ferme" umgewandelt; er suchte der Wissenschaft und den Anforderungen der Zeit so viel wie möglich zu folgen und hoffte jetzt mit seinem Sohne Arkadius zu sympathisiren; da sieht er auf einmal in Allem sich enttäuscht; er kann sich mit den jungen Leuten gar nicht mehr verständigen. Betrübt klagte er darüber seinem Bruder Paul und meinte voll Resignation: „es scheint, uns bleibt Nichts mehr übrig, als den Sarg zu bestellen; unser Liedchen ist ausgesungen." — „Ich aber ergebe mich noch nicht so bald, erwiederte Paul Petrowitsch, ich fühle es, wir werden mit diesem Medicus noch einen Kampf haben."

Derselbe sollte noch am Abend beim Theetisch erfolgen. Paul Petrowitsch trat in einer gereizten und entschiedenen Stimmung ins Zimmer; er war völlig vorbereitet zum Kampfe und erwartete nur einen Vorwand, um auf seinen Feind loszufahren. Basarow war aber wortkarg wie gewöhn-

lich und sprach in Gegenwart der alten Kirsanows wenig. Paul Petrowitsch brannte dagegen vor Ungeduld, bis sich endlich ein erwünschter Vorwand darbot.

Die Unterhaltung betraf einen benachbarten Gutsbesitzer und Basarow sagte in gleichgültigem Tone: „Es ist ein Lump, ein Aristokrätlein!"

„Erlauben Sie doch zu fragen, begann Paul Petrowitsch zitternd vor Wuth, nach Ihren Begriffen sind die Worte: Lump und Aristokrat gleichbedeutend?"

„Ich sagte Aristokrätlein," erwiederte Basarow, langsam seinen Thee schlürfend."

„Allerdings! aber ich denke, Sie haben dieselbe Meinung auch von den Aristokraten. Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich eine solche Meinung durchaus nicht theile. Mich kennt man als liberal und als einen Mann, der den Fortschritt liebt, aber eben deßhalb achte ich die Aristokraten, d. h. die wirklichen. Erinnern Sie sich, mein Herr, der englischen Aristokraten; das sind Leute, die kein Jota von ihren Rechten vergeben und eben deßhalb auch die Rechte Anderer achten; sie fordern die Erfüllung der Verpflichtungen gegen sich, wie sie ihrerseits ihre Pflichten erfüllen; die Aristokratie gab England die Freiheit und erhält dieselbe."

„Das ist ein altes Lied, entgegnete Basarow, aber was wollen Sie damit beweisen?"

„Ich will damit beweisen, mein Herr, daß ohne ein Gefühl seiner eigenen Würde, ohne Selbstachtung — und diese ist im Aristokraten besonders entwickelt — es keine sichere Grundlage für das allgemeine bien public giebt. Die Persönlichkeit, mein Herr, ist die Hauptsache, die Persönlichkeit des Menschen muß fest sein wie ein Fels, denn auf ihr gründet sich der ganze Bau. Ich weiß freilich, daß es Ihnen beliebt, meine Gewohnheiten, meine Toilette, mein Aeußeres lächerlich zu finden, aber alles dieses ist die Folge der Selbstachtung, ja eines Pflichtgefühls, ich lebe auf dem Lande, in der Einsamkeit, aber ich vergebe mir nichts und ich achte in mir den Menschen."

„Erlauben Sie, Paul Petrowitsch, bemerkte Basarow, Sie achten sich selbst und sitzen da, die Hände in den Schooß gelegt, was bringt denn das für Nutzen dem bien public? Es würde nichts verändert sein, auch wenn Sie sich nicht achteten."

„Paul Petrowitsch wurde bleich. Das ist eine ganz andere Frage, und ich kann Ihnen nicht auseinandersetzen, weßhalb ich die Hände im

Schooß halte, wie Sie zu sagen belieben; ich behaupte nur, daß der Aristokratismus ein Princip ist, und ohne Principien können zu jetziger Zeit nur sittenlose und oberflächliche Menschen leben. Das habe ich Arkadius gleich nach seiner Ankunft gesagt und wiederhole es jetzt Ihnen."

„Aristokratismus, Liberalismus, Principien, Progreß, sprach unterdessen Basarow, wie viele fremde und schöne Worte! der Russe sollte dieselben auch geschenkt nicht nehmen."

„Wessen bedarf denn der Russe ihrer Meinung nach? Wenn man Sie sprechen hört, so sollte man glauben, wir befänden uns außerhalb der ganzen Menschheit, die Logik der Geschichte fordert es ja". . . .

„Wozu soll uns die Logik! wir werden auch ohne dieselbe auskommen."

„Wie?"

„Sie haben doch, hoffe ich, keine Logik nöthig, um ein Stück Brod in den Mund zu bringen, wenn Sie hungrig sind; was sollen uns diese Abstraktionen!"

„Nun dann begreife ich Sie nicht! Sie beleidigen die russische Nation und ich verstehe nicht, wie man ohne Principien und Grundsätze leben kann. Nach welchen Beweggründen handeln Sie Nihilisten denn?"

„Wir thun das, was wir für nützlich finden, antwortete Basarow, in jetziger Zeit ist's am nützlichsten zu negiren und wir negiren."

„Alles?"

„Alles."

„Wie? Nicht allein die Kunst, sondern auch . . . . schrecklich zu sagen!"

„Alles", wiederholte Basarow mit vollkommener Ruhe.

Paul Petrowitsch war frappirt, so etwas hatte er nicht erwartet; Arkadius aber athmete auf im Gefühl der Genugthuung.

„Aber erlauben Sie, mein Herr, begann Nikolai Petrowitsch, Sie verneinen Alles, oder richtiger Sie zerstören Alles, man muß aber doch auch bauen?"

„Das ist nicht unsere Sache, vor allen Dingen muß der Boden geebnet werden."

„Der gegenwärtige Zustand des Volkes fordert solches, fügte Arkadius hinzu, wir müssen diesen Forderungen nachkommen, und nicht unserem persönlichen Egoismus fröhnen."

Offenbar gefiel diese letzte Phrase Basarow nicht, sie klang ihm philosophisch, romantisch; er fand es aber nicht nöthig, seinen Schüler zurechtzuweisen.

„Nein, nein, rief Paul Petrowitsch leidenschaftlich aus, ich will es nicht glauben, meine Herren, daß Sie das russische Volk kennen, daß Sie die Repräsentanten seiner Bestrebungen und Bedürfnisse sind! Nein, das russische Volk hält die Ueberlieferungen heilig, es ist ein patriarchalisches Volk und kann ohne Glauben nicht leben“ . . . .

„Dagegen will ich nicht streiten, unterbrach ihn Basarow, ich bin sogar bereit zuzugeben, daß Sie darin Recht haben.“

„Aber wenn ich Recht habe“ . . . .

„So beweist es dennoch nichts!“

„Es beweist nichts!“ wiederholte Arkadius mit der Sicherheit eines geübten Schachspielers, der einen scheinbar gefährlichen Zug seines Gegners vorhersieht.

„Wie beweist denn das nichts? fragte Paul Petrowitsch verwundert, Sie befinden sich folglich im Gegensatz mit Ihrem Volke.“

„Und wenn auch! das Volk glaubt, wenn der Donner rollt, daß der Prophet Elias im Himmel umherfahre; wie? soll ich ihm beistimmen? Außerdem — es ist ja das russische Volk und bin ich denn kein Russe?“

„Nein, darnach, was Sie eben behauptet haben, sind Sie kein Russe, ich kann Sie nicht als einen solchen anerkennen.“

„Mein Großvater hat gepflügt, antwortete mit anmaßendem Tone Basarow, und fragen Sie den ersten besten Bauer, in wem er eher seinen Landsmann erkennt; Sie verstehen nicht einmal mit ihm zu sprechen.“

„Sie sprechen mit ihm, verachten ihn aber.“

„Was ist dabei zu machen, wenn er diese Verachtung verdient! Sie tadeln meine Ansichten, aber wer sagt Ihnen, daß dieselben nur zufällig in mir entstanden, daß sie nicht durch denselben Volksgeist hervorgerufen sind, zu Gunsten dessen Sie reden?“

„Warum nicht gar! Das Volk bedarf nicht der Nihilisten.“

„Ob die Nihilisten nöthig sind oder nicht, das geziemt nicht uns zu entscheiden, denn auch Sie glauben in der Welt nicht unnütz zu sein.“

„Meine Herren, meine Herren, bitte ohne Persönlichkeiten“, rief Nikolai Petrowitsch dazwischen und erhob sich. Paul Petrowitsch legte aber lächelnd die Hand auf die Schulter seines Bruders und nöthigte ihn, sich wieder zu setzen. Sei unbesorgt, sagte er, ich werde mich nicht vergessen eben in Folge des Selbstgefühls, über welches der Herr . . . . Herr Doktor sich so beißend moquirt. — „Glauben Sie vielleicht, fuhr er fich zu Basarow wendend fort, daß dieses eine neue Lehre sei? Der Materia-

lismus, den Sie predigen, war schon oftmals en vogue und er hat sich stets als unzureichend bewiesen."

„Wieder ein Fremdwort! unterbrach ihn Basarow; er begann sich zu ärgern und sein Gesicht bekam eine kupfrige, grobe Farbe. „Erstens, wir predigen gar nicht, das ist nicht unsere Schwachheit."

„Aber was thun Sie denn?"

„Nun, wir thun Folgendes: zuerst — es ist noch nicht lange her — behaupteten wir, daß unsere Beamten bestechlich sind, daß wir weder Straßen, noch Handel, noch regelmäßige Behörden haben". . . .

„Ja, angenommen! Sie deckten die Mißbräuche auf, mit so Manchem davon bin ich einverstanden, aber". . . .

„Aber darauf sahen wir ein, daß das bloße Schwatzen über unsere Schäden zu gar nichts führt und daß auch unsere Klüglinge, unsere Stimmführer nichts werth seien; wir sahen ein, daß wir uns nur mit Lappalien abgaben und über Kunst, freies Schaffen, Parlamentarismus, Advokatur und Gott weiß worüber redeten, während es sich um das tägliche Brod handelt und der gröbste Aberglauben uns zu ersticken droht; alle unsere Aktiencompagnien gehen aus Mangel an ehrlichen Leuten zu Grunde und selbst die Freiheit, welche die Regierung den Bauern zu geben bereit ist, wird uns schwerlich Nutzen bringen, denn der Bauer ist froh sich selbst zu bestehlen, um dann in der Schenke sich zu betrinken."

„Also, unterbrach ihn Paul Petrowitsch, Sie haben sich von der Nutzlosigkeit dieser Thätigkeit überzeugt und beschlossen, an nichts mehr ernstlich Hand anzulegen?"

„Wir haben beschlossen, an nichts Hand anzulegen", wiederholte Basarow verdrossen; es war ihm höchst unangenehm, daß er sich vor diesem „Seigneur" ausgesprochen hatte.

„Und bloß zu tadeln?"

„Und bloß zu tadeln!"

„Und dies ist also Nihilismus?"

„Und das ist Nihilismus!" wiederholte Basarow, dieses Mal mit besonderer Grobheit.

Paul Petrowitsch verzog ein wenig die Miene, fuhr aber in einem eigenthümlich ruhigen Tone fort: „Der Nihilismus also soll allem Uebel abhelfen und Sie sind unsere Erretter und Helden; meinetwegen! aber warum schelten Sie denn die Anderen?"

„Darin bekennen wir uns am wenigsten schuldig“, erwiederte Basarow ärgerlich.

„Aber was denn schaffen Sie eigentlich oder gedenken Sie zu schaffen?“

Basarow antwortete darauf gar nichts. Paul Petrowitsch zitterte vor Aerger, faßte sich aber sogleich wieder. „Hm! schaffen, zerstören! Aber wie wollen Sie zerstören, wenn Sie nicht einmal wissen warum?“

„Wir zerstören, weil wir eine Kraft sind“, bemerkte Arkadius.

Paul Petrowitsch blickte lächelnd auf seinen Neffen.

„Ja, und die Kraft giebt keine Rechenschaft“, sagte Arkadius.

„O du Unglücklicher! rief Paul Petrowitsch aus und konnte sich länger nicht mehr beherrschen — du solltest doch bedenken, was deine trivialen Sentenzen in Rußland zu bedeuten haben! Nein, das kann einen Engel um die Geduld bringen! Kraft! Auch der Kalmücke, der Mongole besitzt Kraft, aber wozu dient sie? uns ist die Civilisation werth und theuer und ihre Früchte verstehen wir zu schätzen; der letzte Schmierer, un barbouilleur, ein Tapeur, dem man fünf Kopeken für den Abend giebt, auch der ist nützlich, weil er die Civilisation repräsentirt und nicht die rohe Kraft des Mongolen! Sie bilden sich ein, meine Herren, die Männer des Fortschritts zu sein, verdienen aber in einer kalmückischen Kibitka zu sitzen. Eine Kraft! aber erinnern Sie sich doch, meine Herren von der Kraft, daß Ihrer nur etliche Mann sind, Jener aber Millionen, die nicht erlauben werden ihre heiligsten Gefühle mit Füßen zu treten, von denen vielmehr Sie zertreten werden können.“

„Wenn man uns zertritt, nun meinetwegen! bemerkte Basarow, aber das ist noch sehr die Frage, unser sind nicht so wenig, wie Sie denken.“

„Wie? Sie denken im Ernst es mit dem ganzen Volke aufzunehmen?“

„Von einem Kerzenlichte, wie Sie wissen, entzündete sich einst ganz Moskau!“ antwortete Basarow.

„Jawohl, jawohl! Anfangs satanischer Stolz, darauf Spott! davon läßt sich die Jugend hinreißen und das erfüllt die Herzen der unerfahrenen Knaben! Sehen Sie, Einer von ihnen sitzt da und — freuen Sie sich, er betet Sie beinahe an (Arkadius wendete sich dabei verdrossen ab); und diese Krankheit hat sich bereits weit verbreitet, selbst unsere Künstler in Rom besuchen nicht mehr den Vatikan und halten Raphael für einen Narren, um nur keine Autorität gelten zu lassen; aber selbst sind sie erbärmlich und gänzlich unproduktiv, ihre ganze Phantasie reicht nicht weiter als höchstens

bis zum „Mädchen am Springbrunnen“ und dabei ist das Mädchen noch ganz abscheulich gemalt; nach Ihrer Meinung sind es tüchtige Leute, nicht wahr?“

„Meiner Meinung nach, entgegnete Basarow, taugt Raphael keinen Heller und die jungen Künstler sind um nichts besser.“

„Bravo, bravo! so also haben sich die jetzigen jungen Leute auszudrücken; früher mußten sie sich, wenn auch gezwungen, Mühe geben, nicht für Ignoranten zu gelten, jetzt aber brauchen sie nur zu sagen: alles auf der Welt ist Thorheit, und damit ist die Sache abgemacht! Die jungen Leute müssen dessen in der That froh sein. Früher waren es einfach Lümmel, jetzt aber heißen sie Nihilisten.“

„Nun sehen Sie, Ihr so gerühmtes Gefühl der eigenen Würde ist Ihnen untreu geworden“, bemerkte phlegmatisch Basarow, während Arkadius Augen funkelten und er im Begriff war, sich zu ereifern. — „Unser Streit ist zu weit gegangen und es ist besser ihn abzubrechen, fügte Basarow aufstehend hinzu, ich werde nur dann mit Ihnen einverstanden sein, wenn Sie mir auch nur eine Institution in unserem gegenwärtigen gesellschaftlichen oder staatlichen Leben nennen können, die nicht eine völlige und schonungslose Verneinung fordert.“

„Ich bin bereit Millionen solcher Institutionen zu nennen, rief Paul Petrowitsch aus, Millionen! — z. B. die Gemeinde.“

Ein kaltes Lächeln verzog die Lippen Basarows und er antwortete: „Was unsere russische Dorfgemeinde betrifft, so sprechen Sie darüber mit Ihrem Herrn Bruder, er hat jetzt aus der Praxis erfahren, was eine Gemeinde ist, was solidarische Bürgschaft, Mäßigkeitsvereine und dergleichen für Dinge sind.“

„Aber die Familie wenigstens, die Familie, wie sie in unserem Volke existirt!“ sprach fast schreiend Paul Petrowitsch.

„Es ist in Ihrem eigenen Interesse auch diese Frage nicht genauer zu erörtern; glauben Sie mir, Paul Petrowitsch, Sie müssen sich zwei bis drei Tage Zeit geben, sogleich werden Sie schwerlich etwas finden; gehen Sie alle unsere Stände durch und denken Sie sorgfältig über jeden nach, wir aber mit Arkadius wollen unterdessen“. . . .

„Ueber Alles spotten“, unterbrach ihn Paul Petrowitsch.

„Nein, die Frösche seciren. Auf Wiedersehn, meine Herren!“

Etwas über die livländische Landgemeinde.

Die interessante Darstellung der landärztlichen Verhältnisse Livlands im Juliheft der Balt. Monatsschr. veranlaßte mich eine ungefähre Berechnung darüber anzustellen, wie hoch die Leistungen einer Bauerngemeinde sein müßten, um allen Anforderungen jenes Aufsatzes hinsichtlich einer zweckmäßigen Einrichtung des Medicinalwesens zu genügen. Indem ich die bezüglichen Data, nebst einigen Bemerkungen über die anderweitigen Aufgaben und Desiderata unserer Landgemeinden mittheile, hoffe ich, daß meine Betrachtung nicht schon deßhalb werthlos scheinen werde, weil ihr zunächst nur die factischen Zustände einer einzigen bestimmten Gemeinde zu Grunde gelegt werden. Wird man doch annehmen dürfen, daß diese Verhältnisse im ganzen Lande ziemlich ähnlich sind! Und wenn nicht — wäre es nicht zu wünschen, daß an mehreren concreten Beispielen die etwa vorkommenden Verschiedenheiten anschaulich gemacht würden, bis etwa eine umfassende statistische Bearbeitung dieses Gegenstandes möglich sein wird?

Das Kirchspiel Wolmar hat bisher keines Doctorates bedurft, weil es mit den Aerzten der innerhalb der Kirchspielsgrenzen belegenen Stadt wohlfeiler auskommt, als bei Anstellung eines eigenen Arztes mit Wohnung, Hospital 2c. möglich wäre. Worin aber auch dieses Kirchspiel mit allen andern, von den Städten zu fern liegenden und daher eines eigenen Doctorates bedürftigen vergleichbar sein dürfte, das ist der Kostenpunkt für die Apotheke. — Das Gut Wolmarshof im Kirchspiel Wolmar hat $35^3/_{10}$ Haken mit 1322 männlichen und 1561 weiblichen Revisionsseelen.

Es hält eine eigene Apotheke (Hausapotheke), aus welcher nach Vorschrift des für 2 Tage in der Woche engagirten städtischen Arztes von dessen Discipel die Medicamente verabfolgt werden. Nach fünfjähriger Durchschnittsrechnung (ich hätte auch weiter zurückgreifen können) betragen die Kosten der Medicamente 203 Rbl. jährlich; diese Summe auf 820 Kopfsteuerzahler repartirt, ergiebt $24^2/_3$ Kop. von jedem Zahlungspflichtigen; da aber der Gutsbesitzer die Hälfte trägt, so kommen auf die Bauern nur $12^1/_3$ Kop. per Zahler. Der Discipel, der die Arzeneien bereitet und wo nöthig auch Krankenbesuche macht, erhält an Gehalt, Victualien, Holz, Vieh- und Pferdefutter circa 200 Rbl., was auch dem Anschlage des Aufsatzes im Juliheft der Balt. Monatsschr. (S. 80) gleichkommt. Der hiesige Betrag des dem Doctor gezahlten Honorars kann, wie gesagt, für die Verhältnisse der meisten livländischen Güter nicht maßgebend sein; nach Angabe des erwähnten Aufsatzes aber (S. 66) pflegt das Jahreshonorar unserer Landärzte auf Grundlage einer Regierungsverordnung vom 5. September 1859 auf 800—1000 Rbl. fixirt zu werden. An der eben citirten Stelle wird auch die Größe eines landärztlichen Bezirks erfahrungsmäßig auf 4000 bis 5000 männliche Revisionsseelen festgestellt; die Arzeneikosten desselben hätten, nach dem von Wolmarshof entnommenen Maßstabe, 615 bis 768 Rbl. zu betragen, und die ganze Berechnung für einen solchen Bezirk gestaltet sich also folgendermaßen:

Gehalt des Arztes	800 bis 1000 Rbl.
„ des Discipels	200 Rbl.
Wohnung für Beide, als Kapitalzins für die Baukosten oder als Miethe, circa	150 „
Brennholz und Fourage für Vieh und Pferde, circa	150 „
Medicamente	615 bis 768 Rbl.
	Summa 1915 bis 2268 Rbl.

Demnach käme der halbe Antheil per Revisionsseele auf $22^1/_2$ bis 24 Kop., oder wenn die effectiven Zahler in demselben Verhältniß vorhanden sind wie in Wolmarshof, auf $36^1/_2$ bis $38^1/_2$ Kop. per Kopfsteuerzahler. Die andere Hälfte, welche die Gutsbesitzer zu tragen hätten, würde circa 9 Rbl. per Haken betragen, die Gesammtkosten also circa 18 Rbl. per Haken Landeswerth. Wenn aber außer dem Doctorat auch noch ein Hospital errichtet und eine Hebamme angestellt werden sollte, so dürften die Gesammtkosten bis auf 25 Rbl. per Haken, und der halbe Antheil der

Bauern bis auf 50 Kop. per Kopfsteuerzahler und darüber sich erheben — vorausgesetzt daß die Gutsherren nicht nur bei der ärztlichen Gage sondern auch bei allem Uebrigen zur Hälfte zu participiren gehalten sein könnten.

Eine andere Angelegenheit, welche dem Medicinalwesen an Wichtigkeit nicht nachstehen dürfte, ist nun aber die Schule. Wenn der Verfasser des Aufsatzes über die „landärztlichen Verhältnisse" einen großen, wenn nicht den größten Theil der Uebelstände, welche dem Landarzt störend und hemmend in den Weg treten, in der Rohheit und dem engherzigen Egoismus des Landvolks begründet sieht, so ist es eben vor allem wünschenswerth, daß für eine bessere Bildung der nächsten Generationen allen Ernstes gesorgt werde. Die Schule aber ist, was ihre Einrichtungs- und Unterhaltungskosten betrifft, Obliegenheit der Gemeinde. Auf 1000 männliche Revisionsseelen werden 80 bis 100 schulpflichtige Knaben kommen und nicht weniger Mädchen. Wo sind nun die Schulen, diese aufzunehmen? Das Wolmarsche Kirchspiel, mit einer Bevölkerung von 10 bis 11 tausend Seelen beiderlei Geschlechts, hätte nach meiner muthmaßlichen Annahme circa 800 bis 1000 Schulkinder; diese würden 15 bis 20 Lehrer erfordern, und vielleicht auch ebensoviel Schullocale*); zur Besoldung und Beköstigung der Lehrer allein wären 4500 bis 6000 Rbl. erforderlich, der Schulhäuser nicht zu gedenken. Glaubt man nun etwa, daß auch mit 3000 Rbl. etwas Genügendes geleistet werden könne, so will ich nicht streiten; das aber wäre wiederum eine Auflage von 25 Rbl. per Haken. Soviel aber wird man doch wenigstens fordern müssen; denn daß da, wo auf $35^3/_{10}$ Haken 7 Parochialschüler kommen und der häusliche Unterricht nebst Katechisation eifrig betrieben wird, schon Genügendes geschehe, wird wenigstens der über Rohheit des Landvolks sich beklagende Verfasser des mehrerwähnten Aufsatzes nicht annehmen wollen.

Wenn nun die „Gebildeten und Mächtigen" im allgemeinen nicht abgeneigt sein dürften, sich des Volksschulwesens anzunehmen, so möchte ich dieselben veranlassen, auch die Gemeindeverwaltung nicht zu vergessen. Klagt doch auch jener Aufsatz, an den wir unsere ganze Betrachtung angeknüpft haben, über den Widerstand der Bauerrichter gegen heilsame Vorschläge! Bei eingehender Kenntnißnahme dürfte es sich bald zeigen, was alles von den Gemeindebeamten im Gemeindeinteresse versäumt wird, und

*) Es kommt darauf an, wieviel Schuljahre für jedes Kind und wieviel Schüler auf einen Lehrer gerechnet werden. Ich habe in der Wolmarshofschen Revisionsliste unter 1822 männl. Seelen 110 Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren, inclusive, gezählt.

besonders müßte es auffallen, wie untüchtig und nachlässig meistens die Gemeindeschreiber sind. Längst schon hätte man sich's zu Herzen nehmen sollen, daß für höhere Besoldung der Gemeindeschreiber und für Anstellung tüchtiger Subjecte in diesem Amte gesorgt werden muß. Auch wird man endlich daran denken müssen, daß ein Versammlungshaus — oder, wie es in der livländischen Bauerverordnung heißt, Gemeindehaus — zu den nicht unwichtigen Bedürfnissen jeder Bauerngemeinde gehört. Die bisherige Weise sich im Hofskruge oder in der Schenke zu versammeln und von da truppweise in das für die Gemeindeberathung angewiesene, aber viel zu enge Gerichtslocal zu kommen *), kann doch zu nichts gut sein. Welche Berathung, welche Abstimmung ohne die gleichzeitige Anwesenheit sämmtlicher Versammlungspflichtigen! (jedes beisteuernde volljährige Mitglied der Gemeinde, also jeder Kopfsteuerzahler, ist versammlungspflichtig, nicht bloß die Wirthe, wie es gehalten wird). Zu den Gegenständen der Berathung gehört unter Anderem, ob und wie Doctorate, Hospitäler und Gemeindeschulen gebaut, mit allen Erfordernissen für die darin zu wirken berufenen Personen in baarem Gelde, Naturalien rc. ausgestattet und für die Dauer unterhalten werden sollen; die Gemeinde hat also z. B. über Baupläne, Kostenanschläge, Bauausführung, Geld- und Material-Repartition und ähnliche complicirte Fragen zu beschließen: wie kann das in angemessener Weise geschehen ohne Gemeindehaus zu geordneten Versammlungen, ohne tüchtige Vorsteher zur Leitung der Verhandlungen und ohne gute Schriftführung? Die Gutsverwaltungen, die ja ohnehin die Gemeinde und das Gemeindegericht überwachen, müßten sich der Sache annehmen, bis das Licht des Selbstbewußtseins in den Gemeinden selbst aufgeht.

Ueberblickt man aber, welche Anforderungen hiemit an die Gemeinde sich richten, stellt man eine ungefähre Berechnung darüber an, was an Steuern zu den bisherigen hinzukommen müßte, und beachtet man die gegebenen Verhältnisse, so wird man vor der Hand manche Wünsche ermäßigen müssen. K.

Anm. d. Red. Zu dem vorstehenden kurzen Aufsatz, der das Verdienst hat ein wichtiges Thema wenigstens anzuregen, haben wir Veranlassung genommen auch von anderer Seite, die nachfolgenden Bemerkungen einzuholen. Indem wir nämlich bei einem in der Materie competenten Gönner unserer Zeitschrift anfragten, wie es sich in gesetz-

*) Ist das überall so? D. Red.

licher Hinsicht mit einigen der zur Sprache gebrachten Punkte verhalte, hatte derselbe die Freundlichkeit uns Folgendes zu entworten:

„Ein in Livland und auch in Kurland verbreiteter Irrthum ist, als könne die Kirchspielsrepräsentation den Bauern ohne Weiteres Steuern auferlegen. Allerdings kann dieselbe nach dem Patent 164 von 1859 das Salar für den Arzt bestimmen und davon die Hälfte, nie aber mehr als 10 Kop. per Seele, den Bauern auferlegen; daraus aber folgt mit nichten, daß auch jede andere Steuer — für Medicamente, Bau des Doctorats, Dispensel, Hebamme &c. — ebenso von der Kirchspielsrepräsentation den Bauern auferlegt werden darf. Das kann von ihnen immer nur freiwillig übernommen werden, und um diesen freien Willen zu ermitteln, bedarf es förmlicher Beschlüsse jeder einzelnen Gemeinde, was aber bisher wol nur in den wenigsten Fällen beobachtet sein mag.

„Anders verhält es sich mit den Schulen. Hier ist die Gesetzgebung völlig ausreichend, und wenn ihre Vorschriften nicht beobachtet werden, so liegt die Schuld an der Landschulverwaltung allein. Jede Gemeinde, oder auch mehrere zusammen (wenn sie nicht 500 männliche Seelen übersteigen) müssen eine Gemeindeschule errichten und unterhalten — schon seit 1819 (B.-V. § 516). Die Kirchspiels- und Kreisschulverwaltung soll über Ausführung dieses Gesetzes wachen (B.-V. v. 1860, § 595, 596, B.-V. v. 1849, § 652, 653). Hier ist also nicht von freiwilliger Uebernahme einer Zahlung durch die Gemeinden die Rede, sondern von einer Zwangspflicht, und die Verletzung derselben fällt in erster Linie auf den, der zwingen soll und das nicht thut. Der letztversammelte Landtag hat auf Einschärfung dieser Gesetze angetragen, was auch geschehen ist. Eine Schwierigkeit scheint darin gelegen zu haben, daß den Gemeinden das Land zur Gründung der Schulen zu erwerben zu theuer zu stehn kam, weßhalb der Landtag ein Expropriationsgesetz vorschlug, worüber noch verhandelt wird. Allein dies wird nur in einzelnen Fällen ein Hinderniß gewesen sein, und reicheren Gemeinden hätte die Erwerbung des Schullandes ohne Zweifel längst schon einfach auferlegt werden können.

„Des Verfassers Klage über die Gemeindeschreiber ist — was Livland betrifft — wohlbegründet, aber auch hier möchte ich die Gesetzgebung in Schutz nehmen. Man sagt: die Gemeinden sind zu klein und zu arm, um dem Schreiber reichliches Gehalt zu zahlen. Da aber das Gesetz (auch schon seit 1819, § 57 P. c.) das Zusammenschließen kleiner Gemeinden zu Gesammtgemeindegerichtsbezirken gestattet, so muß auch hier den Behörden namentlich den Gutsverwaltungen und Kirchspielsrichtern der Vorwurf gemacht werden, daß sie nicht nachdrücklich genug auf ein solches Zusammenthun kleiner Gemeinden, wodurch eine auskömmliche Besoldung des Schreibers ermöglicht würde, hingewirkt und das in dieser Beziehung lehrreiche Beispiel Kurlands sich nicht zum Muster genommen haben. — Dagegen scheinen mir die andern Urtheile und Postulate des Verfassers hinsichtlich der Gemeindeordnung, wenig auf den Grund zu gehen. Wir wissen wie mangelhaft und turbulent die Berathungen unserer Gilden und Ritterschaften sind, und was haben die für schöne „Gemeindehäuser!“ Das Haus allein thut's nicht, allerdings würden einige Abnormitäten durch geräumige Häuser und gute Schreiber beseitigt werden, aber des Pudels Kern — die Organisation selbst — ist nicht berührt worden. Freilich ist der Bau eines Gemeindehauses gesetzlich vorgeschrieben (B.-V. v. 1819 § 115, v. 1849 § 886, v. 1860 § 844), aber in dem neuesten Gesetz seinem Zwecke nach eingeschränkt worden: „zur Placirung des Gemeindegerichts.“ Daß es selbst in diesem beschränkten Sinne nicht geschehen, ist vielleicht

kein Unglück. Man vergesse nicht, daß das Gemeindegericht nur auf dem Hofe sich versammeln darf (l. c.), wo allein auch nur die Versammlungen stattfinden können, weil sie nur unter Leitung und Bestätigung der Gutsverwaltung verfahren dürfen. Man vergesse ferner nicht, daß, wie auch der Verfasser bemerkt, alle Steuerzahler in Person an den Versammlungen Theil nehmen müssen oder dürfen. In diesen beiden Momenten liegt die tiefere Ursache des Uebels. Die Gemeinde in ihren wirthschaftlichen und Steuer-Interessen müßte emancipirt werden und ihr Haus auch anderswo bauen dürfen als auf dem Hofe. Die Versammlungen aber müßten den Heerden-Charakter verlieren, sie müßten zu bloßen Wählerversammlungen werden, während die eigentliche und ausschließliche Gemeinderepräsentation einem Gemeindeausschuß mit einer einheitlichen Spitze (ein Vorsteher statt zweier) übertragen werden müßte. Das „Licht des Selbstbewußtseins" wird mit dem Wohlstande des Bauerpächters und Eigenthümers von selbst kommen, der Gutsherr kann es ihm nicht allein anstecken. Das sind — temps passés!"

St. Petersburger Correspondenz.

Anfang November.

β. — Wenn wir von Judenverfolgungen in früheren Zeiten lesen, so denken wir wohl echt pharisäisch, wie unsere Zeit hoch über der früheren stehe an Bildung, Toleranz u. dgl. m. Es empört uns zu lesen, wie Moses Mendelsohn in Berlin vor hundert Jahren um die Erlaubniß petitioniren mußte, sich als Jude in Berlin aufzuhalten, und mit welchem Ungemach er gegenüber der Gesetzgebung in Preußen zu kämpfen hatte. Man kam sich in Berlin sehr großherzig und aufgeklärt vor, wenn man die Juden dort litt, und mochten auch Menschen darunter sein wie Moses, Henriette Herz u. A. Es kommt uns unaussprechlich kläglich vor, wenn in Frankfurt a. M. 1814 die Juden alle Errungenschaften der Revolutionsjahre wieder einbüßten, so daß Börne aus dem Staatsdienste scheiden mußte. Darüber sind nun fünfzig Jahre vergangen, und wie viel weiter sind wir? Daß es in der Geschichte an Retardationsmaschinen nicht fehlt, zeigt mancher Vorfall. Wenn in Deutschland ein Jude zu einem Amte kommt, so gilt es für ein großes Ereigniß, und als sich neulich ein Jude als Privatdocent der Geschichte an einer deutschen Universität habilitirte, wurde ihm, bis auf einige sehr unschädliche Stoffe, wie z. B. Wappenkunde, das Lesen mancher historischen Zeiträume vollständig untersagt. Hiernach müßte die Geschichte des Papstthums nur von Papisten geschrieben werden dürfen und man begreift nicht, wie Ranke als Protestant seine „Päpste“ zu schreiben sich unterfangen konnte.

Vor einigen Wochen erschien folgende Verordnung in Betreff der Juden in Kiew: „Da viele derjenigen Juden, denen das Gesetz nur einen zeitweiligen Aufenthalt in Kiew gestattete, beständig daselbst wohnten, wurde Ende vorigen Jahres der Befehl erlassen, daß alle Juden, welche zu der oben erwähnten Kategorie gehörten, bis zum 1. März d. J. Kiew verlassen haben sollten. Da jetzt mehrfache Klagen eingegangen sind, daß die Polizei den Juden den Aufenthalt in Kiew auch in den Fällen verbietet, wo ihnen derselbe gestattet ist, und einige Juden verhaftet und nach ihrem Wohnorte zurückgebracht worden sind, während andererseits Juden, denen das Gesetz den Aufenthalt verbietet, dennoch in Folge der Nachlässigkeit und einer noch schlimmeren Schuld einiger Polizeibeamten von Quartal zu Quartal ziehen, — so hat der Kriegsgouverneur von Kiew der Polizei Verhaltungsregeln ertheilt, wie in Betreff der Juden überhaupt zu verfahren sei. Diejenigen Juden, welche nicht das Recht haben, in Kiew zu bleiben und sich jetzt daselbst noch aufhalten, werden mit Unterzeichnung eines Reverses angewiesen, den Ort binnen drei Tagen zu verlassen. Wenn sie alsdann nicht abgereist sind, werden ihnen die Pässe abgenommen und sie erhalten einen Zwangspaß, mit welchem sie binnen der nächsten drei Tage abzureisen haben, während der eigentliche Paß der Behörde ihres Wohnorts zugeschickt wird. Die in Kiew ankommenden Juden müssen ihre Pässe abliefern und erhalten eine besondere Karte für die Zeit ihres Aufenthalts. Wenn sie zum festgesetzten Termin nicht abgereist sind, wird mit ihnen, wie oben angegeben, verfahren."

Man weiß bei solchen Verordnungen nicht, ob man wünschen oder fürchten soll, daß unter den so Betroffenen ein Moses Mendelsohn oder ein Börne sein möchte. Unsere Professoren der Geschichte ereifern sich sehr lebhaft über die spanische Regierung, welche alle Juden hinaustrieb und später auch die Mauren; über die französische, welche die Hugenotten wider Vertrag und Recht maßregelte. Aber Ferdinand der Arragonische, Philipp III., Ludwig XIV. wurden doch von dem Geiste der Zeit regiert, welchem das Princip der Toleranz noch fremd war. Nicht sie allein sind verantwortlich zu machen für solche Dinge, sondern mit ihnen die Geistlichkeit und der Fanatismus im officiell-kirchlichen Publikum. Die Bartholomäusnacht wäre nicht zu Stande gekommen, wenn nicht der katholische Pöbel von Paris der Regierung seinen Arm geliehen hätte und auch die spanische Regierung hätte die orientalischen Elemente der Bevölkerung weniger brutal behandelt, wenn nicht die Raserei gegen Andersgläubige

gewissermaßen in der Last gewesen wäre. Der Engländer Buckle hat so Unrecht nicht mit seiner Ansicht, die Regierung in Spanien sei denn doch noch weniger intolerant gewesen als das Volk, welches gläubig aufhorchte, als ein Geistlicher den Untergang der Armada dem Umstande zuschrieb, daß die Mauren noch in Spanien weilten.

Gleichzeitig mit jenem Rigorismus in Kiew ereignet es sich, daß der Adel in Charkow in Erkenntniß des Nutzens, welchen der freie Aufenthalt der Juden dem Gouvernement Charkow bringen würde, bei Gelegenheit der Wahlversammlung eine Adresse an S. M. den Kaiser gerichtet und darin gebeten hat, den Juden den Aufenthalt im Gouvernement zu gestatten. Diese Erlaubniß ist denn auch, wie man sagt, bereits in Wirksamkeit getreten. So melden die Zeitungen und eine andere Zeitungsnotiz enthält die erfreuliche Mittheilung, daß die Statuten der Gesellschaft „Arbeit," welche den Zweck hat, den Juden der Stadt Odessa Mittel zur Erwerbung solcher Kenntnisse zu gewähren, die zur Betreibung der Gewerbe nothwendig sind, vom Minister des Innern bestätigt worden seien.

Obiger Zusammenstellung von Thatsachen wollen wir nur noch eine statistische Notiz beifügen, welche, obgleich schon bekannt, doch recht gut als ein „fabula docet" dienen kann. Nach statistischen Angaben der Missionäre sind auf der Erde 7 Millionen Juden vorhanden, von denen die Hälfte in Europa lebt. Der größte Theil davon kommt auf Rußland, welches 1,200,000 jüdische Bewohner zählt; Oesterreich hat deren 853,000, Preußen 284,500 und die andern deutschen Staaten 192,000. In Frankfurt a. M. kommt 1 Jude auf 16 Christen; in Schweden und Norwegen gestaltet sich das Verhältniß wie 1:6000. In Frankreich leben 80,000, in England 42,000, in der Schweiz 3,200 Juden. Wo die Juden mit den übrigen Einwohnern gleiche Rechte haben wie in Frankreich, Belgien, England, vermindert sich ihre Zahl merklich; wo dies nicht der Fall ist, wächst sie beständig. Seit dem Beginn des jetzigen Jahrhunderts haben die Gesellschaften zur Bekehrung der Juden zum Christenthum große Opfer gebracht, um nur 2000 Juden zu taufen.

So giebt es also verschiedene Methoden die Zahl der Juden zu verringern, falls dieses denn doch wünschenswerth sein sollte. Entweder man schlägt sie todt, oder verjagt sie, oder man tauft sie und führt das Stück von Mortara und Cohen unter verändertem Namen wieder auf; oder endlich man giebt ihnen gleiche Rechte mit allen Uebrigen. Das Publikum

in Rußland scheint, wie obige Vorfälle in Charkow und Odessa zeigen, den letzterwähnten Weg vorzuziehen.

Während nun die reelle Lage der Juden in so vielen Ländern noch immer ein Problem und ein Gradmesser der fortschreitenden Civilisation bleibt, sind in Deutschland wiederum zwei recht schöne Bücher über den idealisirten Juden Lessings erschienen: von D. Strauß (Lessings Nathan der Weise, Berlin 1864) und von Kuno Fischer (Lessings Nathan der Weise, die Idee und die Charaktere der Dichtung, Stuttgart 1864). „Dieses Drama," sagt Hase in seinem geistreichen Buche über das geistliche Schauspiel, „hat das Herz des deutschen Volkes getroffen, weil es vom Streben nach Befreiung der Geister das Edelste aussprach: die Milde gegen Andersgläubige und die Religion der Humanität." — „Es ist in diesem Schauspiel," sagt Schwarz (Lessing als Theolog, Halle 1854) „ein Stück unseres deutschen Lebens, ein tiefgehender Zug unserer nach Innerlichkeit und Freiheit der religiösen Ueberzeugung verlangenden Natur dramatisirt; es ist nicht nur die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer Toleranz hier verherrlicht — nein! es ist ein über jene Zeiten weit hinausgehendes Ideal religiöser Duldung hingestellt, welches das deutsche Volk immer als das seinige erkennen, als sein Erbtheil in Anspruch nehmen wird!" So ist es denn natürlich, wenn Nathan der Weise seit seinem Erscheinen im Jahre 1779 immer wieder der Gegenstand des Nachdenkens und der Bewunderung für hervorragende Köpfe geworden ist. Lessing schreibt in seiner Vorrede zum Nathan: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird." Seitdem hat es sich auf allen Bühnen erhalten; in allen Schulen werden Scenen daraus gelesen und gelernt. „Fast jeder Knabe von einiger Schulbildung kennt das Gleichniß von den drei Ringen, und es wird schwer halten die Lehrer und die Väter zu überzeugen, daß dieses Buch, das ihnen einst ihre Väter als einen Schatz religiöser Weisheit in die Hand gegeben haben, ein gefährliches, unchristliches Buch sei." (Hase) — „Das Buch," sagt Gervinus, „ist neben Göthe's Faust das eigenthümlichste und deutscheste, was unsere Poesie geschaffen hat. Wem hat nicht bei dieser freien, sichern Moral, die in jedem Zuge großartig und mannhaft ist, das Herz geschlagen? Und welcher Mann der spätern Zeiten wäre, den wir uns zum Muster nehmen möchten und dem nicht diese heiter-ernste Menschlichkeit ein neuer Katechismus worden wäre? Und was könnte man der Folgezeit Heilsameres

wünschen, als daß dieser reizende Codex religiöser und weltlicher Moral immer tiefer in die Herzen unseres Volkes greifen möchte, dem es so vorzüglich gegeben ist, zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung und frei zu denken ohne frivol zu handeln."

Strauß' und Fischers Büchlein über den Nathan sind aus Vorträgen entstanden und beide glänzen durch Geistreichthum, Geschmack, Eleganz im Stil und Tiefe der Auffassung. Mit gewohnter philosophischer Schärfe geht Kuno Fischer auf jeden Charakter in dem Stück ein und richtet sich vor allem gegen die Ansicht, nach welcher die Rollen im „Nathan" Personificationen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse darstellen sollen, während in ihnen allen die Grundzüge aller Religion und Moral zum Ausdruck gelangen. Fischer würdigt mehr die ästhetische Bedeutung des Dramas, Strauß charakterisirt in seiner genialen Weise mehr die historische Thatsache einer solchen literarischen Erscheinung. Er schließt seine Betrachtung mit den Worten: „Dergleichen aus einer bessern Welt stammende Schöpfungen, einer Welt, in welcher die Gegensätze ewig schon gelöst, die Kämpfe ewig schon gewonnen sind, worin wir uns oft so aussichtslos abarbeiten, sind uns aber nicht zu thatlosem Genuß, zu bloßer ästhetischer Anschauung gegeben: vielmehr als Unterpfänder und Mahnungen zugleich, daß dem ernsten und redlichen Kampfe der endliche Sieg nicht fehlen werde; daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückfällen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenschreite; daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der im weitern oder engern Kreise als Nathan oder als Klosterbruder, als Sittah oder Recha, nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen."

Mitte November.

Ein englischer Schriftsteller sagt von Adam Smiths „Untersuchungen über die Beschaffenheit des Volkswohlstandes" (1776), es sei vielleicht das einzige Buch, welches einen unmittelbaren, allgemeinen und unveräußerlichen Wechsel in den bedeutendsten Theilen der Gesetzgebung aller civilisirten Staaten hervorgebracht habe, und Buckle bemerkt, daß sogleich nach Erscheinen desselben die Wahrheiten der Wirthschaftslehre ihren Weg ins engliche Unterhaus gefunden hätten. Sehr häufig citirten die leitenden Parlamentsglieder Stellen aus diesem Buche. Trotz manchen großen Sieges, den die Wissenschaft auf praktischem Gebiete errungen, vermißt

man doch eine noch unmittelbarere Einwirkung der Wirthschaftslehre auf die Gesetzgebung und manche Beispiele lassen sich anführen, welche beweisen, daß die Regierungen nicht immer Notiz zu nehmen pflegen von den Errungenschaften wissenschaftlicher Forschung.

Vor nicht langer Zeit erhielt ein im Reichsrathe durchgesehenes Gesetz, betreffend das Eigenthumsrecht auf Zeichnungen und Modelle bei Fabrikerzeugnissen die allerhöchste Bestätigung. Jeder Erfinder eines Modells oder einer Zeichnung, ebenso jeder, der sich ein Muster durch Kauf angeeignet hat, kann sich durch Einreichen von Bittschriften an das Departement für Manufacturen und inneren Handel oder an die Moskauer Abtheilung des Manufacturconseils das Eigenthumsrecht auf diese Muster sichern. Dieses Eigenthumsrecht kann je nach Wunsch auf 1 bis 10 Jahre erworben werden und für die Ertheilung desselben wird eine Gebühr von 50 Kop. für jedes Jahr entrichtet. Personen, welche dergleichen privilegirte Zeichnungen und Modelle eigenmächtig benutzen, werden einer Geldstrafe von 50 bis 200 Rub. unterworfen; außerdem kann von dem Eigenthümer auf Schadenersatz angetragen werden.

Es ist mit diesem „Musterschutz" wie mit dem Patentwesen. Lange nachdem die Wissenschaft den Stab über solche Verordnungen gebrochen hat, bestehen sie doch in mehreren Staaten noch fort und es ist kaum anzunehmen, daß in nächster Zukunft schon diese Schranken, welche die Gesetzgebung der Production setzt, fallen werden. Die Patente sind erst ein Paar Jahrhunderte alt*). In dem Jahre 1623, als in England viele Vorrechte und Privilegien, welche mit dem gemeinen Recht in Widerspruch standen, aufgehoben wurden, blieb doch das Hoheitsrecht bestehen, durch welches die Krone dem Erfinder auf eine gegebene Zeit das ausschließliche Recht verbürgen konnte, seine Erfindung allein ausbeuten und benutzen zu dürfen, und zwar „weil diese Privilegien weder dem Staate nachtheilig wären, da sie den Handel in keiner Weise weder durch Preiserhöhung noch sonst wie beschränkten, noch auch den landesüblichen Gesetzen zuwiderliefen." So wurde der Grund gelegt zum Patentwesen. Anderthalbhundert Jahre später folgten die vereinigten Staaten von Nord-Amerika dem Beispiele Englands, indem durch die Unabhängigkeitsacte und Verfassung vom 17. September 1787 dem Centralcongreß die Aufgabe gestellt wurde: das Fortschreiten der Wissenschaften, nützlichen Künste und Gewerbe dadurch zu

*) Unsere Lage, 68. Heft.

befördern, daß er für bestimmte Zeit den Autoren und Erfindern das ausschließliche Recht auf ihre Werke und Entdeckungen sichere. In demselben Jahre ging Frankreich mit einem Patentgesetz vor, 1815 folgte Preußen und allmählig traten Oesterreich, Belgien und die Niederlande, Neapel und der Kirchenstaat, Rußland und andere Staaten hinzu. — Es dauerte indessen nicht lange, so wurde die Nützlichkeit des Patentwesens angezweifelt. In England und auf dem Continent, in Handelskammern und Parlamenten, in wissenschaftlichen Schriften und auf volkswirthschaftlichen Congressen begann eine Agitation gegen das Patentwesen, und der Kampf um diese Frage entbrannte recht lebhaft. Man erkannte, daß das Prüfungsverfahren bei Ertheilung von Patenten an großen Unvollkommenheiten leide, und ferner, daß es mit dem wirksamen Rechtsschutz durch ein Patent sehr wankend stehe, was z. B. durch die sehr große Seltenheit von Patentprozessen bestätigt wird. Man mußte einsehen, daß durch die Patente eine Menge peinigender Hemmnisse in die technischen Gewerbe und in die fortschreitende Technik selbst gebracht würden. „Jeder Industrielle, der irgend eine neue Vor- und Einrichtung einführt, muß sich links und rechts vorsehen, daß er nicht unter den Tausenden von Patenten eines verletzt, welches diese Vorrichtung, sei sie auch noch so unwesentlich, schützt. Der Boden der industriellen Thätigkeit ist auf diese Weise mit Fußangeln förmlich gepflastert." Mancher Patentnehmer hat eine reichlich fließende Einnahmequelle und jeder Nachfolger, der nicht in Prozeßstreitigkeiten verwickelt werden will, wird ihm tributpflichtig. Ein Amerikaner hat mit einem kleinen Apparate Versuche zur Zersetzung des Wassers gemacht, um es zur Feuerung zu verwenden, hierauf ein Patent genommen, und in Folge dessen darf auf dem ganzen Gebiete Niemand weiterbauen und eine Erfindung benutzen, ohne sich vorher die Bewilligung des Amerikaners erkauft zu haben. Der Director der großen Telegraphencompagnie in England hat am Anfang der fünfziger Jahre im Parlament mitgetheilt, daß seine Gesellschaft weit über 1 Million Thaler bloß dazu hat verwenden müssen, um alle die Patente aufzukaufen, welche neben dem ihrigen bestanden. Solche Thatsachen sprechen beredt genug für eine Reform der Patentgesetzgebung, welche denn auch hier und da angebahnt worden ist. — Der Congreß der deutschen Volkswirthe in Dresden faßte vor etwa einem Jahre (1863 im September) folgenden Beschluß: „In Erwägung 1), daß Patente die Fortschritte der Erfindung nicht begünstigen, vielmehr deren Zustandekommen erschweren; 2) daß sie die rasche und allgemeine

Anwendung nützlicher Erfindungen hemmen; 3) daß sie dem Erfinder selbst im Ganzen mehr Nachtheil als Vortheil bringen, und daher eine höchst trügliche Form der Belohnung sind, erklärt der Congreß, daß Erfindungspatente dem Gemeinwohl schädlich seien."

Noch schwieriger in der praktischen Durchführung, wenigstens nicht ohne peinigende Belästigungen der industriellen Thätigkeit ist der Musterschutz, die „zugespitzte Consequenz der Erfindungspatente"*). Der Schutz eines oft sehr unbedeutenden Musters, das aus einer Combination einer Anzahl Linien und Farben besteht, ist ein illusorischer. Es giebt gegenwärtig, außer in Rußland, Musterschutzgesetze in Frankreich, England, Nordamerika und Belgien, während in den Niederlanden, der Schweiz (wo man auch keine Patente kennt), Italien, Spanien, Portugal und im Zollverein keine derartigen Gesetze bestehen.

Bei dem Musterschutz kommt es allmählig dahin, daß jeder Industrielle ängstlich alle Musterarchive erst durchsehen lassen möchte, ehe er sein eigenes Muster als wirklich neu ansehen und sicher an den Markt bringen darf. Uebrigens ist für einen Concurrenten nichts leichter als ein Muster trotz der Strafbestimmungen des Gesetzes unbestraft nachzuahmen, indem er einfach einige Linien ab- oder zusetzt oder in Längen- oder Breitendimensionen Aenderungen vornimmt, oder einige Schattirungen anbringt oder den Untergrund modificirt. So ist denn die Umgehung des Gesetzes sehr leicht und Kosten, Mühe der Anschaffung und Patentirung sammt allen dazu erforderlichen Ausgaben, Formalitäten und Zeitaufwande sind umsonst gewesen. Keine Macht der Erde ist im Stande die Musterdiebstähle alle kennen zu lernen. Die meisten entziehen sich der Beobachtung. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Weltmarktes, bei den großartigen Verkehrsanstalten der neuesten Zeit, ist es vollkommen unmöglich der nach allen Weltgegenden transportirten Waare zu folgen und deren Muster vor Nachahmung zu schützen. Der Staat ist thatsächlich außer Stande dem zu Schützenden in jedem Falle zu seinem Rechte zu verhelfen; der Producent müßte also selbst ein Heer von Agenten unterhalten, welche darüber wachen müßten, daß das Musterschutzgesetz nicht verletzt werde. So sind denn in den meisten Fällen Musterschutzgesetze wenigstens nutzlos; daß sie in vielen Fällen dem Gemeinwohl schädlich sind, wird Jedem einleuchten, der die neuesten wissenschaftlichen Resultate der Patentfrage kennt und würdigt. In dem

*) Unsere Tage, 62. Heft.

Gesetze der Musterschutzgesetze findet sich eine Reihe von Plackereien und Belästigungen der Industrie, welche wie alle wirthschaftliche Thätigkeit vor allem der freien frischen Luft, der Ungebundenheit bedarf.

Auf einem andern, ebenfalls für das wirthschaftliche Leben überaus wichtigen Gebiete, dem Postwesen, sind hier in den letzten Zeiten manche Verbesserungen eingetreten, welche, so unwesentlich sie scheinen, doch als ein dankenswerther Fortschritt bezeichnet werden müssen. Zunächst muß erwähnt werden, daß der Gebrauch der Briefmarken bei der ausländischen Correspondenz gestattet ist. Früher hatte man die Wahl, entweder die Briefe ins Ausland unfrankirt in einen beliebigen Briefkasten zu werfen oder den bisweilen sehr weiten Weg zum Hauptpostamte zu machen, weil die sonstigen Annahmestellen nur inländische Correspondenz beförderten. Bei dem fortwährend sich steigernden Verkehrsleben mußte eine solche Unbequemlichkeit unerträglich erscheinen. Endlich ist der Wunsch des Publikums erfüllt. Man hat Briefmarken zu verschiedenen Preisen, um jeden Portosatz für Briefe in alle Länder und Welttheile damit zu entrichten und in der Geschichte der Briefmarkensammlungen, welche wie so manche andere Thorheit oder Weisheit epidemisch die Runde um die ganze Welt machen, ist ein neues Ereigniß zu registriren. Die Sache mit den Briefmarken ist einfach genug, jedoch stießen die Urheber der Idee vor etwa 3—4 Jahrzehnten bei ihren Zeitgenossen auf Widerspruch. Selbst diese keinerlei Interessen verletzende Neuerung hatte mit dem am Herkömmlichen starr festhaltenden conservativen Sinne zu kämpfen. Die Einführung der Postmarken bei der Correspondenz mit dem Auslande hat übrigens bei uns außer der größern Bequemlichkeit für den Absender noch den Vortheil einer Tarifermäßigung zur Folge gehabt, und wenn man an die Einführung der Penny-Post in England und deren glänzende Resultate denkt, so begrüßt man jede Herabsetzung des Portosatzes mit um so größerer Freude. Früher waren die Absender frankirter Briefe ins Ausland verpflichtet von den Postbüreau's Quittungen gegen Erlegung von 5 Kop. in Empfang zu nehmen, was bei Briefen nach Deutschland etwa den Portosatz um 25% erhöhte. In den seltensten Fällen machten die Absender von dem Rechte Gebrauch bei gewöhnlichen Briefen Quittungen zu nehmen, was natürlich unnützen Aufenthalt und Schreiberei verursacht hätte, während jeder Absender 5 Kop. zahlen mußte, als hätte er eine Quittung erhalten. Jetzt endlich steht es den Absendern frei eine Quittung gegen Erlegung von 5 Kop. zu verlangen oder nicht. Eine solche Verbesserung ist erwähnenswerth.

Als in Preußen das Bestellgeld aufgehoben worden war, hielt man diese Reform für wichtig genug, um in der Thronrede, welche der König beim Schlusse der Parlamentssession hielt, deren zu erwähnen. Das Bestellgeld in Preußen betrug nur einen Dreier d. h. 1 Kop., während es hier 3 Kop. beträgt. Bedenklich muß es bei uns erscheinen, daß das Bestellgeld auch dann entrichtet werden muß, wenn man die aus dem Innern oder dem Auslande eingegangenen Briefe direct vom Postamte in Empfang nimmt oder abholen läßt. Es ist in diesem Falle also wie in dem obigen mit den Quittungen eine Leistung ohne Gegenleistung; man kann sagen, es ist einer Erhöhung des Portosatzes in gewissen Fällen gleich zu achten.

Der alte Uebelstand, daß man die inländische Correspondenz nicht anders als frankirt schicken kann, ist noch nicht gehoben. Vor einigen Wochen wurde hier auf diese Frage aufmerksam gemacht, worauf entgegnet wurde: auch in andern Ländern sei wenigstens das Streben der Postverwaltungen wahrzunehmen, dem Publikum das Versenden der unfrankirten Briefe „abzugewöhnen", was man daraus ersehe, daß unfrankirte Briefe bisweilen zu einem höhern Portosatze befördert würden als frankirte. Es ist sehr komisch, daß hiernach die Erhöhung des Portosatzes unfrankirter Briefe als eine Strafe angesehen werden soll, und nicht als eine Art Assecuranzprämie, welche die Post erhebt, um die Verluste zu decken, welche durch die bisweilen vorkommende Nichtannahme unfrankirter Briefe entstehen. Eine solche Schulmeisterei von Seiten der Post wäre in der That mit dem Starrsinn einer Köchin zu vergleichen, welche ihrer Herrschaft vorschreiben wollte, was sie essen solle. Wenn der große König Friedrich II. von Preußen wohl den Ausspruch gethan hat: „le roi est le premier serviteur de son peuple", so kann man doch wohl auch von der Post sagen, sie diene dem Gemeinwesen.

In dem von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, soeben erschienenen Kalender für das Jahr 1865 sind in gewohnter Weise u. A. auch die Regeln des Postwesens abgedruckt und bei dem Durchblättern derselben wird man auf mancherlei noch bestehende kleinere und größere Unbequemlichkeiten aufmerksam gemacht. So z. B. sind die vor ein Paar Jahren eingeführten Briefkasten zwar eine schöne Sache, aber der Umstand, daß sie gelb, grün oder braun sind, je nachdem sie nur inländische oder nur ausländische u. s. f. Correspondenz aufnehmen ist erstaunlich fatal. Wenn man in Berlin für jeden Bahnhof Briefkasten von einer bestimmten Farbe in der ganzen Stadt aufstellen wollte, so wäre dieses in der That

eine starke Zumuthung für das Gedächtniß des Publikums. Allerdings steht bei jedem Briefkasten die Erläuterung, nach welcher Weltgegend die hineingeworfenen Briefe befördert werden, aber das Lesen ist, zumal bei uns, nicht Jedermanns Sache und die Farbensymbolik läßt vielerlei Verwechselungen und Uebelstände zu. Es wäre in der That wünschenswerth, daß die in die Briefkasten gelegten Briefe möglichst oft herausgenommen und von Postbeamten sortirt würden und ferner, daß die Zahl der Briefkasten bedeutend vermehrt würde. — Ferner muß es auffallen, daß die Assecuranztaxe für Geld- und Effectensendungen bei Summen von 300 Rubel und darunter so hoch ist. Sie beträgt 1% und das scheint denn doch allerdings um so bedeutender, als der Mangel an Creditanstalten, Zahlungsorganen, gerade Baarsendungen sehr häufig unentbehrlich macht und gerade die kleineren Sendungen, d. h. diejenigen, welche von der ärmeren Klasse ausgehen, so theuer versichert werden müssen. Wenn man daran denkt, daß in England allein fortwährend gegen 120 Millionen Pfund Sterling in Wechseln umlaufen, so muß man die Engländer um die Wohlfeilheit dieses Transportmittels für Geldsendungen beneiden. Jeder Wechsel geht durchschnittlich durch fünf Hände und so wird ohne Geld innerhalb der sechs Monate durchschnittlicher Wechseldauer eine Zahlsumme von über 4000 Millionen Rubel ausgeglichen. Viele Wechsel aber erhalten weit mehr als fünf Indossemente: ein englischer Bankdirector berichtet von einem Wechsel mit 120 Indossementen *). Es läßt sich bei solchen Verhältnissen ermessen, welche ungeheuern Unkosten an Porto und Assecuranz dabei erspart werden, während bei uns allein die Unkenntniß der Buchhalterei, der Mangel an Credit zahllose Sendungen von Geld durch die Post zur Folge hat. Je wohlfeiler diese besorgt werden, desto größere Erleichterung hat der Verkehr überhaupt, desto rascher ist der Güterumlauf. — Endlich erwähnen wir noch einer etwas seltsamen Bestimmung in dem Reglement über die Anzahl von Postpferden, welche den Reisenden je nach Verschiedenheit ihrer Equipagen und nach der Jahreszeit vorzuspannen sind. Vom 1. December bis 15. März und vom 15. Mai bis 15. September wird nämlich eine geringere Anzahl Pferde vorgespannt als während der übrigen Zeit des Jahres. So einleuchtend es ist, daß zu gewissen Jahreszeiten, im Frühling und im Herbst, die Wege schwerer zu befahren sind, so wenig ist es zu begreifen, wie für das ganze

*) Schäffle, National-Oekonomie S. 240.

ungeheure russische Reich, das die verschiedensten Klimate umfaßt, dieselben Tage und Wochen für die größere oder geringere Fahrbarkeit der Straßen hat angenommen werden können. Es ist freilich wahr, daß alle Gesetzgebung nur ein schwacher Versuch ist, die Theorie der Praxis anzupassen und daß die Wirklichkeit stets „klüger" ist als alle Theorie; aber in diesem Falle ist die Theorie denn doch allzu schematisch und hinkt allzuweit hinter der Praxis her. So wird z. B. in diesem Jahre in unsern Gegenden und nördlicher durch buchstäbliche Ausführung jener Bestimmung mehrere Wochen hindurch ein durchaus nutzloser Verbrauch von Pferden veranlaßt werden, was nicht Vielen zu Gute kommt, sehr Vielen aber Verdruß bringt.

Mein Literaturbericht mag sich dieses Mal wieder dem historischen Gebiete zuwenden. — Vor ein paar Wochen erschien hier eine Broschüre von Kostomarow, betitelt: „Wer war der erste Pseudodemetrius?" Diese kleine Schrift, in knapper wissenschaftlicher Form, eine Quellenforschung durch und durch, hat hier in den weitesten Kreisen ungewöhnliches Interesse erregt. Allerdings ist diese Untersuchung gut lesbar, scharfsinnig und elegant in der psychologischen Interpretation, und besonders letzteres scheint auf das Gros der Leser zu wirken. Es ist wie bei jeder „cause célèbre": die Frage, wer der erste Pseudodemetrius war, hat criminalistischen Reiz, und daher vorzüglich wird das kleine gelehrte Büchlein Kostomarows so viel gelesen, daß eine große Anzahl von Exemplaren davon abgesetzt worden sein muß. Mit dieser episodischen Untersuchung ist es übrigens nicht abgethan. Wie man erzählt ist dieselbe nur ein Bruchstück eines großen Werkes über die Revolutionsperiode in Rußland zu Ende des sechszehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. Gerade dieser Zeitraum ist in den letzten Jahren bisweilen der Gegenstand historischer Forschung gewesen und auch Solowjew hat in seinem großen Werke manches bedeutende bisher unbekannte Material über diese Geschichtsperiode mitgetheilt. Den Geschichtsschreibern Rußlands fehlt es nicht an Material. Die Menge von bereits im Druck erschienenen Geschäftspapieren früherer Zeiten reicht hin, um manche bedeutende Resultate zu gewinnen und außerdem sind die ungedruckten Archivalien in den letzten Zeiten zugänglicher gemacht worden. Aber gerade diese Fülle von zu verarbeitendem Stoffe ist bisweilen der Geschichtsschreibung nachtheilig gewesen. Die große Masse von Archivalien erdrückt den Verfasser oft; er ist außer Stande jedes einzelne Document gehörig zu prüfen, zu würdigen, das Material zu sichten und zu ordnen, und so machen denn manche neuere Arbeiten der

russischen Geschichtsliteratur den wüsten Eindruck von Archivaliensammlungen. Als Beispiel für diese Behauptung können die großen und in der russischen Geschichsliteratur epochemachenden Werke von Solowjew und Ustrjalow gelten. Es soll neuerdings ein neuer Band (der 14.) von Solowjews Geschichte Rußlands erschienen sein, und damit beginnt der Verfasser bereits die zweite Hälfte seiner ungeheuren Aufgabe, die neuere Geschichte Rußlands. Es ist sehr lehrreich bei solchen Werken die Erfahrung zu machen, daß eigentlich so allgemein umfassende Werke bei den jetzigen Anforderungen der geschichtlichen Wissenschaft und Kunst nur in den seltensten Fällen möglich sind. Von historischer Kunst kann nur bei großer ästhetischen Begabung und bei völliger Beherrschung des Stoffes die Rede sein. Ranke mag hundert von Folianten ungedruckter Materialien zu seinen Geschichtswerken durchgearbeitet haben: nirgends ist wahrzunehmen, daß ihm der Stoff über den Kopf wachse; jede Zeile, jeder Gedanke hat Form bei ihm. Entwirft er die Charakterschilderung eines Fürsten, eines Ministers, so läßt sich vielleicht jedes Epitheton, jeder Zug in solchen Portraits auf irgend einen Ausspruch eines Zeitgenossen oder auf irgend eine Thatsache zurückführen, und doch stellt sich das Ganze wie aus einem Gusse dar und erscheint nicht als ein mit großer Mühe zusammengearbeitetes Mosaik. Geschmack und wissenschaftliche Tiefe, ein feiner ästhetischer Takt und die gewissenhafteste Gündlichkeit sind allerdings selten in dem Grade beisammen anzutreffen wie bei Ranke, der auch in seiner Sprache, in seinem Stil seine Originalität bewahrt und wohl auch in dieser letzteren Beziehung als der größte historische Künstler Deutschlands bezeichnet werden kann. Bei dem Lesen historischer Werke in russischer Sprache kann man wahrnehmen, daß die Verfasser in Bezug auf Sprache und Stil vielfach von dem Material, welches sie benutzten, abhängig sind. Die russische Sprache in den Werken des verstorbenen Professors an der Moskauer Universität Granowski, oder in denen Kudrjawzews und Stassulewitsch's ist eine andere als z. B. Solowjews. Bei den ersteren handelt es sich um Quellen in deutscher, französischer u. a. Sprachen; es sind abendländische Begriffe und Thatsachen, welche eine abendländische Terminologie mit sich bringen; es giebt daher in diesen Werken eine Menge Fremdwörter; die Bildungsfähigkeit der russischen Sprache macht sich bei dieser Gelegenheit wohl geltend aber auch ihre Jugendlichkeit. Bei Solowjew dagegen ist alles urrussisch. Auch wenn er nicht alte Urkunden wörtlich anführt, schmeckt man den Stil der officiellen Geschäftspapiere oder

der Chroniken bei seiner Erzählung durch. Man begegnet Wörtern, welche sonst in der modernen russischen Sprache nicht vorkommen, man lernt die Satzwendungen früherer Jahrhunderte. Es ist wie eine Simrocksche Uebersetzung der Nibelungen etwa, wo noch viel von der Kraft und Ureigenthümlichkeit der alten Formen und Wörter übriggeblieben und doch auch viel davon verloren ist. Wer in Archiven gearbeitet hat, kennt den Reiz des Unmittelbaren auch in Sprache und Stil alter Urkunden, aber auch die Langeweile der Wiederholungen, der ermüdendsten Breite des Kanzleistils und des Schematismus in den Formen der Schriftstücke. Ganz ähnliche Eindrücke erfährt man bei der Lectüre Solowjews. Er erspart seinen Lesern nicht viele Mühe. Er führt sie direct ins Archiv und legt ihnen eine Urkunde nach der andern vor. Es entsteht auf diese Weise ein endloses Mosaik von einzelnen Geschichten und daraus muß denn der Leser so gut er kann eine Summe ziehen, was er übrigens auch bei weniger reichlich gespendetem Material zu thun im Stande wäre. Es ist unglaublich, wie viele hunderte von Namen in Solowjews Werke nur ein einziges Mal vorkommen. Die gleichgültigsten Personen treten auf und verschwinden wieder für immer, ohne daß ihr Name etwas zur Sache thäte, ohne daß ein anderer Grund bestanden hätte ihn mitzutheilen, als der Umstand, daß in den archivalischen Urkunden seiner erwähnt wurde. Ein Historiker muß dergleichen unter den Tisch zu werfen verstehen oder etwa die Urkunden wörtlich abgedruckt herausgeben. Kann er selbst den ins Ungemessene angeschwollenen Stoff nicht gehörig verarbeiten, so thut er besser, die Rohwaare unangetastet mitzutheilen, damit Andere an die Verarbeitung gehen können. Hat man die Geduld sich durch diese Menge von Geschäftspapieren hindurchzuarbeiten, so hat man wohl einen vollständigen Begriff etwa von den diplomatischen Verhandlungen mit Polen oder von den Instructionen an die russischen Gesandten in Konstantinopel, aber es ist daran eine unverhältnißmäßig große Mühe gewandt worden. Für das lesende Publikum giebt er zu viel und für Fachmänner zu wenig. Will man die von ihm im Auszuge mitgetheilten Archivalien benutzen, so kommt man leicht zu einem Gefühl des Bedauerns, daß er für einzelne hochwichtige Fragen über Materialien verfügte, welche, in ein so allgemeines Werk verwoben, viel weniger Werth haben als bei Einzeluntersuchungen. Und an letzteren ist eben ein großer Mangel zu spüren. Die einzelnen Bausteine sind noch nicht zugehauen, der Plan zu einer allgemeinen Geschichte Rußlands noch nicht im Einzelnen entworfen, und da soll schon das ganze Gebäude fertig

dastehen. So darf man sich denn darüber nicht wundern, wenn Formlosigkeit die Folge ist. Die gedruckten Sammlungen von Aktenstücken werden noch lange Zeit eine unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichtsforschung sein. Die Gesetzsammlung, die große Menge von Verordnungen und Papieren die Verwaltung betreffend, welche von Einzelnen und von gelehrten Gesellschaften im Laufe dieses Jahrhunderts herausgegeben wurden, sind noch lange nicht hinreichend ausgebeutet und sind nicht bloß für die Geschichte des russischen Staates, sondern auch für die des russischen Volkes von allergrößtem Werthe. Wir lernen daraus die socialen Zustände kennen, das wirthschaftliche Leben, die Rechtsverhältnisse u. s. f. Wenn auch solche Documente bisweilen nur ein Fragment einer Verhandlung enthalten, so geben sie doch Anknüpfungspunkte zu weiteren Forschungen und Veranlassung zu neuen Fragen. Sie sind viel beredter als je die Erzählung eines Zeitgenossen oder der officielle Bericht eines Diplomaten sein können. Es gilt aus dieser Menge einzelner Thatsachen die Principien herauszulesen; aus diesem tiefen Schacht die Goldkörner herauszufördern, aus einzelnen Andeutungen ganze Reihen von Thatsachen zu construiren und zu interpretiren. Vieles liegt aber noch ganz brach auf diesem Felde und der Arbeiter sind nicht viele. Es ist wohl von einem namhaften hiesigen Gelehrten die Aeußerung gethan worden, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge der Wissenschaft nicht so sehr durch Herausgabe neuer Aktenstücke ein wesentlicher Dienst geleistet werde, als dadurch, wenn die vorhandenen gedruckten Aktensammlungen für die wissenschaftliche Ausbeutung zugänglicher gemacht würden durch Rubriciren, Katalogisiren, Sichten und Ordnen derselben nach einzelnen Gegenständen und Fragen. Die russischen Geschichtsforscher haben an diesen Publikationen ein kolossales geistiges Kapital, das gewissenhaft verwaltet sein will, wenn anders man reichliche Zinsen davon erwarten soll. Bei alledem kann man freilich sich immerhin darüber freuen, daß auch neue Urkunden in großer Zahl in den Archiven bei den Forschungen Ustrjalows, Solowjews u. A. ausgebeutet worden. Es ist dieses bei Solowjews Werke entschieden die großartigste Seite, wie es denn überhaupt ungerecht wäre den Fortschritt in der Wissenschaft, der darin enthalten ist, zu übersehen. Es zeugt von einer großen Arbeitskraft, einem gesunden Sinne und einer Vielseitigkeit, die nicht immer angetroffen werden. Es ist eine bedeutende Leistung in der historischenn Literatur, und eine um so erfreulichere, als hier kein einseitiges Betrachten der Staats- und Hofgeschichte, kein Behagen an der Unsauberkeit der Palastintriguen

uns entgegentritt, sondern eine eingehende Darstellung der innern Zustände sowie aller Rußland betreffenden internationalen Fragen. Um so mehr bleibt es zu beklagen, daß die Breite und Länge des Werkes der Popularität desselben entgegenstehen. Man schätzt das Buch und den Verfasser aber außer den Fachleuten lesen es Wenige. —

Livländische Correspondenz.

In der russischen Presse werden jetzt auch Stimmen laut, die einen von der Moskauer Zeitung wesentlich abweichenden Ton hören lassen. So namentlich im „Invaliden", dem weit verbreiteten officiellen Organ des Kriegsministeriums. Die beiden merkwürdigen Artikel, welche er über die baltische Frage gebracht hat, wollten die These durchführen, die Ostseeprovinzen seien zwar ein Nest verrotteter aristokratischer Institutionen, des engherzigsten Privilegienwesens und des entschiedensten Widerstrebens gegen jeden zeitgemäßen Fortschritt, aber mit dem Gerede von „Separatismus" sei es nichts; darüber könnten sich die von der Moskauschen Zeitung aufgeregten Gemüther beruhigen. Eine andere russische Zeitung, welche diese Artikel nachdruckte, interpretirte sie sogar dahin, die Ostseeprovinzialen hingen nur um so fester an Rußland, als sie in Verbindung mit keinem andern europäischen Staate Aussicht darauf haben könnten ihr hergebrachtes Unwesen in der Weise zu bewahren, wie das unter dem russischen Scepter bisher möglich gewesen. Die Rigasche Zeitung hat sich die Mühe gegeben, das Bild, welches der „Invalide" von unsern Zuständen entwirft, einer gründlichen Kritik zu unterziehen, und daß sie dabei die Wahrheit getroffen und die gerechte Mitte einzuhalten gewußt habe, dafür spricht schon der Umstand, daß weder die extremen Conservativen, noch auch die extremen Progressisten unter unsern Landsleuten mit ihrer Darstellung zufrieden waren. Aber zu dem russischen Publikum dringt die Rigasche Zeitung nicht. Warum unternimmt es niemand von uns, einen Auszug dieser

Arbeit auf russisch zuzurichten? Von der Redaction des Invaliden steht zu erwarten, daß sie eine Entgegnung in so liberalem Sinne nicht zurückweisen werde. Müssen wir ihr doch sogar schon für jene so unfreundlichen und so irrthumsvollen Artikel dankbar sein, insofern dieselben wenigstens dem von der Moskauer Zeitung erfundenen gefährlichsten Anklagepunkte mit Entschiedenheit entgegentreten.

Außer dem „Invaliden" hat auch der von Krajewski redigirte „Golos" gegen die „Separatismophobie" der Mosk. Ztg. sich zu erheben gewagt. Wir sagen: gewagt, denn bei der gegenwärtigen Stimmung des russischen Publikums gehört allerdings etwas Muth dazu; eine Zeitung, die ihren Patriotismus nicht durch Feindseligkeit gegen alle localen Besonderheiten bewährt, riskirt vielleicht ihre Abonnenten zu verlieren. Von den bezüglichen Aussprüchen des „Golos" haben uns besonders zwei gefallen. Erstens: die Mosk. Ztg. sehe alle politischen Gegenstände durch die Brille der polnischen Frage. Zweitens: die Mosk. Ztg. gleiche Einem, der alle thönernen Geschirre bei sich und in den übrigen Wirthschaften des Hauses zerstampfen wolle, um, aus dem wiederhergestellten Urbrei lauter Geschirre von gleicher Façon anzufertigen, während es doch verständiger sei, neuen Thon zu nehmen und daraus zunächst für sich so vortreffliche Geschirre zu machen, daß die Nachbarn von selbst deren Einführung auch in ihre Wirthschaften wünschen müssen. Eine Assimilation der verschiedenen Landestheile sei allerdings zu erstreben, nur nicht auf dem Wege der Zerstörung und Gewalt.

Doch was will das alles sagen? Vorläufig hat die Mosk. Ztg. immer noch das große Wort und wiederum hat sie in einem Paar gewaltiger Artikel ihre Nivellirungsdoctrin in einer für ihr Publikum gewiß sehr überzeugenden Weise auseinandergesetzt. Ihre Meinung läßt sich in Kürze dahin formuliren, daß Rußland seine natürlichen und nothwendigen Grenzen erreicht habe und es nun die Aufgabe sei, innerhalb dieser Grenzen nur ein Gesetz und eine Ordnung herrschend zu machen, daß also die „nebelhaften" Bestimmungen des Wiener Congresses über Polen zu beseitigen sind, die staatliche Sonderstellung Finnlands zu beseitigen ist, das vom Kaiser Nikolaus uns gegebene „Provinzialgesetzbuch für die Ostseegouvernements" sammt allen staatsrechtlichen Grundlagen desselben zu beseitigen ist, alle sonst noch etwa vorhandenen Sonderinstitutionen zu beseitigen sind. Dabei kümmert sie sich ziemlich wenig um den verschiedenen Inhalt und die verschiedenartige historische Begründung der Sonderinsti-

tutionen in diesem oder jenem Landestheil; sie ruft vor allem nach Einheit — Einheit gleichviel welche — Einheit und Gleichheit in abstracto! Mit diesem Rufe aber ist es ihr gelungen, einen empfindlichen Nerv des russischen Volkes zu treffen, und wir glauben zu wissen, daß in Folge der erregten Leidenschaft ein guter Theil der Leser der Mosk. Ztg. ihre Lehren in einem Sinne auffaßt, wie dieselben kaum gemeint sind. Namentlich dürfte das in folgender Hinsicht anzunehmen sein. Die Mosk. Ztg. will nur die Einheit und Gleichheit der Institutionen und hat wiederholt und ausdrücklich erklärt, eine Mannichfaltigkeit der Sprachen und Religionen sei in ihrem Idealstaate zulässig, zumal in Rußland, wo es immerhin einen in dieser Beziehung gleichartigen Kern der Bevölkerung von so entschiedener Majorität gebe; ja wir vermuthen von der Mosk. Ztg. sogar, daß sie in ihrem Herzen für die Herstellung einer Gleichberechtigung aller Religionen im Staate ist, unter der Bedingung, daß dieselbe nicht als Sonderinstitution irgend einer Provinz, sondern als allgemeines Reichsgesetz auftrete: nun aber, meinen wir, ist sehr zu fürchten, daß ein Theil des Publikums über dem dominirenden Einheits- und Gleichheitsthema diese Restrictionen zu Gunsten der Toleranz und Humanität überhört. Herr Katkow möge sich vorsehen, nicht Geister zu rufen, die er später selbst vergeblich wünschen wird bannen zu können. Und selbst wenn wir, davon absehend, uns auf das Gebiet der politischen Institutionen beschränken, so müssen wir auch da schon fürchten, daß die Wirkung der Mosk. Ztg. eine über das Ziel hinausschießende sei. Ihre Meinung ist vielleicht gar nicht, daß die von ihr angestrebte Einheit mit einem Griffe erfaßt werde, sondern daß nur überhaupt und je nach Möglichkeit in dieser Richtung vorgegangen und nur unter keiner Bedingung ein Schritt in der entgegengesetzten gethan werde; aber niemals hat sie ihren Lesern gesagt, daß durch zu hastiges Einheitsstreben auch etwas in der Welt zu verderben ist, daß in denjenigen Fällen, wo die Sonderinstitutionen inhaltlich den Vorzug verdienen, die Ausgleichung nur durch Nachrücken des Hauptcorps, nicht durch Zurückzwingen des Vortrabs erzielt werden soll, und was sonst noch etwa für das Maß der Bewegung in Betracht kommen könnte. Solange es aber der Mosk. Ztg. nicht beliebt, auch dergleichen auf's nachdrücklichste zu betonen, könnte es sich leicht finden, daß die influenzirte Masse terroristischer gestimmt wird als ihre große Lehrerin selbst. — Doch sehen wir auch davon ab und halten wir uns, statt an den Lesern, nur an der Zeitung

selbst, obgleich es uns natürlich nicht gleichgültig sein kann, das russische Volk auf diese Weise uns verfeindet werden zu sehen.

Einheit und Untheilbarkeit, Größe und Macht des russischen Staates! Nun, wir Kur-Est-Livländer werden doch wol die Letzten sein, an dem manifest destiny Rußlands zweifeln oder der Solidarität mit seiner Arbeit und Ehre uns entziehen zu wollen — wir, die wir in den Thaten des Krieges und in den Künsten des Friedens Unverächtliches dazu gethan zu haben uns rühmen*). Auch die Mosk. Ztg. erkennt ausdrücklich an, daß die Ostseeprovinzen bisher durch Loyalität und gute Dienste sich ausgezeichnet haben, und meint nur, es sei wenigstens denkbar, daß es hiemit in Zukunft anders werde, falls man nicht ihre Rathschläge hinsichtlich der Abolition der baltischen Sonderinstitutionen befolge. Ja, was ist am Ende nicht denkbar! Schenken wir ihr diese böse Insinuation! Der eigentliche Controverspunkt zwischen der Mosk. Ztg. und uns dürfte in der Frage von der Bedeutung staatsrechtlicher Grundverträge und von der Art und den Mitteln, sie zu lösen, belegen sein. Auch wir wissen, daß ewig nichts in der Welt ist und daß von der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, auch die Heiligkeit der Staatsverträge nur cum grano salis anerkannt wird. Aber nicht weniger als alles scheint uns darauf anzukommen, ob ein historisches Recht gegen ein an sich besseres oder ein an sich schlechteres vertauscht wird, und ferner darauf, ob dieser Tausch mit Beobachtung der civilisirten Rechtsformen oder in anderer Weise sich vollzieht. Die Polen freilich mögen durch ihre wiederholten Revolutionen ihr Congreßrecht voll-

*) Im neuesten Heft der mit der Mosk. Ztg. unter gemeinsamer Redaction stehenden Monatsschrift „Russki Westnik" befindet sich eine Uebersetzung desjenigen Theiles einer Rede von Sir Roderick Murchison, welcher die Leistungen der kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft würdigt. Die hohe Anerkennung, welche hier von dem weltberühmten englischen Gelehrten den Verdiensten Rußlands um die Erweiterung der geographischen Wissenschaft gezollt wird, ist dem „Russki Westnik" offenbar sehr angenehm; uns aber wird er gestatten müssen, an dieser angenehmen Empfindung in besonders starkem Verhältniß theilzunehmen, insofern die überwiegende Mehrzahl der von Murchison angeführten oder gepriesenen Erforscher ferner Landstriche entweder in den Ostseeprovinzen geborene oder wenigstens durch die Universität Dorpat gebildete oder durch sie für Rußland vermittelte Naturforscher sind. Man höre die Namen: L. Schwarz, Fr. Schmidt, Glehn, Abich, Maack, Schrenk, Maximowitsch, v. Middendorff, K. Struve, v. Baer. Nur ein, freilich sehr hervorstechender Name gehört einem Deutschen an, der in keiner Beziehung zu den Ostseeprovinzen steht, der des Herrn G. Radde. Der echt russischen Namen sind, außer dem des verdienstvollen Secretärs der Gesellschaft, nur fünf. Polen und Finnländer kommen in diesem Berichte gar nicht vor.

kommen verwirkt haben: nicht von ihnen reden wir. Aber folgende Hypothese möchten wir zur Erläuterung der Sache der Mosk. Ztg. vorlegen. Sie nehme einmal an, daß durch unerwartete Weltereignisse plötzlich — die Donaufürstenthümer, oder Ungarn, oder Ostpreußen veranlaßt und in der Lage wären, sich Rußland zur Annexion anzubieten, unter der Bedingung daß es nicht in der Form völliger Einverleibung, sondern irgend eines loseren staatsrechtlichen Verhältnisses geschehe — was würde sie, die Mosk. Ztg., dann wol sagen? Dreierlei ist möglich. Entweder sie sagt: wir haben unsere natürlichen und nothwendigen Grenzen, wir können euch nicht brauchen. Oder sie sagt: wir nehmen euch an, wir halten das, selbst in dieser loseren Form des Staatsverbandes, für einen Machtzuwachs und wir sind gesonnen, den mit euch abgeschlossenen Vertrag zu halten und niemals ohne euern guten Willen abzuändern. Oder endlich sie sagt: wir nehmen euch an, aber nach Verlauf einiger Zeit werden wir finden, daß ihr innerhalb unserer natürlichen und nothwendigen Grenzen belegen seid und daß eure Institutionen nivellirt werden müssen. Wir wären in der That neugierig zu erfahren, welchen dieser möglichen Bescheide die Mosk. Ztg. im Dienste der Größe, Macht und Ehre Rußlands zu geben vorschlagen möchte.

Wer mit den verschiedenen Parteidoctrinen unter den Russen vertraut ist, wird nicht nur vom allgemein russischen, sondern auch vom kur-est-livländischen Standpunkt aus derjenigen der Mosk. Ztg. gern den Vorzug vor den meisten übrigen einräumen wollen. Sie steht nicht auf dem thörichten bloß-ethnographischen Standpunkt, der den Staat und alle wesentlich politischen Momente ganz vergessen und die Race, d. h. das slavische Blut, zu ihrem Denkprincip gemacht hat; sie haßt nicht die Njemzy in Bausch und Bogen und erklärt unter ihnen viele „wahre Söhne Rußlands" zu kennen; sie ist freisinnig in Bezug auf Sprach- und Religionsunterschiede. Das ist eine Basis, von welcher aus, scheint es, sich unterhandeln ließe. Das Einzige, was wir eigentlich von der Mosk. Ztg. zu verlangen hätten, ist, daß sie uns nicht bloß nach ihrem abstracten Kanon von Staatseinheit und Separatismus beurtheile, sondern auf das Wesen und den Werth und ganz besonders auf die rechtshistorische Begründung unserer Institutionen auch näher eingehe (wie der „Invalide" es, wenn auch mit sehr mangelhaftem Verständniß versucht hat). Daß diese Institutionen in hohem Grade reformbedürftig sind und daß bei einer Vergleichung mit den abweichenden Partien des Reichgesetzes das An-sich-Bessere nicht immer diesseits des Peipus gefunden werden mag, das ist wenigstens von uns

an dieser Stelle als längst zugestanden anzusehen. Aber einerseits behaupten wir und haben es im vorigen Hefte dieser Zeitschrift umständlicher ausgeführt, daß den Ostseeprovinzen vermöge des in ihnen kräftig entwickelten Selbstverwaltungsprincips noch immer eine bedeutende Ueberlegenheit innewohnt, die nicht muthwillig zerstört werden darf; und andrerseits denken wir, daß die Mosk. Ztg. durch die von uns gewünschte eingehendere Betrachtung dahin geführt werden müßte, neben den Gründen einer patriotischen Zweckmäßigkeit (welchen wir uns nicht verschließen) auch die der Legalität in Acht zu nehmen.

Den von uns im vorigen Hefte dieser Zeitschrift erwähnten „Brief eines Kurländers aus Belgien" hat die Mosk. Ztg. jetzt übersetzt und gedruckt, ohne Erörterung der besondern Zeitumstände (1861—1862), aus denen er hervorgegangen ist, d. h. ohne Bezugnahme auf die damaligen Extravaganzen des russischen Denkens, gegen welche nur einen Rückhalt zu suchen jener phantastische Brief direct ausspricht. Das heißt denn doch kaum, ehrliche Mittel gebrauchen! Aber freilich wirksam zur noch weiteren Steigerung der feindseligen Stimmung des russischen Publikums wird dieses Mittel wiederum sein. Und was können wir dagegen thun?

Vor längerer Zeit schon erhielten wir aus Mitau (und zwar von Frauenhand) ein Schreiben über das Racenvorurtheil in der Schule, das wir hier, wenn auch in etwas verkürzter Gestalt, mitzutheilen Gelegenheit nehmen:

„Betreten kurländische Eltern ein Schullocal, um ihre Tochter daselbst unterzubringen, so lautet eine ihrer ersten Fragen an die Vorsteherin der Anstalt: „Sie haben aber doch keine Ebräerinnen in ihrer Anstalt?" — und nur wenn ein befriedigendes „Nein" als Antwort erfolgt, setzen sie die Unterhandlungen fort. Es sind gebildete Christen, ja Vertreter der christlichen Kirche selbst, die diese Frage stellen, und Lehrer und Lehrerinnen, die mit Genugthuung verneinend antworten. Weßhalb aber wird die Jüdin in unserer Provinz, die sich doch sonst gern einer freien Anschauungsweise rühmt, fast gänzlich vom öffentlichen Unterricht ausgeschlossen! und welches Recht haben wir Christen, sie auszuschließen? Die meisten Eltern haben im Grunde gar keinen klaren Begriff, weßhalb sie es für schädlich halten, ihre Tochter mit einem Judenkinde in Berührung gerathen zu lassen. Man hört wol manchmal etwas von Unordnung, Unsauberkeit, „jüdischem Sinn," sowie von möglichen Conflicten im spätern Gesellschafts-

fehlen; aber meines Wissens entspringt aus der Schulgemeinschaft von Juden- und Christenkindern kein anderer Nachtheil als der in jeder öffentlichen Schule unvermeidliche. In einer Schulanstalt versammeln sich immer Kinder verschiedener Stände, Confessionen, Charaktere: kann es wol anders geschehen, daß ein Kind zeitweilig von dem andern irgend eine üble Eigenschaft annimmt? Daß dieselbe nicht zur bleibenden werde, ist Sorge der Erziehung in der Schule wie im Elternhause. Nur den jüdischen Mädchen angeborne und schneller und bleibender auf christliche Kinder übergehende Fehler wird niemand nachzuweisen wissen. Was den schon erwähnten „jüdischen Sinn" betrifft, d. h. das Talent des Erwerbes und der Berechnung, so besitzen ihn die jungen Töchter Israels noch nicht; er entwickelt sich erst später in Folge der Umstände und des Beispiels und reift mit den Jahren. Auch „Conflicte" im späteren Leben sind kaum zu fürchten. Haben die Mädchen ihre Erziehung beendet, so kehrt jedes in seine Häuslichkeit zurück oder ergreift einen Erwerbszweig, ohne sich, wenn sie verschiedenen Lebenskreisen angehören, auf dem gleichen Boden der Geselligkeit wieder zusammenzufinden, und schon an dem bloßen Gruße einer alten Jugendfreundin Anstoß zu nehmen, wäre eben nur der schlagendste Beweis von Mangel an wahrer Bildung und wahrem Christenthum. — Nein! die Ausschließung der Judenmädchen vom öffentlichen Unterricht hat ihren Grund nur in der allgemeinen Absonderung des Juden vom Christen oder darin, daß der aufgeklärte Christ unserer Provinz noch nicht aufgeklärt genug ist, um auch in dem Juden den Menschen anzuerkennen; er sieht nur den Juden und dieser kann nicht von ihm erhalten, was dem Menschen gewährt werden würde. — Die Geschichte aller Zeiten und Völker bezeugt den bedeutenden Einfluß des Weibes auf das häusliche Leben und mittelbar auch auf das staatliche. Von der Mutter, könnte man sagen, hängt die Civilisation des Menschengeschlechts ab. Wie inhuman und wie unpolitisch also, gerade dem weiblichen Theile der jüdischen Landesgenossen in dem Alter, wo die bleibendsten Eindrücke sich in das Herz prägen, jeden Weg zur Bildung und zum Kennenlernen christlicher Lehren verschlossen zu halten. Diejenigen, welche es verschulden — die Eltern aus unchristlichem Hochmuth, die Lehrer und Lehrerinnen um des Vortheils willen, also aus „jüdischem Sinn" — bedenken wol nicht recht, wie groß ihre Schuld ist. Mich aber kränkt es, daß wir Kurländer, der Stimme der Vernunft und Humanität in dieser Beziehung Gehör zu geben, zu den Letzten in Europa zählen sollen."

Soweit unsere Correspondentin, die nicht, wie man etwa denken könnte, Fräulein Conradi ist. Wir halten etwas darauf, diese vielleicht naheliegende Vermuthung abzuweisen, damit Kurland sich zweier Frauen rühmen könne, die im Dienste von „Vernunft und Humanität" die Feder zu führen verstehen. Zugleich benutzen wir diese Gelegenheit, einem sonderbaren Mißgriff der Rigaschen Zeitung in Betreff des gerade jetzt in baltischen Landen so vielgelesenen Romans von Fräulein Conradi zu begegnen. Diese Zeitung meinte nämlich in ihrem Feuilletonartikel über das erwähnte Buch, die Schul- und Universitätsjahre des „Georg Stein," d. h. des sich germanisirenden Letten, seien als eine „Leidensgeschichte" dargestellt und, was die Hauptsache ist, diese Darstellung sei eine berechtigte. Dem ist aber nicht so, weder in dem Buche, noch — wie wir ja Alle wissen — in der Wirklichkeit. Was zunächst das Buch betrifft, so hat der in Tertia eintretende Junge wol anfänglich allerlei kleine Angriffe zu erleiden, wie jedes auch vornehmer geborene Füchslein, und darunter auch die Neckerei mit „Akmen-Jurre"; aber sobald er sich nur einigermaßen eingelebt und als respectabler Kamerad erwiesen hat, denkt niemand mehr an seine Abstammung. Und nun gar die Universität! „Georgs lettische Herkunft, heißt es (S. 150), war in keiner Weise ein Grund zu irgend einer Zurücksetzung auf der Universität. Ist doch die Studentenzeit die einzige im Männerleben, in welcher die Träume von jener Gleichheit zur Wirklichkeit werden, die man vergeblich in das bürgerliche Leben einzuführen sucht, von jener Gleichheit, welche keinem äußern Verhältniß gestattet einen Einfluß zu gewinnen, wie er nur der Persönlichkeit zugestanden wird. Das ist neben dem wissenschaftlichen Gewinn die segensreichste Einwirkung auf das spätere Leben, von welcher auch diejenigen noch Vortheil ziehen, die sich jenes Gewinnes nicht rühmen können. Wo die Söhne eines Landes eine solche Zeit mit einander verlebt haben, wird sich das Band der Zusammengehörigkeit nie ganz zerreißen lassen, wie ungleich auch später die Verhältnisse sein mögen." — Und weiterhin, wo Fräulein Conradi ihren Helden während der Universitätsferien in das Haus eines „kinderreichen" kurländischen Pastors einführt (S. 154), erzählt sie: „Georg fühlte sich frei und wohl in diesen Kreisen, in welchen seine lettische Herkunft nicht den mindesten Anstoß gab. Er war Student und damit den Söhnen des Hauses vollkommen ebenbürtig." — Und dem entspricht auch die übrige Durchführung unseres Romans und dem auch die Wirklichkeit. Wenn irgendwo und irgendwann die lettische oder estnische Herkunft unter

uns als ein Makel angesehen sein sollte (jetzt existirt ein solches Vorurtheil wol überhaupt nicht mehr), so ist das wenigstens nicht in unsern Schulen, auf unserer Universität und nicht in den studierten Berufskreisen der Fall gewesen. Erzählt man uns doch z. B., daß vor einigen Jahren zwei geborene Letten zugleich „Chargirte" einer stolzen Studentencorporation in Dorpat gewesen seien, und wer die Empfindlichkeit der Begriffe von Ehre und Anstand bei unsern Studenten kennt, weiß was das sagen will. Haben wir nicht ferner mehrere Prediger lettischer oder estnischer Herkunft, die zu den geschätztesten im Lande gehören? Oder hinderte es einst den Doctor Fählmann, geradezu der beliebteste und geachtetste Mann in ganz Dorpat zu sein, daß er sich selbst einen Esten nannte? Oder überdauerte den bereits zu Anfang der dreißiger Jahre in Riga jung verstorbenen, talentvollen Oberlehrer Sohben das enthusiastische Lob seiner Schüler darum minder lange, weil seine Eltern nur lettisch sprachen? — Aber was bedarf es der Beispiele? haben wir nicht lettisches oder estnisches Blut, rein oder in verschiedenen Graden der Mischung, in allen Ständen unserer Gesellschaft? Eilen wir daher lieber folgende Consequenz zu ziehen: da das bezügliche Vorurtheil gegen die Letten und Esten nicht besteht, gegen die Juden aber besteht, so haftet es offenbar nicht an der Race, sondern an der Religion — wie ja auch dadurch bewiesen wird, daß getaufte Familien semitischer Abstammung ebenfalls unangefochten in allen Ständen unserer Gesellschaft sich vorfinden — und da nun in laufender Zeit nicht weniger als drei theologische Zeitschriften bei uns zu Lande herausgegeben werden, so fühlen wir uns berechtigt, die Aufgabe der Ausrottung jenes Vorurtheils, sei es auch zunächst nur hinsichtlich der Zulassung von Judenmädchen zu den christlichen Schulen, in *ihre* Hände zu legen. Auch für das in Mitau erscheinende und hauptsächlich in Kurland gelesene „Volksblatt für Stadt und Land" wäre das ein schönes Thema.

Aus *Reval* — wo es keine Juden giebt — schrieb uns im vorigen Sommer ein dortiger Badegast:

„Hier sehe und höre ich wieder manches Curiosum. Die Stadt ist wirklich ein Pompeji des Mittelalters. Sie bauen jetzt zwei estnische Kirchen gleichzeitig, beide sich gegenüberliegend; die eine gehört dem Dom, die andere der Stadt; beide sind arm und man fürchtet, der Bau werde ins Stocken kommen, aber vereinigen wollen sie sich nicht, erboßen sich vielmehr immer mehr gegen einander. Der Häuserwerth sinkt immer mehr

Ich denke, daß es doch kein schöneres Symbol und Wahrzeichen für das heutige Reval giebt als den Düc de Croix: er scheint lebend, ist aber todt; er ist sehr leicht, aber nur weil er ganz vertrocknet ist; er trägt Spitzen und seidene Kleider, aber sie sind ganz verschossen. Reval ist nur noch Badeort und lebt von den Brocken Petersburgs. Wassili-Ostrow ist Neu-Reval, bevölkert von Revalitern, die dort als Handwerker ohne Zünfte und als Kaufleute mitten im Curs- und Creditwesen des neunzehnten Jahrhunderts leben. — Einen Fortschritt habe ich indeß in Reval bemerkt: es giebt jetzt eine Landungsbrücke; früher lief der Petersburger Badegast Gefahr, im Angesicht des Olai wie Fiescho ins Meer zu fallen."

Wir geben diese Probe Petersburgischer Weltanschauung als Thema zu einer „Estländischen Correspondenz," welche Rubrik unsere Revalschen Freunde bisher der Balt. Monatsschrift schuldig geblieben sind.

Geschwornengerichte! — Ist denn wirklich und im Ernst die Rede davon? — Im „Fundamentalreglement" stehen sie freilich auch, im ganzen übrigen Reiche sollen sie alsbald eingeführt werden, und gewiß ist es für uns bedenklich, oder gar unmöglich, uns so überholen zu lassen. Ich beuge mich der Autorität, zumal ich kein Jurist bin; aber wenn ich bedenke, daß die Jury eine der modernsten Errungenschaften, ich möchte sagen: der raffinirtesten Erfindungen der europäischen Civilisation ist und wie viele nothwendige Voraussetzungen dazu uns (ich rede nur von den Ostseeprovinzen) noch fehlen, welche Masse von jedenfalls dringenderen Aufgaben uns auch vorliegt, wieviel handgreiflicherer Nutzen durch energisches Vorgehen auf andern Punkten geschafft werden könnte, so kann ich mich des bittern Zweifels nicht erwehren. Wird nicht z. B. jeder honnette Einwohner Rigas gern damit einverstanden sein sich noch sein Lebelang von studierten Juristen richten zu lassen, unter der Bedingung, daß nur die Reorganisation unserer Polizei und unseres Feuerlöschwesens desto bälder zu Stande komme oder daß die drückende Einquartierungslast etwas erleichtert werde? Und wenn man sich ein Land vorstellt, in welchem Schwurgerichts-Assisen mit allem Pomp der Oeffentlichkeit und glänzenden Plaidoyers abgehalten werden, zugleich aber z. B. ein Güterbesitzrecht, wie das unsrige, fortbesteht, wäre das nicht ein Hysteron Proteron der lächerlichsten Art?

Redacteure:
Th. Böttcher. A. Faltin. G. Berkholz.

Aus der provinziellen Criminalpraxis.

Innerhalb acht Tagen gelangten in diesem Jahre drei Criminalsachen an das Livländische Hofgericht, welche von einer merkwürdigen Aehnlichkeit unter einander waren: in allen drei Fällen lag eine vorsätzliche Brandstiftung vor; jedesmal war es ein Schulgebäude, welches angesteckt wurde und niederbrannte; und jedesmal war der Brandstifter — ein Schulkind; alle drei Fälle endlich spielen im estnischen Theil Livlands, im Fellinschen Ordnungsgerichtsbezirk. Es war, als hätte sich die ganze estnische Volksjugend zur Vertilgung der Schulen verschworen. Die weitere Veröffentlichung dieser Fälle dürfte nicht allein von allgemein culturhistorischem Interesse sein, sondern noch besonders die Aufmerksamkeit der Pfleger und Leiter unseres Volksschulwesens auf sich zu lenken verdienen, denen es überlassen sein möge, die Moral daraus zu ziehn.

Im Nachfolgenden geben wir die actengetreue Relation des Thatbestandes aller drei Verbrechen.

Mina Mumm aus Assikas.

Am Nachmittage des 10. Januar d. J. brannte das Schulhaus auf dem Gute Assikas bis auf den Grund nieder. Das Feuer wurde zuerst in einer an das Schulhaus angebauten Futterscheune bemerkt, von wo aus es rasch das Strohdach des Schulhauses ergriff und sich unaufhaltsam über das ganze Gebäude verbreitete. Der Schulmeister verlor dabei den größten Theil seiner Habe und seinen ganzen Vorrath an Feldfutter; der Gesammtschaden belief sich auf 590 Rbl.

In einer nahbelegenen Schmiede, wo der Schulmeister mit den Schulkindern für die Nacht Unterkunft fand, wurde nun eifrig über die Entstehungsart des Brandes verhandelt. Daß das Feuer nicht zufällig entstanden, darüber war man bald einig: in der Futterscheune, wo niemals Feuer gebrannt wurde, war Niemand den Tag über mit Licht gewesen. Von den Schulkindern fehlte aber eines: die 12-jährige Mina Mumm, die Tochter eines zur Assikasschen Bauergemeinde gehörigen „Lostreibers", war während des Brandes verschwunden; auffallender Weise waren aber ihre Sachen gerettet, während die der übrigen Schulkinder mit dem Hause verbrannt waren. Die Kinder erinnerten sich nun noch, daß die Mina stets sehr widerwillig in die Schule gekommen sei und daß sie noch unlängst das Schicksal eines Assikasschen Bauerknaben, der ein Haus angezündet hatte und noch im Gefängniß saß, gerühmt hatte, mit den Worten: es gehe ihm dort ganz gut, was wohl heißen sollte, er werde im Gefängniß nicht mit dem Lernen geplagt. Alle Stimmen vereinigten sich alsbald dahin: Niemand als die kleine Mina sei die Uebelthäterin, und man machte sich auf sie zu suchen. Sie war nicht zu ihren in der Nähe wohnenden Eltern zurückgekehrt, sondern hatte sich versteckt; nach kurzer Zeit aufgefunden und der Wohnung ihrer Eltern vorübergeführt, gestand sie diesen, glühende Kohlen in die an die Futterscheune neben dem Schulhause stoßende Riege geworfen zu haben, doch habe sie die Kohlen wieder ausgetreten. Vor dem Gemeindegerichte erklärte sie unumwunden, das Schulhaus aus Rache für eine ihr vom Schulmeister wiederfahrene Bestrafung angezündet zu haben; im Ordnungsgericht dagegen behauptete sie, das Feuer „aus ihr unbewußten Ursachen" angelegt zu haben.

Noch deutlicher trat bei der Kleinen das Bewußtsein ihrer bösen That in den eingehenden Verhören statt, die mit ihr im Landgerichte angestellt wurden. Um Mittagszeit, sagte sie, sei sie aus der Schulstube in die Riege gegangen, habe aus dem Ofen einige glimmende Kohlen genommen und sie in eine Ecke der Riege, wo Flachsschewen gelegen, geworfen. Sie wisse nicht, ob sie dabei die Absicht der Brandstiftung gehabt habe, sie habe es vergessen; jedenfalls habe sie die Kohlen mit den Füßen wieder ausgetreten, so daß sie schwarz geworden, und sei in die Schulstube zur Arbeit zurückgekehrt, ohne weiter an das Geschehene zu denken. Nach geraumer Zeit, 6 bis 7 Stunden glaubt sie, als die Freistunden für die Schüler schon nahe gewesen, sei der Brand ausgebrochen, und da habe sie

erst wieder an die Kohlen gedacht, die vielleicht nicht ganz ausgelöscht gewesen sein mögen.

Auf das Vorhalten des Gerichts, wie sie doch nicht vergessen haben könne, welche Absicht sie bei dem Hineinwerfen der glühenden Kohlen in die Wiege gehabt, antwortete das Kind mit Weinen. Nachdem sie sich wieder beruhigt, erklärte sie die volle Wahrheit bekennen zu wollen. Sie wisse selbst nicht recht, ob sie nicht in dem Augenblick, als sie die Kohlen aus dem Ofen genommen, doch vielleicht die Absicht gehabt habe, das Schulhaus anzuzünden, jedoch habe sie, als sie die Kohlen ausgetreten, dieselben wieder verlöschen wollen und sei sehr erschrocken, als das Haus darnach doch zu brennen angefangen. Es sei möglich, daß sie aus Verdruß über die an jenem Tage in der Schule erhaltene Züchtigung die Kohlen in die Wiege geworfen habe.

Die Frage, ob sie nicht einsehe, daß die Schule ihr zum Nutzen gereiche, bejahte das Kind; die fernere Frage dagegen, ob sie nicht auch einsehe, wie ruchlos eine Brandstiftung sei, verneinte es. Als ihr das Gericht nun weiter vorhielt: wenn ihr Elternhaus angezündet würde und ihre Eltern mit ihren Kindern dadurch obdachlos würden, so wäre das doch ein großes Unglück für sie; ebenso jetzt für den Schulmeister — erklärte sie: Nun ja, sie begreife wohl, daß Brandstiftung eine sehr böse That sei.

Ein weiteres Ergebniß erfolgte aus der Confrontation des Vaters mit der Tochter. Die Kleine war seit dem Morgen nach dem Brande von den Eltern getrennt, in die ihr ungewohnte Luft des Gefängnisses gebannt. Als sie nun ihren Vater wieder erblickte, eilte sie auf ihn zu und begrüßte sich aufs zärtlichste mit ihm. Die Gemüthsaufregung, in welche sie durch dies Wiedersehn versetzt worden war, äußerte sich dann auch in dem unmittelbar darnach mit ihr abgehaltenen letzten Verhöre, indem sie nunmehr die entschiedene Absicht der Brandstiftung an dem Schulhause eingestand, in welcher sie die glühenden Kohlen in die Wiege geworfen. Der Schulmeister habe sie an jenem Tage mit Ruthen bedroht und dann ihr die Ruthe wirklich gegeben; das alles habe sie in große Angst versetzt, und bald nach der Züchtigung habe sie die Kohlen aus dem Ofen genommen. Sie sei indessen sofort von der Ausführung ihres Vorhabens zurückgeschreckt und habe die Kohlen mit dem Fuß ausgetreten, bis sie schwarz ausgesehn und ihres Erachtens verlöscht gewesen. In der Angst, vor den Kohlen in der Ecke von Jemand überrascht zu werden, möge sie die Kohlen

wohl nicht vollständig ausgetreten haben, wie das bald nachher ausgebrochene Feuer beweise.

Was sich sonst über die Persönlichkeit der Mina Mumm und ihr Verhältniß zur Schule ergiebt, ist Folgendes:

Dem Landgerichte ist sie als ein ziemlich aufgewecktes Kind erschienen; der Ortsprediger aber bezeichnet sie als stumpf, etwas listigen und tückischen Charakters; sie habe sich nie besonders hervorgethan; der Vater sagt, sie sei mehr ein stilles als unartiges oder unfolgsames Kind gewesen. Bereits im vorhergehenden Winter war sie zur Schule geschickt worden, indessen bald aus derselben entlaufen, weil sie — wie sie sich ausdrückt — sich nach den Eltern und dem elterlichen Hause zurückgesehnt habe. Dafür war sie von der sonst gegen sie etwas schwachen Mutter gezüchtigt worden. Im letzten Winter wieder zur Schule geschickt, war sie anscheinend willig und ohne Kummer gegangen und hatte sich zu keiner Zeit bei den Eltern über harte Behandlung seitens des Schulmeisters beklagt. Am Tage des Brandes hatte sie gleich den andern Kindern ihre Aufgabe zugetheilt erhalten, indessen bis Mittag gar nichts gelernt. Dafür stellte sie der Schulmeister in den Winkel und entzog ihr das Mittagsessen. Sie verschaffte sich aber heimlich zu essen und lernte am Nachmittage wieder nichts von ihrer Aufgabe. (Die Kleine behauptet freilich, sie habe sich große Mühe im Lernen gegeben, doch sei es ihr nicht gelungen). Da gab der Schulmeister ihr drei Streiche mit der Ruthe auf die Kleider, weil er kein anderes Mittel mehr wußte, sie zum Lernen zu bringen. Sie war in diesem Winter überhaupt nur etwa 8 Tage in der Schule gewesen und früher nie gezüchtigt worden, weil der Schulmeister, nachdem sie bereits im vorhergehenden Winter aus der Schule entlaufen, sich anfangs gescheut hatte, ihr durch Strenge die Schule noch mehr zu verleiden.

Das russische Gesetz läßt die volle Strafbarkeit mit dem vollendeten 21-sten Lebensjahre eintreten und unterscheidet demnächst die Altersstufen von 10 bis 14 und von 14 bis 21 Jahren. Für die letztere Kategorie tritt meist die poena ordinaria ein, nur mit Milderung um einen bis zwei Grad und ohne Beschränkung der Standesrechte, außer in den allerschwersten Fällen. Die Strafe der Zehn- bis Vierzehnjährigen dagegen steht in gar keinem Verhältniß zur poena ordinaria. Sie werden nur in den schwersten Fällen nach Sibirien zur Ansiedlung verschickt, bei leichteren Verbrechen aber zur Einsperrung in ein Kloster ihres Bekenntnisses oder ins Correctionshaus auf eine Zeit von einem Monate bis zu 5 Jahren

4 Monaten verurtheilt. Hier sollen sie abgesondert von den anderen Gefangenen gehalten werden. Besonderes Gewicht legt das Gesetz noch darauf, daß zur Gewißheit gebracht sei, daß sie das Verbrechen mit Einsicht darüber begangen haben. Ist letzteres nicht der Fall, so werden sie ihren Eltern oder zuverlässigen Verwandten zu strenger Beaufsichtigung, Correction und Belehrung übergeben.

Daß nun im vorliegenden Falle die kleine Mina Mumm die That mit Einsicht verübt hatte, der subjective Thatbestand des Verbrechens mithin mit nicht geringerer Gewißheit vorlag wie der objective, kann nach der vorstehend gegebenen Darstellung nicht wohl zweifelhaft sein. Sie wollte das ihr widerwillige Schulhaus, welches sie vom Elternhause trennte und ihr hier wie dort nur Züchtigungen eintrug, aus der Welt schaffen. Ihre Antworten vor Gericht, die Art ihrer Vertheidigung zeugen entschieden von Geschick, rascher Auffassung und gutem Verständniß; also nicht die Unfähigkeit zu lernen war es, welche die Abneigung gegen die Schule in ihr erweckte, sondern daß sie durch dieselbe aus ihren gewohnten Verhältnissen herausgerissen war zu einer Beschäftigung, über deren vernünftigen Zweck sie sich vielleicht keinerlei Rechenschaft geben konnte. Daß die Härte des Lehrers das Kind zu der verzweifelten That getrieben, ist durch die Acten durchaus widerlegt. Sie zündete das Schulhaus an, womit sie zugleich die Schule vernichtet zu haben glaubte. Ihr kindischer Verstand reichte auch nicht so weit, um zu erwägen, welcher Gefahr sie das Vermögen und die Person Anderer dadurch aussetzte. Das Schulhaus war ihr nicht die Wohnung des Lehrers, sondern nur die verhaßte Schulstube.

Das Hofgericht nahm unter diesen Umständen die Zurechnungsfähigkeit der Mina Mumm an und verurtheilte sie für vorsätzliche Brandstiftung an einem bewohnten Gebäude zum Verlust aller Standesrechte und zur Versendung nach Sibirien zur Ansiedlung. Gesetzlicher Vorschrift zufolge mußte dieses Urtheil, weil eine so schwere Strafe gegen eine Unmündige aussprechend, dem dirigirenden Senat zur Revision unterlegt werden — was die Verlängerung der Untersuchungshaft um viele Monate zur Folge hat, da die Acten ins Russische übersetzt werden müssen und der Senat mit der Revision derartiger Sachen überhäuft ist, deren definitive Erledigung denn doch füglich den obersten Criminalbehörden der Provinz anheimgegeben werden könnte, zumal die Urtheile derselben der Durchsicht des Procureurs und des Gouverneurs unterliegen.

Andres Särrewe aus Heimthal.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Januar d. J. brannte ein Gesinde unter Heimthal gänzlich nieder. Der Schaden betrug an Gebäuden 600 Rub., am Mobiliar des Wirths 300 Rub., der Werth dreier verbrannter Pferde 150 Rub. Beim Ausbruch des Feuers hatte man einen Menschen querfeldein nach Fellin zu laufen sehen, die Fußspur ließ sich bis zu dem interimistischen Gemeindeschulhause verfolgen. Sie hatte besondere Merkmale: Nägel unter den Stiefelabsätzen und neuuntergelegte Halbsohlen. Bei der Untersuchung der Stiefel der Schulknaben fand man ein Paar, bei welchem diese Merkmale zutrafen: es waren die des 12-jährigen Andres Särrewe, eines Bruders des Heimthalschen Wirths, dessen Gesinde eben abgebrannt war.

Bei seiner Vernehmung vor dem Gemeindegerichte gestand er sofort, das Gesinde angezündet zu haben, wie er das schon vorher dem Bruder gestanden hatte — noch mehr: er klagte sich selbst an, am 11. November 1863 das Heimthalsche Schulhaus in Brand gesteckt zu haben, ein Brand, dessen Entstehung bis dahin völlig in Dunkel gehüllt gewesen war. Beide Brandstiftungen behauptete er ohne allen Grund, nur in Folge eines plötzlich in ihm aufgestiegenen Gedankens, verübt zu haben.

Andres ist der jüngste von drei Söhnen eines Heimthalschen Wirths, dessen Gesinde nach seinem Tode auf seinen ältesten Sohn, des Andres ältesten Bruder, übergegangen und am 7/8 Januar durch Feuer vernichtet worden ist. Der zweitälteste Bruder betreibt das Schuhmacherhandwerk im Gesinde, wobei ihm Andres mit großem Eifer zur Hand zu gehen sucht. Andres steht im freundlichsten Verhältniß zu seinen Angehörigen; er ist ein aufgeweckter, gutgearteter, stiller und fleißiger Knabe nach dem Zeugniß seiner Brüder wie des Schulmeisters, auch körperlich wohl entwickelt; doch stimmen sie darin überein, daß sein Thätigkeitstrieb sich vorwiegend körperlicher Arbeit zugewandt habe, wie er denn eine große Neigung zu dem Handwerk seines Bruders gezeigt; sichtlich sei er nicht gern in der Schule gewesen, wenngleich er, wenn er gewollt, seine Aufgaben recht gut habe lösen können. Und dieser gutgeartete, harmlose, fleißige Knabe verübt — wie wir sehen werden, mit vollem Bewußtsein seines Zweckes — rasch hintereinander zwei schwere Brandstiftungen — an seinem Schulhause und an seinem väterlichen Gesinde, seiner Heimath und der Wohnstätte seiner beiden Brüder, mit denen er im geschwisterlichsten Verhältnisse steht! Es ist ein psychologisches Räthsel, das seine Lösung eben nur in dem so

jugendlichen Alter des Brandstifters findet, ohne gleichwohl dessen Zurechnungsfähigkeit auszuschließen.

Vor dem Landgerichte legte Andres ausführliche Geständnisse ab, zunächst über den Brand des Schulhauses. Am Nachmittage des 11. November 1863 habe er unter einem Vorwande das Schulzimmer verlassen, sei vermittelst einer Leiter auf den Boden des Schulhauses gestiegen und habe dort liegendes trockenes Stroh mit einem Zündhölzchen, wovon er ein Päckchen bei sich getragen, in Brand gesteckt. Unbemerkt zurückgekehrt habe er sich nichts merken lassen. Nach kurzer Zeit sei die Flamme aus dem Dache geschlagen und das Haus niedergebrannt. Auf ihn sei kein Verdacht gefallen. Er habe das Feuer angelegt, ohne sich eines Zweckes dabei bewußt zu sein. Der Schulbesuch sei ihm nicht zuwider gewesen, wenngleich ihn der Schulmeister mißhandelt habe. Zwar mit Ruthen zu züchtigen sei nicht des Schulmeisters Art, doch reiße er die Schulkinder, wenn er mit ihnen unzufrieden sei, an den Haaren und stoße sie mit dem Kopf auf den Tisch. Indessen sei dies für ihn nicht der Grund der Brandstiftung gewesen; er sei mondsüchtig. Der Schulunterricht sei sogleich nach dem Brande in einem vom Gutsherrn interimistisch angewiesenen alten Gebäude fortgesetzt worden, welches zwei Werst von seinem väterlichen Gesinde entfernt sei. Daselbst sei er in der Nacht des $\frac{7}{8}$ Januar erwacht — eine innere Stimme habe ihm gesagt, er solle sich aufmachen und an das Haus seines Bruders Feuer anlegen. In Pelz und Stiefeln, wie er geschlafen, sei er ohne Mütze fortgelaufen, ohne zu wissen was er thue, sei auf den Boden der Riegenstube des Gesindes gestiegen, habe ein Zündhölzchen an seinen Hosen entzündet und das Stroh auf dem Boden in Brand gesteckt. Eilends sei er zurückgekehrt und habe schon auf halbem Wege die Flamme erblickt. Da sei es ihm schwer aufs Herz gefallen, was er gethan, indessen sei er, unbemerkt auf seiner Schlafstelle wieder angelangt, dort bald eingeschlafen. Der Bruder habe ihm nur Gutes erwiesen; herzlich thue ihm seine That leid, doch sei ihm das Verständniß über dieselbe erst, nachdem er sie begangen, aufgegangen.

Das Landgericht fragte ihn, ob er denn nicht bedacht, daß er auch das Leben der Seinigen durch die Brandstiftung zur Nachtzeit hätte gefährden können? worauf Andres zur Antwort gab: er habe ein kleines Kind im Gesinde schreien gehört und sich darauf verlassen, daß dieses die Bewohner nicht werde schlafen lassen.

Dies bestätigte denn auch der Bruder: er habe derzeit ein krankes

Kind gehabt, das ihn und seine Frau wach erhalten habe. Was das Nachtwandeln des Andres betrifft, so hat sein Bruder angegeben, wiederholt beobachtet zu haben, daß Andres genachtwandelt habe; wenn man ihm zugerufen, so habe er sich wieder hingelegt, in diesem Zustande möge er denn auch die Brandstiftungen verübt haben. Auch die Mutter spricht von seinem unruhigen Wesen in der Nacht; der Schulmeister dagegen hat davon nichts bemerkt. Es kann indessen auf jene Aussagen — abgesehen von ihrer objectiven Richtigkeit — um so weniger Gewicht gelegt werden, als Andres die Brandstiftung am Schulhause mitten am Tage verübt hatte und auch über jedes Moment der Brandlegung an das Gesinde vollständig bewußte Rechenschaft zu geben vermochte, so daß nur etwa in beiden Fällen das Gespenst der Pyromanie in Frage kommen könnte, das indessen von Casper gründlich abgethan ist und nicht mehr als selbständiger Trieb anerkannt wird, sondern nur als Symptom einer Geistesstörung gilt, wenn diese auch anderweitig constatirt wird. Ueber die geistige Gesundheit des Andres kann aber im übrigen nach den Akten nicht der mindeste Zweifel obwalten.

Als das Landgericht ihm nun vorhielt, daß er sich unter den vorliegenden Umständen doch nicht füglich mit dem Schlafwandeln entschuldigen könne, schwieg er geraume Zeit und entschloß sich endlich zu folgendem Geständniß: Die Schule sei ihm höchlich zuwider gewesen, zumal er vom Schulmeister häufig gemißhandelt worden. Er habe daher das Schulhaus angezündet, um dem Schulunterricht zu entgehen. Dadurch habe er aber seinen Zweck nicht erreicht, da sofort ein interimistisches Schulhaus eingerichtet worden und er doch wieder in die Schule gehen müssen. Er habe große Neigung zum Schuhmacherhandwerk und darin habe ihn die Schule gehindert. Gleich in der auf den Wiederbeginn der Schule im neuen Jahre folgenden Nacht sei ihm, als er erwacht, der Gedanke gekommen: wenn er das Haus seines Bruders niederbrenne, so werde das Balkenführen zum Wiederaufbau des Gesindes alle Kräfte so sehr in Anspruch nehmen, daß man auch seiner bedürfen und ihn von der Schule dispensiren würde. Von diesem Gedanken erfaßt, sei er sofort aufgesprungen und habe das Gesinde angesteckt. Unmittelbar nach der That habe ihn die Reue ergriffen; das könne er aber nicht auch in Beziehung auf den Brand des Schulhauses sagen, welchen er auch später nicht weiter bedauert habe.

So überraschend diese Logik, so ist sie doch für einen Kinderkopf wohl glaublich. Das Geständniß trägt entschieden den Stempel der Wahr-

haftigkeit, und die letzte Lüge, die darin noch enthalten war, daß nämlich die Mißhandlungen des Lehrers den Andres zur Brandstiftung getrieben hätten, wurde aufgegeben, als der Lehrer ihm gegenüber vor Gericht erklärte, er schlage die Kinder nicht, er rühre sie nicht an, namentlich den Andres nicht, um dessen Widerwillen gegen die Schule nicht noch zu steigern. Andres mußte dies zugeben: er habe dem Schulmeister in dieser Beziehung nur etwas angedichtet, um doch irgend eine Entschuldigung für sich anführen zu können.

Man muß gestehen, es ist Methode in diesem Schulhaß. Nachdem Andres das Schulhaus erfolglos niedergebrannt, richtete er seine Pläne nicht mehr wieder gegen das darnach für die Schule eingeräumte Gebäude, sondern suchte seinen Zweck auf einem Umwege sicherer zu erreichen. Sicher gemacht durch die Nichtentdeckung der ersten Brandstiftung, wählte er unbedenklich wieder dasselbe Mittel zu seinen Absichten, nur die nächsten für seine Person aus dem Brande erwarteten Erfolge ins Auge fassend, ohne irgend — und darin eben charakterisirt sich die kindische Gedankenlosigkeit — an das Unheil zu denken, welches er dadurch über seine nächsten Angehörigen brachte. Erst die aufschlagende Flamme seines väterlichen Gesindes, die ihn bei dem Brande des Schulhauses kalt gelassen hatte, bringt ihm den ganzen Umfang seiner That zum Bewußtsein und er wird von Reue ergriffen, die sich auch in dem sofortigen Geständniß der That gegen den Bruder wie vor Gericht manifestirt, wenngleich er mit dem wahren Motive erst später hervorkommt.

Das Urtheil wider Andres Särrewe mußte unter diesen Umständen ebenso ausfallen wie gegen Mina Mumm.

Jaan Allik aus Schloß Tarwast.

Am 16. December 1863 bald nach Eintritt der Dunkelheit brach in der mit dem Schloß Tarwastschen Gemeindeschulhause unter einem Dache stehenden Futterscheune Feuer aus, welches, da das Dach mit Stroh gedeckt war und ein großer Vorrath von Kaff und Stroh in der Scheune aufgehäuft lag, so rasch um sich griff, daß nur ein kleiner Theil des Hausraths gerettet werden konnte. Das Haus brannte bis auf den Grund nieder; an Löschen war nicht zu denken; denn als das Feuer sich durch das Knistern des Strohes bemerklich machte und der Schulmeister es gewahr wurde, schlug die Flamme bereits ins Strohdach hinauf und hüllte alsbald das ganze Haus in Feuer. Kurz vor dem Eintritt der Dämme-

rung hatte der Schulmeister das ganze Haus visitirt und alles in Ordnung gefunden; somit hatte sich in ihm sogleich der Verdacht einer Brandstiftung geregt. Er wurde darin bestärkt, als die herbeieilenden Nachbarn ihm mittheilten, daß ihnen gleich nach dem Ausbruch des Feuers der Knabe Jaan Allik, in der Richtung vom Schulhause nach Hause eilend, begegnet sei. Der Knabe sollte am Nachmittage zur Schule kommen; er hatte sich nicht eingestellt, sondern war vom Schulhause forteilend betroffen worden, zu einer Zeit, wo eben das Feuer im Schulhause ausbrach. Er wurde vor dem Gemeindegerichte befragt und gestand sofort die Brandstiftung ein.

Jaan Allik, im 14ten Jahr stehend, hatte seinen Vater früh verloren; seine Mutter ist in zweiter Ehe verheirathet und er als Hüterjunge in Diensten eines Tarwastschen Wirthes, wohnt jedoch im Hause des Stiefvaters, welcher ihn als ein gutes, harmloses Kind schildert. Nur habe er Abneigung gegen die Schule gezeigt und sich über Mißhandlungen seitens des Schulmeisters beschwert. Schon vor drei Jahren, als der Knabe noch gar nicht die Schule besucht, habe er gelegentlich einer Visitation des Schulmeisters, wie es mit dem häuslichen Unterricht stehe, eine ernstliche Züchtigung mit Ruthen erhalten, weil er nichts von den Buchstaben verstanden, obgleich der Knabe daran keine Schuld getragen, da die Mutter durch ihre vielen kleinen Kinder verhindert worden, ihn zu unterrichten. Der Stiefvater meint, daß der Knabe durch harte Behandlung in der Schule zur That getrieben sei.

Vor dem Landgerichte wiederholte Jaan sein Geständniß und gab näher an: das Lesen sei ihm schwer geworden, aber eben nicht zuwider gewesen. Er habe mit zwei Mädchen lesen gelernt, die übrigen Schulkinder seien bereits weiter vorgeschritten gewesen und im Schreiben unterrichtet worden. Die beiden Mädchen hätten schon zu Hause die Anfangsgründe des Lesens gelernt, er aber sei ganz unvorbereitet in die Schule gekommen. Es sei daher mit ihm langsamer vorwärtsgegangen, der Schulmeister sei beständig mit ihm unzufrieden gewesen und habe ihn fast täglich mit der Hand ins Gesicht, einmal auch mit einem Buch auf die Wange geschlagen. Die übrigen Kinder habe der Schulmeister nicht geschlagen. Diese fortwährenden Mißhandlungen hätten ihm die Schule in hohem Grade verleidet und habe er daher, bei sich bietender Veranlassung, das Schulhaus absichtlich in Brand gesteckt.

Am 16. December nämlich, als er mit seinem Brodsack zur Schule gegangen, sei ihm ein Soldat begegnet, der ihn um Brod aus seinem Vorrath gebeten. Er, Jaan, habe ihn aufgefordert, bis zum Schulhause mitzukommen, wo er seinen Sack öffnen und ihm gern etwas geben würde. Der Soldat habe ihn darauf gefragt, ob der Schulmeister böse sei? was er bejaht habe. „Nun, fragt der Soldat, warum zündest du denn das Schulhaus nicht an? Ich habe es auch einmal gethan und mir ist nichts passirt.“ Vor dem Schulhause habe der Soldat einen andern Weg eingeschlagen, ohne Brod erhalten zu haben.

Das Gericht fragte nun den Jaan, ob er dies Zusammentreffen mit dem Soldaten nicht ersonnen habe, da er doch dessen vor dem Gemeindegerichte nicht erwähnt habe. Nach anfänglichem Leugnen gestand Jaan hierauf ein, daß er zwar einem Soldaten begegnet sei, der ihn um Brod gebeten, daß er aber die Anstiftung zur Brandlegung durch ihn allerdings ersonnen habe, um seine Schuld wo möglich zu verringern. Der Soldat habe nicht ein Wort von Brandstiftung gesprochen. Vielmehr sei ihm am 16. December auf dem Wege zur Schule, als er in einem Wäldchen sich etwas ausgeruht, der Gedanke durch den Sinn geschossen, das Schulhaus anzuzünden, um dem Schulbesuch und den Schlägen zu entgehen. Unbemerkt sei er an dem Schulhause angelangt, sei an die Futterscheune getreten, habe ein Zündhölzchen angesteckt und dasselbe brennend durch eine kleine fensterlose Oeffnung in den in der Scheune angehäuften Futtervorrath gesteckt, welcher sofort in Brand gerathen. Sobald er gesehen, daß das Feuer entflammt sei, habe er sich ebenso unbemerkt nach Hause fortgemacht, ohne das weitere Umsichgreifen des Feuers abzuwarten. Jetzt bedaure er wohl höchlich, das Schulhaus angezündet zu haben.

Der Schulmeister gab an: Jaan habe zu den Schulkindern gehört, welche im Lesen unterrichtet worden, während die vorgeschritteneren Kinder der sogen. Schreibeklasse angehört hätten. Jaan habe wohl Unlust zum Lernen an den Tag gelegt, doch sei er überhaupt nur fünf Tage in der Schule gewesen, da er Krankheit vorgeschützt und eine ganze Woche in der Schule gefehlt habe. Erst am 11. December sei er wieder zur Schule geschickt worden. Nur einmal habe er ihm für eine Unart ein paar leichte Schläge mit dem Lineal auf die Finger gegeben, das Schlagen der Kinder liege überhaupt nicht in seiner Gewohnheit. In den 5 Tagen habe Jaan sich sonst ziemlich tadellos geführt, er sei aber, wie er erfahren, jähzornigen Gemüthes und habe sich bei seinem Dienstherrn widerspänstig gezeigt.

Jaan blieb dabei, daß er häufig vom Schulmeister geschlagen worden; das Zeugniß des örtlichen Predigers lautete dagegen für den Letzteren entschieden günstig. Der Schulmeister gehe durchaus nicht hart mit den Kindern um, verstehe es vielmehr sie an sich zu fesseln und sie besuchten gern die Schule. Bei jeder Schulrevision sei ihm die Zufriedenheit der Revidenten zu erkennen gegeben worden.

Das Urtheil wider Jaan Allik lautete wie in den beiden andern Fällen.

Diese Fälle der Brandstiftung an Schulen durch Schulkinder sind, wenn auch hier die rasche Aufeinanderfolge derselben auffällt, nicht vereinzelt. In den letzten Jahren sind dergleichen auch sonst schon vorgekommen. So z. B. versuchte der 11jährige Andres Paiß aus Schloß Karkus um die Mittagszeit des 9. December 1860 das Schulhaus in Brand zu stecken, indem er während des Mittagsessens sich davonschlich, glühende Kohlen unter seinen Rock nahm und sie in das stroherne Vordach des Schulhauses steckte. Der Brand wurde bald bemerkt und gelöscht, der Schulmeister sah noch die Kohlen und vermuthete Brandstiftung. Er richtete an die Schulkinder die Aufforderung, der Schuldige möge sich selbst nennen, Andres Paiß machte sich dabei durch seine Verlegenheit bemerkbar und zögerte nicht mit dem Geständniß, daß er aus Widerwillen gegen die Schule das Schulhaus habe in Brand stecken wollen.

Aber, so muß man sich fragen, wo liegen die letzten Gründe dieser Aversion gegen die Schule? wo in aller Welt ist dieselbe zum Brandstiftungsmotiv geworden? und wie ist dem entgegenzutreten? Liegt der Fehler etwa in der Organisation unserer Volksschulen? Oder vielmehr — da keine Beispiele aus dem lettischen Theile Livlands vorliegen — ist es ein merkwürdiger Zug zur Kennzeichnung des estnischen Nationalcharakters? Falls in früherer Zeit dieselbe Erscheinung auch unter den Letten vorgekommen sein sollte, so wird man nicht auf den Nationalcharakter, sondern auf das verschiedene Entwickelungsstadium beider Völker zu schließen berechtigt sein. Möge eine kundigere Feder sich darüber aussprechen.

Th. Bötticher.

Die Municipalverfassung St. Petersburgs und Moskau's.

Es ist in neuerer Zeit in Rußland gebräuchlich geworden mit Verwaltungs- und Verfassungsreformen zunächst in den beiden Hauptstädten den Anfang zu machen und erst nach gewonnener Erfahrung auch die übrigen Städte und Provinzen in den Kreis derselben zu ziehen. Wie man die neue Provinzialordnung (земскія учрежденія) zuerst im Petersburger und dann erst in einer Reihe anderer Gouvernements einzuführen unternimmt, so ist auch Petersburg mit der Reform seiner Municipalverfassung allen Städten des Reichs vorausgegangen, und nur Moskau und Odessa sind bis jetzt auf dem betretenen Wege gefolgt.

Die Stadtordnung Katharina's vom 24. April 1785 hatte sich längst als unzureichend erwiesen, als dem Ministerium des Innern im Jahre 1842 die Aufgabe zu Theil wurde eine neue Stadtordnung auszuarbeiten. Der darnach auf Allerhöchsten Befehl zuerst speciell für Petersburg zu Stande gebrachte Entwurf einer Stadtverfassung erhielt am 13. Februar 1846 die kaiserliche Bestätigung. Damit war aber selbst für Petersburg nur erst ein einleitender Schritt geschehen, denn der erwähnte Entwurf enthielt nur in den allgemeinsten Zügen den ersten Umriß der neu zu begründenden Ordnung und ein Ukás vom 25. September desselben Jahres trug dem Senat auf, eine temporäre Commission zu ernennen, von welcher die gegebenen Grundbestimmungen weiter entwickelt und die vorbereitenden Anordnungen zur Organisation

der neuen städtischen Behörden getroffen werden sollten. Diese Commission bestand, unter dem Vorsitz des St. Petersburger Civil-Gouverneurs, aus dem dortigen Kreis-Adelsmarschall, dem Stadthaupt und mehreren Beamten des Ministeriums des Innern und des Kriegs-Generalgouverneurs. Erst nachdem die städtischen Behörden ins Leben getreten und die Gemeinde- und Wahl-Versammlungen, auf Grundlage des Gesetzes von 1846, von der Commission im allgemeinen organisirt worden waren, gelangten auch die übrigen Arbeiten derselben, eine Reihe von „Instructionen“ und „Regeln“ für die verschiedenen Zweige der Communalverwaltung umfassend, an den Generalgouverneur, von da an das Ministerium des Innern und an den Senat, und endlich (1859) auf Allerhöchsten Befehl in das Minister-Comité, wornach sie am 13. October desselben Jahres die kaiserliche Bestätigung erhielten und gemeinschaftlich mit dem Entwurf von 1846 im Druck erschienen. Schon ein flüchtiger Blick in diese vom Ministerium des Innern redigirte „Sammlung der auf die St. Petersburger Communal-Verwaltung bezüglichen Verordnungen“ *) zeigt, wie die neue Verfassung eigentlich nicht 1846, wie man gern zu sagen pflegt, sondern erst mit der Bestätigung der „Instructionen“ ꝛc. vollständig in's Leben getreten sein kann, da die Bestimmungen der eigentlichen, im Ganzen 148 Artikel umfassenden Stadtordnung, durch die 964 Artikel umfassenden verschiedenen „Instructionen“, denen noch fast ebenso umfangreiche Beilagen hinzugefügt sind, wesentlich ergänzt und für die Anwendung erläutert werden. War es vor dem Erscheinen dieser „Sammlung“ kaum möglich sich ein Bild von der St. Petersburger Stadt-Verfassung zu machen, da die einzelnen sie begründenden Bestimmungen im ganzen bändereichen Reichsgesetzbuch, Ausgabe v. J. 1857, zerstreut unter den bezüglichen allgemeinen Abschnitten ihren Platz gefunden hatten, so ist doch auch die gegenwärtige „Sammlung“ ihrer Form nach eben noch keine „Stadtordnung“, wie sie uns z. B. für die meisten Städte Deutschlands vorliegt. Eine nur unter sieben Ueberschriften gruppirte, nicht einmal durch aufeinanderfolgende Zahlen paragraphirte Reihe von Artikeln aus dem 2., 3., 8., 9., 10., 11. und 13. Bande der Reichsgesetze, nebst einer darauf folgenden mehr als zehnmal umfangreicheren Masse von Ergänzungen und Zusätzen, kann eben nur als Sammlung der bezüglichen Verordnungen, als Material zu einer künftigen übersichtlicheren Codification angesehen werden; zum eigentlichen Ge-

*) Сборникъ постановленій по Санктпетербургскому общественному управленію. I. Статьи Свода законовъ. II. Сводъ инструкцій. С. П. Б. 1860.

brauch für die Bewohner der Residenz dürfte sich dieser mächtige Band (über 800 Seiten im größten 8°) wenig eignen.

Uebersichtlicher und handlicher ist die Redaction der nur 84 Artikel umfassenden Moskauer Stadtordnung, welche mit einigen Veränderungen und local bedingten Modificationen der St. Petersburger Verfassung nachgebildet wurde und am 20. März 1862 die kaiserliche Bestätigung erhielt. Dieselben Prinzipien, welche diesen beiden Verordnungen zu Grunde liegen, haben denn auch in demselben Jahre in einem Programm Ausdruck gefunden, welches für die Ausarbeitung von Entwürfen zur Reorganisation der russischen Städteordnung überhaupt vom Ministerium des Innern publicirt und allen Städten, unbeschadet ihrer etwaigen besonderen Entwickelung, als Grundlage für die bezüglichen Arbeiten empfohlen wurde.

Ohne auf eine Kritik, weder der auch den neuen Arbeiten zu Grunde liegenden Stadtordnung Katharina's, noch der gegenwärtigen St. Petersburger und Moskauer einzugehen, wollen wir versuchen, dem Leser ein Bild der jetzigen Verfassung der beiden Hauptstädte Rußlands, in seinen Hauptzügen zu geben, um vielleicht ein anderes Mal auf die mit der Verfassung so eng zusammenhängende Geschichte des russischen Städtewesens und das für die zukünftige Entwickelung der Städte so wichtige oben erwähnte Programm zurückzukommen.

Da die Verfassung beider Hauptstädte in den Hauptsachen übereinstimmt, so wird das Nachfolgende auch immer auf beide zu beziehen sein, wenn nicht eine besondere Abweichung speciell angegeben ist. Vorausschicken müssen wir endlich noch, daß die in der 1860 gedruckten „Sammlung" 2c. dargestellte Verfassung durch mehrere, gleichzeitig mit Emanirung der Moskauer Verfassung (am 20. März 1862) bestätigte Emendationen, die wir nicht unberücksichtigt gelassen, abgeändert worden ist.

In beiden Verfassungen, welche die Verwaltung der Justiz und der Polizei aus dem Gebiet der Stadtverwaltung im engeren Sinn ausdrücklich ausschließen, heißt der erste Artikel: „Die Communal-Verwaltung zerfällt in eine allgemeine für die gesammte Stadtgemeinde und in eine besondere nach den Ständen." Die allgemeine Verwaltung bilden: 1) der allgemeine Stadtrath (entsprechend der deutschen Stadtverordneten-Versammlung), 2) das Stadthaupt (der erste, aber auch einzige Bürgermeister) und 3) der verwaltende Stadtrath (also die oberste städtische Verwaltungsbehörde, der Magistrat) nebst den von demselben

abhängenden Commissionen und Beamten. Die besondere Verwaltung für die verschiedenen Stände bilden: 1) die Delegirten-Versammlungen, 2) die Stände-Aeltesten und 3) das Handelsamt, das Bürgeramt und das Gewerbeamt, nebst den ihnen untergeordneten Commissionen und Beamten. In Petersburg besteht außerdem noch ein besonderes Amt für die ausländischen Handwerkszünfte. Im Anschluß an diese Eintheilung versuchen wir unsere Darstellung, um sodann zum Schluß das Wahlrecht und die Wahlen besonders zu behandeln.

An der Spitze des Ganzen steht der Bürgermeister*), den das Gesetz als den Chef der ganzen Verwaltung und als obersten Bevollmächtigten der gesammten Stadtgemeinde bezeichnet und dem es daher auch die Leitung und den Vorsitz sowohl im Magistrat, als auch in der Stadtverordneten-Versammlung überträgt.

Die Verordneten-Versammlung bilden die Stände-Aeltesten und die in gleicher Anzahl aus jedem der fünf sogenannten städtischen Stände gewählten Stadtverordneten. Sämmtliche Stadtbewohner bilden nämlich nicht eine einzige, nur etwa nach einem gewissen Census gegliederte Bürgerkörperschaft, sondern werden in fünf Klassen oder Stände eingetheilt, in denen sich die dem russischen öffentlichen Recht eigenthümliche Eintheilung in einen erblichen und persönlichen Adel, sowie der ebenso eigenthümliche Begriff des Ehrenbürgerthums wiederfindet. Dieses Klassensystem, das als Basis und charakteristisches Merkmal des russischen Municipalwesens gelten kann, stellt sich folgendermaßen dar:

1) die erblichen Edelleute, welche in der Stadt ein Immobil von einem gewissen Revenüen-Werth besitzen;

2) die ein ebensolches Immobil in der Stadt besitzenden persönlichen Edelleute, nicht zur Gilde verzeichneten Ehrenbürger, nicht zum Kaufmanns- oder einem anderen Stande gehörigen Ausländer und Personen anderer Berufszweige;

3) die zur Gilde verzeichneten Ehrenbürger und übrigen Kaufleute;

4) die Stadtbürger im engern Sinne (Meschtschane);

5) die Handwerker.

Aus jedem dieser fünf Stände werden in Petersburg 50, in Moskau 35 Verordnete gewählt, so daß die Versammlung aus 250 resp. 175 Stadt-

*) Wir wählen des besseren Verständnisses wegen die der russischen Terminologie entsprechenden deutschen Bezeichnungen, an Stelle der ungewohnt klingenden oder oft unübersetzbaren russischen: Stadthaupt, Duma, Uprawa, Wybornyje, Glasnyje u. s. w.

verordneten besteht, welche die Stadtgemeinde repräsentiren, über alle dieselbe betreffenden Angelegenheiten berathen und Namens derselben handeln, wo eine Entscheidung oder ein Gemeindebeschluß erforderlich ist. Die Versammlungen der Stadtverordneten, welche jedes Mal vom Bürgermeister dem Kriegs-General-Gouverneur angezeigt werden müssen und auf dessen Anordnung eröffnet werden, sind: 1) ordentliche, welche zweimal im Jahr, zu den von der Versammlung selbst bestimmten Zeiten stattfinden und denen der allgemeine Rechenschaftsbericht des Magistrats, sowie die besondern Rechnungen und überhaupt alles den Stadthaushalt Betreffende vorgelegt werden muß; 2) außerordentliche, welche zu jeder Zeit nach Ermessen des Bürgermeisters stattfinden können. Eine Stadtverordneten-Versammlung ist nur dann vollständig, wenn der Bürgermeister, die Aeltesten der Stände oder ihre Stellvertreter und mindestens ein Drittheil der Verordneten, also in Petersburg 84 und in Moskau 59, anwesend sind; diejenigen, welche nicht erscheinen, müssen die Ursache ihres Ausbleibens dem Bürgermeister melden und werden, wenn sie solches unterlassen oder keine gesetzlichen Gründe anzugeben vermögen, zur Verantwortung gezogen. Die Beschlüsse der Versammlung in allen derselben competirenden Angelegenheiten werden als gültig angesehen, wenn sie von nicht weniger als zwei Drittheilen der Anwesenden angenommen und unterschrieben sind. Die Stadtverordneten-Versammlung trifft von sich aus keine executivischen Anordnungen, sondern beschränkt sich auf bloße Beschlußnahmen, welche sie darnach zur Ausführung oder nöthigen Falls, zur Einholung einer höhern Genehmigung an den Magistrat zu übermitteln hat. Ergeben sich irgend welche Schwierigkeiten bei der Ausführung der Beschlüsse, so wird solches vom Magistrat der Verordneten-Versammlung gemeldet; wenn aber letztere eine Abänderung ihres Beschlusses nicht für nöthig hält, so geht die Sache ihren weiteren gesetzlichen Gang. In Moskau ist es der Stadtverordneten-Versammlung anheimgestellt eine nach eigenem Ermessen organisirte Commission mit der vorbereitenden Begutachtung der Rechenschaftsablegung des Magistrats, sowie mit der Controle über die von der Gemeinde erwählten Beamten der Handels- und Finanzpolizei zu beauftragen.

Durchaus verschieden ist aber der **Magistrat** in beiden Hauptstädten organisirt. In Petersburg besteht er, außer dem Bürgermeister, aus einem mit sehr weiten Befugnissen versehenen, von der Regierung ernannten und **zwölf** von den obenerwähnten 5 Ständen nach folgendem Verhältniß

gewählten Gliedern: der erste Stand (die besitzlichen erblichen Edelleute) und ebenso der zweite (die besitzlichen persönlichen Edelleute und Ehrenbürger) wählen je 3 Glieder, die Kaufleute ebenfalls 3, von denen aber zwei Kaufleute erster Gilde sein müssen, — die Bürger im engeren Sinn und die Handwerker wählen gemeinschaftlich auch nur 3 Glieder des Magistrats. Das eine von der Regierung ernannte Glied wird auf Vorstellung des obersten Gouvernements-Chefs vom Minister des Innern auf drei Jahre bestätigt, kann aber nach Ablauf derselben für ein weiteres Triennium wieder bestätigt werden. Zu den Befugnissen desselben gehören: die Aufsicht und Leitung des Rechnungswesens und der Rechenschaftsablegung des Magistrats, sowie die Beschleunigung des ganzen Geschäftsgangs. Die Buchhalterei, die Controle und die allgemeine Registratur stehen daher unter der unmittelbaren Leitung dieses Beamten, dessen besonderer Fürsorge auch noch das Archiv- und das Executorwesen zugetheilt sind. Von allen Gliedern des Magistrats ist somit das von der Regierung ernannte das einflußreichste. Der Moskauer Magistrat, in dem kein solcher Regierungsbeamte sitzt, besteht unter dem Vorsitz des Bürgermeisters aus nur zehn Gliedern, von denen je zwei aus jedem der Stände gewählt werden. Der Stadtsecretair, der sowohl im Magistrat als auch in der Stadtverordneten-Versammlung fungirt, wird in beiden Städten von den Stadtverordneten auf 6 Jahre gewählt, hat aber das Recht auch vor Ablauf dieser Zeit um seine Entlassung zu bitten; vom Kriegs-General-Gouverneur, dem zwei Candidaten zu diesem Amte präsentirt werden müssen, hängt die Bestätigung ab, so daß die St. Petersburger Stadtordnung den Secretair, ebenso wie jenes vom Minister ernannte Glied des Magistrats, sogar als einen von der Regierung ernannten Beamten bezeichnet. — Zur Competenz des Magistrats gehören im allgemeinen: 1) die Ausführung der Beschlüsse der Stadtverordneten, 2) Anordnungen in Angelegenheiten der Communalverwaltung und des Stadthaushalts, 3) Beaufsichtigung der dem Rath untergeordneten Behörden und Beamten. Der Bürgermeister, welchem als Vorsitzendem des Magistrats die Sorge für die innere Ordnung desselben obliegt, trifft in außerordentlichen und keinen Aufschub leidenden Fällen, mit Genehmigung des obersten Gouvernements-Chefs, alle in Communal-Angelegenheiten erforderlichen Anordnungen und referirt darüber dem Magistrat in der darauf folgenden nächsten Sitzung. Eine Hauptaufgabe des Magistrats ist natürlich die Ausarbeitung des städtischen Budgets, welche, nachdem die verschiedenen erforderlichen Auskünfte gesammelt und

die bezüglichen Erwägungen zusammengestellt worden, von den Stadtverordneten geprüft und spätestens in der ersten Hälfte des Augustmonats genehmigt und allendlich angenommen sein müssen. Darnach werden die Budgets direct vom Magistrat bei dem Kriegs-General-Gouverneur eingereicht; der letztere hat sie mit einem Gutachten vor dem 1. September an den Minister des Innern gelangen zu lassen und erst nachdem sie im Reichsrath gebilligt und der Allerhöchsten Bestätigung gewürdigt worden, erhalten sie vermittelst eines Senatsukases gesetzliche Geltung *). — Abgesehen davon, daß der Magistrat hinsichtlich der allgemeinen Verwaltungsregeln dem Senat und hinsichtlich der localen dem Generalgouverneur untergeordnet ist, steht er im Uebrigen unter der unmittelbaren Aufsicht des Civil-Gouverneurs. In allen denjenigen Angelegenheiten des Stadthaushalts und der Communalverwaltung, welche nach den allgemeinen Gesetzen der Genehmigung der Gouvernements-Obrigkeit unterliegen, reicht der Magistrat seine Journäle bei dem Civil-Gouverneur zur Unterschrift ein, welcher außerdem in allen Fällen, in denen er es für nothwendig hält, im Magistrat präsidirt. Beschwerden über den Magistrat werden im 1. Departement des Senats angebracht. Die Aufsicht des Gouvernements-Procureurs erstreckt sich auf den Magistrat in gleicher Weise, wie auf alle Gouvernements-Behörden.

Unter der Aufsicht des Magistrats stehen: 1) die städtische Handelspolizei, 2) die städtische Finanzpolizei und 3) die Auctionskammer; außerdem sind dem Magistrat unmittelbar untergeordnet: die städtischen öffentlichen Notare und die Privat-Mäkler, die bei der öffentlichen Immobilien-Aufnahme thätigen vereidigten Vertrauensmänner und die vereidigten städtischen Taxatoren.

Der Handelspolizei dienen folgende Organe: 1) die aus Deputirten der Kaufmannschaft bestehende **Handels-Deputation**, welcher, außer der jährlichen General-Verificirung der Handelsberechtigungen und der beständigen Aufsicht darüber, daß der Handel nur von den dazu Berechtigten betrieben werde, auch die Verpflichtung obliegt, die Richtigkeit der Einzahlung der von den Handeltreibenden zu den Stadteinkünften fließenden Steuern zu überwachen. Hinsichtlich der Verificirung der Handelsberechti-

*) Dieser umständliche Weg ist freilich nur für die Budgets der Hauptstädte vorgeschrieben; die der übrigen Städte werden bekanntlich von den Gouvernements-Regierungen bestätigt, und nur wenn sie die Summe von 30,000 Rbl. überschreiten, müssen sie dem Ministerium des Innern unterlegt werden.

gungen und der Einzahlung der Kronsposchlin steht die Deputation unter der Oberaufsicht des Kameralhofs, hinsichtlich der Berichtigung der städtischen Steuern aber und der Erfüllung ihrer Obliegenheiten überhaupt unter der Controle des Magistrats; 2) die unter der unmittelbaren Aufsicht des Magistrats stehenden Handelsaufseher, welche, jeder in seinem Bezirk über den Handel mit Lebensmitteln auf Plätzen, Märkten und Straßen, sowie in Handelshöfen und Etablissements die Aufsicht führen und überhaupt die Handeltreibenden vor jeglicher Beeinträchtigung schützen; 3) die Gehülfen der Handelsaufseher und die Bazar- und Marktaufseher; 4) die Handels- und Marktwächter, welche von den mit denselben Artikeln auf Plätzen, Höfen und Märkten Handelnden zur Beaufsichtigung der Ordnung und Reinlichkeit gewählt werden und alle Anordnungen der Handelspolizei zu erfüllen und zu eröffnen haben. — Ueber unrechtmäßige Handlungen der Handels-Deputation werden die Klagen beim Magistrat angebracht und von demselben entschieden, nachdem in denjenigen Fällen, in welchen ein Krons-Interesse, wie z. B. in Sachen betreffend die Gildensteuer u. dgl. versirt, zuvor die Ansicht des Kameralhofs eingeholt worden. Stimmt jedoch der Magistrat mit der Ansicht des Kameralhofs nicht überein, so stellt er beide Meinungen dem ersten Departement des Senats zur allendlichen Entscheidung vor.

Zur Eincassirung der Communalsteuern, Beaufsichtigung des Communaleigenthums, Taxation der einer Stadtsteuer unterliegenden Immobilien und für alle anderen die allgemeine Stadtcasse betreffenden Angelegenheiten besteht die sogen. Finanzpolizei, welche gebildet wird: 1) aus Commissären der Stadtcasse, 2) aus Deputirten zur Repartition der städtischen Auflagen, 3) aus Aufsehern des Communaleigenthums. Die Taxation der Immobilien geschieht durch besondere dem Magistrat untergeordnete Deputirten-Commissionen, deren Zahl vom Ermessen des Magistrats selbst abhängt.

Die Auctionskammer besteht aus dem in Petersburg vom Magistrat, in Moskau dagegen von den ständischen Delegirten auf 4 Jahre gewählten Director und aus mehreren vereidigten Auctionatoren, welche aus dem Kaufmanns-, Bürger- und Handwerkerstande auf je zwei Jahre gewählt werden.

Wir kommen jetzt zu dem zweiten Theil dieser Stadtordnung, welcher die besondere, d. h. auf die erwähnten 5 Stände bezogene Verwaltung

regelt. Jeder dieser sogenannten Stände wählt aus seiner Mitte in Petersburg 100 bis 150, in Moskau 100 Delegirte, die unter dem Vorsitz der Stände-Aeltesten fünf getrennte Delegirten-Versammlungen bilden, deren jede ihren Stand repräsentirt, über alle denselben betreffenden Fragen beräth und im Namen desselben in den Fällen beschließt, wo das Gesetz einen Beschluß des Standes verlangt. Eine Hauptaufgabe der Delegirten-Versammlungen aber ist die Wahl der Stadtverordneten und anderen Communalbeamten; ja es ist dieses der einzige Zweck der Delegirten-Versammlungen der beiden ersten Stände. Die Delegirten-Versammlungen zur Erledigung der laufenden ständischen Angelegenheiten werden von den resp. Stände-Aeltesten berufen, nachdem zuvor dem Bürgermeister darüber die Anzeige gemacht worden; Versammlungen behufs Vornahme der Wahlen, sowie zufolge irgend welcher außerordentlichen Veranlassung treten dagegen nur mit Genehmigung des General-Gouverneurs zusammen. Vollständig ist die Delegirten-Versammlung eines jeden Standes, wenn mindestens ein Drittheil der Delegirten anwesend ist; bei der Beschlußfassung aber in Sachen, welche die Umlage der Präftanden, Bewilligungen, Abgabe eines Standesgenossen zum Rekruten und Ausschließung aus der Gemeinschaft betreffen, dürfen nicht weniger als die Hälfte der Delegirten anwesend sein. In weiterer Analogie mit der Stadtverordneten-Versammlung werden die Beschlüsse auch der einzelnen Delegirten-Versammlung in allen derselben competirenden Angelegenheiten als gültig angesehen, wenn sie von nicht weniger als zwei Drittheilen der Anwesenden angenommen und unterschrieben sind; ebenso treffen die Versammlungen von sich aus keine unmittelbaren Anordnungen, sondern beschränken sich auf die Beschlußnahme, deren Ausführung oder eventuelle Unterlegung bei der Obrigkeit den ständischen Aemtern obliegt. Ergeben sich irgend welche Schwierigkeiten bei der Ausführung der Beschlüsse, so wird darüber von dem Amte der betreffenden Delegirten-Versammlung berichtet. Die Aemter stehen demnach im allgemeinen in demselben Verhältniß zu den ihnen entsprechenden Delegirten-Versammlungen der drei letzten Stände, wie der Magistrat zu den Stadtverordneten.

Das Handelsamt, das Bürgeramt und das Gewerbeamt bestehen, unter dem Vorsitze der respectiven Stände-Aeltesten, aus je zwei Gliedern, die von dem betreffenden Stand, und aus je zwei Beisitzern, die von den nur temporär in der Stadt lebenden auswärtigen Kaufleuten, Bürgern und Handwerkern gewählt werden. In der Moskauer Verfassung

ist ausdrücklich erwähnt, daß zu diesen Auswärtigen nicht nur die aus andern Gegenden des Reichs sich in der Stadt aufhaltenden Kaufleute rc. zu rechnen seien, sondern ebenso auch Ausländer. In Petersburg findet das wahrscheinlich nicht statt, da dort, wie bereits erwähnt, ein besonderes Amt für ausländische zünftige Handwerker besteht, welche sowohl den Präses als die Glieder dieser Behörde aus ihrer eigenen Mitte selbst wählen. Zur Competenz der Aemter gehören im allgemeinen: die Ausführung der Beschlüsse der bezüglichen Delegirten-Versammlungen, alle die innere Organisation des bezüglichen Standes betreffenden Angelegenheiten, die Verwaltung des Standesvermögens, der Modus bei der Erhebung der Reichsprästanden, Stadtabgaben und Communalsteuern, die für gewisse Fälle gesetzlich angeordnete mündliche Verhandlung geringfügiger Streitsachen und Klagen, welche ihrer Natur nach der gerichtlichen Behandlung nicht unterliegen. Die besonderen Gegenstände der Verhandlung eines jeden Amtes werden je nach der Verschiedenheit der Stände durch den eigenthümlichen Wirkungskreis derselben bestimmt. Die ständischen Aemter, welche hinsichtlich aller Gegenstände ihres Wirkungskreises dem Magistrat unterstellt sind, stehen übrigens hinsichtlich der die Krone betreffenden Angelegenheiten in unmittelbarer Beziehung zum Kameralhof und zu andern Behörden und Beamten, welchen dergleichen Angelegenheiten competiren. Allen diesen Aemtern gemeinsam ist ein Stadt-Fiskal zugeordnet, dessen Verhältniß zu ihnen dasselbe ist, wie das der Kreisfiskäle zu den Kreisbehörden. Unter den Aemtern stehen, je nach der Hingehörigkeit zu einem jeden: Gilden-, Bürger-, Zunft- und Rekrutirungs-Wächter mit ihren Gehülfen und Zehntmännern, Steuereinnehmer mit ihren Gehülfen, Zunftmakler u. dgl. Unter dem Gewerbeamt steht außerdem noch die Versammlung der vereinigten Meister, welche zu Meisterprüfungen, zur Entscheidung in solchen streitigen Sachen, die eine sehr genaue Kenntniß des Handwerks erfordern, zur Taxation von Handwerkerarbeiten u. dgl. m. berufen wird.

Ehe wir auf das Wahlrecht und die Wahlen zu den verschiedenen Gemeindeämtern übergehen, müssen wir noch einer Behörde erwähnen, die zu diesem letzten Gegenstande unserer Darstellung in naher Beziehung steht. Es ist dieses die Stadt-Deputirten-Versammlung, welche aus je fünf von jeder Delegirten-Versammlung gewählten Verordneten, die nun Deputirte heißen, und aus den Stände-Aeltesten gebildet wird und deren Obliegenheiten sind: die Prüfung der die Hingehörigkeit zur Stadt be-

scheinigenden Zeugnisse, die Führung des städtischen Einwohnerbuchs*), Ertheilung von Attestaten aus demselben und endlich auch die Anfertigung von Listen der zur Theilnahme an den Gemeindewahlen befugten Personen. Diesen Verpflichtungen wird in jedem einzelnen Stande durch dessen Deputirte nachgekommen, die hierzu besondere Sitzungen unter dem Vorsitz des Standesältesten haben, und nur in gewissen besonders wichtigen Fällen versammeln sich die Deputirten aller Klassen, unter dem Vorsitz des Bürgermeisters, zu einer gemeinsamen Sitzung. Können sich die Deputirten in einem Falle nicht einigen und kann auch keine Majorität erzielt werden, so wird die Frage an die Stadtverordneten gebracht, welchen überhaupt das Einwohnerbuch zur Revision und Genehmigung jährlich vorgelegt wird. Die Führung dieses Buches muß demnach mit der größten Sorgfalt geschehen und in demselben sind alle hinsichtlich der Wahlrechte der einzelnen Einwohner eintretenden Veränderungen sofort zu bemerken, so daß das Einwohnerbuch jederzeit vollständige Auskunft über den Bestand der ganzen Gemeinde zu liefern vermag. Von der Deputirten-Versammlung werden auf Grundlage dieses Buches die Listen der Wähler angefertigt, ebenso die der zu Delegirten (resp. Verordneten), Stände-Aeltesten, zum Stadthaupt u. s. w. wahlfähigen Personen. Klagen über die Deputirten-Versammlungen werden beim Civilgouverneur angebracht.

Das die politische Betheiligung der Einwohnerschaft regelnde Wahlsystem ruht nach den vorliegenden Stadtordnungen auf breitester Basis.

Die Berechtigung bei der Herstellung der eigentlichen Wahlkörper, der Delegirten-Versammlungen, mitzuwirken ist außerordentlich ausgedehnt, die Wahl der Delegirten daher aber auch die einzige politische Thätigkeit der gesammten Stadtgemeinde; wahlberechtigt ist nämlich jeder Einwohner, welcher: 1) 21 Jahr alt ist, 2) gerichtlich unbescholten ist, im Handel nicht insolvent geworden und nicht für präjudicirliche Vergehen oder maculirender Aufführung wegen durch einen rechtskräftig gewordenen Beschluß der Delegirten-Versammlung das Stimmrecht verloren hat, 3) ein Immobil in der Stadt, oder ein Kapital an Geld oder Waaren besitzt, wovon er ein jährliches Einkommen von mindestens 100 Rub. S. bezieht, 4) in das Stadt-Einwohnerbuch eingetragen oder nicht weniger als zwei

*) Der Ausdruck „Bürgerbuch" kann hier nicht wohl gebraucht werden, da dieses Buch, entsprechend der Ständegliederung, eigentlich in fünf besonders geführte Bücher zerfällt, von denen die beiden ersten wesentlich Adelsverzeichnisse sind.

Jahre zur Stadt verzeichnet ist. Zum Delegirten wählbar ist jeder, der die vorstehenden Requisite in sich vereinigt und 25 Jahr alt ist. Bei der Bestimmung der Einnahme von einem unbeweglichen Eigenthum wird die zum Behuf der Repartition der Communalsteuern bewerkstelligte Taxation zu Grunde gelegt; von denjenigen, die Handelskapitalien angeben, wird kein besonderes Zeugniß darüber verlangt, daß sie das oben bestimmte Einkommen wirklich beziehen; ob aber diejenigen, die weder ein Immobil noch ein Handelskapital besitzen, das bestimmte Einkommen haben, wird hinsichtlich der Handeltreibenden von der Handels-Deputation, hinsichtlich der Handwerker vom Gewerbeamt bescheinigt. Personen weiblichen Geschlechts, die in Folge des Besitzes eines Immobils oder auf Grund der Berechtigung zum kaufmännischen Handel oder eines zünftigen Handwerks ein Stimmrecht hätten, nehmen nicht selbst an den Wahlen Theil, sondern können ihre Stimme auf ihren Vater, Ehemann, Sohn, Oheim, Bruder oder Schwager übertragen, falls diese das gesetzliche Alter erreicht haben, gerichtlich unbescholten und nicht insolvent geworden sind; auch auf Personen, die in keinem Verwandtschaftsverhältniß stehen, kann das Stimmrecht übertragen werden, aber nur wenn dieselben auch die sub 3 und 4 angegebenen Requisite besitzen. Der oberste Gouvernementschef, der Civilgouverneur, der Oberpolizeimeister und die übrigen Beamten der Stadtpolizei, sowie der Gouvernements-Prokureur und die Fiskäle haben, solange sie sich in diesen Aemtern befinden, selbst wenn sie mit einem Immobil in der Stadt ansäßig sind, keine Stimme bei den Wahlen; zur Beaufsichtigung aber und zur Erhaltung der Ordnung sind der Gouvernements-Procureur und die Fiskäle stets bei den Wahlen gegenwärtig. Die, wie erwähnt, ausschließlich zur Delegirtenwahl stattfindenden Versammlungen der ganzen Stadtgemeinde werden alle drei Jahre, auf Anordnung des obersten Gouvernementschefs, vom Bürgermeister berufen (in Petersburg während der großen Fasten, als der hierzu geeignetsten Zeit) und als gültig angesehen, wenn sich mindestens ein Drittheil aller stimmberechtigten Einwohner betheiligt. Jeder Stand wählt besonders, und theilt sich hierzu, wenn er sehr zahlreich ist, in nicht weniger als 600 Wähler umfassende Wahlgruppen, von welchen eine jede soviel Delegirte wählt, als nach der vom Magistrat aufgemachten Berechnung auf sie kommen. Bei Constituirung dieser Wahlgruppen sind für Petersburg folgende Bestimmungen maßgebend: 1) der Erbadel wird nach der Lage seiner Immobilien, entsprechend der polizeilichen Eintheilung der Stadt, getheilt, 2) die zweite

Klasse in persönliche Edelleute, Ehrenbürger und Exemte, 3) die Kaufleute werden rangirt nach der Anciennität in den Verzeichnissen, jedoch in der Art, daß in jeder Gruppe jede der drei Gilden vertreten ist, 4) die Bürger gruppiren sich der polizeilichen Eintheilung der Stadt entsprechend, 5) bei der Theilung der Handwerker sollen verwandte Zünfte in eine Gruppe kommen. In einer der Abtheilungen oder Gruppen präsidirt der Bürgermeister, in den andern, nach Anordnung desselben, die Stände-Aeltesten, resp. die Gehülfen derselben oder auch die dem entsprechenden Stande angehörigen Glieder des Magistrats. Vor den Wahlen werden von der Deputirten-Versammlung Verzeichnisse der Wähler sowohl, als der für die Delegirtenwahl proponirten Personen, für jeden einzelnen Stand besonders, angefertigt und die gedruckten Candidatenlisten zugleich mit der Anzeige der Versammlung allen Wählern zugesandt, denen es jedoch nicht benommen ist auch noch außerdem ihre eigenen Candidaten zu proponiren. Die Wahlen selbst geschehen mittelst Ballotements, wobei die absolute Majorität gilt.

Mit der Wahl der Delegirten ist also die Betheiligung der gesammten Stadtgemeinde an der Communalverwaltung abgeschlossen; alle weitere politische und Wahlthätigkeit der Stadtgemeinde ist auf die Delegirten-Versammlungen übertragen, welche entweder gemeinschaftlich oder auch einzeln, je nachdem der Wirkungskreis des zu besetzenden Amtes sich auf mehrere städtische Stände oder nur auf einen derselben erstreckt, die Wahlen vermittelst Ballotements ausübt.

Im allgemeinen gelten folgende Regeln: jeder städtische Stand hat das Recht die seiner Wahl vorbehaltenen Aemter der Communalverwaltung mit Personen aus allen Ständen, welche zu den mit dem passiven Wahlrecht begabten Einwohnern gehören, nach seinem Ermessen zu besetzen; eine Ausnahme machen diejenigen Aemter, zu welchen wegen der besonderen Natur der ihnen auferlegten Verpflichtungen, nur Personen gewisser Berufsklassen gewählt werden können, also zu Handelsdeputirten Kaufleute u. s. w. Nur Adlige haben, vermöge der Adelsprivilegien, das Recht die Annahme jedes städtischen Wahlpostens abzulehnen, da sie ein gleiches Vorrecht auch bei den Adelswahlen genießen; außerdem darf Niemand ohne einen gesetzlichen und gesetzlich bescheinigten Grund sich dem durch die Wahl ihm übertragenen Communaldienst entziehen; diese Gründe aber sind: Staatsdienst, schwere Krankheit und hohes Alter. Wer die volle Zeit in einem Communalamt ausgedient hat, hat das Recht die Annahme

eines niedrigeren Postens abzulehnen; ob er aber das Recht hat überhaupt eine zweite Wahl abzulehnen, ist nicht angegeben. Zum gemeinsamen Dienst in einer Behörde oder zu solchen Aemtern, von denen das eine dem andern unmittelbar untergeordnet ist, können nicht gewählt werden: Vater und Sohn, Schwiegervater und Schwiegersohn, leibliche Brüder, Ohem und leibliche Neffen. Die Delegirten-Versammlungen wählen zu den zu besetzenden Aemtern der Communalverwaltung, sowohl Personen aus ihrer eigenen Mitte, als auch solche, welche das passive Wahlrecht für die Delegirten-Qualität haben; die zu irgend einem Amte gewählten Delegirten verbleiben aber gleichzeitig damit auch in dieser letzteren Function. Zu allen Aemtern werden immer zugleich auch sogen. Candidaten (Suppleanten) gewählt, welche, mit Ausnahme der zum Bürgermeisteramt gewählten, verpflichtet sind, die Stelle des im Amte Bestätigten im Falle der Krankheit oder Abwesenheit desselben zu vertreten; auf die Delegirten und Stadtverordneten erstreckt sich die Regel nicht, da diese ausdrücklich nicht als beamtete Personen angesehen werden, sondern vielmehr, unbeschadet ihrer Qualität als Delegirte und Verordnete, sowohl im Stadtdienste, als auch im Staatsdienste stehen können.

Sind diese allgemeinen Regeln auch beiden Hauptstädten gemeinsam, so sind doch die Bestimmungen für die einzelnen Wahlen mehrfach von einander abweichend. So namentlich bei der wichtigsten, der Bürgermeisterwahl. In Petersburg muß der Bürgermeister aus den angesehensten Personen des Adels, der Ehrenbürgerschaft oder der zur ersten Gilde gehörigen Kaufmannschaft gewählt werden, in Moskau findet eine derartige Beschränkung nicht statt; hier wie dort ist aber nur wahlfähig, wer 30 Jahr alt ist und in der Stadt ein Immobil besitzt, das mindestens dem für die erste Gilde festgesetzten Kapital entspricht, d. h. 15,000 Rub. S. werth ist. Der Bürgermeister wird auf 4 Jahr erwählt und die Wahl von dem Kriegs-Generalgouverneur durch den Minister des Innern dem Kaiser zur Bestätigung unterlegt. Diese Wahl ist die einzige, welche von allen Delegirten-Versammlungen gemeinsam vorgenommen wird. Die Stadtverordneten und die Glieder der Stadtdeputirten-Versammlung werden, erstere auf 3, letztere auf 1 Jahr, aus den Delegirten gewählt, welche indeß zugleich auch in dieser letzteren Function verbleiben. Die Stände-Aeltesten und die Gehülfen derselben werden auf 4 Jahre gewählt und zwar nur aus denjenigen Personen, die ein Immobil im Werth von nicht weniger als 6000 Rub. S. besitzen. Ebenso wie diese werden vom Kriegs-

Generalgouverneur bestätigt und für einen gleichen Zeitraum gewählt: die Glieder des Magistrats, in der bereits oben angegebenen Anzahl von jedem Stande, und die Glieder des Handelsamts, des Bürgeramts und des Gewerbeamts. Endlich werden auch noch die Wahlen zu den von der Stadtgemeinde zu besetzenden, außerhalb der Communalverwaltung stehenden Aemtern, als wie im Justiz- und Polizeiwesen, in der Verwaltung des Creditwesens, im Collegium der allgemeinen Fürsorge u. s. w. von den Delegirten vollzogen.

Bei den Wahlen sind die Delegirten-Versammlungen nur beschlußfähig, wenn wenigstens zwei Drittel der Glieder anwesend sind. Bei jeder Wahl wird im Versammlungslocal ein Verzeichniß aller derjenigen Personen ausgelegt, welche für die gerade zu besetzenden Aemter wahlfähig sind. Die Termine der Wahlen sollen im allgemeinen so angeordnet werden, daß zur Zeit immer die Hälfte der zu einer Behörde oder Versammlung gehörenden Glieder ergänzt wird; die Regelung dieses Turnus liegt dem Civilgouverneur ob. Wie bei den Adelswahlen in den russischen Gouvernements, ist der Gouvernements-Procureur auch bei den Wahlen der Delegirtenkörper anwesend.

Schon früher wurde erwähnt, daß die Besetzung einiger Aemter wegen der besonderen Natur der ihnen auferlegten Verpflichtungen, von gewissen besonderen Requisiten abhängig gemacht wird; ebenso wird aber auch die Besetzung einiger Posten nicht durch die Delegirten, sondern durch andere Gemeinschaften vollzogen. Daher mögen noch einige Worte über gewisse Aemterbesetzungen und über besondere Wahlversammlungen Platz finden. In der Petersburger Verfassung heißt es kurz und allgemein, daß alle Kanzelleibeamten der verschiedenen Communalbehörden, Collegien &c. von der Regierung ernannt werden. Die Moskauer Verfassung, in der, wie wir wiederholt gesehen haben, das communale Selbstbestimmungsrecht mehr gewahrt erscheint, stellt hierüber eine Menge Regeln auf, aus denen eine Einmischung der Regierung nicht ersichtlich ist. Des obersten Kanzelleipostens der Stadt, des Stadtsecretariats, ist bereits Erwähnung geschehen. Der Rentmeister des Magistrats wird durch die Delegirten-Versammlung der Kaufleute aus dem Stande der Kaufleute auf zwei Jahr ernannt und vom Generalgouverneur bestätigt; die Secretaire, der Buchhalter, Controleur, Archivar und die Tischvorsteher des Magistrats werden von dieser Behörde selbst unter solchen Personen, welche das Recht zum Eintritt in den Staatsdienst haben, ausgewählt; die übrigen Kanzellisten

können aber auch mit Personen aller Stände miethweise und mit Genehmigung des Bürgermeisters besetzt werden. Die Handels-Deputirten und Aufseher werden ausschließlich aus dem Kaufmannsstande auf drei Jahre gewählt, deren Gehülfen, sowie die Bazar- und Marktaufseher auf zwei Jahr aus dem Kaufmanns-, Bürger- und Handwerkerstande. Hinsichtlich der Beamten der städtischen Finanzpolizei ist bestimmt, daß die Commissäre der Stadtkasse zur Erhebung der Abgaben unter denjenigen Personen, welche ein Stimmrecht bei den Wahlen haben, auf zwei Jahr in der vom Magistrat bestimmten Anzahl gewählt werden und daß ferner die Deputirten der Repartitions- und Taxations-Commissionen ebenfalls auf zwei Jahr, je einer von jedem der städtischen Stände aus der Zahl der Immobilienbesitzer ernannt werden. Die Aufseher über das Stadteigenthum werden aus allen Ständen vom Magistrat auf unbestimmte Zeit gewählt. Wie der Stadtsecretair von den Stadtverordneten, so werden die Geschäftsführer der Delegirten-Versammlungen von diesen letzteren gewählt und vom Magistrat auf 6 Jahre in ihren Aemtern bestätigt. Die Schriftführer der städtischen Aemter werden von den Aemtern selbst ernannt und ebenfalls vom Magistrat bestätigt. Die Versammlung der vereidigten Handwerksmeister wird jährlich in jeder Zunft durch Wahl der Meister selbst in der vom Magistrat bestimmten Anzahl von Gliedern gebildet, u. s. w. Außer der zu diesem Zweck stattfindenden Versammlung sämmtlicher Meister eines Gewerbes kommen noch folgende besondere Wahlversammlungen vor: die der temporär der Stadtgemeinde zugezählten auswärtigen Kaufleute und Handwerker (in Moskau auch Ausländer) zur Wahl der Beisitzer in den städtischen Aemtern, denen sie je nach ihren Berufszweigen untergeordnet sind; die Versammlungen aller, sei es einheimischen oder aus andern Ortschaften eingewanderten Händler, die auf Plätzen und Märkten einen gleichen Handelszweig betreiben, zur Wahl der Handels- und Budenwächter. Alle diese besonderen Wahlversammlungen werden auf Anordnung des bezüglichen Amts mit Genehmigung des Bürgermeisters berufen.

In einem „die Rechte und Vortheile des städtischen Communaldienstes" überschriebenen Kapitel fehlen denn freilich zum Schluß auch nicht die unvermeidlichen, aber für uns weniger interessanten Bestimmungen darüber, wie sich die verschiedenen Gemeindeämter hinsichtlich der Rangklassen und Uniformen abstufen. Zur ungefähren Kennzeichnung des darin ausgedrückten staatlichen Werthmaßes für die hauptstädtischen Communal-

würden möge hier nur angeführt werden, daß der höchste Beamte der Stadtgemeinde, der Bürgermeister, in die fünfte Rangklasse (Staatsrath) rangirt.

Wer aber dieses ganze Verfassungsschema mit den unlängst bei uns im Druck erschienenen „Grundzügen für die Reorganisation der Rigaschen Gemeindeverfassung" vergleichen wollte, dem würden sich zwar manche Unterschiede ergeben, aber kein wesentlicherer und auffallenderer als der das eigentlich constitutive Princip der Stadtgemeinde betreffende — welches Princip dort in die fünffach abgestufte Standesangehörigkeit gesetzt wird, hier in dem einfachen Census bestehen soll. Die auf der Eintheilung nach Ständen begründete russische Stadtordnung hat jedenfalls den großen Uebelstand, daß sie unhaltbar werden muß, sobald in dem allgemeinrussischen Ständerecht gewisse Modificationen eintreten sollten, die wenigstens nicht als unmöglich anzusehen sind. Auf unsere baltischen Verhältnisse will jene Classification ohnehin nicht passen; denn die gesetzlichen Distinctionen von erblichen und persönlichen Edelleuten, Ehrenbürgern u. s. w. sind, obgleich auch hier gültig, doch nicht recht ins Blut übergegangen, die thatsächliche Gruppirung unserer Gesellschaft ist eine andere, und falls man eine darauf gegründete Eintheilung unserer Stadtbevölkerung vornehmen wollte, so würde sie ohne Zweifel folgendermaßen sich darzustellen haben: 1) immatriculirte Edelleute, 2) Literaten und nicht-immatriculirte Edelleute, 3) Kaufleute, 4) Handwerker. Aber überhaupt keiner Gliederung nach Ständen oder Berufsklassen hat man in dem Rigaschen Verfassungsentwurf Bedeutung einräumen wollen; wir wissen, daß die Grenzlinien zwischen den verschiedenen Gesellschaftsgruppen sich immer mehr zu verwirren oder zu verwischen bestimmt sind, und mögen, sobald einmal unsere alte Stadtordnung abgebrochen wird, keine andere Grundlage des Neubaus als die zwar abstractere aber eben deßhalb modernere des Census.

St.

Die angebliche Alleinvormundschaft der Wittwe nach kurländischen Rechten.

In der hier folgenden Untersuchung sollen nachstehende Fragen näher erörtert werden:

I. Ist die Wittwe nach den in Kurland geltenden Gesetzen Alleinvormünderin? oder bedarf es der Concurrenz einer Mitvormundschaft?

II. Muß im Falle der natürlichen Vormundschaft der Mutter (gleichviel ob sie Alleinvormünderin oder nur Mitvormünderin) ein Etat (Inventarium) errichtet und

III. Rechnung gelegt werden?

IV. Ist der Testator berechtigt durch testamentarische Anordnungen den gesetzlichen Normen in diesen Beziehungen also zu derogiren, daß er der Wittwe die Alleinvormundschaft überträgt und ihr die Errichtung des Inventars erläßt?

Die Beantwortung und Beleuchtung dieser Fragen ist von um so größerer Wichtigkeit, als dieselben vom äußersten praktischen Interesse sind, gleichwohl aber die unklarsten Begriffe darüber nicht nur im Publikum, sondern auch unter den Juristen herrschen. Die Lösung dieser Aufgabe ist indeß nur möglich, wenn man stets auf das gemeine Recht recurrirt, um sich über die leitenden Ideen des heutigen Vormundschaftsrechts klar zu werden.

Im älteren römischen Rechte war die Vormundschaft nicht sowohl auf den Vortheil des Bevormundeten als vielmehr auf den des Vormundes

berechnet. Nach Justinianeischem Rechte aber müssen wir sagen, daß der Zweck der Vormundschaft durchgehends der ist, solchen Personen, denen es an der erforderlichen Selbständigkeit fehlt, Schutz und Beistand unter steter Controle des Staats durch seine Vormundschaftsbehörden zu gewähren [1]). Einen ganz gleichen Entwickelungsgang zeigt uns das deutsche Recht [2]). Im römischen wie im deutschen Rechte war ursprünglich alle Vormundschaft eine tutela fructuaria zunächst der Verwandten, die des Mündels Vermögen in Besitz nahmen, dessen Vermögen für sich benutzten [3]). Das römische Recht aber wie das deutsche Recht verließen diesen Standpunkt mehr und mehr. Die Vormundschaft wurde ein Amt unter Staatscontrole zum Schutz und zum Vortheil des Bevormundeten [4]). Die Reichspolizeiordnung von 1548 (ein auch in Kurland gültiges Gesetz) sprach nun diese schon ihrer Zeit gültige Rechtsauffassung aus [5]). Das in Kurland heute gültige Vormundschaftsrecht beruht bei der Armuth unserer einheimischen Quellen zumeist auf gemeinem Rechte [6]). Diesen Quellen nach müssen wir den Satz wiederholen: Die Vormundschaft bezweckt lediglich Schutz und Beistand für den Pupillen, Sicherung seines Vermögens und seiner Interessen, nicht aber Vortheile für den Vormund, und dies ist die durchgehends leitende Idee, die nur ausnahmsweise eine geringe Modification erleidet.

Das ältere deutsche Recht faßte die Vormundschaft als Familiensache auf, in der Art, daß die selbständige männliche Familie den Schutz des Schutzbedürftigen übernimmt, für die Bestellung des Vormundes sorgt und den Vormund, der eigentlich im Namen der Familie und von ihr beauftragt die Vormundschaft führt, gehörig überwacht [7]). Früh aber schon trat die Concurrenz des Staats durch seine Vormundschaftsbehörden ein, und je mehr das römische Recht sich verbreitete, desto mehr wurde der Satz begründet, daß die Behörde für die Bestellung der Vormünder sorge,

---

1) Puchta, Institutionen III. S. 202. Göschen, Vorles. IV. S. 631.

2) Mittermaier, gem. deut. Privatrecht B. II, S. 463 ff.

3) Ders. S. 466.

4) Ders. S. 468 ff.

5) Ders. S. 469.

6) v. Bunge, Kurl. Privatrecht § 214.

7) Mittermaier, a. a. O. S. 463 ff. Auch für diesen Satz finden wir eine Analogie im älteren römischen Rechte, indem in Ermangelung eines Testaments oder der Agnaten die gens eintrat. Puchta a. a. O. S. 205.

woraus nun die Einrichtung entstand, daß die Obervormundschaft in die Stelle der Familie trat [1]) und so verschwand der Familienrath endlich gänzlich [2]).

Einen gleichen Verlauf nahm die Sache in Kurland. Die Kurländischen Statuten, zumal § 67 und § 201 deuten die Concurrenz der Familie an; die Piltenschen Statuten dagegen Thl. II. T. III. enthalten ausführlich die deutsch-rechtlichen Grundsätze über den Einfluß der Familie und den Familienrath. Bei uns wie in Deutschland sorgte die Familie nicht nur für die Bestellung der Vormünder, sondern sie hatte auch eine unmittelbare Aufsicht über deren Verwaltung, ja die Familie mußte bei wichtigen Angelegenheiten hinzugezogen werden und sie war sogar für die Vormünder verantwortlich [3]).

Aber die einheimischen Quellen gedenken dabei der Mitwirkung der Obervormundschaft, und wie in Deutschland ist die Familie mehr und mehr in den Hintergrund getreten, die Thätigkeit der Gerichte überwiegend geworden [4]). Es ist nicht mehr die Familie, welche die Vormünder ernennt, überwacht, für diese verantwortlich ist u. s. w.; alle diese Functionen sind mehr und mehr auf die staatliche Obervormundschaft übergegangen [5]).

Gleich dem römischen Rechte [6]), gleich dem deutschen Rechte [7]), kennt unser einheimisches Recht drei Gründe der Vormundschafts-Delation:

1) letztwillige Verordnung,
2) Gesetz,
2) obrigkeitliche Ernennung [8]),

von denen uns nur die Delation wegen Verwandtschaft und auch nur die der Mutter interessirt.

---

[1]) Mittermaier, a. a. O. S. 468 ff.

[2]) Ders a. a. O. S. 471.

[3]) Bunge, a. a. O. § 215. Stat. Carl. § 67 und 201. Stat. Pill. Thl. II, T. III, § 1, § 6, § 9, § 10.

[4]) Bunge, a. a. O.

[5]) Göschen a. a. O. S. 166 und 167. Mittermaier a. a. O. S. 468 bis 472. Bunge, a. a. O. § 215. Provinzialrecht Th. I, Art. 1329, 1425, 1299. Kurl. Bauerverordnung § 357 und 372.

[6]) Göschen, a. a. O. S. 169.

[7]) Mittermaier, a. a. O. S. 472—479.

[8]) Bunge, a. a. O. § 216. Stat. Carl. § 67. Stat. Pilt. Th. II, Tit. III, § 1. Mitausche Polizeiordnung Tit. 37. Bauskesche P. O. Tit. 19, § 1 und 3. Friedrichstadtsche P. O. Tit. 18, § 1 und 3. Kurländische Bauerverordnung § 81 und 106.

Von vorn herein mag bemerkt werden, daß unter dem Einfluß der staatlichen Obervormundschaft sowohl die testamentarische wie verwandtschaftliche Tutel fast in die durch obrigkeitliche Ernennung aufgingen, ja sogar testamentarische wie gesetzliche Vormünder eines Decrets bedurften, um die Vormundschaft wirklich anzutreten [1]. In gewissem Sinne, weil jeder Vormund der Bestätigung durch die Obrigkeit bedarf, ist der Satz richtig, daß es nur noch eine tutela dativa gebe [2]; denn Testament und Verwandtschaft sind nur für die Obervormundschaft Gründe, die also benannten Personen vorzugsweise zu berücksichtigen, wenn nicht erhebliche Gründe die Bestätigung versagen machen [3]. Das Gleiche gilt speciell für Kurland; sowohl testamentarische Vormünder als auch durch Verwandtschaft Berufene können sich nur nach richterlicher Bestätigung der Vormundschaft unterziehen and daher sind auch bei uns, wie gemeinrechtlich, diese Arten der Tutel mit der Dativtutel zusammengefallen [4]. Nur bezüglich der Eltern und Großeltern bedarf es abweichend vom gemeinen Rechte nach v. Bunge § 216 der obrigkeitlichen Bestätigung nicht. Wie es in dieser Beziehung mit der Tutel der Großeltern steht, ist fraglich, nämlich ob sie ohne obrigkeitliche Bestätigung die Vormundschaft verwalten können; unfraglich ist dagegen das bezügliche Recht des Vaters und der Mutter, der letzteren, bis sie zur zweiten Ehe schreitet. (Stat. Curl. § 67).

I. Ist die Wittwe Alleinvormünderin, oder bedarf es der Concurrenz gerichtlich bestellter Mitvormünder?

Schon das römische Recht beruft die Mutter zur tutela legitima ganz vorzugsweise, obgleich sonst Frauenzimmer von der Führung der Tutel ausgeschlossen sind [5]. Aber gemeinrechtlich möchte selbst die Mutter der obrigkeitlichen Bestätigung bedürfen [6], denn die bezüglichen Vorschriften über Bestätigung auch der tutela legitima lauten allgemein von aller tutela legitima und machen bezüglich der Mutter keine Ausnahme.

In Kurland ist indeß der Satz anerkannt, daß die Mutter natürliche Vormünderin ohne obrigkeitliche Bestätigung ist, wohl aus dem Grunde,

[1] Göschen, a. a. O. S. 183. Mittermaier, a. a. O. S. 477.

[2] Mittermaier, a. a. O. S. 478.

[3] Ders. a. a. O. S. 478.

[4] Bunge, a. a. O. § 216

[5] Nov. 118, C. 5. Göschen, a. a. O. S. 174 und 175. Puchta, a. a. O. S. 214 und 215.

[6] Göschen, a. a. O. S. 183 und 184. Mittermaier, a. a. O. S. 477 und 478.

weil die hier hauptsächlich maßgebende Reichspolizeiordnung von 1577, also ein nach 1561 gegebenes Gesetz, in eine Zeit fiel, wo Kurland bereits vom deutschen Reiche abgetrennt war, die Anwendung jener Reichspolizeiordnung also fraglich wurde; denn wenigstens nach der allgemein verbreiteten Meinung gelten in Kurland die nach 1561 erlassenen deutschen Reichsgesetze nicht direct [1]).

Auf die Anschauungen über die tutela legitima der Mutter waren vom größten Einflusse die deutschrechtlichen Ansichten über die s. g. elterliche Gewalt des deutschen und provinziellen Rechts. Auf der einen Seite führt schon die deutsche Ansicht von der Stellung der Eltern dazu, das Verhältniß der Mutter nach dem Tode des Ehemannes nicht als eine eigentliche Vormundschaft, sondern mehr nur als Fortsetzung der elterlichen Gewalt zu betrachten, obgleich der Mutter kein wahres Mundium zustehen konnte; auf der anderen wirkte die deutsche Ansicht ein, welche das Weib überhaupt als unselbständig und unter männlichem Schutze stehend betrachtet, so daß die Mutter nicht alle jene Pflichten der Vertretung erfüllen konnte, welche das deutsche Recht dem Vormunde auflegt.

Auf diese Art trat ein Schwanken der Ansichten in Bezug auf die mütterliche Vormundschaft ein. Wenn nun auch gemeinrechtlich das römische Recht in Bezug auf die Vormundschaft der Mutter anzuwenden ist, so bedarf es bei dieser Anwendung überall der Prüfung, inwiefern eine der obigen Rücksichten auf das Vormundschaftsrecht einwirkte [2]). Da wo im Statute oder neuen Gesetzen die Ansicht der natürlichen elterlichen Vormundschaft gilt, kann die überlebende Mutter nicht als Vormünderin in dem Sinne wie ein anderer Vormund betrachtet werden, sondern ihr Verhältniß erscheint als Fortsetzung der bisherigen elterlichen Gewalt, und der Bestellung eines Mitvormundes bedarf es nur, wenn das Landesgesetz eine solche gebietet [3]).

Unsere Rechtsquellen fassen nun die elterliche Gewalt, zumal die Stellung der Mutter zu den Kindern, entschieden als eine natürliche Vormundschaft auf [4]). Bunge geht übrigens offenbar zu weit, wenn er nach unseren einheimischen Quellen der Mutter die Vormundschaft ohne Zuziehung von

---

[1]) C. Neumann, Etwas über das römische und deutsche Recht als das sogenannte Hülfsrecht in den Ostseeprovinzen, in v. Bunge's und v. Madai's theor.-prakt. Erörtl.

[2]) Mittermaier, a. a. O. S. 473.

[3]) Ders. a. a. O. S. 473 und 474.

[4]) Bunge a. a. O. § 209 und § 217.

Mitvormündern, als die Alleinvormundschaft vindicirt [1]. Eben der von Mittermaier beregte Fall liegt für Kurland vor, daß dessen Statuten und Verordnungen wohl die natürliche Vormundschaft der Mutter statuiren, jedoch nur mit Zuziehung von testamentarisch verordneten oder gerichtlich bestellten Vormündern [2].

In der citirten Vorschrift ist denn doch deutlich ausgesprochen, daß die Wittwe die Vormundschaft nur führen kann im Verein mit den testamentarischen, gesetzlichen oder obrigkeitlich bestellten Vormündern, daß mithin von einer mütterlichen Alleinvormundschaft nicht die Rede ist.

In ganz gleichem Sinne spricht sich das Piltensche Statut aus. Theil III, Titel 1, § 18 besagt wörtlich: „Stirbt ein Man, vnd lässett Weib vnd Kind hinter sich, wofern nun die Wittibe bey den Kindern will verharren, vnd sich ander weit nicht vorheyrathen will, oder von ihnen absondern, so bleibett sie eine Vorwalterin solcher Gütter, nebens ihres Mannes Freind, oder denen, so ihr Man im Testament zu Vormindern verordnett, biß die Kinder ihre mindige Jahr erreichen; ohne Vormund aber kan sie die Verwaltung nicht behalten."

Also auch das Piltensche Statut ordnet neben der natürlichen Vormundschaft der Mutter stets eine Mitvormundschaft testamentarischer, gesetzlicher oder gerichtlicher Vormünder an. Das Gleiche thun mehrere Stadtrechte Kurlands [3]. Dennoch behauptet v. Bunge in den §§ 209 und 217 die Alleinvormundschaft der Mutter und lehrt, die im Gesetz benannten Mitvormünder der Kinder seien nicht solche, sondern nur Assistenten resp. Geschlechtsvormünder der Mutter, und beruft sich dafür auf die heutige Praxis [4].

Eine solche Praxis muß aber als eine constante wenigstens geleugnet werden. Es fehlt nicht an einer Fülle von Beispielen, namentlich in der Oberhauptmannschaft Hasenpoth, daß der Mutter gerichtlich bestellte Mitvormünder beigeordnet wurden, sowohl in dem Theile der Oberhauptmann-

[1] Bunge, a. a. O. § 209 und § 217.

[2] Stat. Curl. § 66 „Pupilli usque ad annum vigesimum primum — in tutela — esse debent." Stat. Curl. § 67 „Horum tutores, si testamento parentum nulli dati sunt, agnati proximi erunt, una cum matre, quamdiu ad secunda vota non transierit, ac nisi vel isti, vel haec suspecta fuerit, quo casu Princeps pupillis tutores constituet."

[3] Bunge, a. a. O. § 217, Anm. g. Vergl. Instructorium des kurl. Processes Thl. II, C. 8, § 2.

[4] Bunge, a. a. O. § 217.

schaft, welcher Ordens-Kurland angehört, z. B. in der Vormundschaftssache der Dr. Bilterlingschen, der Dr. Vollbergschen Minorennen u. s. w., als in dem Theile, welcher zum alten Stifte Pilten gehört, z. B. in der von der Osten-Sacken Welden-Raudenschen, wie in der von Sacken-Bathenschen Tutel [1]. In letztgedachtem Falle entstand zwischen der natürlichen Vormünderin und dem Stiftscurator für Dondangen und Bathen ein Streit über die Statthaftigkeit gerichtlich zu bestellender Mitvormünder, und mittelst Cognitional-Resolution vom 20. Januar 1847 ordnete das Hasenpothsche Oberhauptmannsgericht die Bestellung gerichtlicher Mitvormünder an und wurden solche von dem kurländischen Oberhofgerichte bestätigt.

v. Bunge beruft sich ferner auf „das Kurländische Erbrecht" von C. Neumann S. 69. Dies Allegat ist indeß nicht entscheidend. Neumann spricht der von Bungeschen Ansicht das Wort nur bezüglich Ordens-Kurland, indem er sich auf § 201 der Kurländischen Statuten beruft, (der gar nicht hierher paßt), den maßgebenden § 67 aber übersieht.

Was nun aber Pilten anlangt, so besagt eben Neumann am angeführten Orte Seite 69 ausdrücklich das Gegentheil, nämlich daß die Piltensche Wittwe ohne Zuziehung wirklicher Vormünder die vormundschaftliche Verwaltung nicht habe. Bunge beruft sich auf die Kurländische Bauerverordnung § 81, mit Recht behauptend, diese sei ein Zeugniß der allgemeinen Rechtsansicht [2]), was er a. a. O. § 13 Nr. 4 trefflich ausgeführt hat. Aber der § 81 der Bauerverordnung spricht wieder nicht für, sondern gegen die v. Bungesche Aufstellung. Dieser § lautet wörtlich: „Ist die Mutter der Unmündigen am Leben, so wird sie als derselben natürliche Vormünderin angesehen, und es wird ihr nur, wenn der Vater keine Verfügung hinterlassen hat, ein tadelloser Mann aus der Gemeinde, wo möglich der Kinder nächster Verwandter väterlicherseits, als Beirath oder z w e i t e r V o r m u n d z u r S e i t e g e s e t z t, der sich von dem ganzen Nachlaß auf das Genaueste unterrichten muß, ohne dessen Beistimmung und Verantwortlichkeit die Wittwe nichts von dem Nachlaß veräußern darf, und der ihr in allen die Erbschaft betreffenden Sachen mit Rath und

[1]) Bezüglich der Oberhauptmannschaft Hasenpoth findet das Eigenthümliche statt, daß sie zum Theil aus Gütern des alten Stifts Pilten, zum Theil aus Gütern des Ordensischen Kurlands besteht. v. Bunge, a. a. O. § 1, zumal Anmerk. b; § 10 zumal Anmerk. l. R. U. v. 12 (S. U. 31) März 1819. Regierungspatent vom 22. April 1819. Aehnliches, jedoch nur in geringerem Maße findet in den Oberhauptmannschaften Tuckum und Goldingen statt. Vergl. die cit. Quellen.

[2]) v. Bunge, a. a. O. § 217 Anmerk. l.

That an die Hand gehen soll." Damit übereinstimmend besagt § 106 der Bauerverordnung: „Der den Minorennen zugefallene Theil des Nachlasses wird inventirt, und der Wittwe ein Mitvormund beigeordnet, dessen Pflicht es sein soll für die Erhaltung des Nachlasses zu sorgen."

Diese §§ sprechen doch wohl für eine wirkliche Mitvormundschaft, mit vormundschaftlicher Verpflichtung für die Pupillen zu sorgen und nicht für eine bloße Assistenz zu Gunsten der Wittwe.

Nimmt man mit v. Bunge die Bauerverordnung als Ausdruck der allgemeinen Rechtsüberzeugung an, so gelangt man zu einem von Bunge abweichenden Resultate, nämlich zu dem, daß noch im Jahre 1817 bei Redaction der Bauerverordnung die allgemeine Rechtsansicht in Uebereinstimmung mit den Kurländischen und Piltenschen Statuten und Stadtrechten die war, daß die Wittwe stets nur unter einer förmlichen Mitvormundschaft das Vermögen ihrer unmündigen Kinder verwalten könne, eine bloße Assistenz für die Mutter aber nicht ausreiche. Die §§ 81 und 106 der Bauerverordnung sind zudem fast wörtlich dem § 67 der Kurländischen Statuten und dem § 18 Theil III Titel I der Piltenschen Statuten entnommen.

Interessant ist es mit den beregten Bestimmungen der Kurländischen und Piltenschen Statuten den von Derschauschen Landrechtsentwurf zu vergleichen. Dieser Entwurf, beendet um das Jahr 1649 und vom Könige von Polen nicht bestätigt [1], keine neue Legislation, sondern eine Aufzeichnung des damals bestehenden geschriebenen und ungeschriebenen Rechts, giebt ein redendes Zeugniß, wie man damals die betreffenden §§ der Kurländischen Statuten verstand. Der § 335 des Derschauschen Landrechtsentwurfs lautet: „Von Vormundschaften. Von Unterschied der Vormünder. Jedoch daß auf solchen Fall der Wittiben der die Administration der Güther anbefohlen (welche denn ohne das, sie sei im Testament darzu verordnet, oder nicht, so lang sie ihren Wittiben-Stand nicht verändert, noch ihren Kindern und der Güthern schädlich befunden wird, bei selbiger Verwaltung mit Aufrichtung eines rechtmäßigen Inventarii innerhalb 6 Wochen nach des Mannes Tode bis zu ihrer Kinder mündigen Jahren zugelassen wird) zwei von ihren und zwei von ihren Kinder-Verwandten, oder in Mangelung derer, anderer durch die Obrigkeit zuge-

[1] v. Bunge Einleitung in die liv-esth-kurländische Rechtsgeschichte und Geschichte der Rechtsquellen § 94.

ordnet werden, mit welchem Raih sie in allen fürfallenden wichtigen Sachen handeln, auch auf deren Verlangen jedesmahl ihrer Verwaltung guten Bescheid geben."

Ebendaselbst von Succession und Erbschaft der Eheleute heißt es § 552: „Wenn der Mann verstirbet und neben seiner Wittiben Kinder verläßt, so soll der Wittiben freystehen, mit den Kindern, bis den Erben seine vollkommenen Jahre erreichet, in den Güthern zu verbleiben, und solche neben den verordneten Vormändern oder nächsten Verwandten zu verwalten."

Der Landrechtsentwurf liefert also wohl den Beweis, daß man damals die Kurländischen Statuten so verstand, wie dies oben auseinandergesetzt worden ist, nämlich in dem Sinne, daß sie von einer wirklichen und förmlichen Mitvormundschaft, nicht aber von einer bloßen Assistenz reden.

Hiermit dürfte der Beweis geliefert sein, daß die Wittwe weder nach kurländischem noch nach Piltenschem Landrechte, weder nach hiesigen Stadtrechten noch nach der Bauerverordnung Alleinvormünderin mit Zuziehung von Assistenten sein kann, sondern daß es stets der Beigebung förmlich gerichtlich bestellter Mitvormünder bedarf; daß diese Ansicht sich aus den Kurländischen wie Piltenschen Statuten, den Stadtrechten und der Bauerverordnung rechtfertigt; daß ein diesen Gesetzen derogirendes Gewohnheitsrecht sich nicht nachweisen läßt und auch wohl nicht existirt [1]).

Die hier vorgetragene Ansicht ist denn auch im vollsten Einklange mit der Eingangs erörterten Tendenz und dem Zwecke des neueren Vormundschaftsrechts: Schutz des Pupillen und seiner vermögensrechtlichen Interessen durch von der Obervormundschaft bestellte, von dieser controlirte und dieser verantwortliche Vormünder. Unser Rechtssystem nimmt an, daß ein Weib nicht im Stande ist allein und ohne Beirath ihr eigenes Vermögen zu verwalten, ordnet ihr zu diesem Zwecke Geschlechtsvormünder (Assistenten) bei [2]) und unterstellt sie, verheirathet, der ehemännlichen Vormundschaft [3]).

Eben diese Anschauung bewirkte die Gesetzesvorschriften vieler Statuten und so auch der unsrigen, daß weil das Weib überhaupt als unselbständig und unter männlichem Schutze stehend betrachtet wird, die Mutter

[1]) Auf das Gewohnheitsrecht wird am Schlusse dieser Erörterung zurückgekommen und die Nichtexistenz eines solchen nachgewiesen werden.

[2]) v. Bunge Kurländisches Privatrecht § 81. Stat. Curl. § 14. Stat. Pilt. Theil I, Titel II, § 17.

[3]) v. Bunge a. a. O. § 198.

allein nicht alle jene Pflichten der Vertretung erfüllen konnte, welche das deutsche Recht dem Vormunde auflegt und daher die Mitvormundschaft einführte, um die der Mutter abgehenden Eigenschaften zu ersetzen [1]. Die Erfahrung hat denn auch gezeigt, daß Weiber allein ihr eignes Vermögen nicht zu verwalten verstehen, geschweige denn das Dritter, und es fehlt nicht an Beispielen trauriger Art, in denen man der Mutter allein die vormundschaftliche Verwaltung überließ und in denen das Vermögen der Pupillen durch schlechte Verwaltung geschmälert wurde, ja gänzlich verloren ging. Um dies zu vermeiden hat der Gesetzgeber sehr weise die Mitvormundschaft geschäftskundiger Männer eingeführt.

II. Ist die Wittwe von der Errichtung des Inventars bei Beginn der Vormundschaft befreit?

Die Pflicht solcher Inventar-Errichtung ist eine jeder Vormundschaft (auch der tutela legitima) nach römischem Rechte obliegende [2]. Ganz übereinstimmend damit verordnet das deutsche Recht, daß alle Vormünder ein Inventar errichten müssen, und auch die Mutter als natürliche Vormünderin ist davon nicht befreit [3].

Die Kurländischen und Piltenschen Statuten besagen nun keinesweges, daß bezüglich der Mutter eine Ausnahme eintritt, daß diese von Errichtung des Inventars befreit ist. Dennoch lehrt v. Bunge a. a. O. § 218 und § 222, daß die Mutter kein Inventar zu errichten habe und beruft sich § 218 Anm. n auf eine unbestrittene Praxis. An der Existenz einer solchen muß gezweifelt werden. Wo unsere Statuten schweigen, tritt das gemeine Recht maßgebend ein.

Die Kurländischen Statuten gedenken der Errichtung des Inventars überhaupt gar nicht, die Piltenschen Statuten Theil II Titel III ordnen an, daß „alle und jede Vormünder" (also auch die Mutter) ein gerichtliches Inventar errichten sollen. Als Ausdruck der Rechtsanschauung in Ordens-Kurland mag auf den oben ausgeschriebenen § 335 des Derschauschen Landrechts zu verweisen erlaubt sein, welcher die Errichtung des Inventars der Mutter speciell gebietet.

Im Hinblick auf den oben entwickelten Satz, daß die Kurländische Bauerverordnung Ausdruck der allgemeinen Rechtsansicht ist, kann auf den § 106 derselben verwiesen werden, welcher der Mutter ausdrücklich gebietet,

---

[1] Mittermaier, a. a. O. S. 478 ff.

[2] Göschen, a. a. O. S. 167 und die daselbst in der Anm. 1 citirten Gesetze.

[3] Mittermaier, a. a. O. S. 482 ff.

das Vermögen der Pupillen gerichtlich inventiren zu lassen. Diese Bestimmung scheint denn auch in der Natur der Sache zu liegen; denn wenn die Mutter heirathet, wenn sie mit Tode abgeht, wenn die Kinder volljährig werden, hört die natürliche Vormundschaft auf, und die Exdivision und Rechnungslage muß geschehen.

Man fragt nun mit Recht, wie dies geschehen soll, wenn alle Nachweise des ursprünglichen Vermögensbestandes fehlen. Nach langen Jahren schwindet die genaue Erinnerung, ja die Mutter kann sterben, desgleichen die beigeordneten Vormünder. Wer kann dann auch nur die entfernteste Auskunft geben, wenn es an der Aufnahme eines Inventariums fehlt?

Die Gesetze und die Natur der Sache sprechen also unbedingt für die Aufnahme eines Inventars, selbst bei der natürlichen Vormundschaft. Die von Bunge angeführte, angeblich unbestrittene, entgegenstehende Praxis ist wohl nicht existent; vielmehr ist immer, namentlich in den oben citirten Beispielen, auch bei der natürlichen Vormundschaft der Mutter, die Errichtung eines Inventars für nothwendig erachtet worden. Somit spricht die Praxis für die Nothwendigkeit der Inventar-Errichtung sowohl in Ordens-Kurland wie in Pilten, nach Stadtrecht wie nach der Bauerverordnung.

III. **Ist die Mutter als natürliche Vormünderin zur jährlichen Rechnungslage verpflichtet?**

Das römische Recht gebietet jeder Vormundschaft die jährliche Rechnungslage, [1]) erwähnt aber der natürlichen Vormundschaft gar nicht. Ebenso legt das deutsche Recht jeder Vormundschaft (jedoch ohne specielle Erwähnung der mütterlichen) die Pflicht der jährlichen Rechnungslegung auf. [2]) Gemeinrechtlich ist also dem Zweifel Raum gegeben, ob diese allgemeinen Vorschriften sich auch auf die mütterliche Verwaltung beziehen.

Was nun das Provinzialrecht anlangt, so bedarf es einer genaueren Prüfung.

v. Bunge, § 217 zumal Anm. k und § 224, entscheidet sich dafür, daß die Mutter nicht jährliche Rechnung zu legen hat und spricht diesen Satz ganz allgemein für Kurland wie für Pilten aus.

Was das kurländische Landrecht betrifft, so ist die Sache unfraglich, und kann nur der v. Bungeschen Ansicht beigestimmt werden. Der § 201 der Kurländischen Statuten lautet:

„Viduae item matres, pupillorum suorum curam gerentes, etsi

[1]) Göschen a. a. O. S. 187.

[2]) Mittermaier a. a. O. S. 488 ff.

quamdiu in viduitate manserint, rationes edere obstrictae non sint, tamen si ad secunda vota transierint, de praeteritis annis rationes proximis agnatis pupillorum exhibebunt."

Die Mutter hat also nach kurländischem Landrechte keine jährliche Rechnung zu legen, sondern erst wenn sie zur zweiten Ehe schreitet oder wenn ein Kind volljährig wird.

Das Piltensche Recht, Stat. Pilt. Thl. II Titel III § 9 lautet:

„Alle und jede Vorminder, ob sie im Testament gesetzett, oder sonst darzu gehören, sollen järlichen vor dem Gericht, in Beysein der Unmündigeun negsten anderen Vorwantten, ordentliche, klare vnd vollkommene Rechnung ablegen."

Zwar reden die Statuten von allen Vormündern ohne Unterschied, gedenken indeß der Mutter nicht speciell, während Thl. III Titel I § 18 von der Mutter speciell handelnd der jährlichen Rechnungslage nicht gedenkt. Man kann also wohl sagen, daß die Piltenschen Statuten die Sache unentschieden lassen. Bedenkt man aber, daß wo die Piltenschen Statuten schweigen oder unklar sind, die Kurländischen Statuten als Hülfsrecht eintreten (Piltensche Regimentsformel § 6), so muß man sich der Ansicht zuwenden, daß es auch in Pilten bei der Vormundschaft der Mutter keiner jährlichen Rechnungslage bedarf.

Zu demselben Resultat gelangt man in der Bauerverordnung, deren § 87 und § 357 den Vormündern die jährliche Rechnungslage gebieten, der Mutter aber dabei nicht gedenken. Der § 108 von der Mutter handelnd besagt aber nichts von jährlicher Rechnungslage, und nach § 107 scheint die Rechnungslage erst nothwendig, wenn die Mutter zur zweiten Ehe schreitet oder ein Kind volljährig wird. Wo aber die Bauerverordnung Zweifel übrig läßt oder nicht ausreicht, soll deren § 62 zufolge das kurländische Landrecht als Hülfsrecht eintreten.

Man kann daher nur annehmen, daß auch nach der Bauerverordnung die jährliche Rechenschaftslage bei der mütterlichen Vormundschaft nicht erfordert wird. Diese Anschauung erscheint um so mehr berechtigt, als ja der Mutter der Nießbrauch des Vermögens der minorennen Kinder zusteht [1], die jährliche Rechnungslage somit unnütz wird und keine Bedeutung gewinnt, indem alle Einkünfte ja doch der Wittwe zufallen.

Man gelangt also zu dem Resultate, daß die Wittwe als natürliche Vormünderin zur jährlichen Rechenschaftslage weder nach Kur-

[1] Bunge a. a. O. § 211.

ländischem noch nach Piltenschem Landrechte, noch auch nach Stadtrechten und der Bauerverordnung verpflichtet ist.

Resumirt man in Kürze die Resultate obiger Auseinandersetzung, so gelangt man zu folgenden Sätzen:

1) die Wittwe ist natürliche Vormünderin, ohne daß es der gerichtlichen Bestätigung bedarf;

2) sie ist aber nicht Alleinvormünderin, sondern ihr zur Seite stehen gerichtlich bestellte Mitvormünder;

3) die Wittwe ist verpflichtet bei Antritt der natürlichen Vormundschaft ein Inventar zu errichten;

4) sie ist aber (ohne Präjudiz für die heilsame Controle der Mitvormundschaft, welche alljährlich Rechenschaftsbericht über die Integrität des Vermögens zu erstatten hat) zur speciellen jährlichen Rechnungslage über den Revenüen-Bezug nicht verpflichtet, sondern diese Verpflichtung zur Rechnungslage tritt erst ein, wenn die Wittwe zur zweiten Ehe schreitet oder wenn ein Kind volljährig wird.

Diese Sätze abstrahiren sich aus den Rechten Kurlands, Piltens und aus der Bauerverordnung gleichmäßig.

Irrig ist also die Ansicht, die hierentwickelten Vorschriften seien in dem Piltenschen Statut begründet im Gegensatz zum kurländischen Recht. Das Piltensche Statut steht in dieser Beziehung wenigstens im vollsten Einklange mit dem kurländischen Recht.

Man gewinnt also nichts durch die Aufstellung, die man häufig machen hört, das Piltensche Statut sei in privatrechtlicher Hinsicht ebenso aufgehoben worden, wie dessen Bestimmungen bezüglich des öffentlichen Rechts und der Gerichts- und Prozeßform; daher sei auch im Piltenschen die Wittwe jetzt Alleinvormünderin und brauche kein Inventar zu errichten. Daß dem nicht also, daß die Piltenschen Statuten für jetzt noch gelten, lehrt v. Bunge, Kurländisches Privatrecht § 10 [1]). Ebendasselbe geht aus dem Umstande hervor, daß bei Gelegenheit der Redaction des kurländischen Privatrechts höhern Orts angefragt wurde, ob man nicht die Piltenschen Statuten für die Zukunft aufheben wolle. Die am 15. December 1862 zu Hasenpoth abgehaltene Versammlung der Gutsbesitzer des ehemaligen Piltenschen Kreises beschloß um Aufhebung des Piltenschen Landrechts in allen seinen vom kurländischen Landrecht abweichenden Bestimmungen zu bitten, dagegen um Beibehaltung des § 18 Thl. III Titel I der

[1]) Theodor Seraphim, über die Abrogation des Piltenschen Rechts. Riga 1864.

Piltenschen Statuten, die der Mutter zur Seite zu stellende Mitvormundschaft betreffend.

Noch aber ist das Privatrecht unserer Ostseeprovinzen nicht erschienen; der Beschluß der Piltenschen Gutsbesitzer hat noch keine Sanction erhalten und die Piltenschen Statuten sind weder durch Gewohnheitsrecht noch durch einen Act der Legislation außer Kraft gesetzt.

IV. Ist der Testator berechtigt durch testamentarische Anordnungen den obenentwickelten gesetzlichen Normen also zu derogiren, daß er der Mutter die Alleinvormundschaft überträgt und ihr die Errichtung des Inventars erläßt?

Das Vormundschaftsrecht ist wesentlich ein Theil des öffentlichen Rechts [1]. Nun besagt der § 170 der Kurländischen Statuten von dem testirenden Vater: „Nec ita quis testari potest, ut juri publico in suo testamento praejudicet." Man muß daher testamentarische Bestimmungen für ungültig erklären, welche die Tendenz haben, öffentliches zum Schutze der Pupillen eingeführtes Recht zu ändern oder gar aufzuheben. Daß in Piltens-Kurland die Wittwe gerichtlich bestellte Vormünder zuziehen muß und zur Errichtung eines Inventars verpflichtet ist, wird jetzt meist als richtig zugegeben; nur für Ordens-Kurland soll Mitvormundschaft und Inventar-Errichtung nicht geboten sein. Die Anhänger der letzteren Ansicht negiren denn keineswegs die Existenz der bezogenen Gesetze in Ordens-Kurland, behaupten aber, daß die Praxis diesen Gesetzen derogirt habe. Man muß hier auf die Theorie des Gewohnheitsrechts zurückgehen, um die angedeutete Behauptung zu würdigen.

Gewohnheitsrecht im allgemeinen Sinne des Worts ist eine Rechtsnorm, welche geltend geworden ist, ohne daß sie in einer ausdrücklichen Verfügung der gesetzgebenden Gewalt enthalten wäre. Die Quelle des Gewohnheitsrechts ist keine andere als die gemeinsame Ueberzeugung von der Richtigkeit der darunter begriffenen Rechtsnormen; die Gewohnheit ist die äußere Erscheinung des Gewohnheitsrechts und beurkundet nur die Existenz der Rechtsnorm [2]. In dem Gewohnheitsrechte spricht die Gesammtheit selbst ihre Rechtsüberzeugung aus. Das Gewohnheitsrecht ist also ganz ebenso selb-

---

[1]) Göschen a. a. Orte S. 168. — Mittermaier a. a. O. S. 463 ff.

[2]) Puchta, das Gewohnheitsrecht. Erlangen I. Thl 1828, II. Thl. 1837 — Göschen a. a. O. § 23, S. 80 ff

ständig, wie das gesetzliche Recht, und es bedarf zu seiner Geltung keiner Begründung von außen her [1]).

Dies dürften wohl die richtigen und heute zu Tage allgemein anerkannten Ansichten über den Begriff des Gewohnheitsrechts wie über den Grund seiner Geltung sein.

Man theilt das Gewohnheitsrecht unter Anderem

a) in Gewohnheitsrecht im engeren Sinne (hervorgegangen aus der unmittelbar eigenen Ueberzeugung der Gesammtheit, für welche es gilt) und es wird erkannt in den Handlungen der Einzelnen;

b) in Gerichtsgebrauch (consuetudo fori, usus fori) hervorgegangen aus derselben Quelle, indem hier die Ueberzeugung der Gesammtheit nur eine mittelbare ist, da der Gerichtsgebrauch zunächst und ursprünglich auf der Ueberzeugung derjenigen Personen beruht, welche in den Gerichten Recht sprechen; aber erkennbar ist dieser Gerichtsgebrauch an der Anwendung in den Gerichten [2]).

Dieser Gerichtsgebrauch nun ist es, für welchen man auch den Ausdruck Praxis gebraucht [3]).

In älterer Zeit, wo der Gesetze wenige waren, wo deren Abfassung große Schwierigkeiten hatte, wo die Oeffentlichkeit der Rechtspflege stattfand und die Mitwirkung solcher Personen, die nicht gerade Juristen von Profession, eine lebhafte war, da war der Boden für die Ausbildung des Gewohnheitsrechts im engeren Sinne, wie bei den Römern und Deutschen in älterer Zeit.

Anders heute zu Tage. Noch immer besteht viel Gewohnheitsrecht aus älterer Zeit, aber **die Fortbildung des Rechts auf dem Wege der Gewohnheit zeigt sich beinahe nur noch in dem Gerichtsgebrauche** [4]).

Wenn man hier im gegebenen Falle der Vormundschaft von Gewohnheitsrecht redet, so kann man nur Gerichtsgebrauch (Praxis) darunter verstehen; denn das Gewohnheitsrecht im engern Sinne setzt die unmittelbare Ueberzeugung der Gesammtheit, erkennbar in den Handlungen der Gesammtheit als nothwendiges Requisit voraus [5]). Die Handlungen (oder

---

[1]) Puchta B. II C. II. — Göschen a. a. O. S. 81 ff.

[2]) Göschen a. a. O. Seite 84.

[3]) Göschen a. a. O. S. 99.

[4]) Göschen a. a. O. S. 85.

[5]) Göschen a. a. O. § 23 und § 24.

Unterlassungen), die hier die Gewohnheit bekunden sollen, gehen aber ersichtlich nicht von der Gesammtheit, sondern vom Gericht aus, denn es ist nicht die Gesammtheit, welche Vormünder bestellt oder diese Bestellungen unterläßt, sondern das Vormundschaftsgericht.

Zur Bekundung des Gerichtsgebrauchs bedarf es nun einer Mehrzahl gleichförmiger Handlungen eine geraume Zeit hindurch [1]. Das Eigenthümliche des Gerichtsgebrauchs ist aber: was die Rechtsnorm selbst anbetrifft, für welche man sich auf den Gerichtsgebrauch beruft, so muß nicht nur bei dem Gerichte die Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit sich festgesetzt haben, sondern es muß überdies bei denjenigen, welche unter der Jurisdiction des Gerichts stehen, die Erwartung begründet sein, daß jene Norm den Ansprüchen des Gerichts werde zu Grunde gelegt werden. Daß es sich auf diese Weise verhalte, das wird erkannt an dem Vorhandensein einer Reihe gleichförmiger in Wirksamkeit getretener Entscheidungen des Gerichts; es werden also, mit unsern Quellen zu reden, res perpetuo similiter judicatae vorausgesetzt [2].

In casu mangelt es aber an der Reihe gleichförmiger, in Wirksamkeit getretener Entscheidungen ganz und gar; ja es lagen bis vor kurzem gar keine Entscheidungen der Gerichte vor, welche die Alleinvormundschaft der Mutter und die Nichtnothwendigkeit der Inventarerrichtung aussprachen, und alles was sich behaupten läßt, ist, daß die Gerichte häufig in dem gegebenen Falle die Einsetzung einer Vormundschaft u. s. w. unterließen. Aber solche Unterlassungen sind noch lange nicht Entscheidungen und haben um so weniger entscheidende Wirkung, als eben in sehr vielen Fällen die Behörden der Wittwe gerichtliche Vormünder zur Seite stellten und Inventarien errichten ließen.

Somit dürfte zur Genüge dargethan sein, daß hier kein Gerichtsgebrauch, keine Praxis stattfindet, welche dem klaren, deutlichen Gesetze widerspricht.

Sieht man aber davon ab, nimmt man dennoch einen solchen Gerichtsgebrauch an, so wäre er intensiv ohne alle verbindende Kraft. Nur das Gewohnheitsrecht im engeren Sinne kann positive Gesetze aufheben [3].

Der Gerichtsgebrauch (Praxis) hat nur Gesetzeskraft, wo Gesetze ganz

[1] Göschen a. a. O. § 24 und § 27.
[2] Göschen a. a. O. S. 97 ff.
[3] Göschen a. a. O. S. 91 ff.

fehlen oder deren Sinn zweifelhaft ist [1]. Aber eine aufhebende Kraft hat der Gerichtsgebrauch niemals [2]; wofür auch die Natur der Sache spricht, denn der Richter ist eigens dazu da, das bestehende Recht anzuwenden [3]. Hätten die Richter also gegen das Gesetz gesprochen, so wäre dies nicht im Stande einen Gerichtsgebrauch zu bilden, nicht im Stande das geschriebene Gesetz aufzuheben. Daß aber keine solche Urtheilssprüche vorliegen, ist schon oben gezeigt, ebenso daß nur Urtheilssprüche, nicht Unterlassungen der Behörden Gerichtsgebrauch bilden. Eben weil keine Urtheilssprüche vorliegen, kann auch nicht von mehrfachen, gleichförmigen, lange Zeit dauernden Handlungen (res perpetuo similiter judicatae) die Rede sein; noch davon, daß sich die öffentliche Stimme dafür ausgesprochen hätte (was nie geschehen ist); noch endlich davon, daß die gesetzgebende Gewalt stillschweigend ihre Zustimmung gegeben hätte, denn die gesetzgebende Gewalt erfuhr von diesen Unterlassungen nichts und konnte davon nichts erfahren.

Nur in ganz neuer Zeit, erst in diesem Jahre, entschied das Kurländische Oberhofgericht in einem Falle, daß dem § 67 der kurländischen Statuten durch die Praxis derogirt sei. Ein Urtheil aber macht noch keinen Gerichtsgebrauch und zudem ist jene Entscheidung (bei aller Ehrerbietung gegen das Oberhofgericht muß es gesagt werden) ganz und gar nicht motivirt und begründet. Will man aber dennoch die Existenz der behaupteten Praxis annehmen, will man den § 67 der Kurländischen Statuten für aufgehoben ansehen, dann ist es wahrlich an der Zeit, daß die Gesetzgebung eintrete und ein Gesetz erlasse, vermöge dessen im Sinne des § 67 der Kurländischen Statuten und dieser Erörterung die Wittwe stets gerichtlich bestellte Vormünder zur Seite habe und ein Inventar errichten müsse. Die Gründe der Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit dafür sind oben angeführt worden.

[1] L. 38 D. de legibus I, 3. — L. 13 C. de sent. et interloc. VII, 45.
[2] L. 13 C. VII, 45.
[3] Göschen a. a. O. S. 93, zumal Anm. 3.

Theodor Seraphim,
Oberhofgerichts-Advocat.

Ueber die Getraide-Vorrathsmagazine der Bauergemeinden Kurlands.

Bei der obrigkeitlich angeordneten Einrichtung von Getraide-Vorraths-magazinen für jede Gemeinde Kurlands im Jahre 1817 wurde zur Begründung und Mehrung derselben eine jährliche Kopfschüttung von 4 Garnetz Winter- und 1 Garnetz Sommergetraide für die männliche Revisionsseele festgesetzt, wobei die jährliche Kopfschüttung solange fortdauern sollte, bis der Bestand des vorräthigen Getraides 2 Tschetwert Winter- und ½ Tschetwert Sommergetraide für die männliche Revisionsseele betrüge.

Diese Anordnung hätte in 32 Jahren nothwendig dahin führen müssen, daß sämmtliche Bauermagazine Kurlands im Jahre 1849 ihren vollen gesetzlichen Bestand erreicht hätten und somit die jährliche Kopfschüttung allgemein hätte aufhören können. Auch finden sich in der That nicht wenige Magazine in Kurland, die das vorgesteckte Ziel seit Jahren bereits erreicht haben.

Man hatte aber bei dieser ganzen Einrichtung zunächst nur die Anhäufung des für Jahre des Mißwachses etwa nöthigen Getraides im Auge gehabt, ohne zugleich für die Aufbewahrung und Erhaltung desselben das Nöthige vorzusehen, und wenn auch später von den bezüglichen Behörden Befehle erlassen wurden, das nach Abzug der in jedem Jahre bei den Magazinen gemachten Anleihen übrig bleibende Quantum ebenfalls unter die Gemeindeglieder zum Umtausch gegen neues Getraide zu ver-

theilen, so stellte sich die Unmöglichkeit der Befolgung dieser Befehle heraus, sobald als der Bestand der Magazine eine bedeutendere Höhe erreicht hatte, so daß auf jeden einzelnen Bauerwirth etwa 15 bis 20 Tschetwert Getraide zum Umtausch hätten fallen müssen, ein Quantum, das, nach Abzug des zur Aussaat und zur Berichtigung der Magazinschuld nöthigen neuen Getraides, nicht selten die ganze neue Ernte des Wirthes überstieg.

Die Folge aber der auf diese Art sich nothwendig ergebenden jahrelangen Aufspeicherung desselben Getraides in großer Höhe über einander in den nicht selten feuchten Räumen der steinernen Magazingebäude war die, daß das Getraide nach und nach sich verschlechterte oder gänglich unbrauchbar wurde. Dazu nistete sich, zumal in den letztverflossenen Jahren, der Kornwurm in nicht wenigen Magazinen ein und bewirkte die größte Zerstörung in den aufgespeicherten Massen. Genug, viele Gemeinden und vorzugsweise die mit vollständigen Magazinen, sahen sich um die Frucht ihrer jahrelangen Leistungen gebracht; denn das verdorbene Getraide mußte oft zu den niedrigsten Preisen verkauft, selbst manches, als gänzlich unbrauchbar, weggeworfen werden und es mußte nun wieder eine jährliche Kopfschüttung der Gemeindeglieder beginnen oder mit der bisher geleisteten weit über den vorausgesehenen Termin fortgefahren werden, um den entstandenen Ausfall zu decken.

Dieselbe Wirkung ergab sich da, wo eine weniger genaue Verwaltung der Magazine in früherer Zeit einzelnen, und oft den schlechtesten Wirthen zu große Anleihen gewährt hatte, die nicht mehr aus den verschuldeten Gesinden gedeckt werden konnten, so daß eine Streichung der inexigibeln Schulden sich endlich als nothwendig herausstellte und im Jahre 1847 auch vollzogen wurde, während die entstandenen Defecte durch erneuerte oder fortgesetzte Kopfschüttung gedeckt werden mußten.

So schwere Verluste aber auch auf die eine oder die andere der angeführten Arten nicht wenige Magazine Kurlands trafen, so hat doch eine schon seit mehreren Jahren höchst sorgfältige Aufsicht der Behörden über die Magazine die Schäden früherer Jahre meistens ausgeglichen, so daß im allgemeinen von den Bauervorrathsmagazinen Kurlands jetzt angenommen werden kann, daß sie entweder ihren vollen gesetzlichen Bestand erreicht haben oder diesem Ziele nahe sind.

Die schlimmen Erfahrungen der letzten Jahre haben nun aber auch endlich, im Jahre 1862, die von Vielen schon längst ersehnte, bis dahin aber von den Kreisbehörden unerbittlich verweigerte Erlaubniß gebracht,

daß wenigstens ein Theil des bis dahin todt und ungenutzt in den Magazinen daliegenden Getraides verkauft und die Zinsen des sich ergebenden Kapitals zum Besten der Gemeinde verwendet werden können; es soll nämlich, je nachdem die erreichte Höhe eines jeden Magazins es möglich macht, soviel verkauft werden dürfen, daß als Bestand desselben in natura wenigstens 1 Tschetwert Winter- und ½ Tschetwert Sommergetraide per männliche Revisionsseele zurückbleiben.

Ist nun aber auch durch diesen vorzunehmenden Verkauf dem Verderben wenigstens eines Theiles der Magazine vorgebeugt worden, so scheinen doch die Maßnahmen, die in Hinsicht des in natura noch in den Magazinen zurückbleibenden Getraides getroffen worden sind, dem weiteren Verderben desselben keineswegs sicher vorbeugen zu können; auch scheinen die Anordnungen, die über die Verwendung des aus dem Verkaufe sich ergebenden Kapitals sowie der Zinsen desselben erlassen sind, weder den Nutzen, welches ein aufgehäuftes Magazingetraide in Jahren des Mißwachses gewähren soll, in genügender Weise zu verbürgen, noch auch überhaupt das Wohl der Gemeinden in dem Maße zu fördern, wie es durch Abänderung einzelner Bestimmungen leicht erreicht werden könnte.

Es ist nämlich noch immer als in natura zurückzubehaltendes Quantum 1 Tschetwert Winter- und ½ Tschetwert Sommergetraide per Revisionsseele festgesetzt worden. Dieses Quantum aber ergiebt für den Halbhäkner mit ungefähr 9 männlichen Seelen auf das Gesinde einen Vorschuß von ungefähr 14 Tschetwert Getraide, der jedem einzelnen Wirthe alljährlich gemacht werden könnte. Der monatliche Vorschuß aber, der auch in dem Jahre des drückendsten Mangels, 1846, sich für Wirthe jeder Art als genügend erwies, war 1 Tschetwert Winter- und ⅓, oder höchstens ⅔ Tschetwert Sommergetraide monatlich auf den Wirth. Demgemäß aber könnten sämmtliche Wirthe mit ihrem Gesinde vermittelst des in den Magazinen noch jetzt reservirten Getraides in den Jahren des größten Mißwachses während einer Zeit von 10½ resp. 8⅔ Monaten erhalten werden. Solcher Jahre des Mißwachses aber, wo nur die Hälfte des zur Consumtion Nöthigen erwächst, gehören schon zu den größten Seltenheiten; ein noch größerer Ausfall an der Ernte, etwa durch Frost oder Hagelschlag, betrifft wohl einzelne Striche oder nur vereinzelte Bauerhöfe, selten ganze Gemeinden zugleich. Wozu nun ein todter Vorrath in den Magazinen, der zu seiner Voraussetzung das fast totale Fehlschlagen der Ernte an Körner-, Hülsen- und Knollenfrüchten hat?

Dazu bleibt noch immer von dem in natura zu asservirenden Getraide ein Quantum nach, das, zumal bei den in neuester Zeit getroffenen Anordnungen, groß und übergroß genug ist, um ein Verderben desselben fürchten, ja mit den Jahren beinahe als nothwendig voraussehen zu lassen. Denn nach jenen Verordnungen soll für die gewöhnlichen Jahre einer gerade nicht unzureichenden Ernte der Vorschuß erst mit dem Maimonat beginnen, der Wirth also nur einen Vorschuß für 3 bis 3½ Monate erhalten dürfen. Für 10½ Monate aber reicht, wie wir sahen, das vorräthige Quantum des jetzt in natura zurückzubehaltenden Getraides hin; nach Abzug der nöthigen Vorschüsse bleibt also in gewöhnlichen Jahren als Rest das zur Erhaltung für die ganze Gemeinde Nöthige für wenigstens 7 Monate in den Magazinen zurück. Genau also ⅔ des in natura daliegenden Getraides wird auf diese Art alljährlich nicht verausgabt. Und diese Masse liegt denn nun von Jahr zu Jahr da, nicht umgetauscht und erneuert, vielmehr kaum in seiner Lage in den Vorrathsbehältern gerührt, weil das etwa in einem Jahre entliehene Quantum bei der Rückgabe in neuem Getraide auf das alte, schon längst daliegende hinaufgeschüttet und dieses obenliegende neue Getraide also auch im nächsten Jahre bei den zu machenden Vorschüssen wieder verausgabt wird. Wie viele Jahre wird nun das gleichsam unberührbar zu Grunde liegende Stammgetraide erhalten werden können, ohne daß wiederum Fäulniß oder Kornwurm ihre reiche Beute von demselben haben werden?

Es scheint daher durchaus mehr verkauft werden zu müssen, als zu verkaufen bisher erlaubt worden ist: ⅓ gewiß, vielleicht noch gar die Hälfte des jetzt zurückzubehaltenden Getraides. Im erstern Falle würde der Rest bei einer monatlichen Unterstützung von 1⅓ Tschetwert auf den Wirth auch in schweren Jahren des Mißwachses immer noch für 7 resp. 5¼ Monate ausreichen, während bei einem weitern Verkaufe der Hälfte des gegenwärtigen Minimalbestandes sich nur noch eine mögliche Unterstützung für 5¼ resp. 4⅛ Monate ergäbe. In jedem Falle aber müßte wenigstens dafür die regste Sorge getragen werden, daß das alljährlich zurückbleibende Quantum, wie groß oder wie klein es auch immer sei, stets nach je 2 oder höchstens 3 Jahren durch neues Getraide durchweg ersetzt werde. Es müßten zu diesem Zwecke zuerst die für gewöhnliche, vielleicht gar gesegnete Jahre der Ernte zu gestattenden Anleihen nicht, wie bisher auf nur 3 bis 3½ Monate beschränkt werden. Man müßte in solchen Jahren die Anleihen eher befördern, als zu beschränken suchen; da die

Rückerstattung derselben nach menschlicher Voraussicht dann gerade um so sicherer ist; und falls die Gemeindeglieder in günstigen Jahren nicht von selbst zu größern Anleihen geneigt sein sollten, so wären sie unbedingt zum Umtausch der Hälfte, wenigstens des Drittels des im Magazine zurückgebliebenen Getraides zu verpflichten; diesen Umtausch aber könnten sie unter der Voraussetzung, daß auch nur ½ des gegenwärtigen Minimalbestandes noch verkauft werde, leicht ermöglichen, da das Quantum des umzutauschenden Getraides sich nur auf etwa 5 resp. 3 Tschetwert für den einzelnen Wirth belaufen möchte. Wozu sollen überhaupt auch die Anleihen mit Aengstlichkeit auf eine kurze Zeit beschränkt werden? Die Magazine verfehlen so, auch in gewöhnlichen Jahren, nur zu oft ihren Zweck, Vorrathshäuser der Gemeinde zur Befriedigung der Bedürfnisse jedes Einzelnen in Zeiten der Noth zu sein. Denn, wie die Jahre auch immer ausfallen mögen, selten ist ein Jahr so günstig, daß nicht ein oder der andere Wirth, in dieser oder jener Getraideart, auf seinen Wiesen oder in seinen Futterkräutern, einen Ausfall in seiner Ernte haben sollte, den er zu decken jedenfalls nicht unterlassen darf. Er hat nun vielleicht Getraide genug für sich und seine Leute, nicht aber auch für sein Vieh, dem er vielleicht gerade um so größere Rationen geben muß, als seine Klee- oder Heuernte schlecht ausgefallen ist, oder als der Frühling verspätet eintritt. Es ist ja auch möglich, daß die Preise der einen oder andern Gattung Getraides, die er eben ankaufen müßte, augenblicklich hoch stehen, während, was er verkaufen könnte, gerade keinen verhältnißmäßigen Preis hat u. s. w. Genug, Anleihen erscheinen ihm im hohen Grade wünschenswerth, oder er ist dazu durchaus gezwungen, und fällt dem Wucher in die Hände oder hilft sich durch Käufe und Verkäufe zu seinem großen Schaden, weil das Magazin ihm nicht die nöthige Hülfe bietet, welches doch ganz eigentlich die Bestimmung hat ihm zu helfen. Er selbst hat es durch seine jährlichen Schüttungen mitbegründen und erhalten helfen: wie darf ihm also eine billige Unterstützung aus demselben verweigert werden, zumal er dieselbe mit hohen Zinsen, mit 6 Procent, oft für wenige Monate, dem Magazin verrentet?

Endlich sollte doch auch nicht der Nachtheil übersehen werden, der den Magazinen und somit den Gemeinden selbst durch die Beschränkung des Verleihens auf wenige Monate insofern zugefügt wird, als dadurch das zum Besten des Magazins einkommende Procentgetraide auf einen verhältnißmäßig sehr geringen Theil des früher eingeflossenen beschränkt worden

ist und so die genügende Unterstützung der Armen aus demselben an vielen Orten nicht mehr ermöglicht wird. Zwar sollen für diesen Fall, nach den zum Artikel 3 des Magazinreglements von 1848 erlassenen weitern Bestimmungen vom Jahre 1862, die einfließenden Zinsen von dem durch den Verkauf des Magazingetraides gebildeten Kapitale „vorzugsweise“ zu diesem Zwecke verwendet werden. Darnach aber müßte dem weiteren Anwachs dieses Kapitals Abbruch geschehen, und was man diesem Kapital entzieht, entzieht man der Gemeinde.

Man fürchtet aber — und darum vor allem die beschränkenden Verordnungen — daß die erweiterte Möglichkeit der Magazinanleihen die Gemeindeglieder zu leichtsinniger Benutzung derselben verleiten und somit zu ihrem eigenen Ruin gereichen möchte. Eine unbegründete Sorge! Denn wenn auch ein solches leichtsinniges Borgen bei den Bauerwirthen Kurlands in früheren Zeiten vorauszusetzen gewesen sein mag, als sie noch, von der Frohne gedrückt, keine Aussicht auf Wohlstand und wirthschaftliche Selbständigkeit nähren durften, so weiß der jetzige wohlhabende Wirth, als Arrendenehmer, sehr wohl seine Lage zu würdigen und seinen Vortheil wahrzunehmen, so daß er nicht leicht zu seinem eigenen Verderben Schulden auf sich häufen wird, die er denn doch schließlich mit dem Verluste seiner ganzen Habe bezahlen muß. Sind erst die Verordnungen da — wie sie jetzt nicht fehlen — zur genauen, unerbittlichen Eintreibung des Geliehenen, so braucht man nicht um die Wiedererstattung der gemachten Anleihen besorgt zu sein. Sie wird sicher stets erfolgen, und selbst in frühern Jahren wäre es nicht zu den oben erwähnten Defecten gekommen, wenn man nur von jeher, so wie jetzt, die nöthige Sorge auf die nachdrückliche Beitreibung der gemachten Magazinvorschüsse verwendet hätte. Man verleihe also nur immerhin ohne Beschränkung der Zeit oder des Quantums, und man wird vermittelst des Procentgetraides dem Magazinkapitale einen schönen jährlichen Zuschuß gesichert haben.

Aber auch, was die Größe des aus dem Verkauf des überflüssigen Magazingetraides zu begründenden Stammkapitals, dessen Erhaltung und Verwendung, sowie die Mehrung desselben betrifft, so stehn nur zu viele Zweifel der Zweckmäßigkeit der bisher erlassenen Verordnungen entgegen. Es wird nämlich zuerst die Höhe desselben als genügend zum eventuellen Wiederankauf von Getraide in Jahren des Mißwachses auf 4⅕-mal soviel Rubel angenommen, als Tschetwert Wintergetraides zum Verkauf gekommen sind. Wenigstens wird in den erwähnten Zusätzen zum

Magazinreglement gestattet, bei noch nicht completen Magazinen, die noch bis zur Completirung derselben zu leistende Kopfschüttung auch in baarem Gelde abzulösen, und zwar mit 7½ Kopeken für das Garnetz oder 4 Rub. 80 Kop. für das Tschetwert Wintergetraide, welche Art von Getraide denn doch überhaupt nur nach den angeordneten Regeln zum Verkaufe bei den Magazinen kommen kann. Möge nun aber auch beim thatsächlichen Verkauf des überflüssigen Getraides da, wo keine Ablösung in Geld stattgefunden hat, durch die im Augenblick bestehenden Preise eine geringe Steigerung herbeigeführt werden können, wenn auch eine Verringerung ebenso möglich ist, so möchte es doch immer, selbst wenn 5 Rub. für das Tschetwert erreicht werden, der angenommene Preis zu einem Wiederankauf von Getraide in Jahren des Mißwachses als zu gering sich ergeben. Bei Preisen, wie z. B. im Jahre $18^{40}/_{41}$ von 15 Rub. per Tschetwert Roggen, könnte mit dem asservirten Magazinkapitale nur ⅓ desjenigen Getraides wieder angekauft werden, das man zum dreifach niedrigern Preise verkauft hatte. Zwar, wenn noch immer, wie bestimmt ist, 1 Tschetwert Winter- und ½ Tschetwert Sommergetraide für die männliche Revisionsseele in natura zurückbleiben soll, so möchte wohl überhaupt kein Wiederankauf je nöthig werden, da, wie wir oben gesehn, das asservirte Getraide die Bedürfnisse der Gemeinde für 10½ resp. 8⅔ Monate deckt. Gestattet man aber einen weitern Verkauf über die bisherige Norm hinaus — wie es sich denn doch wohl aus den oben angeführten Gründen als räthlich, ja beinahe als unerläßlich herausstellen möchte, so daß das zurückbleibende Getraide nur noch zu den nöthigen Vorschüssen entweder auf 7 resp. 5¼, oder auf 5¼ resp. 4⅓ Monate hinreichen würde — so könnten denn doch, und namentlich bei der letztern Voraussetzung, Fälle eintreten, wo ein größerer Bedarf fehlenden Getraides zu sehr erhöhten Preisen wieder anzukaufen wäre und es könnte dann leicht das ursprünglich beim Verkaufe gewonnene Kapital als unzureichend erfunden werden, falls ihm nicht ein steter Zuwachs gesichert wird. Dieser Zuwachs aber scheint durchaus nicht beabsichtigt zu sein, da schon bei incompleten Magazinen, nach der Verordnung vom 30. März 1862, die Zinsen des Magazinkapitals vorzugsweise für die Armenpflege, aber auch mit Genehmigung des Herrn Gouvernementschefs zu andern Bedürfnissen, wie zur Errichtung und Erhaltung von Gemeindeschulen u. s. w. sollen verwendet werden dürfen, bei completen Magazinen aber die Gemeinde freies gesetzliches Dispositionsrecht über die Zinsen des Magazinkapitals haben soll, also höchstens der zu obigen Ge-

meindebedürfnissen nicht verwendete Rest zum Magazinkapital zugeschlagen werden kann und soll. Leicht aber möchten die Zinsen eines so gering fixirten Stammkapitals — ungefähr 35 Rbl. bei einer Gemeinde von 100 männlichen Revisionsseelen — wenn auch nur die bezeichneten zwei Gemeindebedürfnisse, und darunter namentlich die Erhaltung, nicht einmal Begründung der Gemeindeschulen, befriedigt werden sollten, als durchaus unzureichend, geschweige denn einen Ueberschuß ergebend, sich erweisen.

Ein genügender Fonds zum Wiederankauf des der Gemeinde in Jahren des Mißwachses nöthigen Getraides bliebe also immer höchst zweifelhaft; ja, es müßte bei den jetzt bestehenden Verordnungen ein solcher nie vorausgesehn werden dürfen, da, wenn er je stattfinden sollte, die zur Entlehnung des unter solchen Umständen angekauften Magazingetraides gedrängten Gemeindeglieder mit der Anleihe selbst ihren fast sichern Ruin unterschrieben hätten. Sollen sie doch den Unterschied zwischen dem im Jahre des Mißwachses bestehenden gesteigerten Getraidepreise und dem ursprünglich angenommenen von ungefähr 5 Rbl. per Tschetwert bei der Wiedererstattung nachzahlen, d. h. also ihren Mangel durch Zahlung der höchsten Nothpreise aus ihren eigenen Mitteln decken, so daß das Magazin ihnen das nöthige Getraide zu Preisen verkauft, für welche sie dasselbe auch anderweitig hätten ankaufen können. Ja, diese so theuer zu erkaufende Hülfe wäre den Bedürftigen in Zeiten großer Noth nicht einmal *sicher*, da nach den weitern Bestimmungen der Anleihende selbst eine genügende Sicherheit für die Wiedergabe des Darlehns zu leisten hat, der am meisten Bedürftige dann also gewiß nicht das Nöthige zu seinem und der Seinigen Unterhalte aus dem Magazine erhalten wird. Welchen Segen brächte denn nun das so angelegte und verwaltete Stammkapital gerade in jenen Zeiten, für welche allein es eigentlich angelegt ist?

Die *Zinsen* des gewonnenen Magazinkapitals sollen, wie schon erwähnt, nur für die Armenpflege und die Schule, nie aber und „unter keinem Umstande" zur Zahlung von Kronsabgaben verwendet werden. So bei incompleten und, wie es scheint, auch bei completen Magazinen. Wenigstens hat ein Gutachten der Commission in Sachen der kurländischen Bauerverordnung sich in einem speciellen Falle, auch einem durchaus completen Magazine gegenüber, dahin ausgesprochen, daß eben derselben Regel auch jenes Magazin zu folgen habe, obgleich es in den Bestimmungen vom 30. März 1862 allerdings heißt, daß, wenn der Normalbestand des Magazins vollständig vorhanden ist, die Gemeinde *freies* gesetzli-

ses Dispositionsrecht über die Zinsen des Magazinkapitals habe. Dieses freie gesetzliche Dispositionsrecht reducirt sich also nur darauf, daß die betreffenden Gelder von den Gemeinden mit completen Magazinen zu den bezeichneten zwei Gemeindezwecken ohne besondere Genehmigung des Gouvernementschefs verwendet werden dürfen, während die Gemeinden mit incompleten Magazinen dieselbe in jedem speciellen Falle nachzusuchen haben. Warum aber die Verwendung der Zinsen des Magazinkapitals zur Zahlung der Kronsabgaben, als ungesetzlich angesehn werden solle, ist schwer zu begreifen. Ja, der Staat scheint mit Recht bei Verwendung der Zinsen der Magazinkapitalien sogar eine vorzügliche Berücksichtigung seiner Anforderungen beanspruchen zu dürfen, da die Bedürfnisse der Armen allenfalls auch ohne baare Auslagen, z. B. durch Aufnahme derselben in die einzelnen Gesinde oder durch kleine Beiträge zu ihrem Besten in Getraide, Kleidungsstücken, u. s. w. bestritten werden könnten, für die Begründung und Erhaltung der Gemeindeschulen aber auf den Kronsdomainen der Staat selbst schon fast allenthalben das Nöthige ausgeführt hat und ebenso auf den meisten Privatgütern die Schulen von den Gutsbesitzern begründet sind und erhalten werden und die Gemeinde höchstens Beiträge zum Besten der Lehrer zu zahlen hat. Könnte und müßte nun auch für Ausstattung und Sicherstellung der Schulen noch unendlich Vieles in Kurland geschehen, so werden denn doch, nach den Verhältnissen, wie sie jetzt sind, nicht die Gemeinden in dieser Beziehung selbständig bestimmen dürfen und es kann ihnen daher auch nicht für die Verwendung der Zinsen ihres Magazinkapitals die Begründung und Erhaltung von Gemeindeschulen als Pflicht auferlegt werden. Der Staat aber bedarf seiner baaren Einnahmen stets, er bedarf derselben genau an denjenigen Terminen, wo auch er seinen Verpflichtungen nachzukommen hat, und wie die Verhältnisse sich bereits gestaltet haben und in ihren Folgen sich noch weiter entwickeln werden, so wird eben die Zahlung der Kronsabgaben in ihrem vollen Betrage, zumal mit Einhaltung der festgesetzten Termine, für sämmtliche Gemeinden bald die größte Schwierigkeit, ja eine Unmöglichkeit werden, weil die „auf Pässe" weit entfernten Gemeindeglieder nicht immer zur pünktlichen Zahlung angehalten und bei plötzlich im Laufe des Jahres eintretenden Zahlungen, nicht einmal dazu aufgefordert werden können, die Gemeinden aber nicht über Kapitalien zu gebieten haben, aus welchen sie bis zur erfolgten Beitreibung von den Säumigen den Ausfall sofort decken könnten, zu dessen pünktlicher Deckung sie doch solidarisch

verpflichtet sind. Man wird daher auf Mittel sinnen müssen, wie diesem Uebelstande abzuhelfen ist, und wenn die Zinsen des Magazinkapitals dieses Mittel darbieten könnten, zu denselben ohne Säumen seine Zuflucht nehmen müssen, ohne darum die sonstigen Gemeindebedürfnisse hinsichtlich der Armenpflege, Erhaltung der Schulen u. s. w. unberücksichtigt zu lassen. Die Sorge für diese internen Angelegenheiten der Gemeinde wird vielmehr mit den Einzahlungen, zu welchen die Gemeinde gegen den Staat verpflichtet ist, Hand in Hand gehen müssen; ja, es sollte immer demjenigen Bedürfnisse, welches zur Zeit als das dringendste erscheint, zuvörderst aus den Zinsen des Magazinkapitales Rechnung getragen werden. In Folge einer guten Verwaltung des durch den Verkauf des überflüssigen Magazingetraides gewonnenen Kapitals würde, wenn auch nur mit der Zeit, gewissermaßen eine Ablösung aller und jeder Verpflichtungen möglich werden, welche die Gemeinde gegen den Staat, gegen ihre einzelnen Glieder und gegen sich selbst als Ganzes zu erfüllen hat.

Und dieses lockende Ziel läßt sich, wie mir scheint, ohne alle nur irgend erhebliche Belästigung der Gemeinde und dazu mit unzweifelhafter Sicherheit erreichen. Man gestatte nämlich nur mehr überflüssiges Getraide aus den Magazinen zu verkaufen als bisher; man beschränke ferner die aus den Magazinen zu gewährenden Vorschüsse nicht auf wenige Monate; man verordne endlich für alle Magazine, auch wenn sie den vollen Bestand erreicht haben, eine fortgesetzte Kopfschüttung — und sämmtliche Gemeinden Kurlands und mit ihnen die Gemeinden aller Gouvernements unseres Vaterlandes, die sich gleicher Bauervorrathsmagazine, wie die Gemeinden Kurlands erfreuen, werden sich in nicht langen Jahren in eine Lage versetzt sehn, wie sie kein anderes Land der Welt aufweisen kann.

Nimmt man für die Berechnung eine Gemeinde mit 100 männlichen Revisionsseelen mit vollständigem, gesetzlichen Bestande ihres Bauernvorrathsmagazines an, so enthält letzteres 200 Tschetwert Winter- und 50 Tschetwert Sommergetraide. Nach den jetzt für Kurland bestehenden Verordnungen dürfen nur 100 Tschetwert Wintergetraide von diesem Vorrathe verkauft werden, so daß 1 Tschetwert Winter- und $1/2$ Tschetwert Sommergetraide auf die männliche Seele in natura zurückbleibt. Nach unserer Ansicht aber sollte wenigstens noch $1/3$, ja vielleicht noch die Hälfte dieses Rückstandes verkauft werden. Im ersteren Falle ergiebt sich für jene angenommene Gemeinde von 100 männlichen Revisionsseelen als Erlös des Getraides zu den im Augenblick bestehenden Preisen von 5 Rbl. 44 Kop.

für das Tschetwert Winter- und von 4 Rub. 64 Kop. für das Tschetwert Sommergetraide, für 100+33⅓=133⅓ Tschetwert Winter- und 16⅔ Tschetwert Sommergetraide, 725 Rub. 33⅓ Kop. + 77 Rub. 33⅓ Kop. = 802 Rub. 66⅔ Kop. Verkauft man aber statt des Drittels die Hälfte des annoch angeordneten Rückstandes, also 50 Tschetwert Winter- und 25 Tschetwert Sommergetraide, so ergiebt als Erlös für sämmtliche verkauften 100+50=150 Tschetwert Winter- und 25 Tschetwert Sommergetraide die Summe von 816+116=932 Rubel.

Veranschlagt man nun das Bedürfniß der Gemeinde hinsichtlich der zu machenden Anleihen auf ⅓ des nach den jetzigen Verordnungen zurückzubleibenden Bestandes also auf 33⅓ Tschetwert Winter- und 16⅔ Tschetwert Sommergetraide, so ergeben diese Vorschüsse jährlich an Procentkorn zu 6 Procent, wie das Getraide verliehen wird, 2 Tschetwert Winter- und 1 Tschetwert Sommergetraide, oder in baarem Gelde 15 Rub. 52 Kop.

Die jährliche Kopfschüttung aber für 100 männliche Revisionsseelen beträgt 400 Garnetz = 6¼ Tschetwert Winter- und 100 Garnetz = 1$^{9}/_{16}$ Tschetwert Sommergetraide, in baarem Gelde also 33 Rub. 80 Kop. + 7 Rub. 25 Kop. = 41 Rub. 5 Kop.

Legt man nun jene 802 Rub. 66⅔ Kop., resp. 932 Rub. auf Zinseszins zu 5 Procent an und schlägt zur Mehrung dieses Stammkapitals jährlich den Erlös aus dem Procentgetraide und aus der Kopfschüttung, also 15 Rub. 52 Kop. + 41 Rub. 5 Kop. = 56 Rub. 57 Kop. zu demselben, auch diesen Erlös zu 5 Procent jährlich anlegend, so ergiebt sich aus den oben genannten Stammkapitalien von 802 Rub. 66⅔ Kop., resp. 932 Rub., in ungefähr 14 resp. 13 Jahren die Summe von 2800 Rub. — in ungefähr 19 resp. 18 Jahren die Summe von 4000 Rub., wovon man an jährlichen Zinsen 140 resp. 200 Rub. beziehen würde. Nun aber reicht der Betrag von 140 Rub. ungefähr aus, die jährlichen Kronsabgaben und sonstigen Baarzahlungen einer Gemeinde von 100 männlichen Revisionsseelen zu decken, während bei einer gesicherten Rente von 200 Rub. noch 35 Rub. jährlich zur Bestreitung der Schule und 25 Rub. zur Verpflegung der Armen übrig wären. In 14 resp. 13 Jahren also kann sich auf diese Art jede Gemeinde Kurlands mit vollständigem Magazine von allen den ihr jetzt zustehenden Baarzahlungen für Kronsabgaben und Gemeindegericht, in ungefähr 19 resp. 18 Jahren aber auch von den sonstigen Gemeindeleistungen befreien, zu deren Deckung nach den neuesten Bestimmungen die Zinsen des Magazinkapitals verwendet werden dürfen.

Wenn man sich aber die Gemeindeverpflichtungen auch noch viel weiter ausgedehnt denkt, so daß außer Zahlung der Kronsabgaben noch die Ausstattung der abzugebenden Rekruten, die Stellung von obrigkeitlich requirirten Fuhrwerken, Boten, Arbeitern, — außer der Verpflegung der Armen auch die Versorgung von Wittwen und Waisen, die Erhaltung von Blödsinnigen, Krüppeln, Altersschwachen — dazu die Begründung und Erhaltung von Schulen, Kirchen, Krankenhäusern, Magazingebäuden, endlich die Salarirung eines Arztes und die Bezahlung der den Gemeindegliedern nöthigen Medicamente — kurz, so daß alles darunter begriffen würde, was irgend der Gemeinde zur Förderung ihres geistigen wie materiellen Wohles gereichen mag, so würde auf dem von uns angegebenen Wege, nur in verhältnißmäßig längerer Zeit, auch der ganze Complex dieser Gemeindeverpflichtungen im weitesten Sinne gedeckt werden können. Wenn man z. B. annimmt, daß dazu etwa 4 Rub. per männliche Seele, also für die supponirte Gemeinde von 100 Seelen im Ganzen 400 Rub. jährlich erforderlich wären, so läßt sich leicht berechnen, daß das Magazinkapital bei der angegebenen Verwaltungsweise in 31 resp. 30 Jahren zu derjenigen Höhe heranwachsen muß, welche einen Zinsenertrag von 400 Rub. ergiebt. Es ist hier zu bemerken, daß alle angegebenen Zwecke auch dann sich erreichen ließen, wenn der in natura zurückbleibende Getreidevorrath wie jetzt bestimmt ist, auf 1 Tschetwert Winter- und ½ Tschetwert Sommergetraide per männliche Revisionsseele fixirt bliebe und nur mit der fortgesetzten Kopfschüttung und sonst in der angegebenen Weise verfahren würde: aber einerseits würde dann die wünschenswerthe Kapitalansammlung um ungefähr 4 Jahre hinausgeschoben werden, und andrerseits blieb, wie schon gesagt, das Verderben des zu großen Vorraths und somit die Vereitelung aller darauf gebauten Berechnungen immer wieder zu fürchten.

Wir können nun aber nicht umhin, unseren bisher entwickelten Vorschlag, wonach alljährlich die ganzen aus dem Magazinkapitale gewonnenen Zinsen nebst dem Erlöse aus der Kopfschüttung sowie aus dem Procentgetraide zunächst nur zur Vermehrung des Kapitals selbst verwendet werden sollten, dahin zu modificiren, daß nur die Hälfte der Zinsen nebst dem Erlös aus der Kopfschüttung und dem Procentgetraide jedesmal zum Kapital geschlagen, die andere Hälfte der Zinsen aber von der Gemeinde sofort zur Deckung ihrer jeweilig dringendsten Bedürfnisse nach eigenem Ermessen und Beschlusse verwendet werde. Bei diesem Verfahren würde die Gegenwart sich nicht beklagen können, daß sie zum Besten einer

fernen Zukunft allzuschwer belastet werde — eine Klage, die sonst namentlich in Bezug auf die Fortsetzung der Kopfschüttung, von der manche Gemeinden sich schon entwöhnt haben, allerdings nahe liegen müßte. Der Anwachs des Kapitals wird zwar um so langsamer sich vollziehen; dafür aber werden die Gemeinden schon nach 10 resp. 9 Jahren den vollen Ersatz für ihre bis dahin geleistete Kopfschüttung genießen, indem dieselbe ihnen schon vom ersten Jahre an mit der Hälfte und darnach in steigender Progression vergütet wird, bis nach Verlauf jener 10 resp. 9 Jahre ein den Werth der geleisteten Kopfschüttung übertreffender Gewinn realisirt wird. In der That ist dasjenige, was die Gemeinden in den ersten 10 resp. 9 Jahren opfern, nur der Betrag einer ungefähr zweijährigen resp. einjährigen Kopfschüttung, da bei einer Gemeinde von 100 Seelen der Werth der in dieser Zeit geleisteten Kopfschüttung 410 resp. 364 Rub. betragen würde, die Gemeinde aber unterdessen 344 resp. 318 Rub. an Zinsen zurückerhält.

Der weitere Erfolg dieses Verfahrens aber ist der, daß die Summe von 2800 Rub., die durch ihre Zinsen ungefähr den Werth der jetzt bestehenden Baarzahlungen der Gemeinde an die Krone und für das Gemeindegericht deckt, in etwa 20 resp. 19 Jahren; die Summe von 4000 Rub. aber, durch deren Zinsen noch außerdem den Armen und der Schule eine voraussichtlich hinreichende Unterstützung gewährt werden könnte, in ungefähr 29 resp. 28 Jahren; das am höchsten gesteckte Ziel aber, wo für alle denkbaren Bedürfnisse der Gemeinde ein jährlicher Aufwand von 400 Rub. Zinsen, also ein Kapital von 8000 Rub. für nöthig erachtet wurde, in etwa 44 resp. 43 Jahren erreicht würde, während die Gemeinde in den entsprechenden Zeiträumen an halben Zinsen ungefähr 880, 1510 oder 4400 Rub. bezogen, ihre Kopfschüttung aber unterdessen ungefähr 820, 1190 oder 1800 Rub. betragen hätte.

Indem wir diese drei Termine der zu erreichenden Kapitalhöhe ansetzen, denken wir, daß es der Gemeinde bei jedem derselben gestattet sein müßte, den ferneren Zuschlag der sich jährlich ergebenden Zinsen zum Magazinkapital einzustellen und fortan den ganzen Zinsenertrag zur Deckung ihrer laufenden Bedürfnisse zu verwenden. Daß dieses wenigstens vom Schlusse des letzten Zeitraumes an, also nach 44 resp. 43 Jahren, oder sobald nur überhaupt das Kapital die Höhe von 8000 Rub. erreicht hat, geschehen müßte, scheint sich von selbst zu verstehn, da dann, wie angenommen wurde, jedes mögliche Bedürfniß der Gemeinde aus den Magazin-

zinsen gedeckt werden kann und kein Grund mehr vorliegt, weßhalb die Gemeinde darüber hinaus ein noch größeres Gemeindekapital sammeln sollte. Von da an fällt denn auch selbstverständlich die weitere Kopfschüttung weg, und selbst das Procentkorn für Magazinanleihen wird unnöthig werden. Giebt man aber am Ende des ersten Zeitraumes, also bei einem Stammkapital von 2800 Rub. die ganzen Zinsen dieses Kapitals zur freien Disposition der Gemeinde hin, so tritt bereits nach 20 resp. 19 Jahren eine bedeutende Erleichterung für dieselbe ein, indem sie fortan zur Befriedigung ihrer Gemeindebedürfnisse einen jährlichen Zuschuß von 140 Rub. d. h. so viel erhält, als ungefähr der Betrag ihrer bisherigen Baarzahlungen im Laufe eines jeden Jahres ausmachte. Schöbe man aber das Hingeben der ganzen Zinsen bis zum zweiten Termin, also bis dahin auf, wo das Kapital 4000 Rub. beträgt, so käme die Gemeinde zwar von da an in den jährlichen Genuß von 60 Rub. mehr, aber sie hätte in den 9 unterdessen verflossenen Jahren 630 Rub. an ihren Einnahmen verloren, von welchem Opfer erst die Nachkommenschaft Vortheil zöge. Von dem Zeitpunkt an, da man den Verbrauch des ganzen Zinsenertrages eintreten läßt, steigt natürlich das Stammkapital alljährlich nur noch um den Werth der Kopfschüttung und des Procentgetraides, also um 55 Rub. ungefähr, so daß ein Stammkapital von 2800 Rub. erst nach 22 Jahren die Höhe von 4000 Rub. und erst nach 95 weiteren Jahren die Höhe von 8000 Rub. erreichen würde: allerdings besonders der letztere ein langer Termin! Aber da die Gegenwart, welche die Opfer bringt, vorzugsweise auch Anspruch auf den Genuß der Früchte hat, so dürfte denn doch das letzterwähnte Verfahren, vermöge dessen schon bei einer erreichten Kapitalhöhe von 2800 Rub. der vollständige Zinsenverbrauch freigegeben wird, gerade das empfehlenswertheste sein.

Was diesem ganzen Plane entgegenzustehen scheint, ist das Postulat einer f o r t g e h e n d e n Kopfschüttung, möge dieselbe nun von neuem wieder aufzunehmen oder, wo sie noch besteht, ins Fernere fortzusetzen sein. Gegen dieselbe erheben sich nicht nur Einzelstimmen, sondern auch ein Gutachten der Commission in Sachen der kurländischen Bauerverordnung hat sich gelegentlich eines speciellen Falles dahin ausgesprochen, daß „eine fortgesetzte Kopfschüttung nach erreichtem Normalbestande im Magazine u n z u l ä s s i g erscheine."

Daß aber g e s e t z l i c h e Bestimmungen einer solchen Einrichtung entgegenstehn, ist wenigstens aus den bestehenden Verordnungen nicht ersichtlich.

Denn setzen diese auch fest, daß nach erreichtem Normalbestande die Kopfschüttung aufzuhören habe, so ist das eine Bestimmung, die eben nur aus Rücksicht auf das Wohl der Gemeinde erlassen wurde und aus derselben Rücksicht wieder abgeändert werden kann. Gereichen aber die von mir aufgestellten neuen Grundsätze der Magazinverwaltung wirklich zum Wohl der Gemeinden, so wären dieselben, falls sie zu einer fortgesetzten Kopfschüttung auch nicht von selbst willig sein sollten, dazu in ihrem eigenen Interesse gesetzlich zu verpflichten, auf Grund desselben Rechts, mit welchem die Fürsorge der Obrigkeit einst zu der ursprünglichen Anlage der Gemeindemagazine gezwungen hat. Die Unwilligkeit von Seiten der Gemeinden ist aber in diesem Falle nicht einmal vorauszusetzen. Vielen derselben nämlich, welche mit der Kopfschüttung noch nicht abgeschlossen haben, würde eher das Aufhören als die Fortsetzung derselben ein Befremdendes sein. Sie sind daran gewöhnt und werden diese Auflage in Zukunft um so williger tragen, wenn sich ihnen erst ein alljährlich steigender Ersatz aus den Zinsen des Magazinkapitals ergeben wird. Aber auch diejenigen Gemeinden, in denen die Kopfschüttung vielleicht schon vor Jahren aufgehört hat, werden sich leicht zu einer Wiederaufnahme derselben willig finden lassen, sobald ihnen die Aussicht auf einen reichlichen Zinsenertrag ihres bisher todten Magazinkapitals verständlich geworden sein wird. Die engherzige Rücksicht auf den eigenen Vortheil, die namentlich bei den Hochbejahrten oder Kinderlosen sich geltend machen könnte, wird durch den Vortheil des überwiegend größten Theiles der Gemeindeglieder des kräftigen Lebensalters, der heranwachsenden Jugend und überhaupt der Gemeinde als Ganzes überwunden werden.

Es hat sich aber allerdings in die Entscheidung dieser Frage ein Faktor eingemischt, der eine sehr unerwartete Schwierigkeit verursacht. Es hat sich nämlich in Kurland die Sitte eingebürgert, daß die zum Dienste des Hofes engagirten Knechte die Uebernahme aller ihrer Krons- und Gemeindeleistungen durch den Hof als einen Theil ihres Lohnes bedingen; zu diesen Leistungen gehört aber auch die Magazinschüttung. Dem Knechte selbst liegt wenig daran, ob sie vom Hofe in der That geleistet wird oder nicht; er weiß es auch oft nicht und fragt nicht einmal darnach, da er die Schüttung nach einem Herkommen von bald 50 Jahren für selbstverständlich hält: er ist zufrieden, wenn sie nur keinen Abzug an seinem anderweitigen Lohne verursacht, während freilich in neuester Zeit auch Fälle vorgekommen sind, daß Knechte aus Gemeinden mit completen

Magazinen, bei einem Engagement auf Päffen in solchen, wo noch Kopfschüttung geleistet wird, den Betrag derselben als ein ihnen gebührendes Plus der Löhnung beansprucht haben. Ihrer aber sind immer noch wenige. Wo daher complete Magazine sich finden, da schütten die Herren nicht die Magazinschüttung, die Knechte aber fordern ihren Betrag auch nicht für sich, und es ergiebt sich somit, daß den Inhabern der Güter — gleichviel ob Kronsdomainen oder Privatbesitzlichkeiten — der Knechtslohn um soviel wohlfeiler zu stehen kommt, als die Kopfschüttung beträgt. Wird nun eine fortgehende Kopfschüttung eingeführt, so wird dieser Unterschied zwischen Gütern mit completen oder incompleten Magazinen ausgeglichen werden, so daß auch auf den ersteren der Hof die Magazinschüttung, von der er bisher entbunden war, in der That wird leisten müssen. Bei einer größeren Anzahl von Hofesknechten ist die betreffende Differenz allerdings erheblich genug, und ein von dieser Seite erhobener Widerspruch gegen die wieder aufzunehmende Kopfschüttung kann daher nicht Wunder nehmen. Indessen erscheint das bezügliche Recht der in ihrem Interesse gefährdeten Besitzer doch als sehr zweifelhaft. Der Vortheil der auf Gütern mit completen Magazinen cessirenden Kopfschüttung gehört jedenfalls den Bauern, nicht dem Hofe, und gewiß wird er von den betheiligten Knechten auch nur solange dem letztern überlassen werden, als sie gedankenlos über ihr Verhältniß zum Herrn und ihre eigene Lage hinwegsehen. In wenigen Jahren vielleicht wird es damit schon anders stehen; keinenfalls aber dürfte in dieser Gewohnheit ein genügender Grund gefunden werden, den Nutzen der Gemeinde zu gefährden, sobald sie durch die Fortsetzung der Kopfschüttung denselben zu fördern unternähme.

Einzelne Inhaber von Gütern können freilich geltend machen, daß sie denn doch immer für ihre Bauern alle Lasten getragen und namentlich auch durch Opfer von ihrer Seite die Begründung und Mehrung der Magazine herbeigeführt haben, ja daß sie auch jetzt noch jene Lasten zu tragen fortfahren und daher billiger Weise einen geringen Ersatz für das von ihnen Geleistete vermittelst der cessirenden Kopfschüttung für sich beanspruchen mögen. Haben aber diese Gutsherren zwar im allgemeinen an die completen Magazine ihrer Güter keine Kopfschüttung mehr zu leisten, so gebührt deren Betrag darum doch nicht weniger denjenigen Gemeindegliedern, die sich denselben contractlich zu ihrem Lohne zubedungen haben; fordert ihn aber kein Glied der Gemeinde mehr, so werden auch die Höfe nichts dagegen einwenden dürfen, wenn die Gemeinden eine fortgehende

Kopfschüttung selbst für sich beschließen; die einzelnen Gemeindeglieder mögen dieselbe dann von sich aus leisten. Sind aber für einen solchen Fall die Herrn contractlich gebunden für einzelne Gemeindeglieder, ja selbst für die ganze Gemeinde die Kopfschüttung zu leisten, so muß diese Leistung von ihnen vorgesehn sein und wird ebenso wohl erfüllt werden müssen, als die etwa dafür von der Bauerschaft übernommene größere Leistungspflicht, sei es an Geld oder Arbeit. Auch von dieser Seite her möchte sich daher ein Widerspruch gegen eine fortwährende Kopfschüttung nicht als berechtigt erweisen.

Schließlich haben wir nun noch die Frage zu erörtern: Wie soll es mit jenen Vorschüssen an die Gemeindeglieder gehalten werden, die in Jahren des Mißwachses wenigstens theilweise nur durch Wiederankauf von Getraide zu ermöglichen sein werden? Die auf diesen Fall bezüglichen Anordnungen befinden sich in den Zusätzen zum Magazinreglement vom Jahre 1862. Daß aber nach den dort aufgestellten Regeln den durch Wiederankauf von Getraide Unterstützten und namentlich denjenigen, die gerade der Hülfe am meisten bedürfen, eigentlich keine Hülfe zu Theil wird, ist oben gezeigt worden. Durch das angeordnete Verfahren werden Einzelne zum Tragen eines schweren Verlustes an ihrem Vermögen gezwungen, während Andere allerdings eine wirkliche Hülfe erhalten. Denn gewiß wird erst zum Wiederankauf von Getraide dann geschritten werden, wenn der Vorrath in dem Magazine für weitere Vorschüsse nicht mehr ausreicht; bis aber dieses sich herausstellt — und weder Taxationen noch Aufforderungen zu zeitigen Anmeldungen führen früh genug zum Ziele — haben zwar Einzelne, und namentlich die Knechte, bei ihren kleinern, meistens auf einmal an sie verabfolgten Anleihen sich schon für ihren ganzen Jahresbedarf mit Korn versehen, Andere aber, die mit ihrer eigenen Ernte oder mit den im Anfange der Vorausgabung gemachten kleinen Anleihen durchzukommen hofften, entschließen sich später erst, durch die Noth gedrängt, zu weitern Anleihen, und Diese trifft nun die harte Verpflichtung, Getraide zu einem Preise annehmen zu müssen, der vielleicht dreifach höher ist als der im nächsten Herbst geltende, wo sie ihre Schuld mit Zuzahlung der Preisdifferenz abzutragen haben werden. Und doch hat Alle eine gleiche Calamität betroffen, an welcher auch Alle gleich schwer zu tragen gehabt hätten, wenn ihnen aus dem Magazine entweder keine oder eine verhältnißmäßig für Alle gleiche Unterstützung verabfolgt würde. Vermittelst des von uns vorgeschlagenen Magazinkapitals ließe sich nun die Gleichmäßig-

keit der Unterstützung und die gleiche Vertheilung der daraus resultirenden Gemeindelast leicht erzielen, indem die Ankäufe in der Zeit der Noth aus diesem Kapitale bewerkstelligt würden und der Verlust, der bei der Wiedererstattung des angekauften Getraides durch die Differenz der Preise sich ergiebt, von ebendemselben Kapitale getragen würde. So würde es sich freilich auf einmal um einen mehr oder weniger bedeutenden Betrag vermindert sehen, und bei einem Gemeindekapital, das nicht die Bedingungen einer steten Wiedererzeugung und Vermehrung in sich trüge, könnte das nicht gestattet sein; wo aber durch Procentkorn und Kopfschüttung, nebst den halben Zinsen des ganzen Magazinkapitals, eine unversiegbare Quelle des neuen Anwachses gegeben ist, da wird keine bleibende Verringerung des Kapitals zu fürchten sein; in wenigen Jahren erreicht es wieder seinen frühern Stand und der Verlust, den die Gemeinde durch den Wiederankauf in dem Jahre des Mißwachses erduldet hat, reducirt sich auf ein Minus des Vortheils, den sie aus den Zinsen des Magazinkapitals realisirt. So würde Niemand schwer belastet, Alle trügen gleich und die Last würde eine desto geringere sein, je mehr schon während günstiger Jahre das Magazinkapital zu einer bedeutenden Höhe herangewachsen ist.

Es sind also hauptsächlich **vier** Grundsätze, welche wir für die Bildung und Verwaltung von Magazinkapitalien empfohlen haben möchten: **Man verkaufe Mehr, als jetzt angeordnet ist; man beschränke nicht, wie jetzt die zu gewährenden Anleihen auf ein Geringes; man lasse die Kopfschüttung bis zur Erreichung der letzten wünschenswerthen Höhe des Magazinkapitals fortbestehen; man lasse endlich die Gemeinden sofort, von der Begründung eines Magazinkapitals an, auch an den Vortheilen aus demselben Theil nehmen.** — Die vorstehenden Ansichten aber als richtig vorausgesetzt, ergäbe sich uns etwa folgender

Entwurf zu einem Reglement
für die Bauer-Vorrathsmagazine Kurlands.

§ 1. Als voller gesetzlicher Bestand der Bauer-Vorrathsmagazine Kurlands sind bisher 2 Tschetwert Winter- und ½ Tschetwert Sommergetraide für die männliche Revisionsseele festgestellt gewesen.

§ 2. Dieser festgestellte, gesetzliche Bestand hat sich aber als zu groß, sowohl für die Befriedigung der Bedürfnisse der Gemeinde, als auch zur ungefährdeten Aufbewahrung des Getraides in natura erwiesen.

§ 3. Es soll daher aus allen Bauer-Vorrathsmagazinen Kurlands, sei es daß sie den bisher geforderten vollen Bestand bereits erreicht haben oder nicht, so viel verkauft werden, daß nur $^2/_3$ Tschetwert Winter- und $^1/_2$ Tschetwert Sommergetraide auf die männliche Seele in natura zurückbehalten werden.

§ 4. Dieser fortan gesetzliche Bestand in natura ist stets in seinem Betrage zu erhalten und weder eine Vermehrung desselben durch Anhäufung, noch eine Verminderung desselben, sei es durch weitern Verkauf oder durch ausbleibende Rückzahlung, zuzulassen.

§ 5. Der Zweck des also in natura zurückbleibenden Getraides bleibt, wie bisher, die der Hülfe bedürfenden Gemeindeglieder durch alljährlich zu bewilligende Anleihen zu unterstützen.

§ 6. Diese Anleihen sollen zu jeder Zeit, so oft das Bedürfniß darnach eintritt, nach Maßgabe des Bedürfnisses selbst und der für die Wiedererstattung im Herbst gebotenen Sicherheit gewährt werden.

§ 7. Ein jeder Anleihende erstattet seine Anleihen nur in natura, wie er sie empfangen hat, ohne Rücksicht auf den Wechsel der Preise, der während der Zeit zwischen der Anleihe und der Wiedererstattung eingetreten sein mag.

§ 8. Das Procentkorn wird auf 6 pro 100 fixirt, auf wie lange oder wie kurze Zeit auch immer die Anleihen bei dem Magazin contrahirt worden seien.

§ 9. Entstehende Defecte deckt die Gemeinde; bei einer nachweisbaren Schuld der Magazinvorsteher sind diese mit ihrem Vermögen verantwortlich.

§ 10. Von dem nach Abzug der Anleihen im Magazin in natura zurückbleibende Getraide wird je ein Drittel alljährlich im Herbst von den Wirthen gegen neues Getraide umgetauscht, wobei darauf zu sehen, daß kein Theil des Magazingetraides über 3 Jahre gespeichert bleibt.

§ 11. Das aus dem Verkauf des in den Magazinen über den § 3 fixirten Bestand sich befindenden Getraides sich ergebende Kapital bildet für jede Gemeinde den Stamm zu deren Magazinkapital, das, als der Gemeinde gehörig, nur zur Befriedigung von Gemeindebedürfnissen verwendet werden soll.

§ 12. Als solche Gemeindebedürfnisse sollen für jede Gemeinde angesehn werden:

1) der Wiederankauf des etwa nöthigen Getraides in Jahren des Mißwachses;

2) die Versorgung aller derjenigen Gemeindeglieder, die auf Unterstützung oder Versorgung durch ihre Gemeinde billig Anspruch machen können, als hülfloser Wittwen und Waisen, Altersschwachen, Blinden, Blödsinnigen, Wahnsinnigen u. s. w.;

3) die Erleichterung und, wenn möglich, Ablösung aller derjenigen Lasten, welche die Gemeinde als solche zu tragen hat, also Zahlung der Abgaben, Ausstattung der Rekruten, Stellung von Fuhren, reitenden Boten, Arbeitern u. s. w.;

4) Begründung, Ausstattung und Erhaltung von Anstalten jeder Art, welche der Gemeinde zum Besten gereichen, wie der Kirchen und Schulen, der kirchlichen Widmen, Kranken- und Armenhäuser, Magazingebäude u. s. w.;

5) Besoldung derjenigen Beamten, deren die Gemeinde zu ihrem Besten bedarf, wie der Gemeindegerichtsglieder, Gemeindevorsteher, Schullehrer, Kirchenbeamten, Aerzte u. s. w.

§ 13. Welchem dieser angeführten Bedürfnisse speciell und in welcher Art in jedem Jahre aus den Zinsen des Magazinkapitals oder mit Hülfe derselben genügt werden solle, bleibt dem eigenen Ermessen der Gemeinde überlassen, die in einer allgemeinen Versammlung beim Empfange der Zinsen unter Controle des Gemeindegerichts und der Gutspolizei Beschluß darüber zu fassen hat.

§ 14. Für die Abhaltung und die Beschlüsse dieser Gemeindeversammlung bleiben die §§ 44 bis 51 der kurländischen Bauerverordnung in Geltung.

§ 15. Damit aber das Magazinkapital mit der Zeit auch im Stande sei, sämmtlichen im § 12 genannten eventuellen Gemeindebedürfnissen durch seinen Zinsenertrag zu genügen, so soll dasselbe alljährlich vermehrt werden.

§ 16. Zu dieser Mehrung des Magazinkapitals sollen jährlich verwendet werden:

1) die von den Gemeindegliedern zu leistende Kopfschüttung;

2) das für Vorschüsse alljährlich einkommende Procentgetraide;

3) die Hälfte der jährlichen Zinsen des vorhandenen Kapitals.

§ 17. Die Einnahmen aus diesen 3 Quellen werden jährlich kapitalisirt.

§ 18. Die Kopfschüttung hat deßhalb in allen Gemeinden fortzubestehn, und wo sie bereits aufgehört hat, ist sie wieder einzuführen.

§ 19. Die Kopfschüttung soll, wie bisher, alljährlich bestehn in 4 Garnetz Winter- und 1 Garnetz Sommergetraide (Gerste) für die männliche Revisionsseele.

§ 20. Für die genaue Abtragung der Kopfschüttung haftet in solido die Gemeinde.

§ 21. Kopfschüttung, Procentgetraide, sowie jeder über den § 3 fixirten Bestand, etwa durch Quellen des Getraides, sich ergebende Ueberschuß ist bis zum 1. December jeden Jahres zu veräußern.

§ 22. Alle bei dem Magazin einfließenden Gelder sind auf die sichersten Hypotheken anzulegen und zwar sollen alle größern Summen, die den Ankauf von Staatspapieren ermöglichen, zur Anlegung in solchen; die kleinern aber bis dahin, wo ihr Betrag den Ankauf eines Staatspapiers möglich macht, in Pfandbriefen oder Sparkassenscheinen angelegt werden.

§ 23. Immer sind diejenigen Papiere anzukaufen, welche bei möglichst hoher Sicherheit zugleich den höchsten Ertrag an Zinsen ergeben.

§ 24. Keine Summe darf unangelegt sich länger als 3 Monate in Kassa befinden und es sind zu diesem Zwecke der Erlös aus der Kopfschüttung und dem Procentgetraide, nebst den in der Zeit von Neu-Johannis bis Neu-Weihnachten fallenden Renten zu Neu-Weihnachten; die in der Zeit zwischen Neu-Weihnachten und Neu-Johannis fallenden Renten zu Neu-Johannis jeden Jahres zum Ankauf neuer zinstragenden Papiere zu verwenden.

§ 25. Am Schlusse jeden Jahres wird die andere, nicht zu kapitalisirende Hälfte des jährlichen Zinsenertrages der Gemeinde zur Befriedigung der Gemeindebedürfnisse übergeben.

§ 26. Hat das Magazinkapital einer Gemeinde die Höhe von 30 Rub. auf die männliche Revisionsseele erreicht, so werden der Gemeinde statt der halben Zinsen, welche dieselbe bis dahin zur Befriedigung ihrer Gemeindebedürfnisse bezog, zwei Drittel derselben zu diesem Behufe überlassen; ein Drittel aber wird zur weitern Kapitalvermehrung verwendet.

§ 27. Erreicht das Magazinkapital endlich die Höhe, daß 50 Rub. auf die männliche Revisionsseele kommen, so erhält die Gemeinde fortan den ganzen Zinsenertrag zu ihrer jährlichen Verwendung, während das Kapital nur noch durch den Erlös aus der Kopfschüttung und dem Procentgetraide vermehrt wird.

§ 28. Wie lange die Kopfschüttung und das Procentgetraide fortzudauern haben, richtet sich in jeder Gemeinde nach den Gemeindebedürfnissen, die zu befriedigen sind.

§ 29. Beide Einnahmequellen hören allenthalben erst dann auf, wenn sämmtliche Bedürfnisse der Gemeinde allseitig und ohne Unterbrechung durch den bloßen Zinsenertrag des Magazinkapitals gedeckt werden können.

§ 30. Jede Steigerung aber der Anforderungen an die Gemeinde im Laufe der Zeit, sowie ein Ausfall der Einnahmen derselben aus den Zinsen ihres Magazinkapitals, etwa herbeigeführt durch Wiederankauf von Getraide in Jahren des Mißwachses, bedingen auch, wenn Kopfschüttung und Procentgetraide bereits aufgehört haben, die Wiederaufnahme derselben.

§ 31. Ob und wann eine Gemeinde mit Kopfschüttung und Procentgetraide aufhören könne, bestimmt die Gemeinde selbst in vollständiger Gemeindeversammlung.

§ 32. Der gefaßte Beschluß darüber ist dem Kreisgerichte zu unterlegen, welches denselben nach genauer Erörterung entweder bestätigt oder verwirft.

§ 33. Alle auf das Magazinkapital bezüglichen Documente, sowie die zu demselben gehörenden baaren Gelder werden in der Gebietslade aufbewahrt.

§ 34. Für die Aufbewahrung und was dabei wahrzunehmen ist, bleibt § 249 der Bauerverordnung maßgebend.

§ 35. Das nöthige Schnurbuch führt der Gemeindegerichtsschreiber unter Controle des Gemeindegerichts und der Gutspolizei.

§ 36. Das Gemeindegericht und speciell die Personen, in deren Händen sich die Schlüssel zur Gebietslade befinden, haften für die Erhaltung sowie für die allseitig genaue und zu möglich größtem Vortheile der Gemeinde gereichende Verwaltung des Magazinkapitals.

§ 37. Alljährlich hat das competente Kreisgericht sich von dem richtigen Bestande des Magazinkapitals sowie von der zweckmäßigen Verwaltung desselben bei eigener Verantwortung zu überzeugen.

§ 38. Ueber das Resultat seiner Revisionen berichtet das Kreisgericht alljährlich an den Chef des Gouvernements.

J. Goldmann,
Pastor zu Hasenpoth.

Livländische Correspondenz.

Da unsere provinzialen Zustände nun einmal in der russischen Publicistik ein Gegenstand besonderster Aufmerksamkeit sind, so wird es gewissermaßen zur Pflicht des „Livländischen Correspondenten," allmonatlich von den bezüglichen Erscheinungen Act zu nehmen. Zwar der Moskauer Zeitung gegenüber könnten wir fast das Gefühl haben, als ob sowohl von ihrer als auch unserer Seite das letzte Wort — insofern es überhaupt auf Worte ankommt — gesagt sei. Seit unserer letzten „Correspondenz" hat sie nur noch einen Artikel nach dem Ostseestrande geschleudert, nochmals in Veranlassung des bewußten kurländischen Briefes aus Belgien. Da ihr nämlich vorgehalten worden war, daß dieser Brief in den eigenthümlichen Zuständen einer vergangenen Epoche — und zwar specifisch-russischen, nicht ostseeprovinzialen Zuständen — seine Erklärung finde, so nimmt sie die Gelegenheit wahr, ihrem Publikum zu versichern, dieser Brief stehe durchaus nicht isolirt da, er drücke die gegenwärtige oder vielmehr künftige Tendenz der Ostseeprovinzialen überhaupt aus und es gebe noch sonst der Belege genug dafür. Solcher Belege werden denn auch drei angeführt (eine Stelle aus Wolfsohns „Russischer Revue", ein Satz aus dem Bluntschli-Braterschen „Staatswörterbuch" und Einiges aus der Rigaschen Zeitung); daß ihr Inhalt mit dem des angeblichen kurländisch-belgischen Briefes nur etwa soviel Verwandtschaft hat als überhaupt das Jahr 1864 mit dem Jahr 1862 oder als die Moskauer Zeitung mit der Herzenschen „Glocke" — wer wird das in genauere Erwägung ziehen? Die große Majorität

der Leser aber erhält den Eindruck, daß der „Separatismus“ der Ostseeprovinzen endgültig bewiesen sei, und wird nicht ermangelt haben, in ihrer gerechten Entrüstung sich gestärkt zu fühlen.

Von den übrigen russischen Zeitungen erwähnten wir in unserer vorigen Correspondenz des „Golos“ und des „Invaliden“: jetzt haben wir ein Wort über die „Sanktpeterburgskija Wedomosti“ zu sagen. Diese Zeitung, gleich der deutschen St. Petersburger Zeitung Eigenthum der Akademie der Wissenschaften, ist die älteste aller russischen Zeitungen und auch eine der verbreitetsten. Von der Akademie wird sie in Pacht vergeben, und ihr gegenwärtiger Inhaber und Hauptredacteur ist Herr Korsch, der früher die Moskauer Zeitung redigirt hat, bis er von derselben durch das aufsteigende Doppelgestirn Katkow-Leontjew verdrängt wurde. Seiner Zeitung sagt man nach, daß sie sich durch Ehrenhaftigkeit und Unabhängigkeit auszeichne. Daß sie noch weniger als „Golos“ oder „Invalide“ sich zum bloßen Nachtreter der Moskauer Zeitung machen, also z. B. in Bezug auf uns die Melodie vom „Separatismus“ weiter variiren werde, war nach allen Umständen von vornherein zu erwarten. Ein bemerkenswerthes Zeichen aber ist es nun, daß sie dennoch nicht umhin kann uns in irgend einer Weise am Zeuge flicken zu wollen, als ob ohne einige Animosität gegen die Ostseeprovinzen keine Popularität bei dem russischen Publikum zu erlangen, kein journalistisches Geschäft zu machen wäre. Und auf welche unserer starken oder schwachen Seiten hat sie es nun abgesehen? Wieder einmal auf die den russischen Zeitungslesern schon am öftesten vorgeführte, auf diejenige, welche gerade die Moskauer Zeitung mit keinem Worte hat berühren wollen, sei es weil ihr dieselbe schon zu trivial vorgekommen ist, oder weil sie die eigenthümliche Schwierigkeit der Sache für eine russische Zeitungsredaction zu ermessen klug genug war und sich nicht durch die kritiklose Aufnahme irgend welcher Einsendungen compromittiren wollte. Kurz, die livländische Agrarfrage ist es, welcher die „Sanktpeterburgskija Wedomosti“ sich anzunehmen geneigt gewesen sind. Bei der kräftigen Wendung, welche die Angelegenheit des Bauerlandverkaufs unter uns gerade genommen hat, mag es allerdings auch einem Theil des russischen Publikums interessant sein, über die Modalitäten desselben unterrichtet zu werden, und auch für uns könnte ein bezügliches russisches Urtheil von großem Werthe sein, wenn es auf so eingehendem Studium beruhte, wie z. B. jener П. Ш. unterzeichnete Aufsatz im Journal des Ministeriums der Domänen (1863), den die russischen Zeitungen

in dem ihnen so dunkeln Labyrinth der baltischen Agrar- und Bauerfragen wenn sie nur wollten, sehr wohl als Führer benutzen könnten. Bequemer ist es freilich, fertige Einsendungen abzudrucken und den Verfassern derselben einfach deßhalb zu trauen, weil sie etwa geborene Ostseeprovinziale sind. Wir möchten aber der Redaction der „Sanktpeterburgskija Wedomosti" die Erwägung empfehlen, daß es unter den geborenen Ostseeprovinzialen — die Sache ganz a priori angesehen — nicht nur inhumane oder habsüchtige Gutsherren, sondern auch böswillige Wühler oder leichtfertige und mit der Wahrheit es nicht genau nehmende Scribenten geben kann, so daß eine achtbare Redaction sich hinsichtlich des persönlichen Charakters ihrer Mitarbeiter auch bei dieser Gelegenheit vorzusehen haben dürfte. Namentlich tragen die betreffenden Artikel der „Sanktpeterburgskija Wedomosti" ganz das Gepräge gewisser, hier zu Lande wohlbekannter, fast ausnahmslos anonymer Schriftstellereien einer Partei, über deren Zwecke nach unserer Ansicht sich reden ließe, deren Mittel aber gewöhnlich derartig sind, daß man die Lust zu einer directen Verhandlung noch immer hat verlieren müssen. Im gegenwärtigen Falle hat sich dennoch ein ernsthaft auf die Sache eingehender Gegenredner gefunden. Von der Redaction der Zeitung war es allerdings ehrenhaft und unabhängig gehandelt, daß sie diese Entgegnung aufnahm: manche andere hätte es vielleicht aus den erwähnten Popularitätsrücksichten nicht gethan. Auffallender Weise aber war der Handel auch mit dieser, wie es schien erschöpfenden Widerlegung nicht geschlossen: es erfolgte eine Replik, an der wir unsere Leute von der Fahne der Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel vollkommen wiederzuerkennen glaubten. Von dem eigentlichen Controverspunkt, dem angeblich zu hohen Preise der verkauften Bauerländereien, ist hier fast gar nicht mehr die Rede — auf diesem Punkte war der Angreifer durch Verweisung auf die officiellen Angaben der „Nordischen Post" geschlagen worden — dagegen wird eine „unparteiische" Autorität dafür citirt, daß die Lage der livländischen Bauern noch immer sehr elend sei, und diese „unparteiische" Autorität ist — die Baltische Monatsschrift, nämlich ein Aufsatz im Aprilheft 1863 der Baltischen Monatsschrift! Der ganze Inhalt dieses Aufsatzes, aus dem einige ausgesuchte Stellen übersetzt werden, hat ziemlich wenig mit der Frage nach den gegenwärtigen Bauerlandpreisen zu thun, und außerdem, denke ich, ein Aufsatz in der Baltischen Monatsschrift ist noch nicht die Monatsschrift selbst *). Aber das russische Publikum, welches

*) Allerdings! und wir müssen entschieden Protest einlegen gegen die Art, wie in dem

alle solche Artikel natürlich nur flüchtig liest, behält den Eindruck, daß der Ankläger das letzte Wort gehabt, daß die livländischen Bauern sehr elend und die livländischen „Barone" sehr abscheulich seien, und ist dergleichen zu glauben um so eher geneigt, als es ja die Eigenliebe der Menschen kitzelt, zu vernehmen, daß Andere schlechter als sie, sie also besser als Andere sind.

Es ist uns, als stünden wir mit unserer „Livländischen Correspondenz" nicht nur am Schlusse eines Kalenderjahres, sondern auch an einem Schluß- und Wendepunkt der baltischen Angelegenheiten überhaupt und jener polemischen Thätigkeit insbesondere, über die wir an dieser Stelle nochmals zu berichten veranlaßt waren. Recapituliren wir dieselbe daher in wenigen Worten! Die Moskauer Zeitung hat uns des „Separatismus" angeklagt, d. h. sie hat auf Abolition aller unserer historisch überlieferten und zum Theil unter dem russischen Scepter selbst weiter entwickelten Sonderinstitutionen (mit Ausnahme etwa des Privatrechts) angetragen; verschiedene andere russische Zeitungen haben auf unsere agrarische Gesetzgebung und Praxis das stärkste Odium zu werfen sich bemüht; ein Mitarbeiter des „Invaliden," dessen Urtheilsbildung uns aus den vierziger Jahren zu datiren scheint, hat neben andern Dingen insbesondere unser städtisches Verfassungs- und Verwaltungswesen schwarz gemacht. Kurz, es bleibt kein gutes Haar an uns. Die einzelnen Geschichten und Argumente werden natürlich von dem russischen Publikum wieder vergessen; aber der allgemeine Eindruck, d. h. eine mehr oder weniger gespannte und feindselige Stimmung dürfte bleiben. Das ist das schlimme Facit, welches wir zu constatiren hatten. Was etwa weiter daraus folgen könnte, wird sehen, wer's erlebt. Vielleicht noch niemals, seitdem Kur-Est-Livland zum russischen Reiche gehören, ist ihre Lage so kritisch gewesen wie jetzt.

---

fraglichen Artikel der „Sanktpeterburgskija Wedomosti" (Nr. 285) auf das „unparteiische Urtheil," die „unparteiische Stimme" der Baltischen Monatsschrift, nicht eines Aufsatzes in der Baltischen Monatsschrift, recurrirt wird. Die Baltische Monatsschrift, als die einzige ihrer Art in den Ostseeprovinzen, darf kein so strictes Parteiprogramm haben wie allenfalls unsere politischen Zeitungen, sie ist „unparteiisch" namentlich in dem Sinne, daß sie jedem ehrlichen Meinungsausdruck über ostseeprovinziale Angelegenheiten, sofern derselbe nur ihren sonstigen Anforderungen an Gehalt und Form entspricht, Aufnahme zu gewähren hat. Am weitesten freilich würde sie immer solche Beiträge von sich abweisen, denen es auf die „Mittel" nicht ankäme, d. h. die das Bewußtsein ihrer Unwahrheit in sich trügen. D. Red.

Zu den äußern Schwierigkeiten kommen die innern. Dahin gehört namentlich die unglückselige Güterbesitzfrage, welche im Laufe des vergangenen Jahres eher noch mehr verdorben als gefördert zu sein scheint. Hat doch noch schließlich ein gewisses Votum der großen Gilde in Riga wiederum dazu beigetragen, die Spannung zu vermehren. Man kann über die Zweckmäßigkeit dieses Bürgerbeschlusses verschiedener Ansicht sein: diejenigen Herren aber, die denselben als „Verrath" zu bezeichnen belieben, vergessen unter Anderem, daß es viel menschenmöglicher ist, von dem Sieger als von dem Besiegten Großmuth zu verlangen. Es ist ein Jahrhunderte alter Streit, in welchem der Bürgerstand allmählig an Terrain verloren und die letzte entscheidende Niederlage erst vor zwanzig Jahren erlitten hat. Der im „Inlande" 1838 über diese Frage ausgefochtene Federkrieg (zwischen A. v. Reutz, W. Bandau, F. v. Schwebs, J. Wilpert) lebt noch mit seinem ganzen dramatischen Interesse in der persönlichen Erinnerung Vieler; die Ueberlegenheit, ja die Evidenz der Rechtsgründe war auf bürgerlicher Seite, und dennoch erfolgte die Entscheidung von 1845. Durch welche Umstände und Mittel etwa — davon wird erst eine spätere Geschichtschreibung unseren Nachkommen erzählen. Wie dem aber auch gewesen sein möge, so wüßte ich wenigstens nicht, daß damals gegen unsern Adel, von wem auch immer, ein so unhöfliches Wort, wie „Verrath", gebraucht worden wäre, so daß in der veränderten Terminologie ein bedenkliches Zeichen der unterdessen gesteigerten Stimmung gefunden werden könnte.

Es ist keine bloße Abstraction und Theorie, die eine Erweiterung des baltischen Güterbesitzrechtes fordert: die Sache hat vielmehr tiefgehende Wurzeln sowohl in unserer Geschichte als auch in dem realen Bedürfniß der Gegenwart. In Riga namentlich ist kaum eine der notableren Bürgerfamilien, die nicht irgendwie, sei es in dem gegenwärtigen Interesse eines ihrer Glieder oder in ihrer Familientradition, von der Güterbesitzfrage berührt würde. Der natürliche und wohlthätige Gang der Dinge ist überall in der Welt, daß die städlischen Kapitalanhäufungen schließlich ihre Sicherung im Landbesitz suchen, und dieser Weg war einst auch bei uns ziemlich unbehindert: lassen sich doch unter unseren jetzigen Adelsfamilien nicht wenige solcher nachweisen, deren Vorfahren Rigasche Handelsherren, Pastoren oder sonst Bürgerliche gewesen und früher Güter als ein Adelsdiplom besessen haben. Jetzt aber ist der Riegel so fest vorgeschoben, daß ein einheimisches Bürgerkind es erst bis zum kaiserlich-russischen Generalsrang gebracht haben muß, um in Livland besitzfähig zu werden, und daß es Sewastopel

vertheidigt haben muß, um dasselbe Recht auch für Kur- und Estland geschenkt zu erhalten. Der ganze Zustand war erträglich, solange einerseits das 99-jährige Pfandrecht existirte und andererseits der russische Erbadel mit einer verhältnißmäßig niedrigen Rangklasse im Staatsdienst erworben wurde: in den letzten Decennien aber ist er zu einer, ich glaube, nie und nirgends dagewesenen Monstrosität ausgeartet.

Was ist unter solchen Umständen das Schicksal der von bürgerlichen, namentlich kaufmännischen Händen gesammelten Kapitalien? — Entweder sie bleiben gezwungener Weise solange den Chancen eines gewagten Geschäftes ausgesetzt, bis sie wieder verloren werden, denn „kaufmännisch Gut kommt nicht auf den dritten Erben“; oder ein klügerer Erbe packt seinen Reichthum zusammen und wandert aus. In beiden Fällen ein offenbarer Schaden für das Land! Als das eclatanteste Beispiel von der letzteren Art verdient das Schicksal meines Freundes H. W. angeführt zu werden. Er war ein Gentleman, der jeder Ritterschaft in der Welt Ehre gemacht hätte, dazu mit dem livländischen Adel verschwägert und nach allen seinen Antecendentien zu keiner andern Lebensstellung als der eines unabhängigen Grundherrn berufen. Mit dem Candidatengrad der Universität Dorpat ausgerüstet, hatte er keinen weiten Weg zum Collegien-Assessor und damit zum Kaufe eines livländischen Landguts. In dieser Absicht verwendete er einige seiner besten Mannesjahre auf die ihm sonst eben nicht zusagende Staatsbeamtencarriere; aber schon nahe am Ziele sollte er scheitern, denn jener unvorhergesehene Ukas, welcher die Erwerbung des Erbadels erst von der Staatsrathswürde abhängig machte, zertrümmerte plötzlich seinen ganzen Lebensplan. Es blieb ihm nichts übrig als sich in der weiten Welt ein neues Vaterland zu suchen. Seine Wahl ist auf das Königreich Sachsen gefallen; er ist dort großer Grundbesitzer und als solcher Mitglied der ersten Kammer. Auch hat ihn die königlich sächsische Regierung gleich anfangs, also einfach für das Verdienst ein Kapital von 200,000 Thalern ins Land gebracht zu haben, baronisirt. Es ist das in der That kein zu unterschätzendes Verdienst: wenn unseres Landes Institutionen immer so gewesen wären, daß sie das Kapital angezogen hätten, statt es zu verjagen, so stände es jetzt in mancher Hinsicht besser um uns. Der angeführte Fall aber ist, obgleich wie gesagt, der eclatanteste, doch nur einer von vielen. Manchem unserer reichen Auswanderer, dem der Gedanke an einheimischen Landbesitz gar nicht gekommen sein mag, wäre er bei einer andern Gestalt der betreffenden Gesetze doch wol gekommen, und auch die kapitalführende

oder kapitalschaffende Einwanderung wäre dadurch wenigstens indirect verstärkt worden. Ohne eine gesunde Circulation der Säfte aber kann ein Land, wie das unsrige, nicht prosperiren.

Von vernünftigen Gründen gegen die Freigebung des Güterbesitzrechtes habe ich — soviel ich auch nachgefragt — nur zwei zu hören bekommen. Der erste derselben (den ich auch einst im Dorpater Tageblatt gelesen zu haben mich erinnere) lautet folgendermaßen: bei freiem Güterbesitz muß die Zahl der nicht zur Matrikel gehörenden, also zur Uebernahme gewisser unbesoldeten Landesämter nicht qualificirten oder nicht verpflichteten Gutsbesitzer endlich so groß werden, daß der in der Matrikel stehende Rest der Aufgabe nicht mehr gewachsen sein wird; damit aber wird man genöthigt sein, immer mehr von unserer bisher freiwilligen Verwaltungsarbeit der bezahlten Bureaukratie zuzuwälzen, und das ganze Princip der Selbstverwaltung — das Beste was wir überhaupt haben — wird in Gefahr sein, alsbald zu Grunde zu gehen. — Dieses Argument aber können wir nicht als stichhaltig anerkennen: denn dem allmähligen Zutritt der bisher nicht berechtigten Elemente wird ein anderer successiver Proceß — der der Nobilitirung und Aufnahme in die Matrikel — die Wage halten. Was das erstere dieser beiden Momente betrifft, so wird es unter unseren Verhältnissen immerhin noch lange genug motivirt bleiben, daß der Sohn oder Großsohn jedes bürgerlichen Güterkäufers durch den Militairdienst oder sonst adlig zu werden strebt. Hinsichtlich der Aufnahme in die Matrikel aber muß allerdings bei unserer Beweisführung vorausgesetzt werden, daß die Ritterschaften so verständig sein werden, in der Regel **jeden** dazu qualificirten Gutsbesitzer, d. h. jeden, der den russischen Erbadel besitzt und im Uebrigen ein unbescholtener Mann ist, zu recipiren. Nur durch eine solche Liberalität werden sie verhüten können, daß nicht einst auch die Matrikel, wie schon das Güterbesitzprivilegium, ein Gegenstand des Hasses werde.

Der andere Grund gegen die Freigebung des Güterbesitzrechtes ist neuesten Datums: er gründet sich auf die gerade jetzt eingetretene Wendung unserer Bauernsache. Man sagt: falls in diesem Augenblicke der Güterbesitz freigegeben würde, so müßten die Preise der Güter und folglich auch des abzulösenden Bauerlandes steigen; dadurch aber könne das gerade so energisch in Angriff genommene Ablösungswerk in bedenklicher Weise gekreuzt werden; außerdem seien allerlei störende und aufregende Conflicte viel eher bei neuen, des Verkehrs mit unsern Bauern noch ungewohnten Gutsherren

als bei den alten zu fürchten; die Gesammtheit der bisherigen Güterbesitzer müsse sowol die Ehre als auch die eventuellen Gefahren und Verluste des Bauerlandverkaufs, dieser definitiven Lösung unserer Agrarfrage, für sich in Anspruch nehmen; darnach erst werde man an die Erweiterung des Güterbesitzrechtes gehen können. — Dieser Grund mag manches für sich haben; doch ergiebt sich daraus höchstens, daß ein Landtagsbeschluß auf Erweiterung des Güterbesitzrechtes die Clausel enthalten müsse, das betreffende Gesetz erst nach Verlauf einer gewissen Zeit, innerhalb welcher die jetzige Bewegung des Bauerlandverkaufs sich voraussichtlich wieder gesetzt haben muß (also etwa nach 3 oder höchstens 5 Jahren) in Wirksamkeit treten zu lassen. Wir brauchen nicht erst die Triftigkeit der Vordersätze jener Schlußfolgerung zu untersuchen: genug, daß darin kein Hinderniß liegt, eine Proposition mit vorausbestimmter Frist schon jetzt an die höhern Instanzen der Gesetzgebung abgehen und um so gemächlicher ihren langen Weg machen zu lassen. So wahr als in diesem Augenblick der Bauerlandverkauf (neben der kirchlichen Angelegenheit) unsere brennendste Frage ist, so gewiß darf auch von dem Bürgerstande ein patriotisches Geduldopfer zu Gunsten derselben gefordert werden; aber damit dieses Motiv nicht von dem Argwohn einer bloß zeitgewinnenden Taktik begleitet werde, dürfte denn doch ein bestimmter Beschluß, wenn auch mit dem erwähnten Vorbehalt, nothwendig sein.

Was ist es nun, was eigentlich das Güterbesitzprivilegium stützt und hält? Wie ich mir auch die Sache überlege, so ergiebt sich mir immer, daß es nicht Gründe des Landes-, nicht einmal Gründe des Corporationsinteresses seien, sondern nur Gründe eines engen Familieninteresses. Denn allerdings, die Leichtigkeit, welche unter den bestehenden Verhältnissen auch für verarmte Mitglieder der privilegirten Familien gegeben ist, ein Landgut zu behaupten oder ein neues wiederzuerlangen, dürfte bei erweiterter Concurrenz allmählig zu Schaden kommen; von der Sicherung des Besitzstandes für die Enkel der Enkel dieser Familien könnte also allerdings etwas verloren gehen. Aber auch die aristokratischste Staatstheorie kann doch höchstens verlangen, daß durch Fideicommisse für die Erhaltung einer Anzahl hervorragender Familien gesorgt sei, und auch der conservativste Politiker wird es für gemeinschädlich halten müssen, wenn aller große Grundbesitz eines Landes zu einer Art Gesammt-Fideicommiß einer geschlossenen Gruppe von Familien gemacht würde — ein Junkerideal, das zwar in Livland durch die Besitzfähigkeit des nicht-immatriculirten

Adels, in Kurland durch die Existenz einiger „Bürgerlichen“ durchbrochen wird, in Estland und Oesel aber in sehr vollkommener Weise realisirt worden ist. Man entziehe unsern Ritterschaften diesen Familiengrund, und sie werden als Corporationen nur um so kräftiger dastehen. Denn nicht etwa darum plaidiren wir für die Freigebung des Güterbesitzrechtes, damit die Organe unserer provinziellen Selbstverwaltung geschwächt würden: vielmehr im Gegentheil! Wer eine solche Schwächung an sich wünschen könnte, den müßte man freilich bitten, sich eine seinen politischen Horizont erweiternde Brille anzuschaffen.

Von der kurländischen Ritterschaft erlaube ich mir zu erwarten und es hier auszusprechen, sie werde dem von ihr bereits gethanen Schritte, über dessen Erfolg so wenig verlautet, auch noch andere nachfolgen lassen. Was sonst in dieser verhängnißvollen Frage für die nächsten Zeiten zu hoffen oder zu fürchten sei, wird schwerlich jemand schon jetzt zu sagen im Stande sein. Nicht unmöglich aber ist es denn doch, daß gerade die übeln Erfahrungen des letzten Jahres die gute Wirkung hätten, uns alle klüger gemacht zu haben.

Am Jahresschlusse liquidirt man gern seine Rechnungen: daher mag es mir erlaubt sein auch der „reactionären Theologie“ wieder zu gedenken. Was mich zunächst dazu veranlaßt, ist eine Zeile in dem letzterschienenen Heft der „Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche“ (pag. 502), in einem Aufsatz übrigens, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, der Theologie zuzureden, sie möge sich der „logisch-metaphysischen Denkarbeit“ nicht entfremden. Diese Zeile, ganz am Schlusse des Aufsatzes und zum Theil in gesperrten Lettern, richtet sich gegen das „rohe und unreife, recht eigentlich ungebildete Geschrei nach Fortschritt, mag es aus der Nähe oder Ferne ertönen.“ Derjenige Aufsatz aber in einem frühern Hefte, mit dem wir eigentlich abzurechnen hätten, war überschrieben: „Zwei Prediger des kirchlichen Fortschritts in baltischen Landen,“ in dem Sinne eines dadurch angehängten Makels. Die reactionäre Theologie wäre freilich nicht, was sie ist, wenn sie nicht mit dem Fortschritt auf gespanntem Fuße sich befände. Sie glaubt nun einmal, mit gewissen in der Zeit (namentlich vor 300 Jahren) gewordenen Formeln mitten in der Ewigkeit zu stehen, d. h. sie glaubt an den Stab, der nur ein Ende hat, während die „logisch-metaphysische Denkarbeit“ es gewöhnlich lieber mit dem Satze hält, daß alles was entsteht, auch werth sei, daß es zu Grunde geht.

Vielleicht zu derselben Stunde, da die angeführte Zeile in Dorpat geschrieben und unterstrichen wurde, schrieb man in Rom an der etwas mehr Aufsehen in der Welt zu machen bestimmten Encyclica, in welcher 80 wohlnumerirte Irrthümer und Ketzereien der Zeit als solche gekennzeichnet werden. Der letzte dieser von dem Nachfolger des heiligen Petrus verdammten Sätze lautet: „Der römische Pontifex kann und muß sich mit dem *Fortschritt*, dem Liberalismus und der modernen Civilisation aussöhnen und vertragen.“ Hier sind zwar die *politischen* Fortschrittsbestrebungen gemeint, mit denen der Pontifex sich nicht aussöhnen oder vertragen mag; aber aus den andern Rubriken desselben Aktenstückes geht die erfreuliche Gewißheit hervor, daß er auch auf dem rein theologischen Gebiete gar nicht gesonnen ist, in das „*rohe und unreife, recht eigentlich ungebildete* Geschrei nach Fortschritt“ einzustimmen. Wer zweifelt auch, daß Pio nono und seine Cardinäle *gesittete und reife, recht eigentlich gebildete* Leute seien?

Was nun den Herrn Pastor *Lütkens* als Verfasser des erwähnten Aufsatzes über die Fortschrittsprediger betrifft, so habe ich weder Lust die Discussion über das Verhältniß der Kirche zum Zeitbegriff wieder aufzunehmen: war sie doch ohnehin fast in einen bloßen Wortstreit verlaufen; noch auch kann mir daran gelegen sein, über die Anselmische Genugthuungslehre, den Teufelsexorcismus und die Ohrenbeichte ein „Laienvotum“ abzugeben: dürfte doch die baltische Laienschaft über diese Dinge schon durch die bisherige Polemik in einer für ihr Bedürfniß vorläufig ausreichenden Weise belehrt worden sein; — noch auch bilde ich mir ein, in der schwierigen Kirchenliederfrage, wo die Sprach- und Empfindungsformen unserer Tage mit dem in seiner Weise klassischen Inhalt einer vergangenen Zeit zu Felde liegen, etwas zu ihrer Lösung Fördersames beibringen zu können. Ueberhaupt wird es, in Berücksichtigung der nothwendigen Grenzen jeder Polemik, anzuerkennen sein, daß ein weiterer Schritt zur Kritik der reactionären Theologie gleichsam wieder von vorn ansetzen müßte: die zurückgreifende Bezugnahme auf die Worte einer schon mehrfach in sich verschlungenen Rede und Gegenrede wird endlich tädiös. Was ich hier in dieser Weise dennoch zu thun gedenke, soll nur darin bestehn, der *formellen* Seite des Streites, d. h. der polemischen *Methode* des Herrn Lütkens, in ein paar besonders planen Beispielen ein kleines Denkmal zu setzen.

Herr Pastor *Tiling* hatte in der Balt. Monatsschrift, September

heft 1863, als Beispiel der Geschmacklosigkeiten und Anstößigkeiten einer auch in unsern Schulen vielgebrauchten ausländischen Sammlung geistlicher Lieder reactionären Stempels folgenden Vers angeführt:

Er, der Vater, wird zum Kinde,
Tochter, du mußt Mutter sein.
Gott wird Mensch, doch ohne Sünde,
Du empfängst und bleibst doch rein.
Jungfrau bleiben, schwanger gehen,
Kann allhier beisammen stehen.

Die sittliche Anstößigkeit dieser altmodischen Poesie wurde auch von einem der mehreren Gegner Tilings, dem Herrn Pastor Nöltingk (Balt. Monatsschr. Decemberheft 1863 p. 544), unumwunden anerkannt; Herr Lütkens dagegen (Dorp. Ztschr. für Theologie und Kirche 1863, IV, p. 579) findet die zwar sonst nicht originelle aber in diesem Falle doch unerwartete Wendung: Tiling reiße einzelne Liederverse aus ihrem Zusammenhange und bringe sie auf diese Weise in ein total falsches Licht; „Jungfrau bleiben" ꝛc. klinge allerdings „befremdlich" für unsere modernen Ohren, aber man solle das Lied ganz lesen, und die Anstößigkeit werde sich in den „Ausdruck eines durchaus kindlichen, naiven Bewußtseins" auflösen. — Ein schönes Argument in Bezug auf die Schulkinder, welche die Lieder dieser Sammlung auswendig lernen sollen oder von selbst darin blättern und lesen werden! Erst nachdem dieser pädagogische Gesichtspunkt dem Herrn „Oberlehrer" Lütkens ausdrücklich zu Gemüthe geführt worden war (Balt. Monatsschr. 1864, Febr. und März, p. 200), hat er in seiner Replik (Dorp. Zeitschr. 1864, II) die Sache fallen zu lassen für gut befunden. Offenbar aber wäre es klüger gewesen, die Vertheidigung jener alten Liederstrophe in einem jetzigen Schulbuche gar nicht anzufangen. Wer fordert denn von einer Polemik, daß jedes Wort des Gegners widerlegt werde? Wen aber die Leser auch nur einmal über einem recht unzweideutigen Sophisma ertappt haben, zu dem verlieren sie das Vertrauen auch in allen übrigen Punkten, wo sie ihm vielleicht nicht mit der rechten Genauigkeit auf die Finger zu sehen im Stande sind.

Herr Pastor Kanzmann (Balt. Monatsschr. 1864, Febr. u. März, p. 199) hat nun den reactionären Theologen den weitern Vorwurf gemacht, sie hätten die Einführung des „kleinen Raumer" per nefas zu bewirken gewußt. „Sie kennen, sagt er, sehr gut unsere kirchliche Verfassung und wissen, daß der Religionsunterricht in unsern Schulen unter die Aufsicht

des Consistorii gestellt ist. Sie haben aber das Kirchenregiment bei Einführung des Raumerschen Gesangbuchs umgangen und diese Einführung durch den seligen Herrn Curator des Dorpatschen Schulbezirks ohne Vorwissen des Consistorii durchzusetzen gewußt. Ich frage: war das recht? war das loyal?"

Darauf erwiedert Lütkens (Dorp. Zeitschr. 1864, II p. 267): „Was aber soll's doch vollends heißen, wenn man uns vorwirft, wir hätten das Kirchenregiment bei Einführung des Raumerschen Gesangbuchs umgangen und diese Einführung durch den seligen Herrn Curator des Dorpatschen Schulbezirks ohne Consistorium durchzusetzen gewußt? Durchaus nichts berechtigt die Baltische Monatsschrift zu derartigen völlig grundlosen Anklagen. Sind denn die Verhandlungen so unbekannt, die zwischen dem Repräsentanten unseres Kirchenregiments und dem Curator des Dorpater Lehrbezirks in Betreff dieser Angelegenheit stattgefunden haben? Wenn aber diese zu einer Uebereinkunft nicht führten; so hatte das in divergirenden Ansichten in Betreff der beiderseitigen Competenz seinen Grund und war in keinem Sinne Schuld der reactionären Theologen."

So Lütkens. Aber jeder, die „Verhandlungen" auch nicht kennende Leser kann bei diesem Passus leicht gemerkt haben, daß ihm nur Sand in die Augen gestreut werden sollte: so gekünstelt und unaufrichtig klingen die Worte an sich. Kauzmann spricht einfach vom Kirchenregiment, d. h. in diesem Falle vom Consistorium: Lütkens bezieht sich auf „Verhandlungen mit dem Repräsentanten unseres Kirchenregiments". Und woher denn sollten diese Verhandlungen so bekannt sein? Wenn sie etwa einer gewissen Gruppe von reactionären Theologen vorzugsweise bekannt waren, so liegt wol darin von selbst eine Andeutung ihrer Betheiligung an dieser Geschichte. Mögen sie mehr davon erzählen! Soviel wir darüber zu hören bekamen, hat es denn doch mit der Angabe Kauzmanns, wie sie oben citirt wurde, seine vollkommene Richtigkeit. Ein Umgehen des Kirchenregiments hat allerdings stattgefunden, und auch bei Lütkens versteckt es sich nur schlecht hinter den tiefsinnig klingenden Worten: „divergirende Ansichten in Betreff der beiderseitigen Competenz". Ein Competenzconflict, bei dem eine Uebereinkunft nicht erzielt wird, pflegt sonst die Wirkung zu haben, daß die bezügliche Sache in suspenso bleibt: hier aber hat er die Wirkung gehabt, den Willen des einen Theils zu realisiren. Unter solchen Umständen wäre etwa zu wünschen, daß ein neuer Competenzconflict den „kleinen Raumer" aus unseren Schulen wieder ent-

lerne, oder vielmehr — da ich in meinem Urtheil über die Kirchenliederfrage soweit zu gehen mir nicht erlaube — daß der Competenzconflict einen purificirten Umdruck dieses Büchleins (speciell für den Import nach Kur-Est-Livland) veranlasse. Warum sollte ein Competenzconflict nicht auch in der letzterwähnten Weise auf den Herausgeber oder Verleger eines rentabeln Schulbuchs einzuwirken im Stande sein? In der That aber ist es gar nicht zweifelhaft, daß religiöse Lehrbücher, Liedersammlungen ꝛc. von der Schulobrigkeit nicht ohne Genehmigung des Kirchenregiments eingeführt werden dürfen und daß jede bezügliche Maßnahme, bei welcher diese Genehmigung nicht nachgesucht oder nicht erlangt wurde, eine Ungesetzlichkeit und eine Nullität bleibt. Es handelt sich um ein ganz klares und oft genug gehandhabtes Gesetz, von dessen Verletzung Herr Lütkens in so unschuldigem Tone zu reden vermag.

Für die Art unseres Autors, mit Scheingründen und Wortfinessen zu fechten und dabei durch äußerst zuversichtlichen Ton imponiren zu wollen, könnte man an diesen zwei Beispielen genug haben; es verdient aber noch gezeigt zu werden, wie er sich gelegentlich auch mit einem Witze aus der Sache zu ziehen und die Lacher auf seine Seite zu bringen nicht verschmäht.

Pastor Kauzmann hatte über eine gewisse philosophisch-theologische Persönlichkeit ein geringschätzigeres Urtheil ausgesprochen, als seinem Gegner lieb war. Dergleichen widerlegen zu wollen, hat natürlich, ganz abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Urtheils, immer sein Mißliches. Aber geschenkt sollte es auch nicht werden: also eine Abfertigung, wo möglich eine witzige! Und so bekommen wir bei Lütkens (Dorp. Zeitschr. 1864, II, p. 282) das Folgende zu lesen: „Ein eigenthümlicher Muth hat freilich dazu gehört, diese Aeußerung" (das erwähnte geringschätzige Urtheil) „dem Druck zu übergeben. Aber verwundern muß man sich, wie dieser edle Löwenmuth in der Brust eines Mannes gelangte, dessen Haupt doch von nichts Anderem als von Hase's-Gedanken erfüllt war!"

Zum Verständniß dieses abfertigenden Witzes muß bemerkt werden, daß Kauzmann mehrmals den bekannten Jenaer Theologen Hase beifällig citirt hatte. Mann kann übrigens nicht leugnen, daß der Einfall, obgleich in die Kategorie des bloßen Wortwitzes gehörend, so zu sagen, recht schwierig ist und vielleicht in künftigen Handbüchern der Aesthetik zur Exemplification seiner Gattung verwendet zu werden verdient.

Hiemit nun mag sich die Balt. Monatsschr. bei der reactionären Theologie bis auf Weiteres verabschiedet haben; denn vielleicht wäre überhaupt

vorzuschlagen, daß man die dogmatischen Fehden eine Weile ruhen lasse. Das größte Dogma unserer Zeit ist das von der Freiheit des religiösen Gewissens. Wo es zu einer praktischen Lebensfrage des Volkes geworden ist, da verlieren bloß doctrinelle Gegensätze viel von ihrem sonstigen Interesse. Dieses Dogma ist von keinem Pontifex decretirt worden; aus keiner Orthodoxie, weder der lutherischen noch irgend einer andern, ist es geboren; es erstreckt seine Wurzeln kaum weiter als bis in den „Aufkläricht" des vorigen Jahrhunderts: aber darum nicht minder siegreich wird es in nicht allzu langer Zeit das allgemeine Gesetz der Christenheit, das Princip und die Summe ihres erneuerten kanonischen Rechtes geworden sein. In diesem Glauben wenigstens getröste ich mich mit der „reactionären Theologie" lutherischer Confession einig zu sein.

Nachtrag.

Der dirigirende Senat hat mittelst der Ukase vom 6. und 26. November und 2. December d. J. sämmtliche jugendliche Brandstifter, über die im Eingange dieses Heftes referirt worden, von jeder Strafe freigesprochen, weil der subjective Thatbestand nicht feststehe.

In Betreff der Mina Mumm hat der Senat in Erwägung gezogen: daß sie bei den Verhören im Ordnungs- und Landgerichte gar kein Verständniß für die Schwere des von ihr begangenen Verbrechens gezeigt und daß, erst als das Landgericht ihr vorgehalten, wie der Brand des Schulhauses für den Lehrer ein eben solches Unglück sei wie für ihre Eltern der Brand ihres eignen Hauses sein würde, sie eingesehen habe, daß eine Brandstiftung eine sehr böse That sei, daß das Landgericht nach dem Verhöre bemerkt habe, wie sie nicht den gehörigen Begriff davon habe, was eine Brandstiftung sei; daß hienächst kein ausreichendes Motiv für die Brandstiftung ermittelt sei, da, wenngleich nach dem gemeindegerichtlichen Protokoll die Mina Mumm eingestanden, die Brandstiftung aus Rache für eine ihr zugefügte Strafe verübt zu haben, sie doch in den Verhören beständig angeführt, daß sie ebensowenig sich erinnere, warum sie das Haus angezündet, als sie wisse, was sie in der Angst im Gemeindegerichte gesagt noch was dort niedergeschrieben sei, daß ferner auch die Umstände, unter denen die Brandstiftung verübt sei, auf den kindischen Unverstand und Leichtsinn der Inquisitin hindeuteten, indem sie die glühenden Kohlen, die sie in die Spreu geworfen, erst mit den Füßen ausgetreten, darauf aber, als sie gesehen, daß sie sie nicht völlig ersticken könne, erschrocken zur Schule geflüchtet und dort sich wieder mit ihren Aufgaben beschäftigt, ohne weiter an die Kohlen zu denken; endlich daß der Lehrer sich nicht mit Gewißheit darüber aussprechen können, ob nicht kindischer Leichtsinn der Inquisitin die alleinige Ursache des Brandes gewesen, während die von ihm angeführte Thatsache, daß Mina Mumm das Schicksal eines eine Brandstiftung verübt habenden Knaben beneidet und gemeint habe, daß ihm im Gefängnisse sehr wohl sei, offenbar auf die Abwesenheit einer reifen Entwickelung hinweise.

In Bezug auf den Jaan Allik hat der Senat angenommen, daß das Motiv zur Brandstiftung zwar erwiesen sei, dies beweise aber bei einem Minderjährigen noch nicht, daß er das Verbrechen mit aller Einsicht verübt; denn wenn das Gesetz zur Bestrafung

eines Minderjährigen den Beweis fordere, daß er das Verbrechen mit Einsicht begangen, so genüge nicht, daß er die Folgen seiner Handlung begriffen habe, sondern vor allem komme es darauf an, daß er das Verbrecherische derselben einsehe. In letzterer Beziehung ergebe sich aber aus den Acten, daß Jaan Allik auf die bezügliche Frage des Landgerichts geschwiegen und daß er erst, als das Gericht ihm das Verbrecherische einer Brandstiftung erläutert, ein genügendes Verständniß dafür gezeigt habe.

Hinsichtlich des Andres Särrewe erachtet es der Senat allerdings für constatirt, daß er die Brandstiftungen nicht im Zustande der Mondsucht verübt habe, dies beweise aber noch nicht, daß er bei seinem Alter mit Einsicht gehandelt habe. Für dieses Moment könnten allein seine Aussagen im Landgerichte maßgebend sein. Nach diesen habe er bei Verübung der Brandstiftungen nicht an die Folgen gedacht und sei sich ihrer Schädlichkeit erst bewußt geworden, als die Flammen aufgeschlagen. Folglich habe er bei der That noch nicht das volle Verständniß des Verbrecherischen derselben gehabt. In den Acten sei weiter kein Nachweis über den Grad der geistigen Entwickelung des Inquisiten zur Zeit der That enthalten, und die Widersprüche in seinen Aussagen kämen, wie aus der Confrontation mit dem Lehrer hervorgehe, nur daher, daß er auf die an ihn gerichteten Fragen doch irgend einen Vorwand für sein Verbrechen anführen wollen, könnten indessen keineswegs als ein Beweis seiner Einsicht gelten. Särrewe sei nach dem Zeugniß Aller ein ruhiger und gutartiger Knabe, es sei also nicht anzunehmen, daß Bosheit oder Rachsucht ihn zur Brandstiftung getrieben, vielmehr beweise seine Aussage, daß er gehofft, der Schule zu entgehen, wenn das Schulhaus oder das seines Bruders abbrenne, an und für sich mehr die kindische Unentwickeltheit des Särrewe als ein Bewußtsein von dem Verbrecherischen seiner Handlungen.

Der Senat hat daher verfügt: die drei Inquisiten ihren Eltern oder zuverlässigen Verwandten zur strengen Aufsicht, Besserung und Belehrung, letzteres auch durch ihren Geistlichen, zu übergeben.

Von der Redaction.

Unsere Monatsschrift hat nun schon fünf Jahrgänge hinter sich, und es verdient erwogen zu werden, welche Aussichten auf die Zukunft sie sich machen darf.

Es war im Jahre 1859, als ihre Gründung auf einem bis dahin unter uns ungewöhnlichen Wege ermöglicht wurde. Man fing nämlich verständiger Weise damit an, die für ein solches Unternehmen erforderlichen Geldmittel zusammenzubringen, und es fand sich in der That eine Anzahl von Männern, welche der patriotischen Opferwilligkeit auch zu diesem Zwecke nicht ermangelten. Sie hatten sich zu einer dreijährigen Subvention verpflichtet, aber schon im zweiten Jahre war die Balt. Monatsschr. im Stande sich selbst zu erhalten und konnte daher zu ihrer Genugthuung auf die letzte Einzahlung verzichten. Ja, die Subvention der beiden ersten Jahre hat noch einen bis jetzt reservirten Ueberschuß gelassen, welcher dazu dienen wird, das Unternehmen auch unter ungünstigeren Eventualitäten so lange als möglich fortzuführen: denn dazu fühlen wir uns verpflichtet nicht nur den erwähnten ursprünglichen Förderern desselben, sondern auch dem ganzen baltischen Publikum gegenüber.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Zeitverhältnisse, gegen 1859, wesentlich veränderte sind: im Ganzen ist die Stimmung eine weniger sanguinisch-hoffnungsvolle geworden und die Einsicht, daß wir uns nur unter Mühen und Gefahren zu einer befriedigenderen Zukunft durcharbeiten können, macht sich immer mehr geltend. Aber sollte darum die Existenz der Balt. Monatsschr. weniger nöthig geworden sein? Eher doch wol im Gegentheil!

Zwar giebt es nicht wenige unter unseren Landsleuten, welche glauben, daß gerade durch die Publicistik an unserer zeitweiligen Lage Manches verdorben worden sei. Wir brauchen hier nicht den Grund oder Ungrund dieser Ansicht zu untersuchen: genug, daß schwerlich jemand einen solchen Vorwurf auf die Balt. Monatsschr. beziehen wird.

Andrerseits könnte es vielleicht scheinen, daß die Balt. Monatsschr. an Existenzgrund verloren habe, weil einige unserer Zeitungen unterdessen eine durchaus veränderte Gestalt angenommen haben. In der That leistet die Rigasche Zeitung und leistete das leider wieder eingegangene Dorpater Tagesblatt Alles, was man an schlagfertiger Aufmerksamkeit für die innern Tagesfragen oder an umsichtiger Berichterstattung aus den russischen Preßorganen unter den gegebenen Verhältnissen verlangen kann. Es wird aber nicht verkannt werden, daß die ganze Aufgabe einer monatlichen Revue immerhin eine andere ist als die einer täglich erscheinenden politischen Zeitung und daß es nach dem Maßstabe unseres Jahrhunderts fast eine Ehrensache für Kur-Est-Livland sein muß, in beiderlei Weise literärisch vertreten zu sein.

In einer näheren Beziehung als zu den politischen Zeitungen steht die Monatsschrift zu der seit zwei Jahren von den Herren Professor Bulmerincq und Mag. Hehn herausgegebenen „Baltischen Wochenschrift". Diese, das alte „Inland" so zweckmäßig ablösende Unternehmung hat nicht verfehlen können, auch auf die Balt. Monatsschr. eine gewisse Rückwirkung auszuüben. Indem nämlich damit ein besonderes statistisch-nationalökonomisches Organ geschaffen wurde, mit kürzerer Periodicität und mit der nicht genug zu schätzenden Möglichkeit auch zu kleineren und weniger verarbeiteten Mittheilungen, so hat die Balt. Monatsschr. dem bezeichneten Gebiete seitdem weniger Aufmerksamkeit als früher zu widmen gebraucht. Ohne geeignete, d. h. ihr Thema in umfassenderer Weise behandelnde Aufsätze national-ökonomischen oder statistischen Inhalts von sich auszuschließen, hat sie die Sachlage benutzt, nach anderen, namentlich den mehr ideellen Seiten ihres Programms hin eine erweiterte Thätigkeit eintreten zu lassen. Wir glauben zu wissen, daß so ziemlich alle unsere Leser mit dieser Wendung nicht unzufrieden sind. Wäre es doch sogar wünschenswerth, daß noch mehr Fachjournale unter uns entständen, z. B. ein juristisches und ein pädagogisches, und daß der Balt. Monatsschr. nur für das allen Gebildeten gemeinsame Leseinteresse zu sorgen übrig bliebe. Wie die Dinge stehen, kann sie freilich nicht umhin, auch mancher streng juristischen

Dissertation Aufnahme zu gewähren: wofür sie freilich von den Herren Pädagogen viel weniger, als sie es wünschte, in Anspruch genommen wird. Worin mag wol letztere Erscheinung begründet sein? Die einsichtsvollen und berufseifrigen Schulmänner unserer Provinzen zählen doch nach Hunderten; die meisten von ihnen wüßten ohne Zweifel, sei es den Collegen, sei es den Eltern der Schulkinder, viel Beherzigenswerthes zu sagen: wie findet denn kaum Einer Lust und Muße zur Propaganda vermittelst des gedruckten Wortes?

Ein besonderes Verdienst der Balt. Monatsschr. ist es gewesen, eine geregelte Honorarzahlung eingeführt und dadurch die Achtung vor der literärischen Arbeit in unsern Gegenden gesteigert zu haben. Wir verausgaben jährlich an Honorar für unsere Mitarbeiter 1300 bis 1400 Rub., und man wird es dem abonnirenden Publikum zum Ruhm anrechnen müssen, daß diese Summe nebst den übrigen Unkosten durch den Absatz gedeckt werden konnte. Freilich ist einzugestehen, daß die ökonomische Lage der Balt. Monatsschr. sich immer nur sehr wenig über dem Gefrierpunkt erhalten hat und daß 50 Abonnenten mehr oder weniger zu einer Lebensfrage für sie werden müssen.

Wir glaubten um so mehr auch über die letzterwähnte Seite des Unternehmens unseren Landsleuten Rechenschaft schuldig zu sein, als es sich immer deutlicher herausgestellt hat, daß wir fast ausschließlich nur auf die Betheiligung im Lande zu rechnen haben: der Absatz einerseits nach Petersburg und weiter ins Innere des Reichs, andrerseits ins Ausland bleibt unbedeutend, wie es am Ende auch nicht anders sein kann, da die Balt. Monatsschr., auch bei den scheinbar abgelegensten Gegenständen immer nur das Interesse der Bewohner Kur-Est-Livlands im Auge hat. In dieser Hinsicht aber ist es natürlich, daß, je länger eine Zeitschrift besteht, desto besser Publikum und Redaction und Mitarbeiter sich in einander schicken lernen. Und daher dürfen wir hoffen, daß die Balt. Monatsschr. mit jedem Jahre ihres Bestehens ein immer wesentlicheres Stück von dem Leben dieser Provinzen werden soll.

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Faltin. G. Berkholz.

Druckfehler

in dem Aufsatz: Italien von Victor Hehn.

Octoberheft.

S. 290	Z. 10	v. u.	Die ganze Zeile gehört nicht zu den vorangehenden Hom[illegible] Versen; statt erquicket lies erquickt, am Ende ein Komma [illegible] des Punktes.
„ 302	„ 12	„ o.	lies weiter statt wieder.
„ 302	„ 4	„ u.	„ Bande statt Boden.
„ 304	„ 9	„ „	„ der statt das.
„ 306	„ 6	„ „	„ alte statt alle.
„ 313	„ 15	„ o.	„ schwerwandelnder statt schwerbeladener
„ 314	„ 8	„ u.	„ Felsenufer statt Landhäuser.
„ 316	„ 13	„ „	„ Laubwänden statt Laubwäldern.

Novemberheft.

„ 367	„ 17	„ „	„ eine eingebildete ist oder nicht, aber für Ita[illegible] besteht sie sicherlich nicht.
„ 379	„ 8	„ „	„ Spiel statt Spiegel.
„ 380	„ 19	„ „	„ italischen statt italienischen.
„ 387	„ 13	„ „	nach: So weit Speyer ein Punkt statt des Komma's.

Baltische Monatsschrift.

Zehnten Bandes erstes Heft.

Juli 1864.

Riga,

Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

1864

[illegible] 25 K.
[illegible] 23 K.
[illegible] 42 K.
[illegible] 34 K.
[illegible] Napoleon III. [illegible] 54 K.
[illegible] 2 Bde. 2 R. 54 K.
[illegible] 63 K.
[illegible] Shakespeare [illegible] 1 R. 25 K.
[illegible] 75 K.
[illegible] 4 R. [illegible] K.
[illegible] Betrachtung [illegible] europäischen Politik 1 R. 25 K.
[illegible] 14 K.
[illegible] 1 R. [illegible] K.
[illegible]
[illegible] 5 R. [illegible] K.
[illegible]
[illegible] 2 R. 50 K.
[illegible] 25 K.
[illegible]
[illegible] 2 R. 52 K.
[illegible] 25 K.
[illegible] aus dem 16. Jahrhdrt. 2 R. 25 K.
[illegible] 2 Bde. [illegible]
[illegible] Roman. 2 Bde. [illegible]
[illegible] Christologische Meditationen. 1 R. 25 K.
[illegible] Kriege 42 K.
[illegible] 30 K.

Inhalt.

[illegible]

Baltische Monatsschrift.

Zehnten Bandes fünftes Heft.

November 1864.

Riga,

Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung

1864.

Antiquaria,

N. Kymmels Buch[illegible]
in Riga.

Inhalt